Wilhelm Raabe

Unseres Herrgotts Kanzlei

Verworrenes Leben

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/s1smtlichewerke04raab

Wilhelm Raabe
Sämtliche Werke

Erste Serie:
Band 4

Wilhelm Raabe

Sämtliche Werke

Erste Serie
Band 4

Erstes bis fünfzehntes Tausend

PT
2451
A1
1913
Ser. 1
Bd. 4

Berlin-Grunewald
Verlagsanstalt für Litteratur und Kunst / Hermann Klemm

Wilhelm Raabe

Unseres Herrgotts Kanzlei

Eine Erzählung

Verworrenes Leben

Novellen und Skizzen

13377 8
4/9/14

Berlin-Grunewald
Verlagsanstalt für Litteratur
und Kunst / Hermann Klemm

Dieses Werk wurde gedruckt in der Offizin G. Kreysing in Leipzig.
Einbandzeichnung und Innentitel sind entworfen von Bernhard Lorenz.
Den Einband fertigte H. Fikentscher in Leipzig.

Inhalt des vierten Bandes.

	Seite
Unseres Herrgotts Kanzlei (3. März—21. September 1861)	1
Verworrenes Leben (1862)	361
Die alte Universität (28. Juli—16. August 1858)	363
Der Junker von Denow (15. November—26. Dezember 1858)	390
Aus dem Lebensbuche des Schulmeisters Michel Haas (26. Juli—10. August 1859)	441
Wer kann es wenden? (Sommer—23. September 1859)	480
Ein Geheimnis (8. Juni—2. Juli 1860)	526

Unſeres

Herrgotts Kanzlei

Eine Erzählung

Ein Wort zur zweiten Auflage.

Es sind nun grade vierzig Jahre her, seit, so um die Ostern 1849 herum, das, was in diesem Buche zu lesen ist, zuerst Figur und Farbe gewann. Damals zog auch der Autor nächtlicher Weile vom „Güldenen Weinfaß" aus, wie der Fähndrich des reisigen Zeugs, Christof Alemann, und Herr Markus der Rottmeister; und wenn er auch nicht im „Zisiekenbauer" für die gute, alte Stadt Magdeburg warb, so holte er sich doch für sie aus ihren Gassen und von ihren Märkten, im Schatten und im Mondlicht, allerlei Gestalten und Bilder zusammen, die späterhin in den lauten Hörsälen zu Berlin und auf der stillen Bibliothek in Wolfenbüttel sich ihm zu dem vorliegenden Bilderbuche verdichteten. Daß es, dieses buntfarbige Buch, noch von einem jungen Menschen geschrieben worden ist, das sieht wohl ein jeder, dem hier ein Urteil zusteht, und mutzt ihm nicht unnötigerweise darin auf, was anders sein könnte oder besser ganz weggeblieben wäre.

Es sind viel trefflichere Meister in dieser feinen Kunst, solche alten Geschichten zu erzählen, aufgestanden seit dem Jahre 1862, in welchem Unseres Herrgotts Kanzlei zuerst das bedenkliche Licht der Welt durch Vermittelung der Druckerpresse sah. Vor denen zieht man willig die Kappe ab und ist zu jeglichem Peccavi bereit. Jedoch wenn nach länger als einem Vierteljahrhundert von einem Schreiberkunststück behauptet wird, daß es noch immer sich

ſehen laſſen könne unter den Leuten, ſo ſieht man ſeinerſeits nicht ein, weshalb man es auf ſeinem fernern Wege aufhalten ſollte.

So fahre denn noch einmal hin in die Welt, altjunges Schriftwerk, und klopfe an und frage: Wer will noch einmal mit Panier aufwerfen für:

Unſeres Herrgotts Kanzlei?

Braunſchweig, um die Oſtern 1889.

Wilh. Raabe.

Eigen Nutz, Haß und Zwietracht
Hat Meintz und Hall eigen gemacht,
Hat Söllen jhren Rath gefangen,
Erfurth jhren Bürgermeister gehangen,
Mülhausen ist auch dahin,
Quedlinburg hats kleinen Gewin.
Halberstadt auch verrathen ist,
Braunschweig, hüt dich, es ist dir nütz.
Goßlar und Götting, nembt hierauß merk,
Bittet Gott umb sein Hülf und Sterck,
Magdeburg, laß dirs ein Spiegel seyn,
So bleibstu wohl bey würden dein.
Graben, Wall, Mawren und Geschütz,
Zwinger, Pulver sein wenig nütz,
Es hilfft Gewalt und Manheit nicht,
Wo Eintracht und gut Rath gebricht.

Alte Reimen, darin Städte und jhre Einwohner zu Frieden und Einigkeit vermahnet werden.

Elias Pomarius, Wahrhafftige Beschreibung, pag. 459.

Das erste Kapitel.

Wie Markus Horn nicht lobesam
Mit Hinz und Kunz nach Hause kam;
Andreas Kritzmann geht vorbei,
Im Jungfernkranz ist groß Geschrei.
Gen Magdeburg von Braunschweig her
Des Krieges Wolken ziehen schwer;
Das fünfzehnhundertfünfzigst' Jahr
Nach Christus zählt man, das ist wahr.

Unter seinem Schild und Zeichen, zum Magdeburger Kranz, stand, am Nachmittag des vierzehnten Septembers im Jubeljahr Eintausendfünfhundertundfünfzig, der Wirt, Hans Rolle, hielt die Hand über die Augen, um nicht von der Herbstsonne geblendet zu werden, und blickte erwartungsvoll die alte Hansestraße entlang, die von Braunschweig über Halberstadt daherführte und an der Kneipe vorüber, gegen die Stadt Magdeburg zu, weiter lief. Diese Straße, auf welcher trotz der unruhigen Zeiten immerfort ein reges Leben, ein ununterbrochener Verkehr herrschte, war in den letzten Tagen belebter als je und bedeckt mit hungrigen und durstigen Wanderern, welche jedoch weniger dem Nährstande als dem Wehrstande angehörten. Es mußte irgendwo in der Welt irgend etwas vorgefallen sein, welches das gefährliche, aber auch, wie gesagt, sehr gefräßige und sehr durstige Volk der Landsknechte, Reiter und Abenteurer mehr als gewöhnlich in Bewegung gebracht hatte. Und so war es auch. Ein kriegerisch Spiel war zu Ende, ein anderes sollte beginnen, und die Karten dazu waren bereits gemischt und ausgegeben worden.

Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig hatte wieder einmal seine gute Landesstadt Braunschweig hart belagert und die Belagerung aufgehoben, ohne der Stadt viel abzugewinnen. Die Stadtchronisten hatten nicht mehr nötig, in ihren Aufzeichnungen zu bemerken:

„Den 20. Julii that der Herzog 8 Schüsse in die Stadt —“ oder:

„Den 25. Julii ließ der Herzog bey St. Leonhard das Korn im Felde anzünden und verbrennen —“
oder:

„Den 30. Julii holeten des Herzogs Knechte von dem Hofe zu Veltheim 160 Schweine, 50 Rinder und 30 Kühe und verbrannten Hondelage und Wendhausen.“

Die Stadtchronisten hatten ihre Bemerkungen geschlossen mit der Nachricht:

„Den 6. Septembris zog der Herzog aus seinem Lager und ließ es anzünden, darauf die Bürger häufig herausgelaufen, und was noch von dem Feinde zurückgelassen, in ihre Stadt gebracht, also in 2 Tägen das ganze Lager rein gemachet.“

Mit dem Reim:

„Wer will den süßen Honig lecken,
Muß leiden, daß ihn die Bienen stechen,“

hatten die Stadtchronisten wieder einmal ihre Federn ausgespritzt. Solche kleine Mißhelligkeiten und Anläufe mit gewappneter Hand kamen zwischen den Landesvätern und der Landesstadt so häufig vor, daß niemand groß Acht darauf hatte. Nachdem man sich gegenseitig weidlich das Fell gebläut und alles gebrannte und ungebrannte Herzeleid angetan hatte, vertrug man sich, so gut es gehen wollte; weil den Herzögen das Geld ausging, und die reiche, nahrhafte Stadt ihren Handel durch ein weiteres Auseinanderziehen des Spaßes nicht länger unterbrechen wollte. Man gab die Gefangenen gegenseitig heraus, baute die niedergebrannten Dörfer wieder auf; die Herzöge luden die von Braunschweig zu ihren Kindtaufen, Hochzeiten und dergleichen auf das Schloß zu Wolfenbüttel, und der Rat der „stolzen“ Stadt gab dagegen den angestammten Fürsten einen köstlichen Schmaus auf dem Altstadtrathaus und bewirtete sie

mit fremden Leckerbissen aus der Ratsküche und süßem Wein aus der Ratsapotheke.

Herzog und Stadt zahlten ihre Knechte und Reiter aus, und das zusammengelaufene Volk im Lager und in den Wällen erhob sich summend und flog auseinander, wie ein Schwarm Hummeln und Hundsmücken, wenn der Honigtopf zugedeckt wird.

So war's auch diesmal gegangen, nachdem die Berennung acht Wochen gedauert, auf einen Montag angefangen und auf einen Montag geendet hatte; doch blieb diesmal von dem versammelten Volk, unter dem Herzog Jürgen von Mecklenburg, ein wilder Schwarm beisammen, wovon später leider nur zuviel die Rede sein muß.

Auf alle Landstraßen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation zerstreute sich aber, wie gesagt, ein großer Teil der herzoglichen und städtischen Rotten, und um die Mitte des Septembers wimmelte es auf allen Landstraßen, Kreuz- und Querwegen, fünfzehn Meilen im Umkreis der Stadt Braunschweig, von bewaffneten Abenteurern, welche von neuem ihr Glück suchten und probierten.

Der Wirt zum Magdeburger Kranz, Hans Rolle, mochte aber mit bester Hoffnung nach guter Kundschaft ausschauen, denn es war bestimmt, daß um die Stadt Magdeburg und in ihr sich alle zerstreuten Atome der bei Braunschweig auseinandergesprengten Heeresmassen wieder sammeln und zu neuem Unheil sich von neuem zusammenfügen sollten.

Gute Kundschaft für den Wirt Hans Rolle näherte sich schon, gleich einem Krähenschwarme, mit großem Geschrei; sie marschierte nach dem Gequiek einer Querpfeife, welche ein blutjunges Bürschlein keck und frech dem wunderlichen Haufen voranblies. Einem Krähenschwarme gleich, welcher sich mit Tumult auf einer Weide am Wege niederläßt, schlug sich dieser Schwarm abgedankter Söldner vor der Straßenschenke zum Magdeburger Kranz nieder; bis auf einen hohen, mageren Mann, welcher sich

von dem Haufen ablöste und des Weges weiter zog, ohne mit den andern einzukehren; der auch nicht mit johlte und sang, welcher von den sonst gar nicht blöden Kameraden mit einem gewissen scheuen Respekt behandelt wurde, und den man ziehen ließ, ohne ihm zuzubrüllen: „Holla, Andreas, Andreas Kritzmann, wo willst du hin? Hier geblieben und mitgesoffen auf gute Kameradschaft jetzt und fürder!“ Der Wirt aber schrie nach seinem Weibe, nach seiner Magd, seiner Tochter, seinem Knecht und Jungen, denn nun waren alle Hände der Wirtschaft zur Bedienung nötig, wenn der ungeberdige Haufe nicht Tische, Stühle, Bänke und Fenster zerschlagen sollte. Die in der niedern Schenkstube Anwesenden aber sahen einander ziemlich scheu an, und jeder schien bei sich zu überlegen, ob es nicht das beste sein werde, wenn man schnell seinen Krug austrinke und schleunigst sich davonmache, ehe der wüste Haufe anstürme. Die Neugier spricht jedoch in solchen Fällen ein zu großes Wort mit und überwindet nur allzu häufig den Verstand. So auch jetzt; Schneider, Metzger, Hausierer und Bettelmann tranken nicht aus, sondern rückten in ihrer Ecke, an ihrem Tisch nur ein wenig dichter zusammen und horchten mit gesenkten Köpfen, wie der Wirt unter der Tür, wo des Metzgers erhandeltes Kalb an einen Pfosten gebunden war, die Ankommenden begrüßte.

Selten hatte wohl eine auf der alten Hanse- und Levantestraße einherziehende Truppe einen liederlicheren und zugleich schreckhafteren Anblick geboten, als diese aus dem braunschweigischen Kriege kommenden Landsknechte. In besudeltem und zerlumptem Flitter und Tand trotteten sie einher. Da gab es mächtige buntfarbige, aus allerlei Fetzen zusammengesetzte Pluderhosen und kurze Mäntelchen, welche kaum bis auf die Hüften herabhingen. Da gab es Sturmhauben der verschiedensten Formen, zerschlitzte Barette mit und ohne Federn, und bunte gefärbte, streifige Filzhüte, die unsern jetzigen Pomadenbüchsen in der Form auf ein Haar glichen. Einige lange Kerle stolzierten

einher und trugen über der rechten Schulter ein zweihändiges furchtbares Schlachtschwert, andere führten Feuerröhre mit Gabel und Luntenschloß, wieder andere waren mit Spießen, Partisanen und Hellebarden bewaffnet, doch hatte der einfache uralte, oft achtzehn Fuß lange Spieß, den die Italiener in der Hand der deutschen Knechte so sehr fürchteten, den Vorrang. Übrigens war's, als habe man sich im Haufen das Wort gegeben, daß jeder sich in Kleidung und Bewaffnung so verschieden als möglich von seinem Nachbar halte; und da nun auch manche schwarze Pflaster über Nase, Stirn und Augen, zwei den Arm in der Binde trugen, so läßt sich eine tollere, buntscheckigere Truppe nicht leicht vorstellen als diese, welche sich jetzt unter dem Wappen und Zeichen zum Magdeburger Kranz drängte.

In der Wirtsstube saßen der Schneider, der auf einem adligen Hofe der Nachbarschaft dem Junker eine neue Hose abgeliefert hatte, der Schlächter, der Hausierer, der seinen Kramkasten immer näher zu sich auf der Bank heranzog, und der Bettelmann Hänsel Nothnagel mit offenen Mäulern da, bis der Schlächter mit einemmale in die Höhe fuhr, als wachse plötzlich eine recht scharfe Nadel unter ihm aus der Bank. Sein unglückliches Kalb draußen vor der Tür blökte auf eine Art, die unzweifelhaft ließe daß ihm die höchste Gewalt angetan wurde. Dann flog die Tür auf, und das Kalb flog herein, von einem Fußtritt gegen die Gäst, geschleudert. Die Querpfeife quiekte, wildes Gelächter, Geschrei nach der flüchtenden Magd erscholl. Mit einem Fluch hatte der Metzger sein Kalb gefaßt; einer der Kerle, welche die riesenhaften Schlachtschwerter trugen, suchte es ihm wieder zu entreißen und hielt den Schwanz des Tieres gepackt. Der Schneider und der Hausierer hatten die größte Lust, durch das Fenster zu springen; aber der Bettelmann stieß plötzlich ein helles, den ganzen Spektakel übertönendes Wutgeschrei aus und faßte dem kleinen Querpfeifer in die wirren Haare:

„Hab' ich dich! Hab' ich dich! Hab' ich dich! Warte! Da, da!

Und da, du Satan, du Teufelsjunge! Hier! Hier! Ach spürst du's, warte — hab' ich dich — o heiliger Trost!"

Eine wahre Flut von Püffen und Knüffen regnete auf den Jungen herab. Lachend und fluchend rückten die Landsknechte den Städtern näher; aber ein Kampf entstand nicht daraus.

Ein allgemeines Erkennen fand unter dem Zeichen des Magdeburger Jungfernkranzes statt.

„Stadtkinder! Stadtkinder! Lauter, lauter Stadtkinder!" schrie der Wirt, zwischen Landsknechten und Bürgern hin und her hüpfend und seine Mütze schwingend und sie in die Luft werfend.

„Bei Gott, das ist richtig das lahme Schneiderlein Peterchen Leisegang!"

„Und das ist, beim heilgen Moritz, der wilde Rotkopf Samuel Pfeffer, so vor drei Jahren durchbrannte, weilen er mit unseren Herren vom Rat in Unfrieden kam."

„Hallo, der Heinrich Metten vom Diebshorn! Juho, da sieht man recht, daß Unkraut nicht vergehen will."

„Und Meister Hasenreffer der Metzger fährt auch noch im Land um und schindet den Bauern ihr Vieh ab und verkauft krepiert Luder als frisch Fleisch jedem Narren, so ihm um einen Braten kommt."

„Ruhe, Frieden! Gebt Frieden, sag' ich!" schrie ein dicker Kerl im Lederwams, Peter Rauchmaul genannt, mit dem Schaft seiner Pike auf den Tisch schlagend, daß das ganze Gebäude erzitterte. „Sehet lieber, wie Vater und Söhnlein, wie Hänsel Nothnagel und Fränzel, unser Pfeiferlein, sich in den Armen — wollt' ich sagen in den Haaren liegen und sich freuen ob des Wiederfindens."

„Vater, Ihr reißt mir den Busch aus! Vater, Ihr dämpft mich! Blutiger Tod, Vater, lasset los, oder ich tret' Euch vor die Schienbeine! Blutiger Tod, gebt Euch, ich sag's Euch zum letzten-

mal!" schrie der kleine Querpfeifer; aber der Alte fuhr fort in der Züchtigung seines unvermutet wiedergefundenen Sprößlings.

„Warte, du Hund, du Range, ich hau' dich, daß du den Himmel für einen Dudelsack ansehen sollst. Ja, beiß nur, du verlaufener Lotterbub, nach dieser Stund hat mich lang verlangt! Da, da! und nochmal und wieder! O heiliger Trost, tritt nur zu, probier's! Da da da! Willst du die Pfeife blasen, so will ich die Trommel auf deinem Buckel schlagen; den Pelz will ich dir waschen, daß keine Laus dich mehr mögen soll!"

„Siehst du, Fränzel, die Schläg, so du draußen nicht gekriegt hast, kommen jetzt nach," lachte einer aus dem Haufen der Landsknechte. „Nur zu, Nothnagel, nur zu, Hans, schad um das, was beizu gehet!"

„Ich sag' Euch aber, ich leid's nicht länger," heulte der Junge. „Vater, gebt Euch zufrieden, Ihr habet jetzt Euer Mütlein gekühlt, nun laßt's genug sein — — ich sag', — fangt nicht wieder von vorn an, oder es gehet nicht gut aus!"

„Friede! Friede!" schrie ein anderer Landsknecht. „Beim Strick des Profossen, Stillstand und die Wehren nieder! Man kann ja sein eigen Wort nicht hören. Schmeißt das Kalb heraus, schmeißt alles heraus, was blökt, schreit und die Gemütlichkeit verdirbt. Bier, Bier, Bier!"

„Bier, Bier, Bier!" schrie der ganze Haufe. Der Wirt mit Weib, Magd, Knecht und aller Hilfe, welche er aufbieten konnte, rannte herzu, und die Gemüter beruhigten sich ein wenig.

Ein verwilderter, sonnverbrannter Bursch sah sich jetzt um, als wenn er jemand vermißte; dann rief er:

„Zum Henker, wo steckt denn der Fähnrich, der Doktor? Das wär' was Schönes, wenn der so kurz vor der Stadt ausgerissen wär', und hat uns doch allein vermocht, nicht gegen sie, sondern ihr zu Hilf und Beistand zu ziehen."

„Der Magister wird schon nachkommen," sagte ein junger, traurig blickender, schlanker Gesell, der Stillste der ganzen Gesell-

schaft. „Der Doktor wird schon nachkommen, der ziehet nach seiner Art allein, ihr kennet ihn ja."

„Magst recht haben, Bernd Kloden," sagte Jochen Lorleberg, der sich im Haufen durch sein lügenhaftes Maul vorteilhaft auszeichnete. „Vorauf läuft der Andreas Kritzmann, hinternach trottelt der Markus Horn. Laßt ihnen ihren Willen. Bier, Bier! Gebt Acht, der Doktor ist da, ehe wir dreimal rund getrunken haben. Da sitzt her, alle im Kreise, daß wir die Heimat nach Gebühr begrüßen. Laßt das Kalb drinnen, sag' ich euch! wir wollen's dem Metzger abhandeln und heut abend im Zeisigbauer braten lassen zum Zeichen, daß die verlorenen Söhne heimgekehrt sind. Seid ihr damit zufrieden?"

Ein jubelndes Halloh begrüßte den tollen Vorschlag; Bürger und Landsknechte ließen sich jetzt einmütig nebeneinander nieder, und selbst des kleinen Pfeifers Vater, Hans Nothnagel, gab sich zufrieden, ließ den Kragen des verlaufenen Söhnleins los und warf nur noch zornmutige Blicke nach dem ungeratenen Sprößling. Der Wirt zum Magdeburger Jungfernkranz setzte mächtige Holzkrüge voll frischen, überschäumenden Getränkes auf den Tisch, und Bürger und Landsknechte tranken als gute Stadtgenossen einander zu und fragten einander dann nach dem, was jedem das wichtigste zu wissen dünkte. Beide Teile hatten genug von einander zu erfragen; die Landsknechte erkundigten sich nach den Vorkommnissen der Stadt, die Bürger dagegen brannten vor Begier nach Neuigkeiten aus dem Lager vor Braunschweig und der allgemeinen Weltgeschichte.

„Das wisset ihr noch nicht, daß das Lager aufgehoben ist?" fragte Joachim Quast, ein Reiter, welchem der Gaul am Jödebrunnen vor Braunschweig erstochen war, und der deshalb zu Fuß gen Magdeburg zog. „Das wisset ihr nicht? Hoho, Gottesnot, sind wir deshalb nicht hier? Ja, wartet nur, Gevattern, jetzt kommt's euch siedend heiß auf den Pelz. Seht nach den Läden und Fenstern, denn der Himmel wird schwarz über euch

sein, ehe ihr es denket, und Hagelsteine wird's regnen, so dick wie des dicksten Pfaffen Wanst, und donnern wird's wie zehntausend Feldschlangen, und blitzen wird's wie ein reisiger Zeug, so im Sonnenschein über das Feld hinjaget."

„Heiliger Gott, so erzählet doch!" riefen die Bürgersleute. „Ist das Unwetter so nahe, das uns angesaget seit so langer Zeit, seit Kaiserliche Majestät Anno Siebenundvierzig die Stadt in die Acht gesprochen hat? O erzählet, was ihr wisset, gedenket, daß wir Weib und Kind haben —"

„Jawohl Weib und Kind!" lachte Jochen Lorleberg. „Glücklich wird nun der sein, so weiter nichts hat als seine Waffe und das, was er in Hemd und Wams träget. Ich habe beim Aufbruch vor Braunschweig manch wilden Kerl fluchen und sich vermessen hören: sei's ihm anjetzo vor dieser Stadt mißlungen, so sollt's desto besser gehen um Magdeburg; und wenn da der neue Tanz aufgezogen werde, so sollten das Silber, Gold und die schönen Mädchen so wohlfeil werden, daß zuletzt niemand mehr davon möge."

„Ach du Allmächtiger!" jammerte das lahme Schneiderlein, die Hände zusammenschlagend und den Redenden wie blödsinnig anstarrend.

„Ja, ja, und der Mecklenburger, der Jürg, hat einen Grimm auf euch und euer Nest da drunten, daß es eine Lust ist. Möcht' nur wissen, was ihr ihm zu leid getan habt, Gevatter Metzger. Was? — ihr wisset ganz und gar nicht, daß er schon im Anzug ist mit Roß und Mann, allen Knechten und Reisigen, so Herzog Heinrich der Jüngere und ein ehrbarer Rat von Braunschweig abgedanket haben, nun ihr Handel in Güte beigelegt ist?"

„Nicht das geringste wissen wir. O du barmherziger Himmel, das ist wahr? Und die Bürgerschaft weiß gar nichts davon, und der Rat behält alles für sich selber und lässet Gott einen guten Mann sein! . . . Gegen die Stadt, gegen die Stadt ziehet Herzog Georg von Mecklenburg!"

„So ist's," sagte Jochen Lorleberg. „Herr Jörgel von Mecklenburg hat sein Banner fliegen lassen, hat umschlagen lassen im Lager und guten Sold und Beut bieten lassen allen, die mit ihm ziehen würden. Da ist ihm alles Volk zugefallen bis auf solche Narren wie wir. Nun ziehet der Jürg heran hinter uns her auf das Erzstift; und der Ochsenkopf wehet vor dem Zug, und folgen ihm dreißigtausend zu Roß und dreißigtausend zu Fuß!"

„Oh, oh!" brummten hier einige Anhänger der Wahrheit im Haufen; aber Jochen warf ihnen schlaue, vielsagende Blicke zu und stieß seinen beiden Nachbarn die Ellenbogen in die Seite.

„Ja wohl dreißigtausend zu Roß und dreißigtausend zu Fuß," fuhr er fort. „Sie haben eine Wut auf die Bürger und Bauern, daß es nicht zu sagen ist. Einen braunschweigschen Bürgermeister, dreihundertundfünf Pfund schwer, haben sie gefangen und haben ihm im Lager bei Melverode alles Blut abgezapft, so er bei sich hatte, und haben sich darin zugetrunken und geschworen, unterwegs keinen Schneider, keinen Krämer, keinen Schlächter und kein Weiblein über fünfundzwanzig Jahre alt leben zu lassen. Nur die Schinder, die Bettelleute und die hübschen Mädchen verschonen sie; letztere, auf daß die Welt vor ihrem Grimme nicht allzu leer werde. Dann hat auch der Herzog Jürg der Stadt Braunschweig ihr groß Geschütz, die faule Metze genannt, abgekauft und —"

„Dunderwetter, das ist ja zersprungen beim ersten Schuß vom Michaelisrundel!" rief eine ehrliche Haut vom untern Ende des Tisches; aber der Lügner fuhr fort, ohne sich im geringsten aus der Fassung bringen zu lassen: „Schad't nichts; ist wieder zusammengelötet und hält desto besser. Wird die faule Metze geladen mit siebenzig Pfund Pulver und einer Kugel, so acht Zentner wieget. Wenn die Lunte aufgeschlagen werden soll, wird an alles Volk Wachs und Werg verteilt, daß es sich damit die Ohren verstopfe. Die Artelleymeister beißen sich aber jedesmal des großen Knalls wegen die Zunge ab und spucken sie mit-

samt den Zähnen der Kugel nach. Die Kugel aber macht durch den dicksten Wall Bresche für jeden Sturmhaufen und legt den Dom zu Sankt Moritz da drüben nieder in einem Augenzwinkern."

„Der Teufel glaube Euch das!" schrie der Metzger.

„Das tut er auch!" schrie um einen Ton höher Jochen Lorleberg. „Ihr da, wieviel Meilen ging die Kugel vom Braunschweiger Wall, ehe sie niederfiel?"

„Drei, zwei, zwei und eine halbe!" schrie der Haufe durcheinander.

„Neunzig Ruten über das Lager bei Melverode!" klang die Stimme des ehrlichen Kauzes am untern Ende des Tisches nach.

„Da habt ihr es! da hört ihr es!" schrie Jochen Lorleberg.

„O Gotte! Gotte! Gotte!" jammerte der Schneider, welcher bei den Mordgeschichten immer kleiner wurde.

„Ja, ja, solches Geschütz führt der Jürgen mit sich," fuhr der Lügner fort, „über den Hessendamm muß er schon hinaus sein, und gesengt und gebrannt wird, daß eine schwarze Spur wird vom Okerfluß bis zum Elbstrom; — Peter Rauchmaul, steck mal die Nasen aus dem Fenster, ob du den Brandgeruch noch nicht schmeckst."

Die Bürger starrten den Peter Rauchmaul an, und dieser kam wirklich grinsend dem Anruf nach, schob den Kopf aus dem niedern Fenster und schnüffelte hinaus.

„Na, merkst du was?"

„Ne, noch niche; aber der Karren mit unserm Gerät hält vor der Tür, und dahinten auf des Weges Höhe kommt langsam der Fähnrich, der Doktor, angetorkelt."

„Hallo der Doktor! Vivat der Fähnrich! Hallo der Magister! Juho und abermals Juho!" rief mit einer Stimme der ganze Schwarm der Landsknechte, die Krüge hebend.

„Seht ihr, sagt' ich's nicht? Der würd' uns schon nicht verlassen!" rief der Jüngling, welcher vorhin des Angemeldeten Verteidigung auf sich genommen hatte.

Mehrere Köpfe fuhren an die Fenster, einige Söldner traten vor die Tür, wo ein einspänniger Karren mit dem Gepäck und den Beutestücken des wüsten Haufens hielt. In der Tat näherte sich der „Doktor" langsam der Schenke. Weniger phantastisch als seine wilden Genossen, doch ganz und gar nicht magisterhaft sah er aus.

Der Fähnrich oder Magister war ein Mann, der ungefähr achtundzwanzig oder neunundzwanzig Lebensjahre zählen mochte; hoch und schlank gewachsen, konnte selbst die wunderliche Tracht seiner Zeit und seines Standes seine Gestalt nicht entstellen. Sein Gesicht war von der Sonne verbrannt und ein wenig hager; doch leuchteten seine schwarzen Augen, bald im höchsten Grade beweglich, bald gradausblickend und wie Kohlen; und weder Anstrengungen noch Ausschweifungen des wilden Kriegs- und Lagerlebens hatten den Glanz und das Feuer derselben im mindesten dämpfen können. Die Züge des Mannes waren scharf geschnitten, das dunkle Haar war kurz geschoren, doch umgab ein wohlgepflegter, dichter brauner Bart Kinn und Wangen. Mit einem gewissen zwanglosen Sichgehenlassen bewegte sich der „Magister" und schlenderte, sein Schwert unter dem Arm tragend, langsam dahin, die Augen meistens auf die fernen Domtürme von Magdeburg richtend. Auch die Kleidung des Mannes zu schildern, wird nicht unliebsam sein. Der Fähnrich trug ein abgeplattetes Barett aus roten und schwarzen Streifen und Puffen zusammengesetzt, und geziert mit einer langen schwarzen Feder. Dazu stak er in einem Wams, dessen Ärmel weitbauschig bis zu den Ellenbogen waren. Dieses Kleidungsstück war schwarz bis auf den untern enganliegenden Teil des Ärmels von den Ellenbogen an, welcher rot gefärbt war. Die Pluderhosen des Mannes waren von der Art, von welcher das Lied singt:

Davon sonst ein Hausvater
Gekleidet Weib und Kind,
Das muß jetzt Einer haben
Zu ein'm Paar Hosen gar.

Auch sie waren aus Schwarz und Rot zusammengesetzt, doch überwog das Schwarz. Rote Strümpfe und schwarze Schuhe mit roten Lederriemen zusammengeknüpft vollendeten den Anzug des jungen Kriegers. Wenn wir noch hinzufügen, daß er neben dem schon erwähnten langen und breiten Schwert ein Dolchmesser am Gürtel neben der Ledertasche trug, so haben wir nichts mehr über seine Bekleidung und Bewaffnung zu sagen. Seltsamerweise hatte der wilde Gesell einen Strauß Herbstastern vom Wege zusammengepflückt. Die trug er in der rechten Hand und trat einher, ein Liedchen zwischen den Zähnen summend.

„Den kennt Ihr auch wohl nicht mehr, Gevatter!" fragte am Fenster der Schänke zum Magdeburger Kranz Joachim Quast den kleinen Schneider Leisegang, und dieser, nachdem er nochmals scharf nach dem sich Nähernden hingeblickt hatte, schüttelte den Kopf.

„Nein, — saget, wer ist's?"

„Ratet einmal!"

Peter Leisegang blickte noch einmal zum Magister hinüber, aber er schüttelte wiederum das Haupt:

„Ist's ein Stadtkind?"

„Ja wohl, und dazu ein echtes!"

„So soll mich der Teufel holen, wenn ich's herauskriege! Saget nur, wer es ist; machet keine Sperenzien!"

„Des Ratmanns Horn Söhnlein ist's, von der Schönen Ecke —"

„Das ist der Markus?" rief der Schneider verwundert, und auch der Metzger und der Krämer drängten sich mit Ausrufen der Überraschung heran.

„Markus Horn, so von der Unverstät Leipzig weglief? Markus Horn, der gegen die teuern Schmalkaldischen Herren in den Krieg zog? Des Herrn Ratmanns einziger Sohn! Oh, oh, oh! Schütze uns, was ist aus dem geworden!"

„Was ist aus dem geworden? äh, äh äh, oh, oh, oh!" äffte einer der Landsknechte den Bürgern nach. „Ich rat' euch gut, ziehet dem Doktor nicht solche Gesichter! Soll mich der und jener — was ist aus dem geworden? — was Rechtes ist aus ihm geworden, ein Kerl ist aus ihm geworden. Das ist nicht mehr einer von den gelbschnäbeligen Burschen, den Muttersöhnlein, den Jungfernknechten, die Tag für Tag den Breiten Weg auf- und abstolzieren, nach den Fenstern schielen und Maulaffen feil halten, weil sie in der ganzen Welt nichts Besseres zu tun haben. Ich sag' euch, der Magister mag bei Sturm und Anlauf ein ganz Fähnlein aufwiegen, wie er beim Gelag ein voll Fähnlein glatt und platt unter den Tisch legen mag. Ist's nicht so, ihr andern?"

„So ist's! Vivat der Fähnrich, der Magister, der Doktor!" schrie der Haufe im Chor, und der erste Sprecher fuhr mit Begeisterung fort:

„Ja wohl, schneidet nur eure Gesichter und laßt die Mäuler hängen, weilen der Markus im Schmalkaldischen Handel zum Kaiser und nicht zum Bund gestanden hat! Jedem ehrlichen Kerl seine Meinung! Ich sag' euch, wär' der Magister beim Aufbruch vor Braunschweig nicht gewesen, es möcht' wohl keiner von uns, die wir hier sind, dieser Sache, so jetzo um die Stadt Magdeburg anhebt, den rechten Zipfel abgewonnen haben. Ich glaub' fest, wir wären allesamt, so weit wir warm sind, und ob wir tausendmal Magdeburger Kinder wären, nur allzu gern und willig dem Ochsenkopf gegen die alte Stadt gefolgt, und wär' uns das doch eine große Schande gewesen. Wer ist aber aufgestanden, als der Jürgen umschlagen ließ und auf der Trummel warb und sein Geld klingen ließ? Wer ist da zu uns getreten und hat gesprochen, so schön wie ein Engel? Wer hat gemacht, daß wir

Magdeburger im Lager uns zusammengetan haben auf einen Haufen, daß kein Stadtkind die Hand und Wehr aufhübe gegen die Stadt? Ich sag' euch, Markus Horn ist's gewesen, der ganz allein ist schuld daran, daß wir vor den andern aufgebrochen sind, der Stadt zu Hilfe. Dem Mecklenburger haben wir allein auf des Markus Wort den Rücken gewiesen; und wenn uns die Stadt haben will, hier sind wir und wollen unser Bestes an ihr tun, obgleich manch einer sein mag, an welchem sie selbst nicht ihr Bestes getan hat. Der Fähnrich vor Braunschweig, Markus Horn, der fortlief von den Schulbänken ins Feld und jetzo heim kommt, um mit Vater und Mutter, mit Vetter und Freund dem Feinde von der Mauer die Faust zu weisen, soll nochmals hoch leben! Hoch, vivat, hoch!"

„Hoch, vivat hoch!" schrie alles Volk in der Schenkstube des Magdeburger Jungfernkranzes; und unter dem Lärm trat Markus Horn, der Gefeierte, in die Tür, und jeder drängte sich, mit Jubel ihm zuerst den vollen Krug zu reichen.

„Da seid ihr ja alle, groß und klein, wie sie der Hirt ins Tor treibt!" rief lachend der zum Kriegsmann gewordene Gelehrte, einen ihm dargereichten Krug ohne weitere Umstände ergreifend und ihn hoch hebend.

„So trinke ich denn diesen Trunk auf eine glückliche Heimkehr uns allen. Möge jeder da unten in der Stadt alles finden, was sein Herz wünscht, und das Beste soll für keinen zu gut sein."

„Das ist ein Wort!" schrien einige, und: „So soll es sein!" riefen andere. Markus, im Kreise umhersehend, erblickte jetzt die Bürger und erkannte den Schneider Peter Leisegang, welcher in der Stadt seines lahmen Beines und seines Buckels wegen eine jener, sozusagen, öffentlichen Persönlichkeiten, welche sich dem Gedächtnis der mutwilligen Jugend am leichtesten einprägen, war.

„Siehe da, trifft man ja auch gleich die besten alten Bekannten. Tausend blutige Namen, lebt Ihr auch noch, Meisterlein? Was

macht Eure Hausehre, führt sie noch den Striegel und den Besen so gut wie sonst? Habet Ihr immer noch den Buckel mitzureiben, wenn sie die Ecken auskehrt? He, Meisterlein, was macht die Stadt? was macht der Breite Weg — was — macht — die Schöneeckstraße?"

Der junge Landsknechtführer fragte nicht nach seinem Vaterhaus, aber man merkte ihm doch an, daß er dasselbe bei seinen Fragen allein im Sinn habe.

„O, Herr Markus," rief der Schneider mit erhobenen Händen, „seid Ihr es denn wirklich, Herr Markus? Ihr kommt wirklich, leibhaftig wieder heim? O mein' Seel, und jedermann glaubte längst, der grüne Rasen decke Euch lange! Ei — ei — ei, wird — das — eine — grausame Freude zu — Haus geben, — was wird Euer — Herr Vater und Euer Mütterlein dazu sagen, daß Ihr noch lebet, — daß Ihr — endlich heimkommt! O Himmel, wo habt Ihr Euch doch umgetrieben in der Welt, Herr Markus? Ich muß Euch doch sagen, Euer Vater, der Herr Ratmann, ist recht grau und kümmerlich worden in der Zeit, — obgleich er noch ein stattlicher Mann ist, — seid nur ruhig! Und Euer Mütterlein, ach Euer Mütterlein, — nun, seid nur still, es wird sich alles schon machen, es ist nur gut, daß Ihr noch lebet. Jung Blut will austoben, und junger Mut will seine Zeit haben. Ja, Euerm Mütterlein hat Euer Ausbleiben fast das Herz abgestoßen."

„Wollt Ihr das Maul halten mit Euern Pimpeleien, Ihr lahmer Bock!" schrie wütend der lange Heinrich Bickling, „Doktor, zum Teufel, soll ich den Lumpenkerl am Hosenbund aufheben und ihn gegen die Wand werfen, daß er daran kleben bleibt; oder soll ich ein Knäuel daraus machen und eine halbe Stunde Fangball mit ihm spielen?"

Damit streckte er beide gewaltige Arme aus, als wolle er seine Worte sogleich zur Wahrheit machen. Abwehrend trat aber Markus zwischen den Wütenden und das entsetzte Schneiderlein.

„Laß ihn, Heinz. Gib Ruh! Hat er nicht recht? Aber, — bei Gottes Tod, gesprochen soll doch nicht davon werden. Die Alten daheim werden dem Vogel, der nach ihrer Meinung zu unflügge ausflog, früh genug die Ohren voll singen. Jetzt will ich davon nichts hören; gebt mir zu trinken, aber kein Bier. Wein, Wein, Wein, auf daß wir die Türme der Heimat in der rechten, echten Stimmung begrüßen. Holla, Wirt, heran, trag auf, ich zahl' für die Gesellen und die gute Bekanntschaft aus der Stadt, und den Rest hole der Teufel!"

Jauchzend gaben die wilden Lagerfreunde und die Stadtleute dieser Rede ihren Beifall; Hans Rolle, der Wirt, mit seinem Volk flog, als seien ihnen allen Flügel gewachsen. Die Bürger ließen sich wahrlich nicht nötigen, sondern nahmen mit Kräften an dem wohlfeilen Trunke teil. Es wurde gesungen in jeglicher Tonart. Manch ein Hoch wurde ausgebracht, und als König des Gelages thronte Markus Horn, der Gelehrte und Kriegsmann, inmitten der liederlichen, so bunt zusammengewürfelten Gesellschaft.

Einen großen Einfluß schien der Sohn des Ratmannes über seine Kriegsgenossen zu haben. Als er endlich auf den Tisch schlug und ausrief, nun sei es Zeit zu enden und weiter zu wandern, — war keiner, der dem widersprach. Mehr oder weniger schwankend und taumelnd erhoben sich die Landsknechte und griffen nach ihren Feuerröhren und Zweihändern, oder torkelten hinaus zu ihren Spießen und Hellebarden, welche vor der Kneipe angelehnt standen. Auch die Bürger erhoben sich. Der Schneider griff nach seinem Wanderstecken, der Hausierer zog die Tragriemen seines Kramkastens von neuem über die Schulter, der Schlächter pfiff seinem Hund und faßte das Kalb am Leitseil. Fränzel Nothnagel entlockte wieder schrille Töne seinem Instrument und blies den Weckauf. Hänsel Nothnagel, halb betrunken, taumelte umher mit übergehängtem Bettelsack und sang mit kläglichster Bettelmannsstimme ein Bettellied.

„Ziehet voran, ich will die Zeche zahlen und komme nach,"

sagte Markus Horn, und der bunte, lärmende Schwarm setzte sich in Bewegung, der Stadt zu. Ihm nach zog der Karren mit dem Plunder und der Beute aus dem braunschweigschen Kriege. In der Wirtsstube des Magdeburger Kranzes blieb Markus Horn allein zurück, stützte beide Ellenbogen auf den Tisch und hielt die Stirn mit beiden Händen. Wirt, Wirtin und Wirtstöchterlein lugten nur verstohlen durch die halboffene Tür zu ihm hin oder schlüpften nur leise durch das allmählich dämmerig werdende Gemach. Die Sonne neigte sich mehr und mehr dem Horizonte zu. So niedrig war die Decke der Schenkstube, daß Markus, als er sich plötzlich in voller Länge wild aufrichtete, sich beinahe das Haupt an den verräucherten Balken eingestoßen hätte. Es schien, als werde ihm plötzlich der Raum zwischen diesen vier Wänden zu enge; er atmete tief auf und fragte den Wirt, was die Kerle gesoffen hätten; und trat, während Hans Rolle mit Hilfe seiner Frau und seiner zehn Finger die geleerten Krüge zusammenzählte, und um sich kein Leid zu tun, einige über die richtige Zahl herausrechnete, — vor die Tür der Schenke und blickte in die Abendlandschaft hinaus.

Still und freundlich lag die Gegend da, seit sich der wüste Haufe der Genossen in der Ferne verloren hatte. Den Horizont umsäumte und verschleierte leise der liebliche Duft des Herbstes, und nur über den Türmen der Vaterstadt hatte sich eine graue Dunstwolke gesammelt. Noch sangen in den Lüften die Lerchen, noch erklangen auf den Feldern fröhliche Stimmen; aus einem Gehölze kamen arme Weiblein und Kinder mit Reisigbündeln und schritten an dem Kriegsmanne auf der Schwelle des Hauses zum Magdeburger Kranz mit Gruß und Nicken vorüber, der Stadt entgegen.

Nach den Türmen der Vaterstadt hinüber, den armen Weibern und Kindern nach, starrte Markus. Mit untergeschlagenen Armen, mit zusammengebissenen Zähnen, breitbeinig stand er da, als biete er einem geheimen von dort herüber klingenden

Vorwurf Trotz. Mit dem Fuße stampfte er die Landstraße mehr als einmal, während er murmelte:

„So komme ich denn wirklich heim als ein echter, rechter und schlechter verlorener Sohn. Mein Wissen und mein Lebensglück hab' ich nun doch so ziemlich verwürfelt und verludert. Mich wundert fast noch mehr wie das Schneiderlein, daß ich noch auf diesen zwei Beinen steh', daß sie mir noch nicht mit Spaten und Schaufeln nachgeschlagen haben. Über mich sind Teufel und Engel einmal so recht nach Herzenslust in die Haare geraten, und wer das Beste davon tragen wird, wer Triumph schreien wird, ach weh, das seh' ich jetzt wohl ab! Und doch — — da unten sitzen nun die armen Eltern in ihrem Kummer. Manchmal wünsch' ich doch, ein zwanzig Reiterfahnen wären über meinen Leib weggegangen und ich läg' in so einer Grub, in welche ich selbsten so manchen toten Kriegsgesellen hab' stürzen helfen. Da unten sitzt nun das Mütterlein und hat sich diese ganzen Jahr hindurch die Augen rot geweint, und nun komm' ich — — o Gottes Tod! die Eingeweide wenden sich mir um, und am liebsten möchte ich wie ein Feldflüchtiger die Fersen zeigen! Aber brauch' ich denn auch da hinunter zu ziehen? Was hindert mich Narren, dort den Türmen den Rücken zu wenden? Weshalb sag' ich nicht jetzt den Türmen dort und allem, was daran und darum hängt, Valet auf Nimmerwiedersehen? Ich kann's ja und brauch's nur zu wollen, so ist's geschehen! Die Welt ist so weit, und da drunten haben sie mich doch schon lange verschmerzt. Meine Faust handelt mir jeder Lump, der den Fürstenhut trägt und dem Nachbar in die Haare fallen will, mit Freuden ab. Was will ich auch dort unten? Den Feind werden sie auch ohne mich schon abhalten, und wenn sie unterliegen müssen, so kann ich es doch nicht hindern. Ich kehre um — feig ist's zwar, aber ich will!"

Der Landsknechtführer machte eine halbe Wendung, sein Schwert aus der Schenkstube zu holen; er hatte den festen Vorsatz, umzukehren im Angesicht der Vaterstadt. Plötzlich aber hielt

er lauschend ein; ferner Glockenklang schlug an sein Ohr. Es war die sechste Abendstunde, und man läutete die Betglocke auf allen Türmen der Stadt Magdeburg.

Noch einmal stampfte Markus Horn mit dem Fuße auf, noch einmal biß er trotzig die Zähne zusammen. Des Wirtes Söhnlein schleppte sein wuchtig Schwert herbei, und der Wirt kam mit seinem Fazit. In das Klingen der Geldmünzen und das Rechnen beim Wechseln mischten sich immerfort die Kirchenglocken der Heimatsstadt.

Der Doktor kehrte doch nicht um. Den Genossen lief er nun sogar nach, doch trug er nicht mehr, wie vorhin, einen Blumenstrauß in der Hand. — Bald vernahm er das Singen und Johlen des kriegerischen Schwarmes von neuem vor sich, und mit dem verwilderten Haufen von Stadtkindern kam er vor dem Tore von Magdeburg an, der Vaterstadt auch seinen Arm und auch sein gutes Schwert zur Hilfe zu bringen in der bösen Zeit und dem Unwetter, welches drohend gegen sie heranzog.

Das zweite Kapitel.

Der armen Mutter bitter Leid,
Das schwere Herz der schönen Maid,
Die ganze Not der großen Stadt
Dies Caput vorzumalen hat.
Herr Ludolf Horn zum besten spricht,
Der Meister Michel fürcht't sich nicht;
Gelehrte Herren treten auf,
Aus Näh' und Fern' ein ganzer Hauf:
Ehrn Niklas Hahn, Herr Alberus,
Herr Flacius Illyrikus,
Zuletzt Herr Wilhelm Rhodius.

In der Schöneneckstraße, die im Jahre Fünfzehnhundertfünfzig ganz anders aussah wie heutzutage, lag, ziemlich nahe dem Breiten Wege, das Haus des Ratmannes Ludolf Horn, gegenüber der berühmten Druckerei des Meisters Michael Lotther, aus welcher so viele haarscharfe, klare, gute und feine Streitschriften, Beweisschriften für den evangelischen Glauben und das Wohl der Stadt, beiden zu großem Nutzen, den Feinden aber zum allergrößten Ärgernis und Schaden hervorgingen. Unsere Erzählung wird viel zwischen diesen beiden stattlichen, altersgrauen Häusern, die mit Giebeln, Erkern, Holzschnitzwerk und frommen Sprüchlein wohlverziert waren, hinüber und herüber spielen, denn ihre beiderseitigen Bewohner halten gute Freundschaft miteinander, und Jungfrau Regina Lotther hat seit dem Tode der eigenen Mutter fast ein ander Mütterlein gefunden an der frommen, sittsamen und tugendhaften Hausfrau des Ratmannes, Frau Margarete Anna Maria Horn; wie auch schier kein Tag vergeht, an welchem nicht Herr Ludolf Horn und Meister Michael Lotther zu einem guten Gespräch zusammenkommen.

Wir führen den Leser jetzt in das Haus des Ratmannes, in ein bürgerlich wohlausgestattetes Gemach zu ebener Erde, in welches die Abendsonne des schönen Herbsttages soeben durch den

oberen Teil der runden Fensterscheiben freundlich hereinblickte. Zwei Frauen saßen in der Nähe des tief in die Wand eingelassenen Fensters dicht nebeneinander, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Die eine war eine ehrbare, silberhaarige, traurig blickende Matrone, die andere war eine schöne braunhaarige Jungfrau in der Blüte des Lebens. Beide waren in dunkelfarbige Stoffe gekleidet, und selbst bei dem jungen Mädchen verhüllten das Sammethäubchen und das bis an den Hals hinaufgehende Kleid spröde so viel jugendliche Reize als möglich.

Unruhe und besorgtes Harren spiegelte sich in den Mienen beider Frauen, und oft warfen sie forschende Blicke durch das Fenster in die Gasse, als erwarteten sie von Augenblick zu Augenblick jemand, an dessen Erscheinung oder an dessen Botschaft sie das lebhafteste Interesse hätten.

Die ältere Frau war Margarete Horn, die Hausehre des Herrn Ratmannes, die Mutter von Markus Horn. Die schöne Jungfrau war Regina, die Tochter des Buchdruckers Michael Lotther.

In allen Gassen der Stadt herrschte eine außergewöhnliche Bewegung; auf dem Rathause war ein wohledler und hochweiser Rat der alten Stadt Magdeburg samt den Schöffen und Innungsmeistern in den allerwichtigsten Verhandlungen und Beratungen beisammen. Von Wanzleben herüber hatte der magdeburgsche Bürger und Hauptmann Bartholomäus Eckelbaum, welcher das Schloß daselbst innehatte, einen reitenden Boten mit der allerbösesten Zeitung über den Anmarsch des Herzogs Georg von Mecklenburg geschickt. Wie er sich zu verhalten habe, fragte nicht ohne gegründete Unruhe der Hauptmann, wenn ihm der Feind mit Übermacht vor die Mauern rücke, und wie ein ehrbarer Rat eigentlich gegen den Herzog Jürgen stehe?

Darüber beriet nun der Rat seinerseits in schwersten Sorgen bereits seit Mittag, und die Herzen der Frauen, — der Mütter,

Töchter, Schwestern der alten Stadt Magdeburg durften wohl unruhig und ängstlich an diesem vierzehnten September klopfen, denn am vergangenen Tage war der Herzog Georg mit dreitausend Mann zu Fuß und zweihundert Mann zu Roß über den Hessenerdamm in das Stift Halberstadt eingerückt und zog von da ohne Aufenthalt in das Erzstift Magdeburg.

Vergeblich wollte Regina einige tröstliche Worte sprechen: „Wer weiß denn, Mutter, ob der liebe Gott nicht noch in der letzten Stunde dem dräuenden Unheil Halt gebietet und die Herzen der Widersacher seines heiligen Wortes zum Besseren lenket. Wer weiß, was noch geschehen mag; — hat die Acht doch nun schon drei Jahre über unsern Häuptern gehangen, und niemand hat gewagt, sie zu vollstrecken. O lieb Mütterlein, ich fang' manch Wörtlein auf von den gelehrten und klugen Männern, so bei meinem Vater verkehren, und wenn ich auch nur ein arm, dumm Mägdelein bin, so denk' ich mir doch das meinige dabei. Kommt mir so vor, als müsse doch Kaiser und Reich einen grausamen Respekt haben vor dem Jungfräulein im Wappen unserer alten Stadt. Mütterlein, was will denn dieser Herzog von Mecklenburg mit seinen paar Knechten? Ei Mütterlein, ich habe Mut, guten Mut, den besten Mut!"

„Ach Kind," sprach seufzend Frau Margarete, „du bist noch jung, und das ist wohl dein gutes Recht, Hoffnung zu hegen bis zum letzten; wäre auch recht schlimm, wenn so wenig Lebensjährlein nicht da Gold und Grün sehen würden, wo dem Alter alles, — die ganze weite Welt, schwarz verhänget ist, wie eine Kirche bei einer Totenfeier. Wann aber ein Weib sechs Kinder gebiert und gehen ihm fünf mit dem Tode ab, ehe sie die Kinderschuhe ausgetreten haben, und das sechst und letzt, so der Stolz im Alter hätt' sein können, ist verschollen und verdorben, das Mutterherz weiß nicht wann und wo; — ja Regina, dann neiget sich das stolzeste Haupt, so eine Frau auf den Schultern tragen mag. Ist mir doch im Leben nach und nach eine Freude nach der andern

erlöschet, wie ein Kerzlein nach dem andern ausgehet bei einem Fest. So wird man zuletzt so müd, daß man sich am End nach nichts mehr sehnet als nach dem stillen Grab und nach dem ruhigen grünen Hügel auf dem Gottesacker. Ein Mann hat's doch immer besser als wir armen Weiblein; der träget seinen Kummer hinaus auf die Gassen, aufs Rathaus oder auf den Mauerwall. Da redet er und denket und hantiert und vergisset sein eigen Weh um das allgemeine Wohl und Weh. Aber wir zu Hause, wir bei unserer stillen Arbeit, bei unserm Spinnrad, wir sind immerdar mit denselben Gedanken zusammen eingeschlossen wie in einem Kreis und können nimmer hinaus und mögen es eigentlich auch nimmer. So halten und tragen wir unsern Schmerz an unsere blutende Brust gedrücket, gleich einem kranken Kindlein, und betrachten's immer wieder und immer von neuem, ob es nicht besser damit werden will. Und nun ist mein einziger Gedanke der Markus, der arme verlorene Sohn. Sie sagen zwar, der sei ja längst tot; aber es ist immer, als rufe mir eine Stimme, ich weiß nicht woher: Nein, nein, nein, er ist nicht tot, er ist lebendig, du wirst und mußt ihn wieder sehen, ihn wieder haben. Schau, Kind, bei jeder bösen Nachricht und Angst, so der Vater mit vom Rathaus bringt oder die Nachbarn und Nachbarinnen von der Gasse hereintragen, immer schwebet mir nur mein Markus vor. Ach, und dem Mann, dem Vater darf ich gar nicht davon sprechen, der fährt gleich ganz wild auf und spricht: Lebet er noch und hat seine Eltern vergessen können, so sollen ihn auch Vater und Mutter vergessen und seinen Namen nicht aussprechen in dem Hause, in welchem er geboren wurde! Also sind die Männer beschaffen. Ich weiß, mein Ludolf trägt denselben Harm wie ich: aber weichen will er ihm nicht, und so sucht er den Schmerz in Grimm zu verwandeln, und manchmal hab ich schreckliche Angst, daß es ihm gelinge. So hab' ich denn nur dich, dich, mein lieb Mädchen, um dir mein gequält Mutterherz auszuschütten. Du gedenkst auch wohl noch der alten Zeit, wo du mit meinem Mark

zusammen aufwuchsest, wo ihr schier wie Bruder und Schwester mit einander waret."

Die schöne Jungfer senkte, ohne zu antworten, das Haupt tiefer und nickte nur, kaum bemerkbar einem flüchtigen Auge. Die trauernde Mutter aber fuhr fort:

„Sieh, Kind, ich darf es dir jetzt wohl sagen, ich hegt' immer im tiefsten Herzen die süße Hoffnung, du solltest mir einstmalen noch näher stehen und mir eine rechte gute Tochter sein. Oft, oft hab' ich euch beide zusammen vor dem Altar von Sankt Ulrich und im eigenen gesegneten Hausstand und mich als glückliche Großmutter gesehen. Doch das ist nun alles, alles dahin, um dich wirbt jetzt Adam Schwartze, der Leutnant aus Franken, und dein Vater ist ihm gar nicht abgeneigt, und wenn du ja sagen willst, so wird alles bald in Ordnung sein. Mein Kind, mein Markus, aber ist tot, liegt im fremden Feld begraben, oder hat seine alte Mutter und sein Vaterhaus ganz und gar vergessen, und die böse, grimmige, blutige Zeit hat in ihm alles erstickt und vernichtet, was einst gut und brav in ihm war. Ach, und nicht wahr, Regina Lottherin, er war doch gut und wacker und fromm? Weißt du wohl noch, wie leichtlich ihm die Tränen in die Augen traten, wenn er wo von Unrecht und Bedrückung hörte? Und wie mitleidigen Herzens war er! und wie stolz! und wie betete er an meiner Seite so andächtig im Kirchenstuhl, und wollte immer selbst den Armenpfennig in den Klingelbeutel stecken. Was für ein schön Haar und große schwarze Augen er damals hatte! und dann später, als er schon groß war und zum erstenmal wiederkam von der Universität! O, ich laß es mir nicht ausreden, und wenn alle Männer auf der Welt auf mich einsprächen: was aus meinem Kind geworden sein mag, es bleibt mein lieb Herzenssöhnlein in alle Ewigkeit und mein einziger Gedanke, mein schmerzhaft Sinnen und Trachten bei Tag und bei Nacht, und halt' es noch im Wachen und im Traum auf den Armen, als da es noch nicht länger war als wie dein Arm, Kind, vom Ellenbogen

bis zur Goldfingerspitze. Aber — Reginchen, was hast du? wie bleich du geworden bist!"

„O Mutter, Mutter," schluchzte die Jungfrau, „muß mir nicht das Herz im tiefsten erzittern, da Ihr, mein zweit Mütterlein, also in Schmerzen und Angsten schwebet? Was soll ich Euch sagen? Ach, wenn er nicht tot ist und hat Euch nur vergessen im Kriege, so —"

„Sprich nicht aus! sprich nicht aus!" rief die Mutter. Sie drückte der Jungfer schnell zwei Finger auf den Mund, als wolle sie um jeden Preis den Schluß der Rede Reginas hindern. Dann zog sie das Haupt des Mädchens an ihre Brust, und stumm saßen die beiden Frauen auf diese Weise eine geraume Weile nebeneinander, bis sie beide zugleich plötzlich aufhorchten. „Das ist mein Ludolf!" rief Frau Margareta, die Augen trocknend. „Nun gilt's wieder, dem Mann, dem Meister, das Gesicht zu zeigen, das er allein sehen will; — ach, wenn er nur wüßte, wie schwer das mir wird! . . . Nun soll mich wundern, was für schlimme Nachrichten er vom Rathaus mitbringt."

„Mein Vater kommt auch mit dem Herrn Ratmann," sprach Regina, aus dem Fenster blickend. „Mit ihnen gehen Herr Flacius Illyrikus und Herr Doktor Alberus, die so oft in des Vaters Druckerei kommen. Ach, sie sehen alle recht bedenklich aus und schütteln dort an der Ecke des Breiten Weges gar nicht fröhlich die Häupter, wie sie Abschied nehmen. Nein, sie nehmen noch nicht Abschied, sie scheinen sich nur die Hand auf etwas gegeben zu haben. Und da treten auch seine Ehren von Sankt Ulrich, Herr Pastor Gallus, zu ihnen. Sie kommen allgesamt hierher."

Beide Frauen erhoben sich schnell von ihren Sitzen und schritten den eintretenden Herren entgegen, um sie zu begrüßen, und wir gewinnen Gelegenheit, uns diese teilweise so berühmten

Männer ein wenig näher zu betrachten; würdige Repräsentanten des Geistes, der nach der Niederlage der Schmalkaldischen Bundesgenossen so tapfer, so unbeugsam den großen Kampf der Zeit fortsetzte.

Den andern voran trat in das Gemach Mathias Flach, der sich Flacius Illyrikus nannte, denn er war im Jahre 1520 zu Albona in Illyrien geboren. Ein eifriger Anhänger der neuen Lehren und ein gefürchteter Kämpfer gegen das Interim, flüchtete er nach der Schlacht bei Mühlberg, als der Kaiser Karl gegen Wittenberg heranzog, aus dieser Stadt nach Magdeburg, wo er sein Schriftstellertum mit Eifer, immer bissiger werdend, fortsetzte, und dabei seinen Lebensunterhalt als Korrektor in verschiedenen Druckereien fand.

Ihm folgte auf dem Fuße der Doktor Erasmus Alberus, der eine fast noch schärfere Feder als der Illyrier führte, so daß ihn der diplomatische Moritz beim Vertrag mit der Stadt allein von allen den geistlichen Streithähnen aus Magdeburg verweisen ließ, indem er meinte: „der Doktor Erasmus habe es zu grob gemacht, daß es billig kein Bauer leiden sollte". — Im Jahre 1548 war der Doktor nach Magdeburg gekommen, nachdem er zuletzt am brandenburgischen Hofe Prediger gewesen war. Die Unruhe der Zeit duldete einen solchen Geist nicht lange an derselben Stelle.

Nikolaus Hahn, welcher seinen Namen, der Sitte der Zeit folgend, latinisierte und sich Gallus nannte, war Diakonus zu Regensburg gewesen, hatte sich aber geweigert, das Interim anzunehmen, und ward deshalb vertrieben. Im Jahre 1550 war er Prediger an der Ulrichskirche zu Magdeburg geworden und führte nun auch von dieser Stelle aus eine gute, scharfe Feder gegen die beiden Interim und die Adiaphora, das heißt die abgeschafften katholischen Gebräuche und Zeremonien, welche die Kirchenordnung Kurfürst Moritz' wiederherstellen wollte, ohne

jedoch in der Lehre und dem Glauben der Protestanten zu ändern.

Angeregt durch Flacius Illyrikus entbrannte um diese Adiaphora der hitzigste Streit und schlug aufs heftigste aus, weniger gegen die Papisten als gegen die Wittenberger Theologen, den guten Philipp Melanchthon und den Doktor Camerarius, welche zu Jüterbogk schon als Regel aufgestellt hatten: In Mitteldingen (adiaphoris) soll man alles halten, wie es die heiligen Väter gehalten haben und jenes Teil der Papisten und Interimisten noch hält. — Nachher machte man zu Leipzig ein Buch in dieser Meinung, das kleine Interim, vom Volk aber der „Chorrock" genannt, weil darin unter andern den protestantischen Predigern das katholische Meßgewand aufgedrängt werden sollte. Die Anhänger hießen es Constitutio interreligiosa, oder Decretum religionis, oder Religionsordnung, oder Declaratio religionis. Die Gegner aber stellten es bildlich als einen greulichen Drachen mit drei Köpfen dar, unter welchen ein Krötenkopf das Regensburger Interim vorstellte, ein Schlangenkopf das Augsburgsche Interim, ein Engelskopf das Leipziger Interim. Man spielte auch ein Spiel, Interim genannt; dasselbe bestand in einem durchlöcherten Brett mit vielen Fächern und einem in die Mitte gemalten Narrenkopf. Man schob mit Kugeln darauf.

Die Gelehrten verspotteten das Interim lateinisch:

Heu mihi, me natum, natum Interim ad interimendum,
Interimendo alios, heu prius intereo.
Nomen ab interimo haud, potius sed ab intereundo,
Cum sic intereo, memet habere puto.*)

*) Wehe mir Interim, weh! daß ich kam, in Trümmer zu schlagen
Andre! denn leider dabei fall' ich in Trümmer zuerst.
Nicht von andrer Verderben, vom eigenen ward mir der Name:
Also indem ich vergeh', find ich und habe mich selbst.

In den Gassen aber sang das Volk:

Selig ist der Mann,
Der Gott vertrauen kann,
Und willigt nicht ins Interim,
Denn es hat den Schalk hinter ihm.

Hunde und Katzen rief man Interim, und Zerrbilder gingen aus, auf welchen der Papst Paul der Dritte abgemalt war, wie er das heilige römische Reich deutscher Nation anredete:

Ihr
Närrischen
Teutschen,
Ewer
Reich
Ist
Mein.

Viele Verbannte und Landflüchtige gab es dieser Interims und der Adiaphora wegen im deutschen Reiche: denn überall wurden die lutherischen Prediger, die ihnen nicht zufallen wollten, vertrieben. So flüchtete Wolfgang Musculus von Augsburg gen Bern. So mußte Johannes Brentius, aufs bitterste verfolgt vom Kardinal Granvella, aus der Stadt Halle fliehen und „in der Nähe sich ins wilde Feld begeben und im Walde sich aufhalten." So wurde Andreas Osiander aus Nürnberg vertrieben und suchte in Preußen einen Zufluchtsort. So mußte Erasmus Sarcerius aus der Grafschaft Nassau, so mußte Erhardus Schnepfius aus dem Württemberger Lande weichen.

Überall im Reiche wurden die Druckereien, welche wider das Interim gewirkt hatten, gesperrt; überall wurde das freie Wort und der freie Gedanke mit aller Macht in Banden gelegt, und das neue Religionsgesetz mit Gewalt eingeführt.

So stand denn wie ein leuchtendes Beispiel für ewige Zeiten die Stadt Magdeburg:

da, hoch haltend das Panier deutscher Gedankenfreiheit. Hier allein lagen die Pressen nicht in Ketten, hier allein fürchteten die wackeren Drucker Paul Donat, Christian Rödinger, Michael Lotther und wie sie sonst hießen Kaiser und Reich, Acht und Aberacht nicht. Hierher unter den grünen schirmenden Kranz der magdeburgschen Jungfrau flüchteten die Exules, die Verbannten, Prediger und Kriegsleute. Hier schrieben die Amsdorf, Flacius, Gallus, Pomarius kühner und immer kühner, je gewaltiger die Gefahr ward, je drohender das Verderben gegen die Mauern und Wälle der Stadt des großen Kaisers Otto heranzog.

Ja, Unseres Herrgotts Kanzlei hieß mit Recht bei den Evangelischen diese Stadt Magdeburg, so stolz, so tapfer, so todesmutig allein im weiten Reiche nach dem achtundfünfzigsten Psalm ausrufend:

„Seid ihr denn stumm, daß ihr nicht reden wollt, was recht ist?"

Wir aber wollten die bei dem Ratmann Horn eintretenden Persönlichkeiten schildern und sind mitten in das Streitgetümmel des sechzehnten Jahrhunderts geraten. Was tut's? Der gewaltige Hintergrund, auf welchem die schwachen Schattenbilder unserer Geschichte vorüberziehen, wird immer von neuem mehr oder weniger diese Schattenbilder überleuchten müssen.

Dem Pastor Gallus folgte der Buchdrucker Lotther zugleich mit dem Ratmann auf dem Fuße. Der Buchdrucker war ein kleiner, starknochiger, untersetzter Mann mit gar gutmütigem Gesicht, und trotz seiner Wohlbeleibtheit recht lebendig und beweglich. Seine Neigungen waren sehr kriegerischer Art, er hielt sich so strack und rittermäßig als möglich, und seine Kleidung wich, so gut es nur immer mit Anstand ging, von der ehrbaren Tracht des wohlbehäbigen Bürgertums damaliger Zeit ab und näherte sich dem überbunten Aufputz der Kriegsmänner. Der Buchdrucker

war ein tapferes Blut und litt ein wenig an dem Wahne, seine Bestimmung verfehlt zu haben, als er die Pressen seines verstorbenen Vaters übernahm. Er glaubte zu einem Soldaten, einem Feldhauptmann, gleich dem Frundsberger, dem Burtenbacher, dem Schanckwitzer, dem Wrisberger, den Zeug in sich zu haben, und sein bestes Steckenpferd war der Gaul, welchen er in der Einbildung vor einem blitzenden, rasselnden Reitergeschwader, welches ebenfalls nur in der Einbildung da war, ritt.

Wer ihm hierin nach dem Munde sprach, der war sein größter Freund, und es gab manche, welche ihm nach dem Munde sprachen. Der Ratmann Ludolf Horn gehörte freilich nicht zu diesen; aber er machte sich ihm geltend durch seine Geistesüberlegenheit, und der Meister Michael fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, wenn der wohlangesehene Nachbar und Freund ihm auf die Schulter klopfte und sagte:

„Michel, Michel, glaubt mir, Ihr seid hinter Euern Pressen ein noch ganz anderer Streiter und Kämpfer als solch ein Gewappneter draußen im freien Feld. Die schwarzen Heeresscharen, die Lettern, die Ihr in den Kampf führet, schlagen noch viel stolzere Schlachten als die, welche auf einer grünen Heide geliefert werden. Ich sag' Euch, Michel, der Mann, der Eure Kunst erfand, war doch ein ganz anderer Mann, als jener arme Tropf von Mönch, dem sein eiserner Topf an den Kopf flog, weil er zufälligerweise Kohlen, Schwefel und Salpeter drin zusammengemischt hatte. Michel Lotther, ich sag' es, es ist ein edel und stolz Ding in diesem Jahr Eintausendfünfhundertundfünfzig, Buchdrucker in dieser alten Stadt Magdeburg zu sein! Es wird noch manches Geschlecht aus dem, was durch Eure Vermittlung, durch Eurer Hände Kunst in die Welt ausging, Mut, gut Beispiel, Trost, Erbauung und Kampfesfreudigkeit schöpfen, und Euern Namen erhalten bis in die fernste Zeit!"

Der Mann, der also sprechen konnte, sah sorgenvoll genug aus. Seine einst hohe Gestalt schien vor der Zeit durch tiefnagenden

Kummer zur Erde niedergedrückt worden zu sein; obgleich sie immer noch gar stattlich und würdig erschien. Seinem von silberweißen Locken umgebenen Gesichte sah man Entschlossenheit, ja vielleicht auch ein wenig Starrsinn an. Ein ergrauter Bart hing dem Manne fast bis auf die halbe Brust herab. Gekleidet war der Ratmann in das Ehrengewand seiner Würde, den langen, mit Pelzwerk besetzten Rock, über welchen sich eine goldene Kette ringelte, und den ein schwarzer weiter Mantel zum größten Teil verbarg. Er stützte sich auf einen langen Stab mit silbernem Knopfe, welchen er samt dem schwarzen Barett beim Eintritte, nach dem gewöhnlichen Gruße, seiner Hausehre in die Hände gab.

„Da sind wir, Frau Nachbarin! Da sind wir, Reginchen! Gott zum Gruß!" rief der Buchdrucker, aufgeregt hin- und hertrippelnd. „Nun gibt's Arbeit, heiße Arbeit, heiße Arbeit. Böse Nachrichten, Frau Nachbarin, sehr böse. Nun wird's doch wohl lustige Tage auf Wall und Schanz, zu Roß und zu Fuß geben, und es wird sich jetzt zeigen, wer der Stadt Wohl auch auf andere Art als mit dem Maul zu verfechten weiß."

Damit nahm der Redner eine Stellung an gleich einem spießfällenden Landsknecht und tat mit dem Stock einen grimmigen Stoß gegen einen eingebildeten Feind, hätte aber dabei den ehrwürdigen Herrn von Sankt Ulrich beinahe vor den Magen und über den Haufen gestoßen.

Frau Margareta und Jungfrau Regina warfen fragende besorgte Blicke auf die übrigen Herren, fanden aber keinen Trost in deren Mienen.

„Schütze uns Gott, Ludolf, — saget, ihr Herren, ist es denn wirklich wahr, was das Volk in den Gassen wissen will? Ist der Feind so nahe?" rief angstvoll Frau Margareta.

Die geistlichen Herren neigten allgesamt bejahend die Häupter, und der Hausherr sprach seufzend:

„Ja, es nützet nichts mehr, daß man es euch Frauen ver-

schweige: — die bösen Zeiten sind nahe vor der Tür. Die Vollstrecker der Acht —"

„Publizieret zu Augsburg am siebenundzwanzigsten Juli Fünfzehnhundertsiebenundvierzig; Exekutialbriefe gegeben am achtzehnten Mai anno domini Fünfzehnhundertneunundvierzig zu Brüssel!" fiel der Buchdrucker ein.

„Die Vollstrecker der Acht nahen sich!" fuhr der Doktor Erasmus fort.

„Und wollen wir," las Herr Flacius Illyrikus, ein gedrucktes Exemplar der Achtserklärung aus der Tasche nehmend, „wollen wir von römischer kaiserlicher Macht hiermit ernstlich, daß Ihr die genannten Ratmannen, Innungsmeister und Gemeinde der Stadt Magdeburg für uns als solche unsere und des Reiches offenbare landfriedbrüchige Rebellen, Beleidiger unserer Person und Kaiserlichen Majestät und erklärte Achter fürohin haltet und meidet: in unsern erblichen, des heiligen Reichs und Euern Fürstentümern, Landen, Grafschaften, Herrschaften, Gebieten, Gerichten, Schlössern, Städten, Märkten, Flecken, Dörfern, Weilern, Höfen, Häusern oder Behausungen nicht einlasset, hauset, höfet, ätzet, tränket, enthaltet, leidet oder duldet, fürschiebet, durchschleifet, schützet, schirmet, begleitet, pachtet, mahlet; Gewerb, Hantierung, Kaufmannschaft oder sonst einigerlei Gemeinschaft mit ihnen nicht habet, noch solches alles und jedes zu tun, den Euern oder jemand andern befehlet oder gestattet, weder heimlich noch öffentlich, in keinerlei Weise, Wege noch Schein; sondern ihnen ihrer aller Leib, Hab, Schulden und Güter, wo Ihr die auf Wasser oder Lande betretet, erfahret oder findet, — angreifet, niederleget, bekümmert, arrestiert und verhaftet, und so weiter, und so weiter. Wird uns den Achtern ferner Schutz und Schirm, Freyen oder Fürtragen, Gnad, Freiheit, Tröstung, Geleit, Sicherheit, Land- oder Burgfried, Bündnis, Vereinigung, Burg- oder Stadtrecht abgesprochen, und mögen wir nun zuschauen, wie wir uns mit Gottes Hilf allein unserer Haut wehren!"

Während dieses Vortrages hatte der Hausherr seine Gäste durch Winke eingeladen, Platz zu nehmen, und sich selbst in einem Lehnsessel niedergelassen. Jeder war der Einladung nachgekommen bis auf den Vortragenden, welcher sodann aber auch einen Sitz nahm. Eine Magd kam auf das Gebot der Hausfrau mit einer großen silbernen Kanne voll Zerbster Bieres und den dazu gehörigen Bechern. Es wurde durch Regina jedem der Anwesenden der kühle, herzerfrischende, schäumende Trank dargeboten. Und jeder neigte sich dankend der Jungfrau, als er den Becher ergriff; als aber die Reihe an den Vater Lotther kam, kniff dieser sein Kind in die Backen und flüsterte:

„Reginchen, es geht los! Reginchen, es geht wirklich los!"

„O wolle es Gott verhüten!" sagte die Jungfrau.

Nun erhob der Ratmann den Becher, blickte im Kreise umher und sprach:

„Werte Herren und Freunde, weil uns denn diese stille Stunde noch beschert ist, so laßt sie uns doch mit Dank genießen. Seid vom Herzen noch einmal im Frieden willkommen unter meinem geringen Dach. Es tut doch gar wohl, sich nach solch einem Tage voll Lärm, Angst, Ratschläge, Widerspruch und Stimmengetöse endlich im ruhigen Kreise bekannter, lieber und achtbarer Gesichter zu befinden und das Durchlebte und Erfahrene nochmals gelassener vor dem Geiste vorübergehen lassen zu können."

„Ja, ja, Frau, noch einmal im Frieden!" seufzte Herr Gallus von Sankt Ulrich, zur Frau Margareta gewandt, „Euer Eheherr hat wohl recht, es wird nicht gut tun, Euch die böse Mär zu verschweigen. Das Lager, so der Herzog Heinrich der Jüngere vor seiner Landesstadt Braunschweig hatte, ist aufgehoben, und Herzog Jürg von Mecklenburg, des Braunschweigers Vetter mütterlicherseits, hat die allda versammelt gewesenen Knechte und Reiter in seinen Sold genommen und zieht gegen uns heran. Wohl sagen nun einige, das junge hitzige Blut vermeine gar nicht, gegen uns zu streiten, sondern haben nur geworben, das Bistum

Schwerin seinen Herren Brüdern und Herrn Oheim abzugewinnen; aber die meisten behaupten, für das Domkapitel, das von Halle her der Stadt droht, ziehe der Herzog heran, und habe das Kapitel ihn durch groß Geld und Versprechen aufgestachelt, daß er in das Erzstift falle. Es heißt auch schon, der Kurfürst Moritz als Vollstrecker der Acht werde baldigst mit dem Mecklenburger vor Magdeburg zusammentreffen und so die Verennung beginnen, wenn die Stadt nicht wehr- und waffenlos, fußfällig sich ihren und des Herrn Jesu Christi Widersachern übergibt."

„Und die also sprechen und sich solches von dem Jürg und den Fladenweihern, Pfaffen und Sophisten zu Halle verheißen, die werden wohl recht behalten!" sprach der Doktor Erasmus Alberus, und dabei rieb sich der Mann die Hände zwischen den Knien, in dem er an die herrlichen Pamphlete, Pasquille, Lästerschriften und Possenbilder dachte, die sich nun schreiben und malen lassen würden. Schon brodelte und kochte es wieder in seinem Hirn, schon zuckte es in seinen Fingern, den Schreibfingern, und die seltsamsten, tollsten Larven und Fratzen sah er vor sich tanzen, Larven und Fratzen, in welche er seine Feinde und Widersacher auf die boshafteste, unverschämteste und ausgelassenste Art steckte und verkleidete, um sie so der deutschen Nation vor Augen ihre Affensprünge machen zu lassen.

„So haben wir drum Rat gehalten auf dem Rathaus," sprach Ludolf Horn; und haben dazu gefordert alle die fremden Kriegsleute, so in der Stadt ihre Zuflucht genommen als vom Kaiser geächtet oder aus gutem Willen gegen die Stadt in dieser schweren Not. Da ist gewesen Herr Hans von Heideck, der Schwabe, welcher in der Acht ist, weil er der Krone Frankreich gegen den Kaiser gedienet, und der uns das gute Rundel, so seinen Namen führt, gebauet hat. Ferner ist gekommen der Graf Albrecht von Mansfeld, samt seinem Sohn Karol, die der Stadt Gut und Blut verlobt haben. Auch Herr Kaspar Pflugk, der böhmische Herr, den sie in seinem Vaterland wider seinen Willen zu einem

Obersten in einem angefangenen Tumult aufgeworfen haben, und der darum im Bann gehet und von der Stadt aufgenommen ist, ist zugegen gewesen. Auch alle Kriegshauptleute der Stadt, als Hans von Kindelbrück, Galle von Fullendorf der Schweizer, Hans Springer der Elsasser, Hans Winkelberg von Köln, des Obersten Leutnant. Da ist hin und wider gesprochen über das, was zu tun sei, und dann ist man übereingekommen, Botschaft zu senden an Bartholomäus Eckelbaum gen Wanzleben, der Stadt Banner daselbst gegen jedermann hoch zu halten bis auf den letzten Mann. So wird es sich nun zeigen, ob der Herzog von Mecklenburg ihn mit Sturm anläuft. Gott schütze die Stadt!"

„Er wird sie schützen, Ludolf!" rief die Frau mit bewegter Stimme. „Er kann nimmer seines Evangeliums letzte Burg und Bollwerk in seiner Feinde Gewalt also fallen lassen."

„Und es ist auch schon brav dafür gesorgt, daß die Fladenweiher einen harten Kuchen zu beißen kriegen," fiel der kriegerische Buchdrucker ein. „Bei Gott, ist die feine Jungfrau Magdeburg nicht mit einem festen Gürtel umgetan von Mauern, Wall und Turm? Ich meine, wer ihr diesen Gürtel lösen will, der muß in Wahrheit ein rechter Mann und ein Hochgewaltiger sein! Ist nicht die Stadt reich und wohlverproviantiert? Mangelt es etwa an Pulver, Kohlen, Salpeter, Schwefel und Kugeln? Mangelt es an allem, was zur Artalarey gehöret? Sind nicht von den Schmalkaldischen Bundgeschützen so manche gute Stücke bei der Stadt geblieben? Haben wir nicht Waffen und Männer und guten Rat genug? Strömt nicht immerzu neu Volk hinzu, der Stadt in dieser schweren Not und Angst zu helfen? Ist nicht die Bürgerschaft voll Mut und guter Hoffnung? Ich sage Euch, wer die Hand wagt auszustrecken nach der Jungfrau Kranz, der wird sich eine blutige Platten holen. Die Jungfrau wird ihr Kränzel in Ehren halten, und es ist noch lange nicht aufgeschrieben, wer die Oberhand behalten wird im Streit. Laßt nur den Kaiser und das Reich, das Domkapitel samt dem Ochsenkopf von Meck-

lenburg und dem Kurfürst Moritz anrücken gegen die Stadt; mit Waffen und Männern und gutem Mut wird sie sich ihrer erwehren, wie man sich eines Mückenschwarms erwehrt an einem Sommerabend!"

„Freund, Freund," nahm der Ratmann das Wort, „und wenn an Waffen, Männern und gutem Mut dreidoppelt so viel vorhanden wär', und wenn jeder Mauerstein in der Stadt sich in einen Kämpfer für sie verwandelte, sie würden das Unheil nicht von ihr abwehren, wenn es Gottes Wille nicht sein sollte. Soll mich der Himmel schützen, die Hoffnung aufzugeben, daß wir im Kampf nicht unterliegen werden; aber nicht auf die fleischlichen Waffen trau' und bau' ich in diesen Nöten und Fährlichkeiten. Spieß und Schwert, Wall und Schanz werden uns wenig schützen gegen den übermächtigen Andrang. Der Geist wird's tun! Der Geist, welcher diese Mauern erfüllt seit dem sechsten Sonntag nach Trinitatis im gesegneten Jahr Eintausendfünfhundertundzwanzig, an welchem Tag der Mann Gottes, Martinus Luther, berufen vom damaligen Bürgermeister Nikolaus Sturm, allhier in der Johanniskirche das lautere unverfälschte Evangelium predigte. Seit diesem Tage ist diese alte Stadt Magdeburg in Wahrheit des lieben Gottes Kanzlei auf Erden und seines Wortes starkes Bollwerk, seit diesem Tage ist sie ein Vorort der Freiheit, seit diesem Tage ist sie ein Schutz und Hort allen um Gottes heiligen Namen Verfolgten, allen widerrechtlich Verbannten und Ausgestoßenen. Der Geist, der Geist wird retten! Der Geist, und nicht Landsknechtrotten, Reiter und Geschütz!"

„Wohlgesprochen, wackerer, teurer Herr und Freund!" rief Herr Nikolaus Hahn, die Hand des Ratmannes begeistert ergreifend und schüttelnd.

„Gehören wir nicht auch zu den Vertriebenen, Umherirrenden, so hier in diesen Mauern gastlich, sicher Unterkommen gefunden haben? Recht, recht, Herr Horn, der Geist, der Geist

rettet diese teure Stadt, unseres Herrn Gottes Kanzelei!" rief Flacius Illyrikus, dessen Jünglingsaugen verwunderlich zu flammen anfingen.

Der Doktor Erasmus Alberus aber saß und nickte mit dem Kopfe, und seine Augen waren wie im tiefsten Sinnen auf dem Fußboden festgeheftet. Dann flüsterte er leise, als spreche er mit sich selbst:

„Und der Geist wird schon dafür sorgen, daß diesen Papisten, Interimisten, Exterimisten, Adiaphoristen, Novatianern recht tüchtige Kletten in die Haare geworfen werden; und die Reislein und Sommerlatten, woraus die Geißeln und Knüttel gemacht werden sollen für sie, stehen schon hoch in der Blüte und im Wachstum!"

Frau Margareta hielt die Hand ihres Eheherrn in der ihrigen und streichelte sie leise; Regina blickte mit blitzenden, feuchten Augen zu ihm herüber; der Buchdrucker Michael Lotther rannte auf und ab in der Stube und brummte: „Potz Moritz, Potz Sankt Georg, bei aller heiligen Ritterschaft, er hat recht, recht hat er, das will ich auf Hieb, Stoß und Schlag, mit Büchse und Spieß verfechten, ... aber was ist das?

Alle in dem Gemache Anwesenden wurden durch einen großen Lärm an die Fenster gezogen. Urplötzlich hatte sich die Gasse mit Volk gefüllt, und auf dem Prellsteine unter der schönen Ecke stand eine lange, hagere, schwarze Gestalt, mit den Händen in der Luft fechtend und gestikulierend, mit heller, fast kreischender Stimme eine Rede haltend, die von Zeit zu Zeit von dem lauten Beifallsruf der Zuhörer unterbrochen wurde.

„'s ist Wilhelm Rhodius, lasset uns hören, was er zu sagen hat dem Volk," sprach Doktor Alberus.

Männer und Weiber, Bürger und Landsknechte drängten sich um den Prädikanten, und auf die offene Bibel, die er in der linken Hand hielt, schlagend, las dieser:

„So stehet geschrieben Jeremiä am fünfundzwanzigsten: In der Stadt, die nach meinem Namen genennet ist, fahe ich an zu

strafen, und ihr sollet ungestraft bleiben? Ihr sollt nicht ungestraft bleiben, spricht der Herr Zebaoth! — Ja, liebe Brüder, ich sage euch, das Korn wird geworfelt werden auf der Tenne des Herrn, und die Spreuer werden davonstieben in alle vier Winde. Ich sage euch, selig wird der sein, der mit dem Harnisch auf dem Leib und dem Schwert in der Hand erfunden wird. Ihr habet eine gute Zeit mit Handel und Wandel gehabt; und eure Nahrung ist nicht geringe gewesen, ihr seid belassen gewesen bei euerm Sachsenrecht, bei euern Freiheiten, Gerechtigkeiten und Gewohnheiten; ihr habt gefreiet und euch freien lassen; aber Wehe, Wehe, dreimal Wehe über euch, ihr Kinder dieser Stadt. Denn nun frage ich euch, seid ihr auch gerüstet in dem Evangelium? frage ich euch, war euer Handel und Wandel im Glauben? Wohlan, der Richter ist vor der Tür; — wer ist nun bereit, das Märtyrertum auf sich zu nehmen um sein heiliges Wort? Ihr sprechet zwar: wir gläuben, wir gläuben und wollen leiden um unsern Glauben, was der Herr will; — aber eure Augen sind blind und eure Ohren taub, und dumm seid ihr im Haupt, und der Teufel mag euch leichtlich mit Haufen zur Hölle führen. Ich aber will euch sagen, wie es stehet um euch und das Wort des Herrn. Immer von neuem will ich reden und euch erzählen, wie es zugehet in der Welt, daß euer blöder Sinn geöffnet werde, und ihr acht haben könnt auf eure Wege. So sprechet, wisset ihr, warum täglich um zwölf Uhr des Mittags seit Jahren in dieser Alten Stadt, der Neuen Stadt und der Sudenburg, in allen Pfarren mit den großen Glocken geläutet wird? Wisset ihr, weshalb bei diesem Geläut in jedem Haus der Hausvater mit Weib, Kind und Gesind niederfällt und die Hände faltet zum Gebet? Sprecht, warum betet ihr?"

„Um Frieden, um des reinen Glaubens Erhaltung, um des deutschen Vaterlandes und der christlichen Zucht und Ehrbarkeit Erhaltung beten wir, Herr Magister!" rief eine Stimme unter den Zuhörern.

„Und seit wann geschiehet solches?"

„Seit die Schmalkaldschen Bundesgenossen ins Feld zogen um des Evangeliums willen!" antwortete dieselbe Stimme.

„So sage ich euch nun," fuhr der Prädikant fort, „also läuteten sie zu solcher Stund weit im Reich, zu Augsburg, zu Ulm, zu Nürnberg, in Schwaben, in Meißen, in Sachsen, in der Pfalz, am Rheinstrom; aber ihr Geläut ist verstummt, und verhallet ist eine Glocke nach der andern. Bei Mühlberg ist die böse Schlacht geschlagen, zu Wittenberg sind die Hispanier auf des gottseligen Mannes Martin Luthers Grab mit Triumph umhergesprungen; es ist von dem heuchlerischen Hofprediger zu Brandenburg, dem Agrikola, das Augsburger Interim verfasset und mit Gewalt eingeführet, wo es hat geschehen können. Der Mann, so sich Johann Albert Erzbischof von Magdeburg nennt, ist von Würzburg, dahin er geflohen war, heimgekommen und hat zu Halle gesessen und gedrohet bis an den Tod, und sein Kapitel drohet weiter. Und die Acht gegen das Glockengeläut ist verneuert worden, und die Meißnischen Dompfaffen und die Wittenberger Philosophen, Aarones und Grammatici haben zu Leipzig das Leipziger Interim gemacht, merdam pro balsamo, Dreck für Balsam, sag' ich Euch; und Wendehüte gibt's, so sprechen: Lasset uns es annehmen, bleibet doch der Glaube rein, und die Mittelding wird der Herr nicht ansehen; deshalb lasset uns Frieden machen mit unsern Widersachern, daß wir mit Ruh das unserige genießen mögen. Ei, ei, da hab' ich euch! Wie viel solcher Wendehüte, solcher Pfefferſäcke, solcher Mamelucken und Judasjünger gibt's unter euch? Ich sage euch, Gott wird die gewißlich nicht ansehen, die so sprechen und denken. Pfui doch, du schändlicher Wendehut, du bist ein loser Esel und tausendmal ärger denn ein Esel. Bist du so lang mit Walen und Spaniern umgegangen, und hast die wälsche und spanische Praktik noch nicht gelernt? Meinst du, daß sie so grob herausfahren und sagen: Ihr sollt den Antichrist anbeten! Ihr sollt unser eigen werden, und so

fort? Ja, Lieber, harre so lang. Hast du nie gehört, daß sich der Teufel und sein eingeborener Sohn, Papst, Pfaffen und Pfaffenknechte verwandeln können in einen Engel des Lichts? Aber was hilft's, daß ich euch gleich lang und viel predige? Wir bleiben immer wie die Narren, denen muß man ohn Unterlaß mit Kolben lausen, daß sie's fühlen. Und wenn sie's gleich lang greifen und fühlen, so bleiben sie doch Narren vor als nach, Sommer und Winter. Ist's nicht so? Ich sage euch aber, nicht durch ein Interim, nicht durch ein Exterim, sondern nur durch Gottes Wort allein wird man selig. Wie spricht der heilige, liebe Apostel Petrus: Sie achten für Wohllust das zeitliche Wohlleben! — Ist's nicht so mit euch? Folgt ihr nicht dem Weg Balaam, des Sohnes Bosor?"

Die Stimme des Predigers erhob sich hier zur schreiendsten Höhe:

„Und der Feind nahet! Der Feind nahet! Mit Rossen und Wagen steht er vor den Toren. Wehe den Müttern, so geboren haben, wehe den Schwangern, so gebären wollen! Der Feind, der Feind nahet! Herr Jesu, komm! Komm, komm, Herr Jesu, verzeuch nicht. Erschein deinem Volk und sondere die Böcke von den Schafen, die Unreinen von den Reinen, die Interimisten, Papisten und Adiaphoristen von den Gläubigen. Zu den Waffen, ihr Streiter des Herrn und seines heiligen Evangeliums! Auf die Mauern, auf die Wälle, ihr Kämpfer Christi!"

Von seinem Eckstein hernieder sprang unter dem wilden Geschrei der aufgeregten Menge der Prädikant, um an einer andern Stelle sein Wesen von neuem anzufangen. Es war nunmehr die Stunde des Zwielichts herangekommen.

Das dritte Kapitel.

Nun lupft die Kapp! es tritt heran
Der wackre Herr Sebastian;
Die Feder wie das Schwert er führt,
Manch Großmaul weidlich hat's gespürt.
Sein Wort der „Leutnambt" Adam spricht,
Regina will ihm horchen nicht;
Gekränkten Vaters schwerer Zorn
Fährt jach herab auf Markus Horn.

Kopfschüttelnd traten die Lauscher im Hause des Ratmanns Ludolf Horn von den Fenstern zurück.

„Kommet doch einen Augenblick herauf, Meister Besselmeier!" rief der Ratmann einen Mann an, welcher aus dem Haufen zurückgeblieben war, und den er trotz der Dämmerung noch erkannt hatte.

Der Angerufene nickte freundlich herauf und berührte zum Gruß das Barett. Nach einigen Augenblicken trat er in das Gemach und grüßte sittsam nach allen Seiten.

Dieser Mann war Sebastian Besselmeier, ein einfacher Bürger der Stadt, aber ein edles Blut, ein helleuchtend Zeichen des Geistes, welchen deutsches Städtetum zu erzeugen vermochte. Treu, fleißig, bieder; gleich bereit, beim ersten Ruf der Gefahr ins Feld hinauszueilen und sein Blut für das Gemeinwesen zu verspritzen, wie geschickt, nach überstandenen Gefahren den Ruhm und Preis der Stadt fernen Geschlechtern in trefflicher Aufzeichnung des Geschehenen mitzuteilen. Wir verweisen den Leser, den Mann kennen zu lernen, auf seine „Wahrhafftige Histori und Beschreibung des Magdeburgischen Krieges von Anfang biß zu Ende", — deren Vorrede er charakteristisch anhebt wie Thucydides sein Werk über den peloponnesischen Krieg:

„Diese Histori und Beschreibung des Magdeburgischen Krieges zu beschreiben, hat mich erstlich verursacht, unsere Nachkommen und Kinder, so hinter uns leben möchten, damit sie solches zu

Hertzen nehmen, gedenken, und auch wo die Notdurfft das würde erfordern, davon reden könnten."

Wie trefflich tritt uns dieser deutsche Bürgersmann entgegen, wenn er, während von den Wällen seiner Vaterstadt und aus den Schanzen der sie bedrängenden Feinde das Geschütz donnert, das Schwert an der Seite, das Feuerrohr neben sich, niedersitzt und schreibt:

„Es möcht aber einer, und sonderlich der jetzt draus vor der Stadt liegt, hernachmals sagen, ich hette geschrieben umb Ruhms willen oder was mir gefiel (wie dann nach dem Sprichwort offt geredt wird: Ein jeder Hirt lobt seine Küh). Hierrauff sage ich bei meinem Gewissen und der höchsten Wahrheit, daß ich solches nicht gethan, sondern alles mit guten Grundt unnd Wahrheit, niemand zu lieb und zu leid gethan habe: Welches ich alles mit meinen sichtlichen Augen gesehen, und zum öfternmal mit und bey bin gewesen. Derhalben diese Histori nicht einem jeden lieblich, sondern verdrießlich wird seyn zu lesen, ich mein aber allein die (wie oben vermelt), welche jetzt draussen liegen und unser Feind sind, umb welcher willen ich diß nicht zusammengefaßt und auffgeschrieben habe, sondern umb der andern willen, — — welches ich der halben desto fleißiger und weitläufftiger geschrieben habe, damit hernachmals die Wahrheit desto besser zu erhalten und zu bezeugen sey, welches ein jeder besser verstehen mag, weder ich's an Tag kan bringen." —

„Ei, Herr Sebastian," sprach der Ratmann, „solch ein werter Mann wie Ihr sollte niemals vor Ludolf Horns Haus vorübergehen, ohne anzuklopfen und einzusprechen. In solchen Zeiten, so der Herrgott jetzo über uns verhänget, müssen die, so sich kennen und zueinander gehören, auch zusammenhalten. Ein jeder fühlt sich desto sicherer und mutiger, je gewisser er ist, daß er Freunde zu rechter und linker Seit und im Rücken hat."

Meister Sebastian, welcher eben mit Gruß und Dank ebenfalls einen Krug Zerbster Bieres aus den Händen Reginas empfangen hatte, neigte sich gegen den Redenden und erwiderte:

„Wär' auch wohl mit Vergunst eingetreten bei Euch, Herr Ratmann, mußt' aber erst das wunderliche Wesen in der Gaß zu Ende hören. Das ist doch ein toll Ding, und man weiß eigentlich nicht, was man dazu sagen soll; ob man einstimmen soll, oder solch Gebaren verwerfen. Was meint ihr dazu, ihr Herren?

„Ach, Meister Besselmeier," sprach Herr Hahn von Sankt Ulrich, „die Zeit ist ein großer Kessel, darin wird jetzo eine wunderliche Suppe gekocht, und es ist nicht zu verwundern, daß es siedet, brodelt, übersprudelt und solch wunderliche Blasen wirft."

„Ich glaub' auch, es darf nicht durch Gewalt gehindert werden, daß also von den Eckſteinen gepredigt wird," meinte der Magister Flacius, der Illyrier. „Nur ein aufgeregt, gespannt Gemüt mag große Dinge tun, und diese Stadt Magdeburg darf ihr Volk nicht einschlafen lassen."

„Und so sind die Prädikanten den heißen Gewürzen in der Suppen zu vergleichen," fiel der Doktor Alberus ein. „Ich denke und halte auch, daß es gut sei, daß das Volk erschüttert werde in seinem Tiefsten, auf daß es in der rechten Stunde geschickt sei, dem großen Sturm zu begegnen. Tun wir doch eigentlich mit Reizen, Stacheln, Reden und Schreiben dasselbige, was dieser Mann auf dem Eckſteine tut. Die Welt hat ein bös hitzig Fieber und muß mit scharfen Mitteln angegriffen werden, wenn die Heilung erfolgen soll."

„Ihr möget wohl recht haben, günstige Herren," sprach der Bürger, aber es will mir doch solch ein Gelärm und Getös nicht recht in den Sinn. Ich mein' mit Vergunst, es sei ein gefährlich Spiel mit der Menge und kann leichtlich in das Gegenteil von dem, was man erwartet, umschlagen. Gott gebe, daß es nicht in der Not heiße: Auswendig Streit, inwendig Furcht!"

Zustimmend nickte der Ratmann mit dem Kopfe: „Recht, recht, Meister Besselmeier! Es ist ein gefährlich Ding um solch ein Spiel. Es ist auch im Rat die Rede davon gewesen; aber die Stimmen sind dort so geteilet, wie hier. Was soll man tun? Was soll man

lassen? Aber es ist mir immer, als sehe ich den Schatten von Gottes Hand über dieser Stadt ausgebreitet. In diesem Schutz müssen wir abwarten, daß sich alles zum Besten wende."

Eine Magd trat jetzt leisen Schrittes in das Gemach und stellte eine Lampe auf den Eichentisch. Die anwesenden geistlichen Herren samt dem Meister Sebastian wollten darauf eben Abschied nehmen, als sich ein Klopfen an der Tür hören ließ.

Auf den Hereinruf des Hausherrn trat ein nicht viel über dreißig Jahre alter Mann, mit Schwert und Brustharnisch angetan, herein. Blond von Haar und Bart, aber mit dunkeln, scharfen, etwas unruhigen Augen, schlank und zierlich gebaut, aber allem Anschein nach muskelkräftig und gewandt zu jeglichem Werk in der Welt — nicht bloß im Blachfeld unter flatternden Fahnen und bei gefällten Spießen.

Diesem Krieger trippelte der Buchdrucker Michael Lotther mit freudigem Lächeln entgegen und reichte ihm die Hand zum Gruß, indem er ausrief:

„Da ist der Leutenambt, da ist unser Herr Vetter aus Bamberg. Tritt her, Regina, und reich ihm auch die Hand! Nun, Adam, was bringet Ihr Neues?"

Es wurden, ehe der junge Krieger Antwort gab, erst die gewöhnlichen Begrüßungen ausgetauscht, aber Regina kam nicht dem Gebote des Vaters nach, sondern zog sich aus dem Lichtschein der Lampe in die Dunkelheit zurück und trat dicht zu dem Sessel der Frau Margareta, als suche sie unwillkürlich Schutz bei der Matrone. Diesem Gaste kredenzte sie auch nicht den Becher, sondern ließ das durch die Magd besorgen, obgleich Adam Schwartze mehr als einen verstohlenen Blick zu der Jungfrau hinüberschweifen ließ, während er sprach:

„Was dem einen gefällt, mißfällt dem andern, Meister Lotther und werte Herren! Die Nachricht, die dem Kriegsmann allerfreulichst erscheint, bringt Bangen und Schrecken dem Bürger und den Frauen. Es ist ein neuer reitender Bote gekommen:

Der Herzog von Mecklenburg hat des Erzstiftes Grenzen wirklich überschritten mit Roß und Mann, senget und brennet, und seine Rotten streifen schon gegen Wanzleben!"

Die Frauen stießen einen leisen Schreckensruf aus, die Männer blickten sich besorgt an; nur der mutige Buchdrucker rief:

„Ei, Adam, es mag auch Bürger geben, denen solche Nachricht nicht das Zittern in die Beine jagt; es mag auch Bürger geben, so sich dabei die Hände reiben können. Ich sag' Euch, ihr Söldner werdet nicht allein im Feld stehen gegen den Feind; die Bürgerschaft wird nicht da fehlen, wo um den grünen Jungfernkranz der Stadt geworben wird auf dem grünen Feld!"

„Wohl, wohl, Meister Lotther," lächelte der junge Kriegsmann. „Ich kenne ja Euern tapfern Sinn und wollte gewißlich nicht ein Mißtrauen oder gar eine Beleidigung aussprechen. Ich mein' nur, uns, die wir der Stadt Brot essen, uns wird's auch am erfreulichsten sein, solches jetzt abverdienen zu können. Uns liegt es jetzt ob, zu zeigen, daß der Sold, welchen uns die Stadt zahlt, nicht umsonst gegeben ist. Gewißlich wird die tapfere Bürgerschaft, und auch Herr Michael Lotther ihr Bestes tun auf der Wahlstatt!"

„Ihr seid ein braver, wackerer junger Mann, Vetter Adam!" sprach Meister Lotther, geschmeichelt durch die letzten Worte des Söldnerführers. „Das seid Ihr, und ich hoffe, wir werden beiderseitig im Felde noch unsere Freud aneinander haben. Nur Glück wünschen kann ich der Stadt, daß sie Euch in ihren Dienst nahm; und dazu, daß Ihr unsere Vetterschaft ausfindig machtet, wünsche ich mir tagtäglich Glück."

Obgleich nun der Hausherr den Leutnant Adam auch mit großer Freundlichkeit und Zuvorkommenheit begrüßt hatte, so war er doch weit entfernt davon, ihn mit so übergünstigen Augen zu betrachten, wie der Buchdrucker. Im Gegenteil warf er oft recht ernste, prüfende Blicke auf das hübsche Gesicht Adam Schwartzes, und Meister Sebastian Besselmeier tat dasselbe.

„Also das Ungewitter rückt wirklich näher, und es ist nun kein Zweifel mehr daran, daß dieser Herzog von Mecklenburg den Reigen, welcher uns aufgespielt werden soll, eröffne?“ fragte Herr Nikolaus Gallus, und der Leutnant schüttelte das Haupt und sprach:

„Ich glaube nicht, daß darüber noch ein Zweifel obwalten kann. Bald genug werden wir vom Hauptmann Eckelbaum mehr vernehmen. Der Mann wird schon sein Bestes tun und wird den nicht streicheln, der ihn kratzt. Dem Mecklenburger Jürg wird's ein bös Ding sein, das Banner von Magdeburg von der Burg zu Wanzleben zu reißen.“

„Wie stark ist die Besatzung daselbst?“ fragte der Doktor Erasmus Alberus.

„Dreihundert gute Männer liegen in dem Flecken, doch wird derselbe damit nicht zu halten sein, wenn des Herzogen Macht davorrückt. Das Schloß wird Herr Bartholomäus nicht aufgeben; dem Flecken freilich gnade Gott. Die Feuerwächter der Stadt mögen gut ausschauen die kommenden Nächte durch, ob nicht der Himmel im Südwesten sich blutig rot färbe,“ sprach der Söldner.

„Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz, Sela!“ sprach Herr Flacius Illyrikus. „Und jetzo muß ich gehen, ich hab' noch eine Korrektur zu lesen für Meister Christian Rödinger.“

„Vergesset auch mich nicht, Herr Magister,“ rief Michael Lotther. „Es ist dabei mancherlei, so Ihr mir versprochen, aber noch nicht gehalten habt!“

„Ei, Meisterlein,“ lächelte der junge Gelehrte, „das Feuer brennet jetzt jedermann auf den Nägeln. Gehabt euch wohl, werte Frauen und günstige Herren. Gott schütze die Stadt, Gott schütze unseres Herrgotts Kanzlei!“

„Amen!“ sprachen alle Anwesenden, und der Magister ging. Ihm folgte sogleich Meister Sebastian Besselmeier, der Geschichtsschreiber des Magdeburgschen Krieges. Auch ihm brannte das Feuer auf den Nägeln, und er eilte, Büchse, Schwert und

Spieß, Feder und Tinte zu seinem wackeren Werke in Bereitschaft zu setzen.

Mit leiser Stimme unterhielten sich noch der Prediger der Ulrichskirche, der Ratmann und der Doktor Alberus Der Leutnant Adam Schwartze hatte sich jetzt Regina genähert und flüsterte ihr allerlei Bemerkungen zu, welche sie recht gleichgültig beantwortete. Ihr Vater blickte nachdenklich, mit beiden Armen auf den Tisch gestützt, in den vor ihm stehenden Bierkrug und baute im Geiste allerlei Feldlager und Schlachtordnungen auf. Nahe dem dunkeln Ofen saß Frau Margareta, die einzige, welche seit geraumer Zeit sich durchaus nicht an der Unterhaltung beteiligt hatte.

Um so überraschender, um so erschreckender für alle Anwesende war es deshalb, als sie plötzlich in ein unaufhaltsames helles Weinen, in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach. Alle sprangen darob betroffen auf, und schnell eilten der Ratmann und Regina zu dem armen Weibe.

„Was hast du, Margareta? Was ficht dich an?“ fragte mit besorgter Stimme Herr Ludolf. „Sprich doch, so sprich doch, was weinst du so bitterlich?“

„O Mütterlein, lieb Mütterlein! Was habet Ihr?“ rief die Jungfrau, die Matrone in die Arme schließend, während der Eheherr derselben die Hand auf die Schulter legte.

„Aber Alte,“ fragte wieder letzterer, „so sag doch, was dich quält; haben dich die bösen Nachrichten so erschreckt, sind die Gespräche dieses Abends schuld an diesem Gewimmer? So faß dich doch, besinne dich, hier sind seine Ehrwürden von Sankt Ulrich, hier ist der Herr Doktor und der Leutnant und der Nachbar! Beruhige dich, noch ist der Feind nicht in der Stadt! Schäme dich, Mutter, vor der jungen Dirn, der Regina, und laß solch Heulen und Jammern ohne Grund!“

Die arme Frau schüttelte laut schluchzend das Haupt und rief mit gepreßter Stimme:

„Mein Kind, mein Kind, mein Sohn, allereinzigster Sohn! Wo ist mein Kind in dieser Not, so seine alten Eltern, so seine Vaterstadt bedrängt! Markus, mein Markus, mein armer Sohn, bist du in Wahrheit tot, bist du wirklich begraben in der Erde, daß du nicht kommst, daß du deine Mutter verlässest in allen Schrecken? O mein Kind! mein Kind! Gebt mir mein Kind in dieser Angst! O Markus, mein Markus!"

Alle dem Hause mehr oder weniger Nahestehenden, mehr oder weniger mit seinen Geheimnissen Bekannten standen lautlos und schmerzlich bewegt da, ergriffen im tiefsten Herzen von diesem Ausbruch der Mutterliebe und des Mutterschmerzes. Aber das Gesicht des Ratmannes nahm plötzlich den Ausdruck höchster Strenge, ja den Ausdruck der Härte an.

„Schweige, Weib!" rief er. „Davon will ich nichts hören. Ist der, welcher einst mein Sohn war, tot, nun so mag ihm Gott verzeihen, und ich will's auch, lebend aber gehört er mir und meinem Hause weder im Glück noch im Unglück noch an."

„Aber, verehrter Herr Ludolf —" wollte der Pfarrer von Sankt Ulrich sich ins Mittel legen, brach aber vor einer abwehrenden Handbewegung des zornigen Vaters sogleich wieder ab.

„Sprechet mir nicht davon, ihr Herren; wer weiß denn und kann sagen, ob nicht der, welchen mein armes Weib da eben zur Hilf herbeiruft, in jetzigem Augenblick mit dem Mecklenburger gegen seine Vaterstadt feindlich anziehet? Wer bürgt mir dafür, daß Markus Horn, wenn er noch am Leben ist, nicht näher ist, als wir vermeinen, und ob er nicht im Feindeshaufen als Feind kommt?"

„Nimmer! nimmer!" schrie die Mutter in höchster Seelenangst, und Regina hielt sich totenbleich an einer Stuhllehne, um nicht vor solchen harten Worten umzusinken. Der Leutnant Adam von Bamberg sah sie mit einem eigentümlichen Blick an, und es schien etwas in ihm zu kochen, was er mit aller Gewalt zu unterdrücken hatte. Wie spielend hielt seine Hand den Griff

des Dolchmessers an seiner Hüfte, und über sein hübsches Gesicht fuhr ein solcher Ausdruck grimmigen Hohnes, daß er von Glück sagen konnte, daß ihn niemand in diesem Augenblick beobachtete. Der Buchdrucker lief nach seiner Art, wenn ihn etwas aufregte, auf und ab im Gemach; der Doktor Alberus und Gallus blickten kopfschüttelnd als teilnahmsvolle Zuschauer auf die Gruppe, welche der Ratmann mit seiner Ehefrau und Regina bildete.

Da erfüllte plötzlich wiederum ein wilder Lärm die Schöneckstraße. Waffen klirrten, rauhe Stimmen jauchzten und sangen:

„Es stund ein Landsknecht wohlgemuth;
Halt't ihr die Stadt in guter Huth
Darzu in wahrhaftig Hande;
Sollten wir den Pfaffen die Stadt ufgeb'n,
Es wär' uns ein' groß' Schande!"

Das Lied war eigentlich im Jahre fünfzehnhundertneunundzwanzig in der Stadt Wien in Österreich entstanden, als der Türke davorlag. Aber wie aus mancher Volksweise mit wenig verändertem Text ein Kirchengesang gemacht wurde, so wurde auch dieses Lied manch gleichgearteten Gelegenheiten leicht angepaßt, und im Jahre fünfzehnhundertfünfzig während der Belagerung der Stadt Magdeburg von den städtischen Landsknechten und Bürgern viel gesungen.

Auf den Gesang erfolgte in der Gasse ein gewaltig Hallo und groß Vivatrufen, dann machte sich in dem Getöse eine einzelne kraftvolle Stimme bemerkbar, — wieder rief man aus vollen Kehlen, dann schien der tosende Haufe weiter zu ziehen oder sich zu zerstreuen. An dem Hause des Ratmanns Ludolf Horn wurde jetzt die Glocke gezogen; alle im Zimmer Anwesenden horchten verwundert auf; man vernahm, wie die alte Magd, welche die Haustür öffnete, einen gellenden Schrei ausstieß; — einen Augenblick später stürzte sie mit hocherhobenen Armen in das Gemach, als habe sie ein Gespenst erblickt. Zu den Füßen ihrer Herrin fiel sie nieder und schrie:

„O Frau, Frau — er, er, oder sein Geist! Jesus Christus, Frau, Frau — da ist er!"

In der offenen Stubentür erschien eine hohe kriegerische Gestalt, die sich bücken mußte, um eintreten zu können; — mit weiten, starren Augen erhob sich die Matrone aus ihrem Sessel, — der Hausherr trat, als erblicke auch er einen Geist, einen Schritt vor, — Regina fuhr zurück gegen die Wand, — Michael Lotther schlug die Hände über dem Haupte zusammen, die andern standen zweifelnd und blickten sich an und den Eintretenden und das Ehepaar. Die Hand des Bambergers fuhr wiederum nach dem Dolchgriff.

Mit dem Aufschrei:

„Markus! Markus! mein Sohn! mein Kind!" wollte sich die Mutter in die Arme des heimgekehrten Sohnes stürzen, und der Sohn wollte auf die Mutter zueilen, als das Schreckliche eintrat. Zwischen den Sohn und die Mutter trat der Vater mit drohend ausgestrecktem Arm, und während er die Mutter zurückhielt, sprach er gegen den andern gewandt:

„Wer seid Ihr, und was dringet Ihr auf solche Weise in diese friedliche Wohnung? Was suchet Ihr in dem Hause des Ratmanns Ludolf Horn? Ist diese Stadt schon so rechtlos, daß solch ein Eindringen jedermann nach freiem Belieben gestattet ist?"

„Vater! Vater!" murmelte erstarrt, vernichtet Markus Horn.

„Vater?" rief der alte Ratmann. „Herr, was redet Ihr da? Herr, ich kenne Euch nicht. Ich hatte einen Sohn; aber der ist tot, und seine Eltern haben ihn vergessen müssen; — ich hatte einen Sohn, aber der hat sich von seinen Eltern losgesagt, und so haben sich seine Eltern von ihm losgesagt. Scheidet, Herr! Euer Anblick tut meiner Ehefrau wehe. Gehet zu Euern Genossen, gehet zu Euerm Kurfürst Moritz; gehet — man wird Euch sonst vermissen beim Sturm auf Magdeburg, und Ihr werdet zu kurz kommen bei Austeilung der Beute. Gehet, sage ich, und verberget Euer Angesicht vor uns, bis Ihr mit der Brandfackel,

dem Schwert und dem Raubsack diese Schwelle überschreiten mögt!"

„Nachbar, Nachbar! Was tut Ihr, Nachbar!" rief der Buchdrucker im höchsten Schrecken.

„Besinnt Euch, Herr Horn! Das sind zu böse Worte!" sprach beschwichtigend der Pfarrer von Sankt Ulrich.

„Es ist Euer Sohn, Herr Ratmann!" rief der Doktor Erasmus Alberus; aber taub blieb der zornige Vater allen Worten der Freunde. Ohnmächtig lag die Mutter in den Armen Reginens, und diese ließ die starren Blicke zwischen Vater und Sohn hin und her wandern, als begreife sie das vorgehende durchaus nicht, als habe es nicht den geringsten Sinn für sie.

„Gehet jetzt, guter Herr," flüsterte der Leutnant Schwartze dem so bös empfangenen Sohn ins Ohr. „Gehet fürs erste, Ihr reget Euern Vater durch Euer Verweilen nur noch mehr auf, und Eure Mutter mag leichtlich den Tod davon haben."

Markus Horn blickte den Flüsternden an, wie der Verbrecher auf dem Hochgerichte einen der Henkersknechte anblicken mag. Er sah auch eben so stier, so steinern zu Regina Lottherin hinüber. Noch einmal versuchte er, sich der bewußtlosen Mutter zu nähern; nochmals trat der eisenherzige Vater dazwischen. Zusammen war die stattliche Gestalt des jungen Kriegers gesunken; er blickte einen Augenblick lang seinem Vater in die Augen, dann sprach er mit gebrochener Stimme:

„So lebet wohl, Vater — fluchet mir wenigstens nicht über die Schwelle hinaus und — lebet wohl! Euer Wille geschehe; Ihr habet recht, — aber — nicht nach den Worten des Evangeliums vom verlorenen Sohn. Lebt alle wohl! Und ihr geistlichen Herren, meiner Mutter sagt, ihr Markus lasse sie grüßen, — saget ihr — — nein, es ist alles aus. Lebet wohl!"

Der verstoßene Sohn fuhr mit der Hand über die Stirn, wandte sich und wankte hinaus, auf sein mächtig Schwert gestützt; geisterhaft richtete sich noch einmal die Mutter in Reginas

Armen auf und sandte ihm einen verzweifelten Blick nach, dann schloß ihr eine wohltuende Bewußtlosigkeit wiederum Sinn und Augen. Am Tisch saß der Ratmann und hatte die geballte Faust auf die Tischplatte gelegt und wehrte die Beschwörungen und den Zuspruch des Nachbars und der geistlichen Herren ab und schüttelte darob immer finsterer, immer halsstarriger das Haupt. Leise schlich der Bamberger fort; ihm folgten, als sie sahen, daß ihre Ermahnungen vergeblich waren, der Doktor Alberus und der Pfarrer Hahn.

„Komm, Mädchen, das ist ein Haus des Zorns und des Unheils," rief der Buchdrucker seiner Tochter zu. „Wir wollen gehen!" — Nachbar, Nachbar, das war nicht nach dem richtigen Recht gehandelt vor Gott und den Menschen! Kommet zur Besinnung, Nachbar! Komm Regina!"

„Nein, mein Vater, lasset mich bei meinem armen, elenden zweiten Mütterlein, — o Gott, sehet sie nur an!"

Mit tonloser Stimme sprach aber Frau Margareta, die jetzt ihr Bewußtsein vollständig wiedererlangt hatte:

„Nein, lieb Kind, geh mit deinem Vater! Geh jetzt! Lebt wohl, guter, treuer Nachbar Lotther; geh, lieb Regina, ich bin ganz wohlauf; aber ich muß jetzt allein sein mit meinem Ludolf, mit meinem Herrn!"

Weinend ließ sich Regina von ihrem Vater fortführen; — die unglücklichen Eltern blieben allein.

So wurde Markus Horn am vierzehnten September fünfzehnhundertfünfzig im Vaterhaus empfangen.

Das vierte Kapitel.

Es rennen aneinander an
Markus und Chriſtof Alemann;
Im güldnen Weinfaß führt das Glück
Herzu den Hauptmann Kindelbrück.
Von Hänſel Springer ſteht zu leſen,
Was ein Geſell der ſei geweſen.
Rottmeiſter wird Herr Mark benennt: —
„Der rote Hahn! Wanzleben brennt!“

Eiligſt führte der Buchdrucker Michael Lotther ſeine Tochter über die Gaſſe, ſchob ſie ohne weiteres in die Tür ſeines Hauſes, zog die Tür hinter ihr ſogleich wieder zu und eilte, ſo ſchnell ſeine Körperbeſchaffenheit — er litt dann und wann ein klein wenig an Kurzatmigkeit — es ihm erlaubte, von dannen, um womöglich den Sohn ſeines Nachbars, des Ratmannes, noch zu finden an dieſem Abend. Auf dem Breiten Wege angelangt, ſah er ſich um, ob er die hohe Geſtalt des Markus nicht in dem bewegten Volkstreiben, das auf dieſer ſchönen Gaſſe noch herrſchte, bemerken könne. Da das Zwielicht nicht zur dunkeln Nacht werden wollte, ſo konnte er zur Rechten und Linken den Breiten Weg überſehen, aber Markus Horn erblickte er nicht mehr. Auf gut Glück ſtürzte er zuletzt links fort, dem Krökentore zu, und wie er ſeine Augen ängſtlich hin- und herſchweifen ließ, erblickte er endlich den Geſuchten an der Ecke der Marktſtraße, wo er ſtand, regungslos auf ſein Schlachtſchwert gelehnt, ſtarr vor ſich blickend. Schnell trippelte der Buchdrucker auf ihn zu, doch ziemlich ſchüchtern berührte der gute Bürger den Arm des verſtoßenen Sohnes.

„Markus!“

Keine Antwort erfolgte.

„Markus! So höret doch, Markus Horn! Ich ſage Euch, Markus, laſſet Euch das, was geſchah, nicht alſo ſehr zu Herzen gehen. Ich weiß ſicher, mit der Zeit wird dem Alten die Reu

schon kommen, und er wird sich schon anders bedenken. Was Teufel, seid Ihr auch kein Gelehrter, so seid Ihr doch ein stattlicher Kriegsmann geworden, und — es gefällt mir schon, daß Ihr zurückgekommen seid, der Stadt im Kampfe beizustehen; — denn — so ist's doch? . . . aber Ihr höret ja nicht!"

„Ach, Ihr seid's Meister Lotther," sagte der junge Landsknecht, endlich aus seinem Brüten erwachend. „Waret Ihr nicht auch vorhin in meines Vaters — wollt' ich sagen, des Ratmanns Horn Haus? Es freuet mich, Euch noch so rüstig zu sehen. Ja, Ihr habet recht; es nützt nichts, hier an der Ecke stehen zu bleiben und Maulaffen feil zu halten. Ganz recht habet Ihr, ein jeder gehe seines Weges und kümmere sich so wenig als möglich um den andern, das ist das Wahre."

„Aber das hab' ich ja gar nicht gesagt!" rief der Buchdrucker halb ärgerlich, halb betroffen. „Im Gegenteil, ich wollt' Euch bitten, daß, da Euer Herr Vater Euch so grimmig aus dem Hause gewiesen hat, Ihr aus alter Freundschaft jetzo mit mir ginget. Mein Reginchen — Ihr erinnert Euch meiner Regina noch? — soll uns ein gutes Abendessen auftischen, und bei einem noch bessern Becher Wein wollen wir überlegen, wie in dieser bösen Sache zu handeln sei. Wollt Ihr? schlagt ein!"

Der Buchdrucker hielt die Hand hin, aber der Landsknecht starrte ihn nur mit den größten, verwundertsten Augen an.

„Meister Lotther?! Ist es möglich! Solch ein Anerbieten mir? Mir, dem Ausgestoßenen, mir, der kommt, seine Vaterstadt mit Mord und Brand zu bedrohen? Mir ein solches Anerbieten nach dem eben Geschehenen; — täuschet mich wirklich mein Ohr nicht?"

„Nein, nein, nein!" rief der gute Buchdrucker. „Glaubet mir, ich bitte Euch in bester Meinung, mit mir zu kommen. Obgleich Ihr Euch die letzten Jahre wohl nicht ganz nach der Schnur geführt haben mögt, so will ich das doch nicht so schlimm ansehen, wie Euer Vater; obwohl Ihr Eurer Mutter wohl einmal Nachricht

von Euch hättet geben können. Ich sag', für wilde Zeiten gehören auch wilde Herzen, und daß Ihr, als Ihr Anno siebenundvierzig zu Leipzig auf der Hochschul waret und der Kurfürst Johann Friedrich mit den Bundesgenossen dagegen anrückte, die Waffen für den Mauritius gegen die Schmalkaldischen ergriffet, das mag auch hingehen. Gehet doch der Reim:

Daß Leipzig nicht genommen ward,
Macht, daß Leipzig vor Leipzig lag.

In solchen Zeiten wie die jetzigen geht alles kopfunter kopfüber, und Recht wird Unrecht, ehe man die Hand umkehrt. — Und was betrifft, daß Ihr die Waffen, als Ihr sie einmal in die Hand genommen hattet, nicht wieder fahren ließet, sondern lieber das Jus an den Nagel hinget, — nun, so will ich den Kerl sehen, dem Michael Lotther das vorrücken und aufmutzen würde! Bei aller Ritterschaft des heiligen Georg! das war eine lange Rede, und das Maul ist mir ganz trocken geworden darüber; nun kommt schnell, Regina soll uns den Trank kredenzen. Ihr erinnert Euch des Mädchens noch? Nun, sie ist auch herangewachsen, und ich habe meine Freude an ihr, und wenn der Vetter Adam — doch was schwatz' ich, kommt, Freundchen, ohne Umstände!"

Regina! Welch seltsamen Eindruck hatte die Nennung dieses Namens auf Markus Horn gemacht?! Fast hätte er das tröstliche Anerbieten des guten, wackern Bürgers, welches aus dem Herzen kam, angenommen; aber der Schluß der Rede desselben trieb ihn, die Hand wieder zurückzuziehen.

Regina! — Der junge Krieger sah wiederum die schreckliche Gruppe im Hause seines Vaters vor sich. Er sah seine alte Mutter ohnmächtig in den Armen einer Jungfrau. Er sah ein schönes, bleiches Gesicht aus der Dunkelheit auftauchen, zwei dunkle Augen sahen ihn so traurig, so erschreckt, so vorwurfsvoll an.

Nein, nein, er konnte diesen Augen jetzt nicht wieder entgegentreten. Er fühlte, daß sie ihn vernichteten in seinem Innersten,

daß sie Kraft hatten, seine am höchsten fliegenden Träume und Pläne in den Staub herniederzudrücken.

„Ich gehe nicht mit Euch, ich kann nicht mit Euch gehen, Meister Lotther," rief er wild. „Ich will in Euer Haus so wenig wieder treten, wie in das meines Vaters. Euer Leben hier in Magdeburg ist nicht mehr mein Leben. Weshalb sollte ich mit Euch gehen? Nein, nein, lasset mich, suchet mich nicht zu überreden, — lebt wohl, habt Dank und lasset uns scheiden!"

„Aber ich bitte Euch, Markus! bedenkt —"

„Nein, nein. Ich kann nicht, ich will nicht. Lebet wohl, grüßet meine Mutter und bittet sie noch einmal, daß sie mir verzeihen möge. Grüßet auch — meinen Vater und saget ihm — nein, saget ihm nichts; — grüßet — grüßet — Euer — Töchterlein, die Regina — und — damit holla!"

Vergeblich bemühte sich der gute, ehrliche Bürgersmann, den jungen verwilderten Sohn seines Nachbars festzuhalten und zu überreden, von seinem Anerbieten Gebrauch zu machen. Markus Horn machte endlich seinen Arm stillschweigend los von der Hand des Buchdruckers und eilte mit weiten Schritten von dannen. Kopfschüttelnd und betrübt blickte ihm Michael Lotther nach und murmelte:

„Schade darum; es steckt doch Saft und Kraft darin; — doppelt schade, wenn diese Stadt darum betrogen werden sollte. Hm, hm, hat auch der Ratmann recht, ich weiß doch nicht, ob nicht manch ein anderer Vater in dieser Sache anders gehandelt hätte!"

Niedergeschlagen und betrübt, mit gesenktem Haupte schritt der Buchdrucker seiner Wohnung in der Schöneeckstraße wieder zu und fand daselbst seine Tochter ohne Licht im dunkeln Zimmer sitzend. Als die Lampe auf seinen Befehl gebracht wurde, entdeckte Meister Lotther, daß Regina recht rotgeweinte Augen habe, und so hatte er Grund, noch bedenklicher das Haupt zu schütteln.

Auf seine Frage, ob der Leutnant Adam Schwartze nicht noch vorgesprochen habe, vernahm er anfangs gar keine Antwort und dann ein sehr undeutliches: Ich weiß nicht. —

Währenddem durchwanderte Markus Horn, von den verschiedenartigsten Gefühlen hin- und hergezogen, die Gassen seiner Vaterstadt. Weit entfernt, bloß Schmerz und Reue zu empfinden, kochte, obgleich Schmerz und Reue auch heftig seine Brust durchwühlten, doch dazu der grimmigste Zorn in ihm, Zorn und Wut gegen sich selbst, Zorn gegen den harten Vater, Zorn gegen die ganze Welt. Es lag eine eiserne Schale um dieses Herz, eine Schale, wie sie nur unter dem Eisenpanzer in dem Religionskriege des sechzehnten Jahrhunderts entstehen konnte. Jedes wilde, wüste Lebensjahr erst auf zwei, drei Universitäten, dann seit 1547 im Feldlager, hatte einen neuen Reif um dieses Herz gelegt, und des Vaters Wort und Gebahren war nicht das rechte Mittel, diese Reifen zu sprengen; in solcher Glut schmolz die eiserne Rinde nicht. Im Gegenteil! Nachdem die allererste Betäubung nach dem unvermuteten Schlage überwunden war, nachdem das Bild der armen Mutter ein wenig vor der Gestalt des zornigen, drohenden Vaters in den Hintergrund getreten war, brach Markus mitten im Getümmel des Volkes in ein so lautes, unheimliches Gelächter aus, daß mehr als einer der Vorübergehenden stehen blieb und verwundert den wilden, überlustigen Krieger anstarrte, bis die Furcht, derselbe könne es übel aufnehmen, ihn schnellern Schrittes weiter trieb.

Dieses geschah inmitten des Stadtmarktes, der zu jener Zeit außer dem Reiterbild Kaiser Ottos des Großen noch mehrere andere Bildwerke trug. Da stand ein großer Roland, welchen ein hochedler Rat erst im Jahre 1540 samt dem alten Kaiser Otto und dem Rathause neu hatte malen lassen; da stand auf hohem Postament ein Hirsch, zum Andenken jenes Tieres, welches nach der Legende einst zu der Königin Editha kam und sie um Hilfe für sein Junges anflehte.

Und von allen Seiten blickten die alten wunderlichen Giebelhäuser mit ihren teilweise erleuchteten Fenstern auf den Platz, und über das Rathaus ragten die hohen Türme der Johanniskirche in die dämmerige Nacht. In Gruppen besprach das Volk — Bürger und Bürgerinnen — die bösen Nachrichten, welche der Tag gebracht hatte. Landsknechte im Dienste der Stadt, welche jetzt bei so gefährlichen, kriegerischen Zeitläufen mit günstigern Augen, als es in friedlichen Zeiten der Fall war, von der Bürgerschaft angesehen wurden, hatten große Worte feil und hielten mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berge. Unter den Hallen des Rathauses kamen und gingen Beamte des hochedlen und wohlweisen Rates, welche selbst in so später Abendstunde noch Botschaften brachten oder Aufträge ausrichteten. Man mußte sich sehr vorsehen, wenn man ungestoßen und ungedrängt seinen Weg durch das Getümmel finden wollte; aber dem Markus Horn machte jedermann unaufgefordert Platz, wie man wohl einem durchgehenden Roß oder einem Betrunkenen Raum gibt. Aus dem so bekannten und doch so fremden Leben des alten Marktes stürmte Markus fort, vorüber an der Johanniskirche, und eilte die damalige Werftstraße hinunter, auf das Brückentor zu. Das letztere war soeben geschlossen worden, und aus der Tür und den Fenstern der Wachtstube über dem hohen Turm fiel ein heller Lichtschein auf die Gasse. Bewaffnete Bürger hielten hier Wacht, und von dem Wachtmeister nahm soeben ein anderer Krieger Abschied und kam sporenklirrend, ein Lied trällernd, Markus Horn entgegen. —

„So denn frei! frei, frei von allem! Frei, frei, warum auch nicht vogelfrei? Nur zu, 's ist alles einerlei. Hei, mein Knab, nun kehr aus dein Herz; — was geht's nun noch dich an, für was sie sich schlagen, wer siegt und wer die Zeche bezahlt? Kehr aus dein Herz, und Trotz sei allem geboten, Weiberträne und allem!"

Alle Knöpfe seines Wamses riß Markus auf, die breite Brust

bot er mit Behagen der scharfen Nachtluft und atmete aus vollen Lungen.

Da er das Brückentor schon geschlossen fand, so wollte er links ab bei Sankt Gertrudenkapell vorbei nach der Rohlpforte stürzen, die ebenfalls auf die Werft, an das Ufer der Elbe führte. Bei der Wendung aber, die er machte, stieß er mit aller Gewalt gegen den von der Torwacht her sich nähernden fröhlichen Kriegsmann, daß dieser sechs Schritte weit und seine Federkappe noch weiter fortflog.

„Sechzehntausend Schock blutige Teufel! Euch soll das Donnerwetter in den Bauch fahren!" schrie der Gestoßene wütend, sein Schwert herausreißend und auf Markus losstürzend.

„Du kommst mir grad recht! Ha, — kommt an, die ganze Menschheit, Welschland und Deutschland, Pfaffen und Laien, Papisten und Lutherische, alles heran!" schrie dieser, und schon kreuzten sich die Klingen, als glücklicherweise von der Wache her der Wachtmeister herbeieilte und schrie:

„Seid Ihr des Teufels, Fähnrich? Seid Ihr rein toll geworden, Herr Christof Alemann? Ihr — Ihr wollt den Stadtfrieden also brechen? Auseinander sag' ich! Auseinander! Das sind schöne Geschichten! Heinrich Kakebart, bring mal die Latern aus der Wachtstub, daß man erkennen kann, wer den Herrn Fähnrich also angefallen hat."

Beide Kämpfer hatten bereits ihre Waffen sinken lassen, und Markus Horn blickte mit gespanntester Neugierde auf den Gegner.

„Christof Alemann! Hab' ich recht gehört?" murmelte er, doch nicht so leise, daß es der andere nicht vernahm.

„Jawohl, Christof Alemann heiß' ich!" sprach er. „Was soll's damit? Wer will was von Christof Alemann, Bürgermeister Heine Alemanns Sohn?"

„Ich, Markus Horn aus der Schöneeckstraße!" lautete jetzt mit klarer Stimme die Antwort, und der Fähnrich stieß einen

Ruf der Verwunderung und des Zweifels aus und trat seinem Gegner rasch einen Schritt näher. In demselben Augenblick kam Heinrich Kakebart mit der Laterne aus der Wachtstube angelaufen, und bei ihrem Scheine faßten sich die beiden Kämpfer nach kurzer Prüfung ihrer beiderseitigen Gesichtszüge freudig in die Arme.

„Bruderherz, bist du es wirklich? Bruderherz, lebst du wirklich noch?" so ging das jetzt hin und her, und auf die Umarmung folgte ein kräftiges, nicht endenwollendes Händeschütteln. Darauf gab man dem Wachtmeister eine kurze Aufklärung, und zuletzt schritten die beiden Jugendfreunde Arm in Arm dahin.

„Nein, es ist die Möglichkeit! Das nenn' ich ein seltsames, unverhofftes Wiederfinden," rief der eine.

„Markus, Herzensbruder, bist du es denn wahr und wahrhaftig? Bist du's in Fleisch und Blut? Ich sage dir, fühlte ich nicht durch diesen Ärmel von gutem flandrischen Tuch einen so starken Arm, ich möchte glauben, ein Geist äffe mich hier mitten auf dem Umlauf!" rief der andere.

„Ja, Bruderherz, ich bin's wirklich und wahrhaftig, wenn es mir auch heute grade keinen großen Spaß macht, und ich wünschen möchte von ganzer Seele, ich steckte nicht in diesem Wams, diesen Hosen und dieser Haut. O Christof Alemann —"

„Komm, komm!" rief Christof; „ich merk' schon, dir ist auf irgend eine Art der Buchweizen verhagelt. Hier ist nicht der Ort, darüber zu reden. Willst mit nach meines Vaters Haus, daselbst in meinem Losament das Herz ausschütten? Welch ein Seufzer! Wir können auch nach der Lauenburg gehen, aber 's ist jetzo ein langweiliger Ort, seit die in der Stadt anwesenden hohen Kriegsleute, der Heideck, der Pflugk, die Mansfelder und wie sie sonst noch heißen, alle Abend dasitzen und Gesichter schneiden und den Wein trinken, wie man Arznei schluckt. Der Wein ist freilich gut daselbst, vorzüglich der spanische Muskatel und der Kanarien-Malvasier. Da Bruderherz, da fällt mir ein,

wir gehen nach einem Orte, ſo du noch gut kennen mußt, wir gehen nach dem Goldenen Weinfaß. Da findt man gut zu trinken und auch gute Geſellen und Kameraden; — da wollen wir uns zuſammenſetzen und uns erzählen, was uns begegnet iſt. Gotts Wetter, du wirſt ſchon erzählen können; ein gewaltiger Kerl biſt du geworden und haſt dir den Wind um die Naſe wehen laſſen in der Welt. Ich ſchäme mich ordentlich vor dir."

„Ach, Chriſtof!" ſeufzte Markus; aber er ließ ſich doch fortziehen von dem wiedergefundenen Jugendfreunde, und ſo gelangten die beiden über den Umlauf, durch die Schrackenſtraße und an Sankt Annen vorüber von neuem auf den Breiten Weg und bald zum Goldenen Weinfaſſe, welches 1550 ſchon ein berühmtes Haus war, und deſſen Zeichen nach dem großen Unglück von 1631, eins der erſten von allen Schenkenſchildbildern, wieder zwiſchen den Trümmern ſich erhob.

Im Jahre Fünfzehnhundertundfünfzig war das Goldene Weinfaß ein eben ſo ſchmales, langes Gebäude wie heute, doch befand ſich nicht wie heute eine Buchhandlung, ſondern eine von allerlei Volk viel beſuchte Kneipe darin. Seine Vorderſeite kehrte es dem Breiten Wege zu, und ſeine linke Seite half das Weinfaßgäßchen bilden, welches heute noch immer gegen das Ulrichstor führt. Zwei Eingänge führten in die gewölbten Schenkſtuben, welche das ganze Erdgeſchoß des Gebäudes einnahmen. Der erſte Eingang vom Breiten Wege diente denen zum Eintritt, welche die böſen Zungen der Vorübergehenden nicht ſcheuten oder nicht zu ſcheuen hatten. Durch das zweite Pförtchen in der Weinfaßſtraße dagegen ſchlichen leiſe und vorſichtig diejenigen Gäſte, welche die ſcharfen Zungen zufälliger Lauſcher und Lauſcherinnen oder die Augen ihrer eigenen Weiber fürchteten. Drei Räume voll hölzerner Tiſche, Stühle und Bänke folgten einander und waren durch Türen geſchieden. Das erſte Gemach, dem Breiten Wege zu gelegen, war das weiteſte und öffentlichſte, das mittlere diente einer Schar bürgerlicher Stammgäſte zum abendlichen

Versammlungsorte, und das dritte kleinste Gemach hob der Wirt gewöhnlich bevorzugten Personen aus dem Kriegerstande auf; doch waren in keiner der drei Trinkstuben Nährstand, Lehrstand und Wehrstand vollständig von einander geschieden, und in einer Stadt wie Magdeburg war das bürgerliche Element mit Fug und Recht das tonangebende.

Durch die beiden ersten Stuben voll zechender Gäste schritt Christof Alemann mit Markus Horn, nach allen Seiten grüßend, in das letzte Gemach, in welchem zufälligerweise außer einem halbtauben Geschützmeister noch niemand sich befand. Die kriegerischen Nachrichten des Tages hielten die Stammgäste dieses Zimmers noch in der Stadt zerstreut. So lange man auch Zeit gehabt hatte, seine Vorkehrungen gegen das herannahende Wetter zu treffen, so gab es doch noch genug, übergenug zu tun. In einer Ecke ließen sich die beiden Jugendfreunde nieder, und mit lauter Stimme rief Christof Alemann nach altem Rheinwein, nachdem er eine geraume Weile zwischen weißem Bastard und Würzburger Steinwein geschwankt hatte. Das Getränk kam, und dadurch wurde Markus aus dem dumpfen Hinbrüten, in welches er von neuem verfallen war, emporgerissen. Diese Begegnung mit Christof Alemann, dem Fähnrich der städtischen Reiterei, war ihm ein wahres Labsal. Hatte er doch nun eine Seele, gegen welche er unbefangen seinem gepreßten Herzen, seiner Wildheit Luft machen konnte.

„Kling an, Bruder," rief Christof, den Becher erhebend, „auf dies glückliche Wiederfinden und — mögen wir den Strauß, den diese alte Stadt Magdeburg zu bestehen haben wird, glücklich, gesund und munter miteinander ausfechten! Nun — du willst nicht anstoßen?"

„Ich kann's nicht!" seufzte Markus. „Heimgekommen bin ich wohl wie der verlorene Sohn, wenn auch nicht vom Träbernfressen; aber ein evangelischer Empfang ist mir nicht bereitet worden. Wären wir einander nicht begegnet, so hätt' ich diese

Stadt schon hinter mir, hätt' ich ihr Valet gesagt auf Nimmerwiedersehen."

„Holla, was ist das? Stehen die Sachen also? Hoho, haha! Nun, so schlimm wird's nicht sein, Markus!"

„Doch, doch, es ist so schlimm. Jetzt laß uns zusammen trinken und erzähl mir, wie's dir gangen ist in der ganzen Zeit, Christof, und dann laß uns scheiden und uns im guten Angedenken behalten."

„Nein, daraus wird nichts, Bruder!" rief der Fähnrich hastig, „trinken wollen wir, uns erzählen wollen wir auch; aber vom Scheiden wird das Liedlein nicht gesungen. Hier, feuere mal los, was ist in deines Vaters Hause vorgegangen?"

Markus Horn erzählte nun dem Jugendfreunde von seinem Empfang im Vaterhaus, und dieser schüttelte den Kopf und trommelte die Weise „Es geht ein Butzemann" auf dem Tische dazu. Als der Erzähler geendet, schlug er auf den Tisch und schrie:

„Himmeltausendteufelkappen, das ist der alte Ratmann Horn, wie er leibt und lebt. 's ist grad wie mein Oheim. Bei dem heißt's auch bei jeder Kleinigkeit, so ihm mißfällt: Söhnlein, Söhnlein, du wärst auch am besten in dem Jungferngewölbe, oder im Bohnensack, oder in der Schwefelkammer, oder in irgend einem andern der Löcher unter dem Rathause aufgehoben. Diese Alten! Es ist nicht auszuhalten! Und ob sie mit ihrem mürrischen Geschwätz und ihren Pfaffen und Prädikanten, ihren Ausschreiben, Vermahnungen und schriftlichen Verteidigungen die Stadt retten werden, oder ob wir Jungen das Beste dazu tun müssen, das wird auch die Zeit lehren. Laß dich's nicht kümmern, Markus, kehr dich nicht an das Geschwätz, und grad allem zum Trotz sollst du nun hier bleiben und deinem Alten zeigen, was ein tüchtiger Arm wert ist in solcher Zeit. Trink aus, schenk ein; — 's ist bei alledem doch eine lustige Zeit, und ich freue mich ordentlich schon auf den Herzog von Mecklenburg! 'S ist ein merkwürdig lustig Gefühl, so in der Acht und Aberacht, so vogelfrei zu sein!"

Markus schüttelte den Kopf. „Es ist doch ein bedenklich Ding, also zu spaßen mit etwas, womit sich nicht spaßen läßt. Glaub, der Mecklenburger bringt tüchtige Kerle mit sich von Braunschweig herüber; ich hab' darunter ja eine Fahne getragen und darf wohl sagen, ihr werdet euer Tun haben, ehe ihr mit ihnen fertig seid!"

„Du hast mit vor Braunschweig gelegen?" rief der Stadtfähnrich entzückt. „O du Glücklicher! Erzähl, erzähl, wo warst du noch, seit du zum Schrecken und Abscheu aller frommen alten Weiber und Ofenhocker in dieser Stadt Anno Siebenundvierzig den gelehrten Krimskrams fahren ließest und Schwert und Hellebarde aufgriffest?"

„Es war eine böse Stunde, in welcher ich das tat," sprach Markus Horn; „aber die Reue ändert kein Titelchen daran. Da ich einmal dem Mauritius zugefallen war bei der Belagerung der Stadt Leipzig, so bin ich auch ferner mit ihm gezogen. Bei Mühlberg habe ich mit gegen den Bund gestanden."

„Ha, ha," murmelte Christof, „wenn Dein Vater davon Wind gehabt hat, so hat das dem Faß und seiner väterlichen Geduld jedenfalls den Boden eingeschlagen. Ein Kind aus unseres Herrgotts Kanzlei hilft die Schmalkaldener werfen, hilft Herrn Johann Friedrich niederschlagen und den reinen Glauben. Hohoho, da sollen Bürgermeister, Ratmannen, Innungsmeister und Gemeine dieser guten Stadt wohl giftig werden! Ha, ha, ha!"

„Lache nicht, Christof," rief Markus. „Mir ist wahrhaftig nicht jubelhaft zu Mute. — Nach der Mühlberger Schlacht hab' ich doch bald eingesehen, daß ich auf der unrechten Seite war; hab' mich aber geschämt, nach Haus zu kommen und pater peccavi zu sagen, habe auch nicht geschrieben, so daß sie alle haben glauben müssen, ich sei in meinen Sünden gefallen und eingescharrt und verfault nach Verdienst. Ach, hätt' ich's doch meines Mütterleins wegen getan und Nachricht gegeben von mir! Aber ich bin immer verwirrter in meinem Sinn und immer

wüster geworden, und hab' mich betäuben wollen im tollen Leben. Hierhin und dahin bin ich gezogen, hab's bei dem König von Dänemark versucht, in Böhmen und bei dem Grafen von Oldenburg; dann bin ich dem Herzog Heinrich dem Jüngeren zugezogen und hab' als Fähnrich mit vor der Stadt Braunschweig gelegen. Es ist mein Leben wie ein Wirbel gewesen, der mich immer näher und näher zu Magdeburg wieder herantrieb, und hab' mich nicht dagegen wehren können. Als nun das Lager vor Braunschweig aufgehoben wurde, und der Mecklenburger, des Herzogs Heinrich Vetter, warb und umschlagen ließ: es solle gegen seine Gevettern wegen des Bistums Schwerin gehen, und als dann das Gerücht auskam: solches sei nur ein Vorwand, und gegen die Achter von Magdeburg sei der Zug gerichtet; da hielt's mich nicht länger, und Tag und Nacht hörte ich in meinem Zelt dicht neben meinem Ohr eine Stimme, die rief: Zieh heim, heim, zieh heim! Da hab' ich's gemacht, daß keins der magdeburgschen Stadtkinder, so im Lager vorhanden waren, des Ochsenkopf Sold genommen hat. Aufgebrochen sind wir, an fünfzig Mann stark, alles versuchte, kühne Leute, und haben geschworen, Herz und Faust mit dranzusetzen, die Heimatstadt zu retten. So sind wir durch das Land gezogen immer vor dem Zuge des Jürgen von Mecklenburg voraus und sind heute ins Tor gerückt. Den ganzen Weg über, von Braunschweig her, hat mir das Herz so hoch geschlagen, wie sonst niemalen in meinem Leben, und hab' mir mit aller Kraft vorgenommen, alles wieder gut zu machen, was ich gesündigt habe wider Vater und Mütterlein, bin auch demütig kommen, ihre Verzeihung zu erflehen, und wenn ich auch gedacht hab', der Vater würd' mir im Anfang wohl ein hart, bös Gesicht zeigen, so hab' ich mir doch nicht vorgestellt, daß es also kommen würde!"

Der junge Fähnrich Christof Alemann nahm bewegt die Hand des Freundes und schüttelte sie innig.

„Gib mir auch die Hand, Markus, du bist doch ein wackerer

Kerl!" rief in demselben Augenblick hinter den beiden eine volltönende männliche Stimme. Im Eifer des Erzählens hatten weder Markus noch Christof bemerkt, daß sich das Gemach allmählich gefüllt hatte, und daß ein ältlicher stattlicher Kriegsmann, mit mancher Narbe in dem runzligen, graubärtigen Gesicht, dem letzten Teil der Rede aufmerksamen Ohres gelauscht hatte, dicht hinter den Stühlen der Freunde stehend. Schnell drehten sich beide um, und der Alte rief:

„Kennst du mich nicht mehr, Herr Markus Horn? Ich sollte doch meinen, so schnell dürften alte Kameraden einander nicht aus dem Gedächtnis kommen. Na, nicht für ungut das unberufene Zuhorchen. Ihr seid ein wackerer Bursch, Markus!"

„O Herr Johann von Kindelbrück, wie kommt Ihr hierher?" rief Markus verwundert. „Seid Ihr auch wieder herübergekommen von Kopenhagen?"

„So ist's, Söhnlein; — und bin Hauptmann im Dienst dieser guten Stadt worden. Ich sag' Euch, Fähnrich Alemann, der Markus und ich haben in den Mauern von Schloß Kronenburg am Sunde manch eine gute Stunde miteinander gehabt. Ist's nicht so, Mark?"

„Ja wohl, Hauptmann; und glaubet mir, jede Gestalt, so ich kenne, und so ein freundlich Wort zu mir spricht, gleich Euch, ist mir an diesem Abend wie ein Trunk nach langem, brennenden Durst."

„Glaub's Euch," sprach der Hauptmann Kindelbrück. „Doch nun saget, was gedenket Ihr jetzt anzuheben, da der Ratmann also das Rauhe nach außen gekehret hat?"

„Verlassen will ich diese Stadt, nach Welschland will ich ziehen oder nach Hungarn gegen den Türken."

„Und Ihr saget, Ihr habet dieser Stadt fünfzig wackere Kerle gerüstet und gewappnet zugeführt?"

Markus nickte, und der Hauptmann fuhr fort: „Und Ihr denket, wir wollen die Herde behalten und den Leithammel

allein wieder ins wüste Feld laufen lassen? Mark, Mark, es tut's nicht. Wir haben solche Leute wie Ihr jetzt allzunötig. Ich sag' Euch, Ihr kommet nicht anders wieder aus dem Tor als das Schwert in der Hand, an der Spitze Eurer Rotte, im Ausfall gegen den Feind!"

„Hussah, holla, Markus, das ist das Rechte!" schrie Christof Alemann. „Der Hauptmann soll leben, er hat den Nagel auf den Kopf getroffen; wir haben dich, Markus, und wir halten dich."

„Ich kann nicht, ich darf nicht bleiben. Lasset mich fort, ihr Herren!" rief Markus; aber der Hauptmann Kindelbrück sprach weiter:

„So ist denn meine Meinung, Christof; Ihr führet heute abend noch unsern Freund zu Euerm Oheim, Ebeling Alemann, dem Stadtobersten; sei's, daß Ihr ihn zu Hause treffet, oder daß er schon auf der Lauenburg hinter dem Kruge sitzt, und stellet ihm den Markus vor und setzet ihm auseinander, wie es um die Hilfsmannschaft, die er uns zuführt, beschaffen ist, und dann füget einen schönen Gruß von mir bei, und saget dem Obersten, der alte Hans Kindelbrück brauche noch einen Rottmeister, wolle aber kein Jüngelchen vom Breiten Wege, das einherstolziert und krähet wie ein Hahn — gilt nicht für Euch, Christoffelchen — sondern aber der Hauptmann Kindelbrück wolle diesen hier, den Markus Horn, mit dem er schon zu Kopenhagen gelegen, und für den er einstehe. Basta!"

„Soll so geschehen, Hauptmann!" lachte der Reiterfähnrich. „Aber Ihr seid doch ein richtiger Grobian."

„Und," fuhr der Alte fort, „wenn der Ebeling den Bestallungsbrief bewilliget hat, so macht euch beide sogleich auf die Beine nach dem Zsisekenbauer in den grauen Gugelfrantz. Wenn ihr nicht unter diesem edlen Zeichen die ganze Kompagneia, so mit Euch, Mark, von Braunschweig herübergekommen, vollständig zusammen antreffet und noch mehr dazu, so soll mir nicht über das Grab geschossen werden. Da habet aber acht, daß euch

die Leute nicht weggefangen werden; denn ich weiß, die andern werben auch noch, der Fullendorfer sowohl als der Springer."

„Trink aus, Markus, und komm, der Hauptmann hat in allem recht. Erst zu meinem Oheim, dann in den Gugelfrantz. Nun, was zögerst du?"

Mancherlei arbeitete in dem verstoßenen Sohne. In diesen Aussichten, welche sich ihm plötzlich aufgetan hatten, lag wieder eine gewisse Hoffnung, daß sein Schicksal sich doch noch zum Guten wenden könne. Mit seinem Herzblut hätte er für die Vaterstadt einstehen mögen; aber wie konnte er das unter den Augen dieses Vaters, diesen Augen, welche auf Schritt und Tritt ihn begleiteten, ihn niederdrückten und demütigten, alle bösen Geister in ihm zugleich bändigten und zugleich aufstachelten. Zuletzt hätte ein trotziges Schamgefühl bei Markus doch die Oberhand gewonnen und ihn allen Ermahnungen der Freunde zum Trotz aus den Toren Magdeburgs wieder hinausgetrieben, wenn nicht in diesem Augenblick der — Hauptmann Hans Springer mit seinem Leutnant Adam Schwartze in die Schenkstube des goldenen Weinfasses eingetreten wäre. Beim Anblick des Bambergers überkam den verlorenen Sohn ein unbeschreibliches Gefühl. Reginens Bild war wieder vor ihm, das Bild der holden Jugendfreundin, und neben ihm erschien wieder dieses hübsche, lächelnde Gesicht des Leutnants Schwartze. Unwiderstehlich bemächtigte sich des Markus ein wilder, unerklärlicher Groll gegen dies hübsche, lächelnde, höfliche Gesellchen. Er mußte an sich halten, um nicht von seinem Sitze aufzufahren.

„Wer sind die beiden?" flüsterte er dem Reiterfähnrich zu.

„Der Ältere mit dem Bauch, dem Schnauzbart und der roten Nase ist Hans Springer, der Elsässer, der Hauptmann — möge ihn der Teufel holen. Und der niedliche Fant ist Adam Schwartze, sein Leutnant, ein sehr entfernter Verwandter Eures Nachbars, des Buchdruckers Lotther; er wirbt um die schöne Jungfer Regine, und der Alte, der in das Kriegsvolk vernarrt ist, wird sie

ihm gewißlich nicht verweigern; er wünscht einen Feldhauptmann in der Familie zu haben und behauptet, der Junge habe allen Zeug dazu. Übrigens ist nicht zu leugnen, daß der Leutnant auch den Zweihänder gut führt und unerschrockenen Herzens ist. Man sollt's ihm nicht ansehen!"

Adam Schwartze nickte dem Markus vertraulich zu; aber mit einer Miene, als wollte er sagen: Teufel, was hast du hier noch zu suchen? Er näherte sich auch dem Tische, an welchem Horn mit Kindelbrück und Alemann saßen, und sagte lächelnd:

„Glücklichen Abend, ihr Herren. Schau, Herr Horn, — ich hab' Euch vorhin recht sehr bedauert; Teufel, ich in Eurer Stelle wäre schon nach des alten Mannes Wort auf dem Wege in das Lager des Mecklenburgers. Wann denket Ihr die Stadt zu verlassen?"

Es war jetzt Markus Horn, als ob er eben die Würfel über die Frage Hierbleiben oder nicht — geworfen habe, und alle Augen geworfen hätte für Hierbleiben.

„Ein ehrlicher Mann gibt so schnell seinen Vorsatz nicht auf, Herr Leutnant!" sprach er. „Meines Vaters gerechter Zorn hat nichts mit meiner Absicht, dieser meiner Vaterstadt meinen Arm und mein Blut zu widmen, zu tun. In Blut läßt sich manch ein Makel abwaschen, durch Blut läßt sich manches sühnen, Herr!"

„Sehr recht!" sagte der Bamberger, die Unterlippe ein wenig mit den Oberzähnen fassend. „Ich begrüße Euch freudig als Feld-, Mauer- und Zeltgenossen!"

„Das ist brav, Markus, daß du des Hauptmanns Kindelbrück gut Wort annimmst und keinen Hasenwinkel schlägst und nach Welschland oder ins Türkenland gehst; komm auf der Stell zum Oheim Ebeling," rief Christof Alemann, ohne den Leutnant zu beachten.

„Ja, geht, alter Mark," brummte Hans Kindelbrück, „tut nach meinem Wort und geht zum Obersten. Macht aber eilig,

es laufen genug mißgünstige Hunde herum, welche einem ehrlichen Kerl jeden Knochen vor dem Maule wegschnappen möchten."

Markus und Christof erhoben sich vom Tische, und der Hauptmann Springer trat dazu.

„Herr Horn, erlaubet, daß ich Euch meinem Hauptmann vorstelle," sprach Adam Schwartze, und die beiden Kriegsmänner grüßten einander.

„'S isch mer e Freud!" sagte der Elsässer. „Trink mer e Schöppli uf gute Bekanntschaft? Potz Blix und Dunder, möcht ma sich doch verreble (zu Grunde gehen) bi solchem Lebe. Wird mer gejait (gejagt) den ganzen Tag wie'n Hirz, hiehin, dahin, zurück, und aber. Grüß Euch, Kindelbrück!"

„Habt Dank und sitzt nieder, aber laßt die jungen Leut, sie haben noch zu schaffen heut abend."

„Gute Verrichtung, Ihr Herren!" rief der Hauptmann Springer und brach dann in eine Flut von Flüchen und Verwünschungen aus über die Langsamkeit des Schenkbuben, über den Wein, über diese Welt und die andere, über sich selbst, über einen hochedlen Rat, über seine Untergebenen, über die Bürgerschaft, über nichts und alles. Es war ein wilder, wüster, in der Bürgerschaft höchst unbeliebter Mann, dieser Hauptmann Hans Springer, „zur Meuterei geneigt", großprahlerisch, ein Säufer und ein „grewlicher Ehebrecher". Sein Weib mit vielen Kindern ließ er sitzen und „hielt sich mit einer anderen, die auch einen Ehemann gehabt". Wir werden noch mehr mit dem Manne zu tun haben. —

Arm in Arm verließen Markus und Christof das Goldene Weinfaß und schritten den Breiten Weg hinab zur Lauenburg, dem Ratskeller zu, der seinen Namen von den beiden großen steinernen Löwenköpfen, welche den Eingang bewachten, führte. Richtig fanden sie hier den Oheim Ebeling Alemann, welcher Stadtoberster und zugleich Ratskämmerer war, einen wackeren Mann, der gut Regiment führte und Gehör und Gehorsam bei

Bürgern und Landsknechten hatte. Bei ihm saß der edle, gestrenge und ehrenfeste Hans von Wulffen, der Stadt Rittmeister, welcher den tollen Christof Alemann als Fähnrich unter sich hatte, und Herr Galle von Fullendorf, der Schweizer, ein alter, erfahrener Kriegsmann, welcher das dritte Fähnlein der städtischen Knechte befehligte.

Im eifrigen Gespräch über der Stadt Wehrhaftigkeit und Verhältnisse saßen die Herren, als die beiden jungen Leute eintraten.

„Wen bringst du da, mein Neffe?" fragte der Oberster, und Christof gab langen und ausführlichen Bericht. Es wurde viel hin und wider geredet; aber dem Herrn von Wulffen und dem Fullendorfer gefiel der Markus Horn, und des Hauptmanns Kindelbrück Wort hatte auch sein gutes Gewicht bei Herrn Ebeling Alemann.

Daß Markus mit dem offenen Geständnis seiner Fehler und Mißgriffe nicht hinter dem Berge hielt und ruhig erzählte, was im Vaterhause geschehen war, machte auch keinen übeln Eindruck auf die Grauköpfe.

„'S ist 'n gattiger Bua", meinte der Schweizer. „Geltet, ihr Herren, die Stadt hat nimmer genug jung Blut. Gevätterle Alemann, mit richtigem Hüst und Hott möget Ihr den jungen Gaul noch zurechtbringen. Nehmet ihn uf, Ihr tut au ein gut Werk an seine Atti, dem Ratmann. Isch alles vergeblich, nun so isch der Profoß uf'm Neuen Markt."

„Lasset ihn seine Rott werben, Oberster Ebeling, und mustert sie morgen, und ist sein Wort richtig befunden, so gebt ihm den Bestallungsbrief. Daß der Kindelbrück den jungen Meister will, ist ein gut Zeichen, ein anderes wär's, wenn der — Springer Bürgschaft geleistet hätte."

Den Namen Springer flüsterte der Rittmeister Wulffen dem Stadtobersten leise ins Ohr, und dieser zuckte bedenklich die Achseln.

„Ihr wollet also, Markus Horn, dieser alten Stadt Magdeburg in Fried und Fehd mit Gut und Blut dienen?“ fragte Ebeling Alemann. „Ihr wollt bei dieser alten Stadt Magdeburg Panier und Wappen stehen in jeglicher Not und Gefahr zu Wasser und zu Land, auf dem Wall und im freien Feld?“

„Ich will's und schwör's!“ rief Markus Horn.

„So nehm' ich heut abend Euer Wort, morgen früh aber Euern Schwur, im Ring auf dem Neuen Markt. Um acht Uhr in der Früh möget Ihr mit Eurer Rott allda in Wehr und Waffen zur Musterung stehen.“

„Vivat, vivat! gewonnen, allgewonnen!“ schrie Christof Alemann, das Barett schwingend. „Fort nach dem Zeisigbauer, fort zum lustigen grauen Gugelfrantz, Rottmeister Markus Horn! Vivat die Jungfrau im Banner von Magdeburg! Vivat auch alle andern Jungfrauen von Magdeburg, die nicht im Banner stehen.“

Fort zog Christof seinen Freund, und die drei alten Herren blickten ihnen lächelnd nach.

„Das ist eine Zeit für solch junges Blut,“ seufzte der Stadtkämmerer. „Sollte man wohl denken, daß es ein Elend um den Krieg ist, wenn man diese Burschen sieht.“

„Holla, ein Elend um den Krieg?“ rief Herr Galle von Fullendorf. „Oberster des Kriegsvolks dieser löblichen Stadt, sprechet doch nicht wie ein Stadtkämmerer.“

„Laßt ihn, Herr Galle!“ lachte der Rittmeister von Wulffen. „Jeder nach seiner Art. Wir Kriegsleut müssen doch Respekt haben vor diesen Bürgern und Handelsleuten, die das Banner teutscher Nation Freiheit allein noch so hoch halten, nachdem Ritter und Fürsten niedergeleget sind im Kampf. Klinget an, Herr Stadtkämmerer und Oberster, klinget an, Fullendorfer, es lebe diese hochedle tapfere Stadt Magdeburg, des lieben Herrgotts Kanzlei!“

„Hoch, hoch!“ riefen die Herren, und aus den Nebenstuben traten, gelockt von dem Rufe, noch andere Männer, die verbannten und geächteten Edlen, die hinter den Mauern und Wällen des Bürgertums Schutz gefunden hatten, die Grafen von Mansfeld, der Herr von Heideck, Herr Kaspar Pflugk und andere. Mit vollem Herzen stimmten sie in den Vivatruf ein.

Da öffnete sich die Tür, und herein stürzte Hans Winkelberg von Köln, des Obersten Alemanns Leutnant, und rief:

„Ihr Herren, ihr Herren, der rote Hahn im Südwesten, der rote Hahn über Wanzleben! Blutigrot sehen die Türmer in Südwesten den Himmel! Der Feind, der Mecklenburger, der rote Hahn über Wanzleben!“

Ein gewaltiges Getöse — dann eine tiefe Stille. Auf der Gasse, auf dem Breiten Wege sang eine klare, wenn auch nicht wohltönende Frauenstimme, eine Stimme aus dem Volke, Doktor Martin Luthers Lied:

„So zornig ist auf uns ihr Sinn;
Wo Gott das wollt' zugeben,
Verschlungen hätten sie uns hin
Mit ganzem Leib und Leben.
Wir wär'n als die ein' Flut ersäuft,
Und über die groß Wasser läuft,
Und mit Gewalt verschwemmet.“

Das fünfte Kapitel.

Der Autor schüttelt seinen Sack,
Hui, Diebe, Bettler, Lumpenpack!
Im Zeisigbauer Markus wirbt:
Pro patria man trefflich stirbt.
„Willst mich, so biet! Nimm mich, schlag ein! —"
Andreas Kritzmann bleibt allein.
Dem Leutnant schleicht ein Schatten nach,
Der Argwohn schläft, die Rach ist wach.

Heute ist das Zeisigbauer ein enges, im Zickzack laufendes Gäßchen zwischen der Junkerstraße und der Johannisfahrtstraße. Im Jahre 1550 aber war es ein hofartiger Platz, umgeben von einem Gewirr von Gebäuden, wovon man jetzt kaum mehr einen Begriff haben kann. Verschiedene gewölbte Durchgänge führten auf diesen Hof oder Platz, und so eingeweideartig verschlangen sich in dieser Gegend der Stadt die Gassen, daß es eine wahre Kunst war, das Zeisigbauer aufzufinden. Leute, die hier nichts zu suchen, aber mancherlei zu verlieren hatten, mieden mit Recht diese Gegend, wenigstens mit Einbruch der Dämmerung. Es war ziemlich gefährlich, in späterer Tagesstunde sich ohne ortsbekannten Führer und unbewaffnet hier zu zeigen. Das wildeste, ausgelassenste Gesindel der Stadt strömte hier zusammen; hier war das Reich der Freudenhäuser, der allerniedrigsten Kneipen, der Bettlerherbergen, der Tummelplatz der Landsknechte, der Abenteurer aller Art. Mutwillige Weiber, Betrunkene, Händelsucher, Beutelschneider machten die Gassen unsicher. Wer zu irgend einem Zweck Gesellen suchte, die dem Teufel seine Großmutter auf Bestellung aus der Hölle entführten, der brauchte hier nur anzufragen. Wer in einer wilden Nacht sein Vermögen und zehn Jahre seines Lebens los werden wollte, dem war hier Gelegenheit dazu gegeben. Wer rechtlos, gejagt von den Häschern und dem Henker, umherirrte, der fand hier noch am ersten einen

zeitweiligen Unterschlupf. Hier schlossen sich Diebs- und Räuberbanden am leichtesten zusammen, hier wurden die schlauesten Pläne gegen Hab und Gut ehrbarer Mitmenschen ausgeheckt. Die Hofsprache war hier dem Vokabular des Bettlerbuches wie ein Spiegelbild ähnlich, eine schöne Jungfrau hieß hier ein „Wunnenberg," und man hing hier nicht den Mantel, sondern den „Windfang" nach dem Winde, und stülpte nicht den Hut, sondern den „Wetterhahn" auf den Kopf.

Hierher nun, nach dem Zsisekenbauer führte der Reiterfähnrich seinen Freund Markus Horn; denn daß sie den größten Teil der mit letzterm von Braunschweig Herübergekommenen hier beisammen finden würden, konnte niemandem, welcher die Gelegenheit der Stadt Magdeburg kannte, zweifelhaft sein. Bald hatten sie die anständigern, breiteren Gassen hinter sich, und das Gewirr von durcheinandergeschobenen Bauwerken hinter Sankt Bartholomäi nahm sie in seine unheimlichen Finsternisse auf.

Aus mancher übervollen Schenkstube fiel roter Lichtschein auf den Weg der beiden Freunde; mancher wüste Lärm schlug an ihr Ohr, und manch ein Dirnlein in nicht sehr anständiger Tracht stellte sich ihnen in den Weg und schickte ihnen eine wahre Flut von Schimpfwörtern nach, wenn sie von Markus mit einem Fluch und von Christof mit lachendem Munde gebeten wurde, den Pfad freizugeben. Unter einem dunkeln Durchgange stießen sie auf einen verdächtigen Kerl, der mit großem Geschrei behauptete, von ihnen übergerannt zu sein, und dem ein Hinterhalt von andern zerlumpten Gäuchen mit Knitteln und Messern beifiel. Es kam soweit, daß Christof Alemann das Schwert zog; aber vor dem entschlossenen Wesen der beiden jungen Männer wich das räuberische Lumpengesindel doch zurück und verlor sich wieder in seine Schlupfwinkel. Endlich traten die beiden Kriegsleute durch eine enge Pforte in das Zeisigbauer, und Christof sagte:

„Schau, da haben wir den grauen Gugelfrantz! Er steht noch auf derselben Stell, Markus. Hallo, 's ist, wie ich mir gedacht habe. Horch nur, sie sind herrlich im Gange!"

Die schrillen Töne einer Geige, eines Dudelsacks und einer Querpfeife schlugen an Markus' und Christofs Ohr, als die beiden Freunde quer über den Hof auf das Gebäude zuschritten, über dessen weiter Eingangspforte das Wahrzeichen, der Schild mit dem grauen Mönch — dem lustigen Gugelfrantz, weit über den Platz hinragte. Auch hier strahlte rote Glut aus den Fenstern und dem offenen Tor; auch hier herrschte Gejauchze, Gejohle, Gesang; und Männerstimmen und Weiberstimmen suchten einander im Lärmmachen zu überbieten. Weit auf den Platz hinaus standen der Herbstluft zum Trotze Tische und Bänke voll zechender Gäste. Trunkene taumelten umher oder schliefen bereits, die Häuser entlang auf die nackte Erde gelagert, ihren viehischen Rausch aus. Schenkbuben rannten mit vollen und leeren Krügen hin und her. Ein Weib warf sich mit wildem Geschrei zwischen zwei blutende Kerle, die mit langen blanken Messern einander wütend zu Leibe gingen; kurz alles war im besten Gange, und der Wirt zum Gugelfrantz mochte sich die Hände reiben; er hatte freilich ein gefährlich Leben zwischen solchem Volk, aber er machte auch vortreffliche Geschäfte.

Der lustige Gugelfrantz besaß gar nicht eine eigentliche Schenkstube. Die geräumige von Eichenpfeilern getragene, mit Steinen gepflasterte Flur diente als solche; abgeschlossene Gemächer und Kammern gab es nur im oberen Teile des Hauses zum Privatgebrauch des Wirtes. Rostige Eisenlampen hingen von der schwarzen Decke der Halle herab und erleuchteten den Raum, verschlechterten aber auch nicht wenig durch ihren Qualm die Atmosphäre. Manch ein Harnischstück der kriegerischen Gäste war an den Wänden aufgehängt, manche Waffe lehnte in den Winkeln. Im Hintergrunde der Flur schlugen gewaltige Flammen auf einem erhöhten riesenhaften Herde unter einem ebenso

rieſenhaften Rauchfang in die Höhe und verbreiteten ebenfalls Licht und Wärme. Drei Steinſtufen führten zu dieſem Herde empor, auf welchem jetzt ein ganzes Kalb am Spieße bratete, und außerdem Topf an Topf, Pfanne an Pfanne brodelten und ziſchten. Hoch über dem Getriebe der Gäſte waltete alſo die Wirtin mit ihren Mägden, übte im Umkreis ihrer Kelle und ihrer Bratengabel gute Juſtiz und trieb reſolut jeden Einbruch in ihr geweihtes Territorium zurück. Auf einem Holzgerüſt zur rechten Seite des Flurs ſtanden die Spielleute, welche durch das Getön ihrer Inſtrumente den allgemeinen Lärm zu beherrſchen ſuchten. Markus Horn erkannte ſogleich beim Eintritt zwiſchen dem Dudelſackmann und dem Geiger ſeinen kleinen nichtsnutzigen Querpfeifer Fränzel Nothnagel.

Es gab kaum einen Sinn, der beim Eintritt in den luſtigen grauen Gugelfrantz nicht auf die allerempfindlichſte und allerunangenehmſte Art berührt und beleidigt worden wäre. Gefühl, Geſicht, Geruch, Gehör bekamen alle ihr Teil; nur der Geſchmack ſchien ſich beſſer befinden zu ſollen. Das Bier ſchien ausgezeichnet zu ſein, und klar war's, der Meiſter Wirt hatte mit Gäſten zu tun, mit welchen, was das anbetraf, durchaus nicht zu ſpaßen war.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe bei Markus und Chriſtof Augen und Ohren ſich in dem Getümmel und Lärm zurechtgefunden hatten, und ſie ihren Weg klar vor ſich ſahen. Bedenkliche Blicke warf der feiſte Wirt auf dieſe ungewohnten Gäſte; mit wenig Höflichkeit trat er ihnen entgegen und fragte mürriſch und mißtrauiſch nach dem Begehren der beiden Herren.

„Einen Krug Bier und einen guten Platz, von welchem man hören und ſehen kann, Meiſter," ſagte Chriſtof Allemann. „Ziehet kein ſolch Geſicht, alter Kautz, wir gehören nicht zu den Stadthäſchern und kommen nicht, Euch einen Kunden wegzufangen."

Der Wirt zum luſtigen grauen Gugelfrantz brummte etwas Unverſtändliches vor ſich hin und ließ ſich endlich nach einigem

Zögern herbei, seine breite Gestalt ein wenig zur Seite zu drehen und mit einem bezeichnenden Wink über die Schulter der beiden Herren in das Innere seiner Halle zu weisen.

Vergeblich blickten Markus und Christof umher, um noch einen leeren Platz in irgend einer Ecke aufzufinden; aber alles war besetzt, nirgends noch ein Raum, sich niederzulassen. Es war ein Glück, daß Markus jetzt von mehreren der Anwesenden erkannt und mit hellem Jubel begrüßt wurde.

„Der Magister! der Doktor! der Fähnrich! Markus Horn!" ging's wie ein Lauffeuer von Tisch zu Tisch; und überall erhoben sich neue Zechende von ihren Sitzen:

„Wo, wo? Ist er da? Vivat! Markus Horn, richtig, da ist er! Vivat der Magister! Unser Fähnrich von Braunschweig soll leben!"

Kaum einer des Schwarms, der sich im ersten Kapitel dieser Geschichte vor uns in der Schenke zum Magdeburger Kranz niedergelassen hatte, fehlte jetzt unter dem Zeichen des lustigen Gugelfrantz. Da war der Rotkopf Samuel Pfeffer, lichterloh flammend, daß es gefährlich schien, seinem Haupt- und Barthaar nahe zu kommen, da war Heinrich Metten vom Diebshorn; da war der schlanke, bleiche Bernd Kloden, der jetzt womöglich noch bleicher und melancholischer aussah und der still für sich allein saß und einen unberührten Krug vor sich stehen hatte, da war Joachim Quast, genannt Bauernangst, da war Jochen Lorleberg, das Lügenmaul, da war der lange Heinrich Bickling, der noch nie in seinem Leben eine ihm passende Bettstelle gefunden hatte, und von dem man behauptete, er sei ebenso dumm wie er lang sei, da war Peter Rauchmaul, der Dickwanst, und vor allem war da Andreas Kritzmann, der unheimliche, schweigsame Schütze, dessen scharfes, seltsames Auge solche Macht über die wildesten Genossen hatte, und von welchem man gewiß wußte, daß er mehr könne als Brot essen und mehr auf der Seele habe, als er

aussage. Da waren sie alle, Hakenschützen, Doppelsöldner, Reiter, Knechte und Knaben; und wenn von einem noch etwas zu reden ist, so soll das an seiner Stelle geschehen, und ein jeglicher wunderliche Vogel nach seinem Gefieder und seinem Sang gewürdigt werden. Dem Schützen Andreas soll aber ein eigener Platz angewiesen werden; denn einsam und allein schien er auch im tollen lustigen Getümmel unter dem Zeichen des grauen Gugelfrantz zu sein.

„Raum, Raum dem Magister!" klang es von allen Seiten, und selbst der bleiche Bernd hob die Stirn aus der Hand, und durch sein dunkles Auge schoß ein Strahl der Freude, als er Markus erblickte. Vor diesem und dem Fähnrich Alemann entstand eine Gasse, durch welche sie bis zu dem Herde gelangten, wo die Wirtin, einer fettglänzenden erhitzten Göttin der Kochkunst gleich, aus Feuer und Dünsten auftauchte und mit tiefen Reverenzen und großem Wortschwall den Sohn des großen wohlangesehenen Geschlechtes der Alemanns begrüßte. Des Himmels und aller Anwesenden Verwunderung rief sie herab über die Ehre, die ihr und dem lustigen Gugelfrantz durch diesen Besuch widerfuhr. Mit eigener Hand stäubte sie zwei Holzschemel ab für Markus und Christof, mit eigener Hand brachte jetzt der Wirt zwei überschäumende Bierkrüge. Markus Horn reichte dem bleichen Bernd über dem Tisch die Hand und nickte dem schweigsamen Andreas zu, welcher den Gruß durch ein ernstes Neigen des Hauptes erwiderte. Andere drängten sich heran; es wurde mit großer Aufregung Bescheid getrunken, der Musik wurde Ruhe geboten, Fidel und Dudelsack schwiegen, Dudelsackmann und Geiger benutzten die Pause, ebenfalls ihre durstigen Kehlen zu letzen, Fränzel Nothnagel war wie ein Affe dem langen Bickling auf die Schultern geklettert und grinste zähnefletschend auf das Getümmel herab. Jedermann im lustigen Gugelfrantz blickte erwartungsvoll auf die beiden Ankömmlinge, und jedermann wußte gewiß, daß sie allhier nicht für nichts und wieder nichts

erschienen waren. Allmählich wurde der Lärm zum Gesumm, dann wurde es ganz still, und Jochen Lorleberg sagte:

„Das ist recht von Euch, Markus, daß Ihr jetzt, wo Ihr heimgekehrt und wieder ein fürnehmer Geschlechter worden seid, Eure Gesellen aus dem Feld nicht vergesset. Wir haben's aber auch eigentlich nicht anders erwartet, da wir durch Euch allein doch allhier angekommen sind."

„Und ein gut Stück von dem verlorenen — wollt' ich sagen von dem Kalb, so wir dem Hasenreffer abgehandelt und geschlachtet haben für die verlorenen Söhne von Magdeburg, sollt Ihr auch haben!" schrie Peter Rauchmaul, ohne zu ahnen, welch ein Stich dem verstoßenen Markus bei diesem gutmütigen Wort durch die Seele ging.

„Ich danke euch, Brüder!" sprach Markus Horn. „Wohl hab' ich euch hergeführt und euch mit der Nase auf das gestoßen, was ihr zu tun hattet in dieser Sach, doch ist's nun noch nicht das letzte, und ich hab' euch noch etwas zu sagen."

„Redet, redet, Herr Markus!" schrie man von allen Seiten. Markus erhob sich von seinem Sitze und sprach:

„Als ich im Lager vor Braunschweig zu euch und den übrigen magdeburgschen Stadtkindern, die augenblicklich hier sich nicht vorfinden mögen, redete, da sagte ich, daß es eine Schande und ein Schimpf sein würde, wenn wir, die allhier in diesen Ringmauern unter dem grünen Kranz der Jungfrau und dem Schild des heiligen Mauritii geboren sind, diese Stadt in dieser Not, so anjetzo über sie fällt, verlassen wollten. Das Maul hab' ich mir freilich wund reden müssen, denn der Ochsenkopf verstand es, goldene Berge euch vorzumalen: aber zuletzt seid ihr mir doch mit großem Geschrei zugefallen und habt geschrieen: es sei also, man dürfe nicht mit dem Mecklenburger ziehen, und der Teufel solle den Magdeburger Hundesohn holen, der dem Jürgen folge. Sind aber auch welche gewesen, die haben sich hinter den Ohren gekratzt und haben gemeint, der Teufel sei selber ein Hunde-

sohn und möge wohl manchem Magdeburger, dem es gelüste, heimzukehren, eine schlimme Suppe einbrocken; es habe nicht jeder als ein weißes Lämmlein die Stadt verlassen. Und mancher, ob er auch mit der frommen Obrigkeit in Frieden geschieden war, hat aus andern Ursachen nicht gern heimziehen mögen, ist aber auf mein Wort endlich doch mitgekommen. So soll denn mit Gunst jeder sagen, was er gefunden hat, und umfragen will ich, wer Lust hat, mit mir, Markus Horn, einzutreten für diese Stadt!"

Vivatgeschrei und allgemeines Näherdrängen folgte diesen Worten.

„Willst du uns führen, Horn? Wirbst du für die Stadt, Magister? Nimm uns! nimm uns! Vivat! vivat!"

„Halt, halt!" rief Markus. „Brüllt nicht das Haus auseinander. Ich will einen um den andern fragen; einer nach dem andern soll Antwort geben."

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe die aufgeregten Geister sich ein wenig beruhigt hatten, dann fragte Markus:

„Hallo, wo ist Veit Brachvogel?"

„Hier!" piepte eine ganz feine Stimme, die wieder ein allgemeines Gelächter im lustigen Gugelfrantz hervorrief; ein breitschulteriges, rotwangiges Individuum, mit zerlumptem blau- und rotgestreiften Wams und Hosen, grünem Spitzhut und grünen Strümpfen angetan, drängte sich hervor und bekannte sich zu diesem zarten, hellen Stimmchen.

„Hier ist Veit Brachvogel," fistulierte der dicke Gesell. „Weiß auch schon, was Ihr erfragen wollt, Fähnrich Horn. He, nach meiner Ehefrau Anna Katharina geborener Worstin wollt Ihr Euch erkundigen? Danke für gütige Nachfrage."

„Nun, was habt Ihr in Eurem Heimwesen gefunden, Veit? Seid Ihr mit Flöten und Schalmeien, oder mit Pauken und Trommeten empfangen?"

Veit Brachvogel tat einen Bocksprung, schnalzte dazu mit den Fingern und schrie:

„Nachbarn, Freunde, gute Gesellen, wer von euch hat Jungfer Anna Katharina Worstin als Mägdelein gekannt?"

„Ich, ich, ich!" klang's im Kreise, und Lachen erstickte manche Stimme.

„Nun, so frag' ich euch alle," piepte Veit Brachvogel kläglich, „wer hätt' wissen und ahnen können, daß in dem hübschen feinen Bild solch ein Drach, solch eine giftige Katze stecke? Ich sage euch —"

In einem wahren Gebrüll von Heiterkeit ging der letzte Satz des vortrefflichen Ehemannes zum größten Teil verloren, und als der Sturm sich gelegt hatte, vernahm man nur noch das Ende der Rede:

„Und so riß ich aus wie Schafleder und ließ sie allein mit ihrer Wut; kein Feind im Reich und außerhalb ist böser als solch ein Weib! Und sie hat den Schneider Franz Franzenberg gefreit, hat ihn zu Tod geärgert und ist selbsten gestorben und erstickt an ihrem eigenen Gift, weil ihr niemand mehr nahe kam. Vivat der Krieg! Wer mich will, der hat mich! Nehmt mich, Meister Horn!"

Neues Getöse, welches die Wände zu zersprengen drohte. Christof Alemann hielt sich die Seiten, schlug und trommelte auf dem Tische und schrie:

„Wenn das nicht eine Belagerung wert ist, so hol mich dieser und jener! Veit Brachvogel, stoßt an, diesen vollen Krug leere ich auf Euer Wohl."

„Was hast du gefunden, Bernd?" flüsterte, während sich die andern um den vorigen Redner drängten, Markus Horn dem bleichen Jüngling zu, der bis jetzt neben ihm mit untergeschlagenen Armen an einem der Eichenpfeiler, welche die Decke der Flur trugen, gelehnt hatte. „Was hast Du in der Heimat gefunden, armer Freund Bernd?"

„Frage nicht, Markus!" murmelte der andere mit dumpfer Stimme. „In Sammet und Seiden gehet sie, des reichen Mannes

Gemahl. Ich habe sie gesehen, — ach wehe dir, Markus, daß dein Wort mich wieder hierher gelockt hat; — nun führe mich wenigstens auch weiter, führe mich in den Tod."

Markus Horn zog die Augenbrauen zusammen. Wie kam es, daß bei diesen Worten des armen Bernd Reginens Bild wieder vor ihm auftauchte, wie kam es, daß er nach dem Schwerte griff, als in diesem Augenblick Christof Alemann ihm zuraunte:

„Du, Mark, halt dich nicht auf, sprich dein Wort, da ist der Bamberger! Sag dein Wort, sie fallen ihm sonst zu. Er wirbt für den Hauptmann Springer, und dessen Name — der Teufel mög' ihn verschlucken — ist wie ein Magnet für alles Lumpenvolk."

Der Leutnant Adam von Bamberg war wirklich, begleitet von mehreren Waffenträgern, jetzt auch in der Kneipe zum lustigen Gugelfrantz erschienen, hatte freundlich dem Fähnrich Alemann zugewinkt und einen kurzen Gruß von diesem erhalten.

Rasch faßte sich Markus und schüttelte alle Gedanken, die nicht in diesen Raum und diese Stunde gehörten, ab. Während man am entgegengesetzten Ende des Saales Sold bot im Namen der Stadt und des Hauptmanns Hans Springer, fuhr Markus in seinen Werbungen für Hans Kindelbrück ebenfalls fort und zwar mit dem größten Erfolge.

„Nun, Samuel Pfeffer, du roter spanischer Pfeffer, was hat dir die Heimat entgegengebracht?"

„Grad das, was ich ihr brachte — nichts! Nimm mich, wenn du willst!"

„Topp, schlag ein!"

„Willst du meine Seele auch kaufen, Magisterlein?" fragte ein anderer, dem die bodenloseste Liederlichkeit aus jedem Loch des Wamses, aus jedem Zwinkern des Auges, aus jedem Zug um den Mund blickte. „Willst du meine Seele kaufen, ich geb' sie billig?!"

„Narr, bedenk dich!" schrie diesem, ehe Markus antworten konnte, Heinrich Metten vom Diebshorn zu. „Der lustige Haupt-

mann Springer wirbet auch, — ich geh' zum Springer, wer noch?"

„Geh, ich bleib' beim Magiſter", rief der andere. „Schlag ein, Markus!"

„Topp! ich werb' dich für die Rott, ſo ich der Stadt ſtell'! Wer geht mit mir? wer geht mit mir?"

„Zahl ein Faß auf Abſchlag, Markus!" ſchrie Jochen Lorleberg, „und nimm mich! nimm mich!"

„Hier, Springer! Hier Springer! Wer tritt ein unter dem luſtigen Hans Springer, dem fröhlichen Hans Springer? Wer will einen Trunk tun auf das Wohl des fröhlichen, luſtigen Hauptmanns Hänſel?"

„Ich, ich, ich, ich!" ſchrie es hier und da im Saal, und ein Teil der Menge wogte gegen den Leutnant Schwartze hin, welcher auf eine Bank geſtiegen war und manch eine Seele fing.

„Wo gehſt Du hin, Tütge?" fragte ein winziges Männlein einen bulldoggenartigen Kerl, der knurrend antwortete:

„Ich gehe hin, wo Hübſchmann hingeht."

„Und ich gehe mit dem Magiſter!" rief Hübſchmann, ein leichtfüßiger Geſell, deſſen Sklav und Leibeigener ein Koloß, genannt Kriſchan Tütge, war.

„Gehet Ihr mit mir, Meiſter Kritzmann?" fragte Markus jetzt den ſchweigſamen Schützen, der allein ſich nicht von ſeinem Platze gerührt hatte und noch ſeltſamer als gewöhnlich auf einen Punkt im Getümmel blickte.

Er ſchüttelte auf die Frage das Haupt und ſagte:

„Nein, ich gehe nicht mit Euch. Ich will allein ſein. Stellt mich wo an ein Geſchütz und laſſet mich damit allein!"

„Nehmet mich! nehmet mich, Herr Horn!" rief jetzt das Pfeiferlein, Fränzel Nothnagel. „Vergeſſet mich nicht, laſſet mich Eurer Rott vorblaſen. Ihr wiſſet, daß ich niemalen zurückgeblieben bin im Feld."

„Gut, Bürschlein. Ich will mit deinem Vater reden, wenn er es erlaubet, so sollst du bei mir bleiben."

„Dank Euch, Herr," rief der kleine Pfeifer und blies einen lustigen Triller auf seinem Instrument.

„Schaut, Herr, da kommt der Alte angehumpelt und sieht aus, als ob er Lust hätt', das Spiel von heute morgen von neuem anzufangen. Sagt ihm, daß Ihr mich nehmt, und daß ich gut bei Euch aufgehoben bin."

Markus Horn hielt den Knüppel des Bettelmanns, der eben wieder über dem Haupte Fränzels sich erhob, auf. Mit Freuden nahm Hänsel Nothnagel das Anerbieten auf und gab das Söhnlein in den Dienst von Markus, da das Geschäft eine Maß Bier obendrein für ihn abwarf.

Über alle Köpfe weg kam jetzt ein unendlicher Arm und eine Hand hervor.

„Schlagt ein, Rottmeister Horn; — ein langer Kerl ist eine halbe Leiter im Haus, und im Feld und auf dem Wall auch zu brauchen, nehmt mich und habt mich!" rief Heinrich Bickling, und seinem Beispiel folgte Peter Rauchmaul, der Dickwanst, Joachim Quast und manch ein anderer.

Markus Horn machte an diesem Abend viel bessere Geschäfte als der Bamberger, dem nur die gefährlichsten Spitzbuben, die wüstesten Gesellen zufielen. Der Name des Hauptmanns Springer hatte in dieser Hinsicht wirklich eine eigentümliche Anziehungskraft, welches der Stadt Magdeburg zu ihrem Schaden später recht klar werden sollte.

Den Ausschlag gab an diesem Abend Christof Alemann, der Fähnrich. Plötzlich sprang er auf den Tisch und rief, die Kappe schwingend:

„Hier, Hans Kindelbrück! Hier, Markus Horn! Hier, Ehr und Preis, Ruhm und gut Leben. Hier, guter Trank und die schöne Jungfrau von Magdeburg. Wer kommen will, der komme! Alle fröhlichen Herzen hierher! Hierher alle tapfern Gesellen.

Alle groben Fäuste und starken Arme hierher! Hierher, allerschönste Frau Wirtin vom lustigen Gugelfrantz. Das Kalb, das für die verlorenen Söhne von Magdeburg geschlachtet wurde, ist gebraten, und wer dazu gehört, der trete heran und rufe: Für Markus Horn!"

Diese meisterliche Wendung gab der Sache den Ausschlag. Bis auf sieben Mann war die ganze Rotte, welche mit Markus Horn von Braunschweig herübergekommen war, diesem gewonnen. Von den sieben fehlenden aber waren zwei, an denen nichts verloren war, dem Leutnant Schwartze zugefallen, einer hatte das wilde Kriegsleben satt und hatte sich reumütig zu Weib, Kind und Handwerksgerät zurückgefunden, der vierte lag zu Tod betrunken in einem Stall am entgegengesetzten Ende der Stadt, der fünfte war wegen Gassenlärms und Unfug von den Stadtknechten abgefangen und steckte wohlverwahrt hinter Schloß und Riegel in dem Hunenturm, der sechste hatte sein Liebchen im Brusewinkel treu und warmherzig wiedergefunden und saß mit ihr in ihrem winzigen Dachstübchen und überlegte, wie sich aus dem heimgebrachten Beutepfennig ein eigenes Hauswesen gründen ließe; sein langer Spieß aber hatte in dem engen Stübchen der Braut keinen Platz gefunden und lehnte draußen vor der Tür. Der siebente und letzte endlich, der dem Markus abgefallen war, war der schweigsame Büchsenschütze Andreas Kritzmann, welcher seinen eigenen unheimlichen Weg einschlagen wollte, und welcher den Leutnant Adam Schwartze aus Bamberg nicht aus den Augen ließ, sondern ihn unter dem ins Gesicht gezogenen Hut anstarrte, wie man einen langgesuchten und endlich gefundenen Todfeind betrachtet, ehe man mit der rächenden Waffe vorspringt.

Als Markus und Christof die Geworbenen für den andern Morgen mit Wehr und Waffen auf den Domplatz zur Musterung vor dem Obersten Ebeling Alemann und dem Hauptmann Kindelbrück bestellten, trat Adam Schwartze zu den beiden Freun-

den und wünschte ihnen mit lächelnder Miene, aber Wut im Herzen, Glück. Den Schützen Andreas erblickte er nicht, dieser hatte sich in der Menge verloren und die Schenke verlassen. Ziemlich kalt dankten die Freunde dem Leutnant, und mit einem leisen Fluch winkte er seinen beiden Doppelsöldnern und verließ ebenfalls mit ihnen den lustigen Gugelfrantz.

Markus und Christof durften sich aber noch nicht entfernen. Sie mußten erst teilnehmen an dem wilden Gelage, welches jetzt auf ihre Kosten anhub. Sie mußten essen von dem Kalb, welches für die verlorenen Söhne von Magdeburg zugerichtet war, sie mußten jedem Bescheid tun, der ihnen den vollen Krug entgegenhielt. Nach Kräften entledigten sie sich dieser schwierigen Aufgabe; und es gelang ihnen auch recht gut. Als sie jedoch endlich aufbrechen durften, geschah das mit nicht ganz sichern Schritten, die sämtliche Kompanei des lustigen Gugelfrantz gab ihnen, Fackeln in den Händen, das Geleit durch das Zsisekenbauer, und mit nicht endenwollendem Vivatruf nahm man an der Ecke von Sankt Bartholomäus Abschied voneinander bis zum nächsten Morgen. Der wüste Haufen kehrte zurück zu seinem Gelag, Markus und Christof schritten über den Breiten Weg zum Lindwurm, dem Familienhause des trefflichen, achtbaren und hochansehnlichen Geschlechts der Alemänner; Christof Alemann wollte dem heimatlosen Markus hier Nachtquartier geben. Dunkel lag das große Gebäude mit seinen Erkern und Giebeln da. Nur aus einem Zimmer leuchtete noch in der späten Nachtstunde heller Lichtschein. Herr Johannes Alemann, der alte, ehrwürdige Bürgermeister der Stadt Magdeburg, schritt schlaflos von schweren Sorgen und Angsten getrieben noch in seinem Gemache auf und ab. Wo hätte sich auch wohl die Not, welche der alten, edlen Stadt drohte, mehr zusammenziehen sollen, als auf dieser edlen Brust?

Ein grauköpfiger Diener öffnete den beiden Freunden die Haustür, und bald erhellte sich ein zweites Fenster im Hause

zum Lindwurm. Christof Alemann war bald tief entschlafen; aber Markus suchte das Lager nicht, er saß und starrte in die Flamme der Lampe, bis der Morgen grau über den Dächern und Türmen dämmerte. Wenig vermehrte das Gewicht seiner Sorgen und Bedrängnisse das Gefühl, daß er in dieser Nacht sich einen Todfeind erworben habe. Dieser Todfeind war der Leutnant Adam Schwartze, welcher, nachdem er das Zeisigbauer verlassen, seine Schritte zur Wohnung des Hauptmanns Springer gelenkt hatte, um ihm Bericht über seine so fruchtlose Werbung abzustatten. Der Hauptmann, der halb betrunken mit dem verlaufenen Weibe, seiner Geliebten, vor den Resten eines nahrhaften Nachtmahles saß, hatte geflucht und gewettert auf das gräßlichste, die Johanna von Gent aber hatte herausbekommen, daß zwischen dem Leutnant Schwartze und dem Rottmeister Markus Horn noch ein anderer Grund des Hasses walten möge. Das fahrende Fräulein, die schlaue Kreatur, hatte dem Leutnant lachend mit dem Finger gedroht und gesagt:

„'s ist ja wohl der Jugendfreund Eures Liebchens, Herr Adam von Bamberg? Da, ich trinke diesen Becher rheinischen Weines auf die Gesundheit Eures Bräutchens!"

„Ich tu' Euch Bescheid, Johanne von Flandern; — auf gute Bundesgenossenschaft, Frau Johanne von Gent, hier und überall!"

Das fahrende Weib zog das Gewand, welches ihr von den vollen Schultern gerutscht war, mit einem Blick auf den Hauptmann, der schlafend in einem Sessel lag, zusammen und flüsterte:

„Es sei so, Adam! Wenn mein Alter da in etwas Euch von Nutzen sein kann, so — Ihr wißt —"

Adam Schwartze nickte bloß; der Hauptmann Springer öffnete wieder die gläsernen Augen und gähnte:

„Lug — Adämle — seid Ihr noch da — na tut nix — daß mer das letzt aus'm Näf kriegt han. 'S isch freili e Stich. 'S isch aber no nit aller Tage Oabend. Ga'n mer ze Bett, Meidli,

Fraueli, Hanneli! Ah — oha, Adämle, machet, daß Ihr heime kommet. Komm, Fraueli, bring mer ze Bett, mer is ganz lopperig zu Mut. N'Nacht, Adämle."

Die Frau Johanna winkte dem Leutnant, und dieser ging und suchte ebenfalls sein Losament auf und träumte gegen Morgen einen Traum, in welchem er Markus Horn mit dem Messer niederstach und über seinen Leichnam die holde Regina Lottherin zum Altar führte. Er wußte nicht, daß eine dunkle Gestalt, seit er den grauen Gugelfrantz verlassen, ihn auf allen seinen Wegen begleitet hatte. Er hatte keine Ahnung davon, daß diese dunkle Gestalt die ganze Nacht hindurch vor seiner Tür Wacht hielt.

Das sechste Kapitel.

Die Nacht Regin' durchwachet hat,
In Waffen rasselt, klirrt die Stadt;
Der Mecklenburger liegt zu Feld,
Aufs Schwert soll sein die Sach gestellt;
Man jauchzt, posaunet, pfeift und trommt,
Mancher zieht aus, der heim nicht kommt.

Ein fröhlicher Strahl der Herbstmorgensonne glitt am sechzehnten Sonntage nach Trinitatis, am einundzwanzigsten September, dem Tag Matthäi, über das Dach des Hauses des Ratmanns Horn in das Kämmerlein, doch nicht in das Herz Reginas, der Tochter des Buchdruckers Michael Lotther. Ach dieser Strahl kam viel, viel zu spät, um das junge Mädchen zu wecken, schon lang, lang, seit dem ersten Hahnenruf saß es angekleidet auf seinem Bettchen, hatte die Hände im Schoß gefaltet und gab sich den trübsten, quälendsten, schmerzhaftesten Gedanken hin. Zu der allgemeinen Not legte die Jungfrau die eigene Herzensangst, und so wurde ein Gewicht daraus, welches wohl das stärkste Herz zusammengedrückt hätte. Wie zuckte es durch diesen reinen jungfräulichen Busen, während die große protestantische Stadt waffenklirrend sich erhob und dumpf brausend sich rüstete zum Auszug gegen den Feind, den wilden Herzog von Mecklenburg.

Drei Stürme hatte auf der Burg zu Wanzleben der Hauptmann Bartholomäus abgeschlagen, ein dampfender Aschenhaufen war der Flecken, und die wüsten Rotten der Belagerer hatten in ihrer Wut selbst der armen Aussätzigen im Siechenhaus, „die umb das Recht, welches doch ein Vogel in der Luft hat", gebeten hatten, nicht geschont. Grimmschnaubend über den vergeblichen Anlauf, der ihm so manchen guten Mann gekostet hatte, war der Jürg ins Dreilebensche Gericht weiter gezogen mit Mord und Brand. Jede Nacht färbte sich der Himmel nach dieser

Weltgegend hin blutrot, und lange, lange Züge des Landvolkes wälzten sich ununterbrochen in die Tore von Magdeburg. Aus Neuhaldensleben, aus Egeln, aus Wolmirstedt und manchem andern Ort waren die Schutzsuchenden mit ihrer besten Habe gekommen. Schutzverwandte, Stiftsgenossen und Untertanen hatten den Rat mit weinenden Augen und gerungenen Händen angefleht und ihn beschworen, daß er sie in solcher Not nicht verlassen möge. Mit den Gesandtschaften der bedrohten Orte vereint, waren aber auch die Bürger mit Ungestüm in die Ratsherren gedrungen und hatten verlangt, man solle ausziehen und sich mit dem Feinde schlagen. Es hatten sich dagegen die Stimmen der in der Stadt anwesenden Kriegsherren erhoben; aber vergeblich versprachen die einen der Stadt vorher noch dreihundert Reisige, welche der Stadt Braunschweig gedient hatten, zuzuführen; vergeblich warnten die Grafen von Mansfeld und Oldenburg, der Freiherr von Heideck und Kaspar Pflugk. Tag und Nacht hatte sich das Volk, Bürger und Bauern durcheinander, vor dem Rathaus gedrängt; zu laut, zu drohend wurde endlich der tausendstimmige Ruf: Kampf! Kampf! Herunter mit den Mordbrennern! Kampf! Kampf! Nachgegeben hatte der Rat, Auszug und Schlacht gegen den Herzog von Mecklenburg war beschlossen und auf diesen einundzwanzigsten September angesagt worden. —

Nachdem wir nun auf diese Weise die Lage der Dinge dargetan haben, dürfen wir uns wieder ein wenig mit den Personen beschäftigen, welche unser kleineres Drama in dem großen allgemeinen heroischen Schauspiel bilden. Im allgemeinen soll das einzelne nicht fremdartig dastehen, und während das eine vorschreitet, soll das andere nicht zurückbleiben.

Während der kriegerische Meister Michael Lotther in aufgeregter Stimmung in den untern Räumen seines Hauses hin- und herlief, bereits angetan mit einem Brustharnisch, glühend vor Eifer, der erste zu sein auf dem Sammelplatze des Bürgerhau-

fens, welchem er angehörte, saß seine Tochter, wie gesagt, regungslos in ihrer Kammer auf dem Bette. Eine schwere, bittere, qualvolle Nacht war dem armen Mädchen hingegangen. Im halben Fiebertraum hatte Regina die Stunden gezählt, und im halben Traum und dumpfen Brüten in der Einbildung ein Bild verfolgen müssen, das sie vergeblich zu verscheuchen suchte. Den verstoßenen, den verlorenen Sohn des Nachbars, Markus Horn, sah sie, und zwar immer auf dem Wege des Verderbens, des Untergangs. Sie erblickte ihn im Kreise zechender, verluderter Genossen, sie erblickte ihn umgeben von verworfenen Weibern und Dirnen, sie folgte ihm hierhin und dorthin, wie sein schwankendes Bild bald häßlich verzerrt, bald in männlicher Schöne sie führte. Allerlei unbestimmte Pläne, Vorsätze, Wünsche und Hoffnungen faßte sie in diesem Halbtraum, Geistesspiele, welche nur die dunkle nächtige Angst eingeben konnte, und welche sie beim ersten Morgendämmern sich errötend vorwerfen mußte. Sie stellte sich vor, welch eine Wonne es sein müsse, dem Markus in Männerkleidung zu folgen; sie träumte von der Seligkeit, welche es sein müsse, ihm das Schwert nachzutragen, für ihn zu wachen, wenn er schliefe am Feldfeuer, in der kalten Regennacht. Die Gestalt des Leutnants Adam Schwartze, des Vetters, welchem der Vater so wohl wollte, mischte sich in diese wirren Bilder. Dieser Gestalt wollte sie entfliehen, wie sie jener folgte. Diese Gestalt näherte sich ihr mehr und mehr, während jene in immer weitere Ferne zu entschwinden schien.

Es war ein ruheloses, krankhaftes Umherwerfen und Zusammenfahren, und erst gegen drei Uhr morgens folgte darauf eine erquickungslose Betäubung, in welcher sie keine Träume, sondern nur eine unbestimmte Angst hatte. Dann wirbelte die erste Trommel in der Ferne am Roland auf dem Alten Markt, und dieser Klang schreckte die Jungfrau wieder auf, und dumpf hörte sie die angsterfüllte, große Stadt in ihren Gassen sich bewegen. Sie stand auf, sie kleidete sich an, sie wollte hinuntergehen

zu ihrem Vater, deſſen Stimme ſie auf der Treppe vernahm. Sie konnte vor übergroßer Mattigkeit keinen Schritt tun und ſank abermals auf ihrem Bettchen nieder.

Wie das junge Mädchen durch die Heimkehr des verlorengeglaubten Nachbarſohnes in einen ſo unbeſchreiblichen Taumel der verſchiedenartigſten Empfindungen geſtürzt werden konnte, haben wir früher ſchon in einem Geſpräche Reginens mit der Mutter Margareta Horn angedeutet. Wir wollen jetzt noch etwas darüber ſagen; doch wer könnte alle die feinen Strahlen und Fäden verfolgen, welche dieſes reine jungfräuliche Herz durchzuckten und durchzogen?

Im Jahre 1531, dem Jahre, in welchem das Bündnis der proteſtierenden Stände zu Schmalkalden geſchloſſen wurde, am Tage des Bündniſſes ſelbſt, am ſechsundzwanzigſten Februar wurde Regina Lottherin geboren. Acht Jahre früher hatte in dem Nachbarhauſe Markus Horn das Licht der Welt erblickt. Nach dem frühzeitigen Tode der eigenen Mutter war die kleine Regina von ihrem Vater ſchier als ein Vermächtnis ſeiner Frau an die Frau Margareta Horn in das Nachbarhaus hinübergeführt worden, und mit wehmütiger Freude hatte Frau Margareta das Vermächtnis der Freundin angenommen. Zwei Heimatshäuſer hatte Regina Lottherin, und eine glückliche Kindheit durchlebte ſie, aufwachſend mit dem wilden Markus, welcher das kleine, ſtille Mädchen nach Knabenart bald vergötterte und auf den Händen trug, bald nach Kräften quälte und peinigte. Kinderleid und Kinderfreude teilten die beiden miteinander, und manch eine wohlverdiente Strafe wandte die Bitte des Mägdleins von dem Knaben ab. Bald aber kamen die Jahre, wo Regina, wenn die Mutter Margareta in Abweſenheit ihres Eheherrn von Lob und Preis des Herzſöhnleins überfloß, nicht mehr ſo laut einfiel und womöglich die Mutter noch überbot. Sie hatte aber, ihr ſelbſt halb unbewußt, das höchſte Behagen an ſolcher Art der Unterhaltung und dachte nie daran, wenn ſie

mit der Frau Margareta zusammenhockte, den langen Reden derselben über diesen Punkt Einhalt zu tun. Aus ihrer jungfräulichen, schämigen Schutzwehr, von lieblichster Scheu und Sprödigkeit aufgebaut, verlor das Jungfräulein den heranwachsenden Jüngling nicht aus den Augen, Sinn und Gedanken. Bald kam die Zeit, wo Regina recht kalt, recht gleichgültig gegen den immer höflicher werdenden heißblütigen Markus erschien; die Zeit, wo es tief, tief im Herzelein desto heißer brannte, desto heller flammte. Ja, lichterloh flammte es im Herzen Reginas, als Markus Horn zur Universität abgehen sollte und einen aus Trübsal und Frohlocken gemischten Abschied nahm. Dennoch verriet sich auch bei diesem Ereignis das treue, aber stolze und tiefe Herz der Jungfrau nicht. Als aber der Knabe nun das Vaterhaus verlassen hatte und in die weite Welt hinausgezogen war, da stürzte das Mädchen in seinem Kämmerlein lautweinend auf die Knie und barg das von Tränen überströmte Gesicht in den Kissen ihres Bettes und klagte sich an, daß der Geliebte nun geschieden, ohne durch ihre Schuld von ihrer Liebe zu wissen. Erst in der Abenddämmerung schlich sich Regina Lottherin über die Gasse zu ihrer zweiten Mutter und fand diese ebenfalls müd und matt vom Weinen und Klagen im dunkelsten Winkel sitzend. Da hatten die beiden armen Weiblein einander stumm in die Arme geschlossen und stundenlang sich so gehalten; bis der Ratmann nach Haus kam und ärgerlich fragte; weshalb sie so gleich einem Paar Eulen in der Finsternis kauerten; und dann, als die Lampe gebracht war, sich erkundigte: ob sie zu Närrinnen geworden seien über den Abschied und ersten Ausflug des jungen Vogels, des Gelbschnabels? — Das war im Jahre 1545 geschehen, und von nun an hatten sich die beiden Frauen womöglich noch fester aneinandergeschlossen und jede gute, jede bedenkliche Nachricht, die erst von Wittenberg, dann von Leipzig herüberkam, miteinander bejubelt und betrauert. Diese Nachrichten kamen jedoch nicht oft; Leipzig war in der Mitte des sechzehnten

Jahrhunderts weiter von Magdeburg entfernt als heute. Margareta und Regina hatten deshalb Zeit, jede Nachricht von allen Seiten zu betrachten, jeden Gruß, den ein Freund, ein wandernder Scholar, ein Bote brachte, mondenlang sich zu wiederholen. Erst im Herbst 1546 erschien Markus Horn wieder in eigener Person im Vaterhause, welches ihn fast nicht wiedererkannte. Aus dem hübschen Jüngling war in dem kurzen Jahre ein Mann geworden, bärtig, selbstbewußt, ein wilder Student, welcher selbst dem strengen Vater nicht mehr scheu auswich, sondern ihm keck und grad ins Auge blickte, und der sich nicht mehr fürchtete, anderer Meinung als der Alte zu sein.

Ach, die arme Regina fand den Jugendfreund am meisten verändert; verändert zum Nachteil. Was selbst den scharfen Augen der Eltern entging, entging ihr nicht; obgleich sie auf keine Weise zu empfinden schien, wenn Markus sich kaum um sie kümmerte und lieber mit seinen Altersgenossen und den in den Ferien von Wittenberg, Leipzig, Erfurt in der Stadt anwesenden Kommilitonen, in den Schenken, in den Gassen und auf den umliegenden Dörfern umherlungerte. Bange Ahnungen füllten die Brust, sie sah lange vorher den Sturm zwischen Vater und Sohn heraufziehen. Für ein großes Glück erachtete sie es, daß das juristische Examen, welches Herr Ludolf Horn mit dem Sohne anstellte, so ziemlich ausfiel. Mit dem Versprechen, im nächsten Semester die Magisterwürde zu erlangen, nahm Markus von neuem Abschied von dem elterlichen Hause.

Den Magistergrad erlangte nun zwar der Sohn, aber das Unheil brach auch los; und Markus Horn ging der Heimat verloren!

Dreißig Jahre waren vergangen, seit vor dem Portal der Schloßkirche zu Wittenberg aus den Haufen, welche die fünfundneunzig Sätze umlagerten, jener alte Mönch trat, auf das angeheftete Blatt wies und rief:

„Der wird es tun!"

Martin Luther hatte es getan. Wieder einmal war eine

Epoche der Weltgeschichte in die Spitze des Individuums ausgelaufen, wieder einmal war in einem Menschen der Kampf und die Arbeit von Jahrhunderten zusammengefaßt worden, in einem Brennpunkt, welcher die Welt entzünden sollte.

Im Jahre 1547 stand die Welt in Flammen, das deutsche Volk war, wie gewöhnlich, von der Vorsehung erkoren, für das Heil der Menschheit ans Kreuz geschlagen zu werden. Leiblich und geistig gerüstet stand es da, den Religionskrieg zu beginnen. In den Häusern, in den Gassen, in den Kirchen, in den Klöstern, auf den Burgen und Schlössern, in den niedrigsten Hütten, auf den Feldern, in den Wäldern, überall, überall wurde die große Frage besprochen und bestritten. Überall riefen sich die Geister an und forderten das Wachtwort: Hie Luther — hie Papst!

Im Munde der Jungen wie der Alten, der Männer wie der Weiber ging das Wort um. In alle Verhältnisse der Nation schoß es lösend oder bindend seine Strahlen; kein Herz war so eng, so verschlossen, daß es nicht zuckte, daß es nicht lauter schlug unter dem Sturmgeläut der gewaltigen Zeit.

Nun donnerte vergeblich das protestantische Geschütz bei Ingolstadt gegen die katholischen Schanzen und den Kaiser. In die Stammländer der schmalkaldischen Häupter, Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen, fiel der erste modernpolitische Schüler des ersten modernpolitischen Lehrmeisters. Herzog Moritz von Sachsen — der schlaue, der geniale Bundesgenosse Karls des Fünften, welchen das Luthertum, der großen Ironie der Weltentwicklung gemäß, als Verräter der Hölle überliefern und als Erretter in den Himmel erheben muß — hatte sein Werk, die Macht über die protestantischen Geister aus den Händen des unfähigen, wenn auch wohlmeinenden Johann Friedrich zu nehmen, begonnen. Sein Stammland aus der Gewalt des Herrn Vetters zu erretten, zog Hans Friedrich von Ingolstadt heran, trieb den eingedrungenen Feind vor sich her, bis seine eigene Kraft vor Leipzig sich brach. Darin lag Moritzens

tapferer Oberſt Herr Baſtian von Walwitz. Am fünften Januar 1547 bei großer Kälte und hohem Schnee ſchlug der Kurfürſt ſein Lager vor der Stadt und beſchoß und berannte ſie ſehr heftig ſechzehn Tage lang.

Im Ton: Es geht ein friſcher Sommer daher, ſingt das Lied:

„Was Herzog Moritz im beſten that,
Das hatt beym Kurfürſten kein Statt;
Es iſt ein alter Grolle,
Der jetzund zuerſt ausbricht,
Verſtehe es, wer da wolle,
Ja wolle."

Ja, verſtehe es, wer da wolle! Das iſt das ſchreckliche Leiden des Bürgerkrieges, daß darin zuletzt alle Intereſſen, alle Anſchauungen, alle Grundſätze, alle Parteiſtellungen ſich verwirren, und Recht und Unrecht ſich ſo vermiſchen, daß niemand endlich mehr ſagen kann, auf welchem Wege er wandle, bei welchem Ausgangspunkte er ankommen werde. Auf den Wällen von Leipzig kämpfte manch gut lutheriſch Herz gegen den lutheriſchen Führer, gegen die Glaubensgenoſſen draußen vor der Stadt. Bürger, Landsknechte und Studenten warfen, proteſtantiſche Lieder anſtimmend, mit Büchſe, Schwert und Spieß die proteſtantiſchen Sturmhaufen von den Leitern in die Gräben; und Markus Horn, der junge Magiſter, wurde ſomit ebenfalls in den Wirbel hineingeriſſen und

„thät der Püffe auch warten,
Da er auf der Mauer ſtund
Hinter der Mönche Garten".

Was in der Nähe ſo natürlich erſchien, das klang in der Ferne ganz anders. Wie ein Donnerſchlag wirkte die Nachricht von dem Verhalten des Sohnes im Vaterhauſe zu Magdeburg. Ein unſäglicher Jammer brach daſelbſt aus, in einer Nacht ward Ludolf Horn über dieſe Botſchaft grau. Seinen Fluch ſandte er dem einzigen Sohne, der nach ſeiner Anſicht das ewige Verderben

um den reinen Glauben eingetauscht hatte, nach Leipzig. Sein Haus und sein Herz wollte er dem Abtrünnigen, dem Verräter auf ewig verschließen, und der Brief, in welchem er das aussprach, besiegelte das Schicksal eines Charakters, wie Markus Horn. Bald kamen die Mitstudenten des Markus nach Magdeburg und berichteten, der Magister Horn sei eine Zeit lang gleich einem Irren gewesen; ruhelos, rastlos sei er Tag und Nacht umhergelaufen, aber keiner der Genossen habe erfahren, was ihm begegnet sei. Endlich sei er verschwunden gewesen; ob er sich aber das Leben genommen, oder ob er unter die Landsknechte gegangen und mit des Herzogs Moritzen Obersten, dem Herrn Sebastian von Walwitz, ausgezogen sei, das könne niemand sagen.

Nun hatte der Vater wohl Stunden der Reue, Augenblicke, in welchen er wünschte, jenen Brief an den Sohn nicht geschrieben zu haben; aber der Pfeil war von dem Bogen entflohen, und niemand konnte ihn aufhalten. Darüber, daß Markus unter das Landsknechtsvolk gegangen sei, erhielten die Eltern bald sichere Nachricht. Ein reumütiges Erscheinen des Sohnes im Vaterhause würde wohl eine Ausgleichung des bösen Zwistes bewerkstelligt haben; aber Markus gab keine Nachricht von seinem Verbleiben. So fraß am Herzen des Vaters der böse Wurm des Zornes immer tiefer, und als endlich der Sohn erschien — getrieben von dem ehrlichen Willen, der Heimatstadt Hilfe in der Not zu bringen — da war's zu spät. Es geschah, was wir erzählt haben. Dem Sohn wurde zum zweitenmal Vaterherz und Vaterhaus verschlossen! —

Immer sieht Regina Lottherin, wie sie jetzt, umspielt von der freundlichen Herbstsonne, in ihrem Kämmerlein sitzt, den Markus, wie er erbleichend steht, auf sein Schwert gestützt, immer klingen die schweren Worte der Verstoßung, die der Vater aussprach, in ihrem Ohr wieder. Was gegen den Markus zu sagen war, hatte sie ja selbst oft genug heimlich bei sich ausgesagt, aber nun war er ja reumütig zurückgekommen! Gekommen war er, der

bedrängten Vaterstadt sein Blut zu opfern! Was sollte nun noch dieser Grimm und Zorn um das Vergangene?

Regina konnte nicht mehr zürnen, und als gestern der Leutnant Adam Schwartze kam und dem Vater Lotther erzählte, daß der Rottmeister Horn wieder einem recht wüsten Leben sich hinzugeben scheine, da konnte die Jungfrau nur hingehen und sich verbergen und weinen und denken: „Sie wollen es ja so! Sind sie nicht selbst schuld daran, daß es so ist? wehe ihnen, die richten und selbst die Sünde hervorrufen!"

Man hätte denken sollen, in dem stillen Kämmerlein, hoch über dem Waffenlärm der großen Stadt, würde am ersten noch der Friede wohnen. Ach, dem war nicht so; obgleich das junge Mädchen auf dem Bette kaum sich regte, so sah es wild und schmerzensreich in ihrem Herzen aus. Und alles, alles mußte sie so fest in sich verschließen; ihr jungfräulicher Stolz litt es nicht, daß sie im geringsten die Welt ahnen ließ, wie es in ihrem Busen aussah. Seit der Heimkehr des Sohnes fing seine unglückliche Mutter an, ihre Pflegetochter der Gleichgültigkeit, der Hartherzigkeit zu zeihen.

Ach, sie hätte nur wissen sollen, wie es um das Herz des armen Mädchens stand! —

„Regina! Reginchen!" erklang jetzt unten im Hause der Ruf des Vaters. Trompeten schmetterten vom Breiten Wege her, immer lauter wurde das Getümmel in den Gassen. Eine Magd steckte den Kopf in die Kammertür:

„O, Jungfer, kommet doch, kommet, der Vater verlanget heftig nach Euch. O liebster Jesus, jetzt gehet alles drunter und drüber. Hört nur, das sind die Reisigen, die den Breiten Weg herunterziehen, und mein Hans ist auch dabei. O Gott, Gott, und alle Bürgerfahnen wehen in den Gassen, und auf dem Neuen Markt vor der Thumbprobstei sammeln sich die fremden Herren, und der Herr Ratmann Horn ist auch schon auf dem Rathaus, und den Herrn Markus hab' ich auch schon vorüberziehen sehen, und

seine Rott folgte ihm in Wehr und Waffen. O Gott, Gott, Gott, Jungfer Regina, das Herz wendet sich einem vor Angst im Leib um — unser Herr Leutnant Schwartze hat auch schon vorgesprochen, hat aber keine Zeit gehabt, auf Euch zu warten. O kommet herunter, Jungfer, horcht, da trommelt's wieder, — o ich komm' um vor Angst!"

Schwindelnd erhob sich Regina und folgte der Magd die Stiegen hinunter. Sämtliche Hausgenossenschaft war beschäftigt, dem Hausherrn den Harnisch anzulegen. In wahrhaft fieberhafte Aufregung war Meister Michael durch den Tumult des Ausmarsches versetzt, und jede Trommel, jede Trommete, jedes wilde Geschrei draußen in den Gassen erhöhten diese Aufregung. Die Druckerpressen ruhten heute; unseres Herrgotts Kanzlei wollte heute andere Protokolle ausgeben als sonst. Sämtliche Druckergesellen rüsteten sich ebenfalls, unter der Führung ihres Prinzipals für das freie Wort, den freien Gedanken mit leiblichen Waffen einzutreten. Hier stolperte man über eine Büchse, dort über einen langen Spieß; — Verwirrung, Geschrei, Drängen und Stoßen füllten das Haus des Buchdruckers Lotther; und aus der Haut möchte der Meister Michael fahren, als in dem Augenblick, wo er seine Ausrüstung vollendet glaubt, an seiner Halsberge eine Schnalle springt. Endlich war das auch wieder in Ordnung, zitternd vor Aufregung und Begier des Fortstürzens stand der Buchdrucker da und gewann kaum Zeit, sich noch um die Tochter zu bekümmern.

„Kindlein, Töchterlein," schrie der mutige Bürger, „Töchterlein, nimm Abschied von deinem Vater. Diesmal wird es gelten, und niemand weiß, was einem, der seine Pflicht tut, draußen geschehen mag. Hier hast du alle Schlüssel des Hauses, du kennst sie und weißt, auf welchen du am meisten acht geben mußt. Sollte mir etwas Menschliches begegnen — nun — nun, so wird's Gottes Wille sein, und du mußt dich trösten, und der Vetter Adam wird dir beistehen und als ein ritterlicher Bursch

das seinige tun. Mit dem Nachbar und der Nachbarin Horn hab' ich auch mehr als einmal gesprochen und — wenn — wenn ich nicht zurückkommen sollte, so mach dich hinüber zu ihnen, du wirst da gut aufgehoben sein, bis du einen wackern Mann gekriegt hast. Der Vetter Adam —"

„Ach, Vater, Vater," schluchzte die Jungfrau, „sprecht doch jetzt nicht von dem Vetter Adam. O Ihr werdet gewiß gesund heimkommen zu Eurem armen Kinde. Ach lieb Väterlein, stürzet Euch nicht mutwillig in Gefahr, wo es nicht von Nöten ist. Ich will Euch nicht aus dem Feld zurückzuhalten suchen, denn ich weiß, es würde nichts helfen; aber bedenket immer, daß die, so jünger sind als Ihr, auch voranstehen müssen in der Schlacht!"

„Gänselein, Gänselein, du sprichst, was du nicht verstehst," rief ärgerlich der Alte, der während der letzten besorgten Worte seiner Tochter Zeichen der höchsten Mißfallens zu erkennen gegeben hatte. „Was schnatterst du da, albernes Dirnlein? Willst deinem Vater also gute Lehren geben? Scher dich zu deinem Spinnrocken und tu, was ich dir gesagt habe, und kümmere dich um weiter nichts — da hast du noch einen Kuß, nun lebe wohl."

„O Vater, nehmet nicht so im Ärger und Zorn Abschied von Eurem Kind, es ist so ein schrecklich Ding darum. Ich mein's ja gut und hab' solche Angst um Euch — o Gott, wie verlassen würd' ich sein, wenn Euch etwas zustieße!"

„Na, na," brummte Meister Michael, vom Ärger zur Rührung übergehend, „na nur ruhig, Reginchen; ich werd' schon munter und mit heilen Knochen heimkommen. Es geht ja nicht anders, siehst du, dem Mecklenburger muß mit der Kolbe gelaust werden, eher gibt er nicht Ruhe. Und daß ich dabei sein muß mit allen meinen Gesellen, das stehet baumfest. Ist's nicht so, Burschen?"

„Vivat! vivat der Meister! so ist's, vivat!" schrien alle die lustigen, tapfern Drucker, und nur der alte, halb gelähmte Faktor Kornelius schüttelte unbemerkt von den übrigen den greisen Kopf.

„Siehst Du, Regina?" rief Meister Lotther. „Also, lieb Töch-

terlein, leb wohl und halt das Haus in guter Obacht, bis wir sieghaft heimkehren. Herr Kornelius, der Faktor, wird dir dabei nach Kräften mit Tat und Rat zur Hand gehen und meine Stelle so gut als möglich ersetzen."

„Das wird er mit Gottes Hilf und Gnaden, Meister Lotther!" sagte der alte Diener des Hauses.

„Das ist recht! Das ist ein wackerer alter Kauz. Reginchen, frag den Kornelius immer um Rat, wo du dessen bedarfst, und tu, was er sagt."

Regina trocknete die weinenden Augen und reichte dem braven, treuen Faktor die Hand.

„Ich will, ich will, Kornelius!"

Dann wandte sie sich zu den andern Gesellen und dem Hausknecht, welcher einen gewaltigen Kober mit Proviant übergehängt hatte, und beschwor sie, ihren Vater nicht aus den Augen zu lassen und in jeder Gefahr und Not ihm zur Seite zu stehen, bis der Alte von neuem ungeduldig wurde und alle weiteren Erörterungen dadurch abschnitt, daß er seine Büchse schulterte, seiner Tochter noch einen letzten Abschiedsschmatz auf den Mund drückte und sagte:

„Lauf jetzt zur Nachbarin, mit der magst du nachher in die Katharinenkirche zu Ehrn Hennig Freden gehen, der wird euch Weiblein schon Trost einsprechen; und nachher könnt ihr von dort dem Auszug zuschauen. Und nun vorwärts, ihr Burschen; gebt acht, bei allen Teufeln — Gott verzeih' mir den Schwur! — wir sind die letzten auf dem Sammelplatze."

Wieder zog ein Bürgerfähnlein unter Trommelschlag durch die Schöneeckstraße. Knabenhaufen strömten dem Zuge voraus oder begleiteten ihn. Neben dem Banner schritt leuchtenden Auges der Geschichtschreiber Sebastian Besselmeier. Fröhlich winkte er dem eben vor die Tür tretenden Buchdrucker, und dieser schloß sich mit seinen Gesellen dem Haufen an und marschierte mit ihm, fest entschlossen zu siegen oder zu sterben, nach dem Alten Markte,

wo unter dem Roland und dem Bild des großen Kaisers Otto die Bürger und die Bauern sich aufstellten, während die geworbenen Knechte auf dem Domplatze ihren Sammelplatz hatten.

Aus allen Türen und Fenstern blickten Greise und Weiber mit rotgeweinten Augen und Kindern auf den Armen den verwandten und befreundeten Männern nach. Ach, es sollte so mancher von ihnen nicht heimkehren.

Auf dem Breiten Wege wogte es, Kopf an Kopf, hin und her. Bewaffnete Bürger, die sich verspätet hatten, eilten im Sturmschritt einher, Boten des Rats, Boten der Kriegshauptleute zu Roß und zu Fuß jagten vorüber. Vom Zeughause am Alten Markt setzten sich die Heerwagen und großen Geschütze mit dumpfem Gerassel in Bewegung.

Die Kanzlei des lieben Gottes rührte sich auf das allergewaltigste.

Unsäglich feierlich klangen heute an diesem Sonntagmorgen über all das Wogen und Tosen, das Rufen, Klirren und Rasseln, über all die Trommeln und Trompeten, die Kirchenglocken von den Türmen. Wie Stimmen gottgesandter Boten verkündeten sie allen angstvollen Herzen, daß Gott immer da sei über seinem Volk, daß die Stadt nicht verlassen sei im Anfluten der übermächtigen Feinde, daß hoch über Acht und Aberacht noch ein Höherer richte und lenke. —

Den Worten des Vaters gemäß, und noch mehr dem eigenen Herzensdrange folgend, eilte jetzt Regina beflügelten Schrittes über die Gasse zum Hause des Ratmanns Horn, um sich in die Arme der Frau Margareta zu stürzen. Der wackere Faktor Kornelius aber humpelte im ganzen Hause herum, sah nach allen Türen und Schlössern, schüttelte den Kopf, strich in der öden Offizin zwischen allen Pressen umher; jede einzelne berührte er liebkosend mit der Hand und murmelte:

„Laßt sie nur laufen und trommeln und rennen, ihr meine Lieblinge seid doch die wahren Werkzeuge des Streites. Was

wollten sie anfangen, wenn ihr nicht hinter ihren Schlachtreihen ständet?"

Einige zerstreute Lettern las der Alte sorgsam vom Boden auf; auch sie betrachtete er zärtlichen Blickes:

„Seid ihr auch da, meine kleinen tapfern Burschen! Ja, ja, mögen die andern, die da draußen trompeten und pauken, auch heimkommen, geschlagen und mit blutigen Köpfen. Ihr, meine schwarzen Bürschlein, werdet nicht geschlagen, — da ist niemand, der euch widerstehen mag!"

Er hätte gern das Gespräch mit dem Magister Flacius Illyrikus, welcher im Vorüberlaufen die Korrektur einer neuen Streitschrift in die Druckerei warf, fortgesetzt; aber der Magister wollte nicht hören, er hatte es zu eilig; wie er blitzschnell gekommen war, verschwand er blitzschnell, um sich von neuem in das Getümmel der Gassen zu werfen.

Währenddem hielten sich im gegenüberliegenden Hause Frau Margareta und Regina eng umfaßt.

„Mut, Mut, mein Mütterlein," suchte die Jungfrau zu trösten. „Lasset uns hoffen, daß alle, für die wir sorgen und bangen, glücklich heimkommen aus der Schlacht. Lasset uns hoffen, daß der Feind geschlagen werde und seinen Lohn dahin nehme. O denket nur, welche tapfern Männer ausziehen, und denket, für welche Sache sie ausziehen. Ist nicht der liebe Gott mit allen seinen heiligen Scharen auf unserer Seite? Wer will da fürchten, wer will da kleinmütig verzagen, während so viele mutige Herzen siegesfroh sich scharen unter dem Banner Gottes, unter den Panieren des reinen Glaubens?"

„Kind, Kind," sagte die alte Frau kopfschüttelnd. „Ich hab' solche Angst; ich kann sie nicht abweisen, ob ich auch wollte. Und der Vater, mein Mann, ist auch so besorgt. Alle die versuchten Kriegsleute, so in der Stadt sind, haben diesen Zug widerraten. Man solle warten, haben sie gesagt; noch seien der Stadt stattliche reisige Haufen versprochen, und der Mecklenburger habe

solch furchtbar gedient Volk bei sich, daß es ein Wunder sein werde, wenn man ihm im freien Felde was anhaben könne. Wohl sind unser viel; aber was die Bauern, die mit ausziehen sollen, ausrichten werden, das stehet dahin, und keiner hat einen rechten Glauben daran, daß sie in der Feldschlacht von Nutzen sein werden. O Kind, ich glaub', dieser armen Stadt drohet ein groß Unglück; ich glaub' nicht an das Gelingen dieses Zuges, und mein Markus, mein armer Markus ist auch dabei; o könnt' ich ihn doch sehen beim Auszug, vielleicht soll er auch fallen draußen vor dem Feind und so abbüßen, was abzubüßen er heimgekommen. O Ludolf, du harter Mann, Gott verzeihe dir, was du getan hast an deinem Kind und diesem Mutterherzen."

Jetzt riefen die Glocken zum zweiten Male in die Kirchen. Es war neun Uhr.

„Wisset Ihr, Mütterlein," sagte Regina, „jetzt gehen wir nach Sankt Katharinen, da wollen wir alle unsere Sorgen und all unser Grämen in den Herrn stellen und Herrn Hennig Fredens Trostpredigt hören. Mit allen andern betrübten Müttern, Schwestern, Töchtern in dieser Stadt wollen wir beten für die, so bereit sind, in den Tod zu gehen für Gottes heiliges Wort und für uns. Kommet, Mütterlein, der Männer Stelle ist unter dem Panier, unsere Stelle ist vor dem Altar. Wir wollen gehen und beten, da wir ein anderes nicht tun können."

Mit Tränen in den Augen küßte die Matrone die Jungfrau auf die weiße Stirn. Beide Frauen griffen nach ihren Gesangbüchern und traten aus dem Hause. Schon strömten von allen Seiten die bekümmerten Frauen und Mädchen nach den Gotteshäusern; wer nicht fähig war, die Waffen zu tragen, war auf dem Wege zum Gebet an heiliger Stätte. Mütter führten ihre Kinder, Kinder ihre greisen Eltern. Dabei lag der holdeste Sonnenschein über der Stadt; in ihren Sonntagskleidern bewegte sich die geputzte Menge, und wären jetzt, wo alle Waffenfähige ihre Sammelplätze erreicht hatten, die fernen Trommeln nicht gewesen,

niemand hätte auf den ersten flüchtigen Blick an dem tiefsten Frieden gezweifelt.

Zum dritten Male riefen die Glocken, und als sie verhallt waren, da rauschten melodisch-feierlich in allen Kirchen der großen protestierenden Stadt die Orgeln auf; dann fing in allen Kirchen von Gottes Kanzlei, diesmal fast allein getragen von den Stimmen der Frauen und Kinder, das gewaltige Sturmlied der Zeit an:

„Ein' feste Burg ist unser Gott
Ein' gute Wehr und Waffen."

Auf allen Kanzeln standen in ihren schwarzen Chorröcken mit geneigten Häuptern die Prediger; — zu Sankt Ulrich Herr Nikolaus Hahn, zu Sankt Johannes Herr Lukas Rosenthal, zu Sankt Jakob Herr Johannes Stengel, zu Sankt Katharinen Herr Hennig Freden, zu Sankt Peter Herr Ambrosius Hitfeld, zum heiligen Geist Herr Johannes Baumgarten, der Chronist, in der Sudenburg Herr Joachim Wolterstorff, in der Neuen Stadt Herr Heinrich Guerike.

Über des Psalmisten Wort: „Im Namen unseres Gottes haben wir Panier aufgeworfen," begannen sie allgesamt ihre Predigten, und ein jeder redete darüber nach seiner Art, tröstlich und erbaulich, wild und aufstachelnd, zur Geduld anmahnend, zum Eifer anspornend, sänftigend oder erregend. Die Macht, welche in jenen Tagen die Kanzel hatte, und von welcher man sich heute kaum einen Begriff machen kann, zeigte sich bei solchen Gelegenheiten in ihrer ganzen Gewalt. Keinen Begriff kann man sich von den Gefühlen machen, mit welchen beim Schluß der Predigt in jeder Kirche der Stadt die andächtige Menge die Verse des sechsundvierzigsten Psalmes im Herzen nachsprach:

„Wenn gleich das Meer wütet und wallet, und von einem Ungestüm die Berge einfielen, Sela!

Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind.

Gott ist bei ihr drinnen, darum wird sie wohl bleiben, Gott hilft ihr frühe.

Die Heiden müssen verzagen und die Königreiche fallen; das Erdreich muß vergehen, wenn er sich hören läßt.

Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz, Sela!"

Wir versetzen uns im Geiste in die Katharinenkirche, während die Orgel melodisch braust, während die letzten trösllichen, siegesmutigen Verse unter den Wölbungen hin verhallen. In den Orgelklang, in den Gesang der Menge mischen sich näher, wilder, lauter die Klänge der Trompeten, mischt sich das Wirbeln der Trommeln. Auf dem Breiten Weg her zieht zum Krökentor die Spitze des Zuges der städtischen Kriegsmacht heran. Die Befehlshaber hoch zu Roß eröffnen den Zug, allen voran reitet der städtische Feldoberste dieses Unternehmens, der greise treffliche Gregorius Guerike, Bürgermeister, ihm folgt in vollem Harnisch Heinrich Müller, Stadtkämmerer, mit Hans Springer, dem Hauptmann. Sie sind begleitet vom alten Hans Alemann und Herrn Ulrich von Embden, den Bürgermeistern, Ebeling Alemann, dem Kriegsobersten, von den fremden Herren und Grafen, von einem Teile des hochedeln Rates, welche alle am Tor halten werden, die Scharen vorüberziehen zu sehen.

Nun reitet vom Kopf bis zu den Füßen gepanzert Herr Hans von Wolffen oder Wulffen, der Rittmeister, heran, und der Stadt Reiterfahne, getragen von Christof Alemann, dem Fähnrich, flattert dem reisigen Zeug vorauf und vorüber an der Kirche.

„Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz, Sela!" verklingt der Gesang in der Kirche; aus dem hohen Portale drängt sich die Menge auf die schon so menschenvolle Gasse — kriegerisch schmettern die Trompeten, aber die Orgel läßt sich nicht übertönen, sie hallt fort und fort; — von den hohen Stufen des Hauptportals von Sankt Katharinen blicken Frau Margareta und Jungfrau Regina Lottherin, sich eng um-

faßt haltend, in das rasselnde, klirrende, vorbeidrängende Getümmel.

Jetzt sind die Reiter vorüber, und es nähert sich der Zug der geworbenen Knechte. Deren hatte, wie schon erzählt worden ist, die Stadt drei starke Fähnlein unter den Hauptleuten Galle von Fullendorf, Hans Kindelbrück und Hans Springer. Der Haufe des letzteren war ausersehen, an diesem Unternehmen teilzuhaben, doch waren ihm auch von den andern Haufen einzelne Rotten beigegeben. Im buntesten Aufzuge rückten diese Kriegsleute heran, und Regina faßte plötzlich den Arm ihrer älteren Freundin fester; hinter den Trommelschlägern und Pfeifern schritt der Leutnant Adam Schwartze und grüßte stolz lächelnd herauf, als er die beiden Frauen auf den Stufen der Kirchtür erblickte. Dicht neben den beiden Frauen griff eine Hand nach dem Dolchmesser; Andreas Kritzmann, der Schütze, verfolgte den Leutnant mit seinen unheimlichen Augen, bis er verschwunden war; dann trat der finstere Gesell von den Stufen herunter und verschwand ebenfalls in dem Gewühl.

Rotte auf Rotte zog vor den schwindelnden Augen der Frauen vorbei; bis die Matrone zusammenfuhr und an allen Gliedern erzitterte.

„Da — da!“ hauchte sie, und dann klang ein gellender Schrei über all den kriegerischen Lärm.

„Markus! Markus, mein Kind!“

Markus Horn, vor seiner Rotte herschreitend, hielt einen Augenblick an, blickte wirr umher, sein Blick fiel auf die Stufen des Portals von Sankt Katharinen. Es war, als wollte er aus dem Zuge gegen das Kirchtor stürzen; aber dann winkte er nur finster mit der Hand. Wie ironisch klangen die schrillen Töne von Fränzel Rothnagels Querpfeife ihm vorauf. Vorüber war der verstoßene Sohn, die Mutter barg ihr Haupt an der Brust der Jungfrau, Regina Lottherin war totenbleich und hatte kaum die Kraft, die mütterliche Freundin aufrecht zu halten.

Schon schwebten jetzt über den Häuptern der Menge die Banner der Innungen her, vorbei trippelte Michael Lotther, strahlend vor Glück; vorüber schritt Herr Sebastian Besselmeier und mit ihnen manch guter streitbarer Mann. Dem Vater wehete die Tochter mit dem tränenfeuchten Sacktüchlein zu, aber Herr Michael grüßte nur mit kriegerischem Ernst.

Den Bürgern folgten die dreitausend Bauern, welche teils vor den landschädigenden Scharen des Herzogs von Mecklenburg geflohen, teils von der Stadt in den umliegenden Ämtern aufgeboten waren, und welche alle am vorhergehenden Abend vor dem Rathause auf dem Alten Markt einem ehrsamen Rat geschworen hatten, für das Banner von Magdeburg zu stehen und zu fallen. Wer aber diese armen Burschen ansah, der mußte sehr zweifeln, ob sie solchen Schwur halten würden. Den stolzen geharnischten Reitern, den bunten, stattlichen, protzigen Landsknechten, den wohlgerüsteten, wohlgenährten Bürgern folgten sie mit ihren Spießen, niedergeschlagen, kümmerlich, nicht im geringsten schlachtmutig. Langsam trottelten sie, durcheinanderlaufend wie eine Herde, vorüber, und dann kam ein dumpfes Gepolter näher und verkündete nun das Herannahen der Wagenburg und des Geschützes. Elf Stück wunderliche grobe Feldstücke, gezogen von schweren, feisten Gäulen, rasselten heran, ihnen nach kamen die Roll- oder Rennwagen mit den leichtern Stücken, den Doppelhaken und ihrer Bedienung. Schwerfällig polterten dann die Rüstwagen mit Proviant, Munition und dergleichen beladen her; und es behaupteten die Feinde nach der Schlacht, auf diesen Wagen habe sich der Meister Andreas, der Henker der Stadt mit seinen Knechten, seinen Richtschwertern und einigen Tonnen voll gewächster Stricke befunden; — man habe alle Gefangenen durch des Nachrichters Hand zu Tode bringen lassen wollen. Ein Märlein, schlau ersonnen, die Wut der Knechte im Lager gegen die Bürger in der Stadt aufs höchste zu entflammen.

Den Beschluß des Zuges machten die schwerfälligen und

seltsamen Karren der Wagenburg, welche den bürgerlichen Streitern damaliger Zeit im freien Feld die hohen Mauern und Wälle, hinter denen sie zu kämpfen gewohnt waren, ersetzen sollten. Diese ungeheuerlichen Maschinen wurden teils von Pferden, teils von Ochsen gezogen und hatten neben und hinter sich eine gut gerüstete Begleitung von Bürgern.

Eine solche Heeresschar, auf solche Weise in Eisen geschnallt, mit solchen Waffen, welche solch schwerfälliges Räderwerk mit sich schleppen mußte, bewegte sich natürlich nicht mit der Schnelligkeit einer Armee heutiger Tage. Es dauerte Stunden lang, ehe sie ihren Vorbeimarsch vollendet hatte, ehe der letzte Wagen der Wagenburg mit seiner Bedeckung durch das dunkle Krökentor und über die Zugbrücke gerasselt war. Jenseits der Zugbrücke hatten sich die Herren vom Rat, die fremden Kriegsherren und die Hauptleute, welche das Unternehmen nicht mitmachen sollten, aufgestellt. Hier nahmen sie bewegten Herzens Abschied von den Streitgenossen und den Anführern, und Schluchzen und lautes Weinen schallte aus den dichtgedrängten Reihen des Volkes, das aus der Torwölbung dem Heere nachquoll. Von den hohen Wällen der Altstadt weheten weiße Tücher in den Händen der Frauen und Jungfrauen. Auch auf den Mauern der Neustadt stand viel Volk, hielt sich aber ziemlich teilnahmlos; denn die Neustadt sah in der Altstadt nur eine begünstigte Nebenbuhlerin und hatte unter den Ausziehenden wenige, deren Wohl ihr am Herzen lag. Einen letzten Gruß winkte der greise Gregorius Guerike; dann sprengte er davon und eilte, begleitet von dem Kämmerer Müller und dem Hauptmann Springer, sich wieder an die Spitze der Scharen zu stellen, welche er vor den Feind führen sollte. Dichte Staubwolken verhüllten schon die letzten Wagen; zurück blieben die Herren und das Volk; nur die Knaben folgten noch eine geraume Strecke dem Heere der Stadt.

Still und gedrückt kehrte dann das Volk in seine Wohnungen zurück, und bange Stunden sollten ihm vergehen, bis der ent-

scheidende Schlag gefallen war. Frau Margareta und Regina trafen zu Hause den Ratmann, der während ihrer Abwesenheit vom Rathaus heimgekehrt war, bleich und wortlos in seinem Sessel sitzend und den sonst so mundfertigen Doktor Erasmus Alberus eben so stumm und niedergeschlagen auf einem andern Sessel. Das war ein sehr schrecklicher, angstvoller Sonntag, und eine noch angstvollere Nacht sollte ihm folgen.

Das siebente Kapitel.

Gen Hillersleben geht der Zug,
Der Kämpfer hat die Stadt genug;
Ehrbarer Rat und Bürgerschaft
Schickt aus gewaltge Heereskraft;
Doch mancher ist darunter, der
Viel lieber hinten blieben wär'.
Auch falsche Zwiesprach wird gehalten,
Gott möge seine Sach verwalten!

Wir verlassen die Stadt und erreichen den Heereszug wieder, wie er sich auf der staubigen Landstraße langsam hinwälzt, vorüber an der Richtstätte zur Rechten des Weges, wo an Galgen und Rad mehr als ein halbverweſter, von Raben und Krähen umflatterter Körper die schnelle und schreckliche Justiz des Zeitalters dartut. Vor Barleben geschieht etwas, was über die Reihen der Krieger einen ersten Schatten von Zweifel an dem Gelingen des Unternehmens wirft und böse Ahnungen aufkeimen läßt. Mit einem Male steht dicht vor den Führern an der Spitze des Heeres, ohne daß man sagen kann, woher er gekommen ist, ein feiner, hoher, alter, eisgrauer Mann, aber solch schönen, holdseligen, rötlichen und jungen Angesichts, daß es zu verwundern. Er trägt die Kleidung eines Bauern, und doch erscheint er nicht als ein Bauer. Das Roß des Bürgermeisters Gregorius steigt hoch auf; der Reiter muß die Zügel anziehen und halten, der ganze Zug gerät ins Stocken. Der Hauptmann Springer will den Greis aus dem Wege treiben; aber dieser streckt gebietend die Hand aus und fragt mit lauter und weit vernehmlicher Stimme: was für Kriegsvolk das sei, und wo hinaus sie mit solcher Rüstung gedächten?

Bericht gibt dem Fragenden der Kämmerer Heinrich Müller, und die Erscheinung, von der man nicht weiß, ob es ein Mensch oder ein anderes gewesen ist, reckt beide Arme hoch auf und ruft:

Wehe! Wehe! Dann bittet sie herzlich, von dem Vorhaben heut abzustehen, und verwarnet mit eindringlichen Worten. An diesem Tage, spricht sie, seien vor zweihundert Jahren die Magdeburger auch dieses Weges gezogen, und eine große Schlacht sei geschehen an demselbigen Ort, auf welchen man anjetzo zuziehe. Wer aber noch nicht wisse, wie es den Magdeburgern allda gegangen, der solle nur in die Johanniskirche gehen und dort die Tafel lesen, die Bericht gebe über die schreckliche, blutige Niederlage der Stadt.

Damit ist der Mann oder die Erscheinung verschwunden gewesen, wie sie gekommen ist; keiner hat gewußt, wie und wohin. Einige haben zwar gelacht und gespottet; die meisten haben sich jedoch entsetzt und mit Schrecken der Warnungen der fremden versuchten Kriegsleute in der Stadt gedacht, welche diesen Ausfall ebenfalls widerraten; aber der alte Vers ist in seinem Recht geblieben:

„Was Gott einmal beschlossen hat,
Darwider ist kein' Hilf und Rat,
Und da gleich Rat zu finden wär',
Folgt doch niemand getreuer Lehr."

Von neuem drückten die Führer ihren ängstlich schnaubenden Rossen die Sporen in die Seiten; von neuem setzte sich das Heer in Bewegung, und da man noch eine gute Strecke vom Feind entfernt war, so nahm man jetzt noch die Gelegenheit wahr, seinen Platz im Zuge zu verlassen und weiter vor oder zurück mit einem Bekannten Meinungen und Ansichten, Hoffnungen und Befürchtungen auszutauschen.

So erblickte denn auch der in tiefen, melancholischen Gedanken einherschreitende Markus Horn plötzlich den Nachbar Lotther, den tapfern Buchdrucker, an seiner Seite und vernahm die Frage:

„Nun, Rottmeister, was denket Ihr von dem Spuk, so da eben vorn an der Spitze gesehen sein soll? Ich mein', sie hätten nur frisch zuzugreifen brauchen, um zu erfahren, daß sie einen tollen

Bauern, einen verrückten Altvater, einen albernen Leibzüchter vor sich hatten. Potz Blitz und Gespenster, ich begreif's nicht, wie der Bürgermeister und der Kämmerer, so doch sonst ganz vernünftige Leute sind, so plötzlich zu Geisterſehern werden konnten!"

Sehr verwunderte sich der Buchdrucker, als Markus Horn auf diese Anrede erwiderte:

„Ja, Ihr habet recht, Meister Lotther, der Bamberger weiß sein Banner recht gut zu führen; 's ist ein weidlicher Kriegsmann; Ihr habt ganz recht!"

„Zum Teufel, wer spricht Euch von dem Vetter Adam?" rief der Buchdrucker im höchsten Staunen. „Markus, Markus, rappelt's bei Euch im Kopf? Wachet doch auf, Mann, und verscheucht endlich die bösen Gedanken. Was geschehen, ist geschehen. Ich sehe Euch darum nicht schlechter an, und wenn uns heut das Glück wohl will, nun, so wird der Alte gewiß auch andere Saiten aufziehen, wenn Ihr mit Lorbeer gekrönt wiederkehrt. Kopf in die Höhe, Markus! Solches Grübeln, solche Zerstreutheit sind, mein' ich, nicht die Zeichen eines weidlichen Kriegsmannes."

„Im rechten Augenblick sollt Ihr mich anders finden, Meister Lotther", sprach Markus und setzte noch hinzu: „Übrigens danke ich Euch für Eure guten Worte."

„Keine Ursache!" rief der Buchdrucker und eilte, so schnell seine Rüstung und Bewaffnung es ihm erlaubte, weiter nach vorn, eine Unterhaltung mit dem Vetter Adam Schwartze anzuknüpfen; und dieser hörte seinen Bemerkungen viel eifriger, viel bereitwilliger zu, als der Rottmeister Horn; er kannte aus dem Grunde die Kunst, sich in dem Herzen des guten Mannes festzusetzen.

An der Seite des Leutnants genoß Meister Michael den heitern Herbstnachmittag und die Aussicht, binnen kürzester Frist mit einem grimmigen Feinde zusammenzugeraten, mit vollem Behagen. Gleich einem Kenner, der ein gutes Glas Wein genießt, schlürfte er in langen, wonnigen Zügen den Tag ein.

Er zweifelte nicht an dem Gelingen des Unternehmens; seine Waffen belästigten ihn nur so weit, um ihn immerfort leise an die Mühseligkeiten, welche der grause Gott Mars seinen Jüngern auflegt, zu erinnern. Der tapfere Buchdrucker war in diesem seinem Gott vergnügt und ging schier ganz auf in dem Rasseln, Klirren, Trommeln, Pfeifen, Posaunen, Jauchzen, Wiehern, Trappeln und Johlen, das sinnbetäubend um ihn her erklang. Bloß die Bauern ärgerten ihn. Wenn er sie bei einer Wendung des Weges zu Gesicht bekam, wie sie mit gesenkten Häuptern, hängenden Lippen und nachschleifenden Spießen, verdrossen und kleinmütig, viele mit den Gedanken an ihre vom Feind verbrannten Hütten, an ihre verwüsteten Felder, an ihre heimatlos gemachten Weiber und Kinder im Herzen, einherzottelten, — so mußte selbst er sich eingestehen, daß diese Leute nicht danach aussahen, als wenn sie den wilden Landsknechtshaufen und den Reisigen des Herrn Jürgen von Mecklenburg den Dampf antun würden. Die Mienen des tapfern Buchdruckers wurden dann erst wieder hell, wenn sein Blick auf die stattlichen Scharen der Bürger und der Knechte, die so stramm unter ihren zwölf Fähnlein einherschritten, fiel. An zu glänzen fingen aber die Augen des Mannes, wenn er die Sonne sich spiegeln sah in den blanken Läufen der Geschütze, der Serpentinen und der Doppelhaken. Das Geschütz war ja die Hauptwaffe des Bürgertums; — welcher Feind konnte solcher guten Hilfsgenossenschaft widerstehen? Ach, der gute Mann bedachte leider nicht, daß diese grimmigen Feuerschlangen, die Beller, Blaser und Brüller ganz andere Dinge waren an ihrer Stelle auf der Ringmauer, als im freien Felde, wo der Feind durch eine Schwenkung leicht vom Schwanzende her auf sie fallen konnte. So schnell wie heute wurde ein Feuerrohr damaliger Zeit nicht herumgedreht und gehandhabt.

Die Schatten der Männer, der Rosse, der Wagen wurden, wie sie über die Stoppelfelder hinfielen, jetzt bereits länger. So langsam bewegte sich das Heer, daß es fast einen vollen Tag

gebrauchte, um zwei Meilen Weges zurückzulegen. Mit Einbruch des Abends wurden die ersten Zeichen der Nähe des Feindes sichtbar, ein niedergebranntes Bauernhaus sandte schwarze Rauchwolken dicht neben der Landstraße dem Himmel zu. In der Ferne auf dem kahlen Horizont brannte eine Windmühle.

Jetzt kam wieder mehr Ordnung in den Zug, die Führer ritten nun vorsichtig inmitten des ersten Haufens; Späher wurden vorangeschickt; der Lärm verstummte mehr und mehr bei den Bürgern und Bauern, je mehr die Dämmerung zunahm; die kriegsgewohnten Landsknechte unterhielten sich auf den Befehl ihrer Anführer nur noch mit leiser Stimme. Ein kalter Nachtwind fing an, über die Ebene zu streichen, und der Nebel stieg auf aus den morastigen Flächen und Gründen zur Rechten und Linken des Weges.

Das Heer hatte bereits die dunkeln Türme und Schattenmassen, welche den Flecken Wolmirstädt bildeten, im Gesicht, als plötzlich beim Vortrab schnell hintereinander einige Schüsse fielen, und ein wildes Geschrei einzelner Männerstimmen sich erhob. Die städtischen Reiter waren auf eine Streifpartei des Feindes gestoßen, welche das von den Magdeburgern besetzte Wolmirstädt umgangen hatte. Eilends jagten die feindlichen Reisigen zurück, doch nicht ohne einen Toten am Wege liegen zu lassen; aber auch von den Städtischen blieb einer tot, und ein Bürger Klaus Kuhlemann wurde durch den Arm geschossen.

Dieser Vorfall war ein Zeichen für jedermann, sich so dicht als möglich an seinen Nachbar anzuschließen. Welcher Schütze bis jetzt seine Lunte noch nicht in Brand gesetzt, der tat das nun, und den eigentümlichsten Anblick gewährten in der Dämmerung diese vielen vorwärts sich bewegenden glühenden Pünktchen.

Die Leichen der vorhin Gefallenen lagen dicht am Wege, und manch einen im Zuge der Bürger und Bauern überkam bei ihrem Anblick ein geheimes Grauen, eine Gänsehaut überlief ihn. Man stieß seinen Nebenmann in die Seite, um ihn darauf auf-

merksam zu machen, was gar nicht nötig war, da jeder mit Aug und Ohr auf das angestrengteste lauschte, damit ihn keine Gefahr unversehens überrasche. Die Landsknechte kümmerten sich den Teufel um die Leichen; sie machten höchstens einen schlechten Witz darüber und meinten: wer sich zu Tisch setze, ehe der Brei aufgetragen sei, dem sei es schon recht, wenn ihm der Löffel aufs Maul geschlagen werde. Es war einmal ihre Art so, ihr Herz beim Herannahen der Gefahr auf diese Weise so weit als möglich aufzublasen; Spieß, Schwert und Hakenbüchse hielten auch sie nichtsdestoweniger zur Abwehr bereit, gerüstet, das Leben, welches sie so sehr zu verachten schienen, aufs teuerste zu verkaufen. Hinter jedem Busch, hinter jeder Hecke, hinter jedem Baum und Gemäuer konnte jetzt der wilde Feind lauern, und in jedem Augenblick mit großem Geschrei, mit Grimm und Wut hervorstürmen.

Es geschah aber nichts weiter, die Streifparteien des Mecklenburgers hatten vollständig das Feld geräumt und sich wieder gegen das Kloster Hillersleben oder Hildensleben, wo ihre Hauptmacht lag, zurückgezogen, die Nachricht von dem Herannahen der Magdeburger daselbst zu verkünden.

Ohne weitere Gefährdung langte der Heereszug unter den Mauern des Fleckens Wolmirstädt an; und nachdem der magdeburgsche Hauptmann, welcher daselbst den Befehl führte, sich vorsichtig vergewissert hatte, daß nicht der Feind ihn überlisten wolle, sondern daß wirklich das Banner mit der kranztragenden Jungfrau vor dem Tore angekommen sei, ließ er freudig die Zugbrücke fallen und trat hervor mit seinem Gefolge von Knechten und Einwohnern, das städtische Heer und seine Anführer zu bewillkommnen. Der gute Mann, welcher am folgenden Tage leider recht schnell den Kopf verlor und den Mut sinken ließ, wußte viel zu berichten von dem feindlichen Volk, das schon Tage lang seine Mauern umritten und umschwärmt und auch schon einige Leute von der Brüstung weggeblasen habe. Freilich

hatte er jetzt, als das Heer der Stadt zu seiner Hilfe angelangt war, ein nicht kleines Maul und vermaß sich hoch und teuer, daß er, gleich dem wackern Bartholomäus Eckelbaum zu Wanzleben, bis auf den letzten Mann ausgehalten haben würde, wenn ihm auch kein Beistand zu Teil geworden wäre. Da war freilich unter seiner Begleitung ein ehrsamer, handfester Schuster mit Sturmhaube, Harnisch und Schlachtschwert, der schüttelte bei solchen eisenfresserischen Worten des Hauptmanns bedenklich den Kopf; aber dieses Kopfschütteln ging in der Dämmerung unbemerkt verloren, und das Maul wagte der skeptische Handwerksmeister nicht aufzutun, zu großem Schaden und Verlust der alten Stadt Magdeburg.

Von dem Feind vernahm man jetzt auch Näheres. In einem Bogen war derselbe nach der Verbrennung von Wanzleben nördlich gezogen, jedes Dorf unterwegs plündernd oder brandschatzend. Althaldensleben hatte er in Flammen aufgehen lassen, Neuhaldensleben hatte er bedroht, und jetzt lag er im Kloster und Dorf Hildensleben oder Hillersleben, wohin er alle Beute dieses Raubzuges zusammengeschleppt hatte, und unter Bankettieren, Jubilieren, viehisch, sündhaft und toll sich vermaß, alles Land auf dem rechten und linken Ufer der Elbe zur Wüste zu machen und zum Beschluß in der Stadt Magdeburg keinen Stein auf dem andern zu lassen. Nicht alt nicht jung, nicht Weib nicht Kind sollten darin verschont bleiben, und unter den schönsten Jungfrauen wollten sie die Wahl haben, — hatten die wüsten Gäste gerufen, und nach ihren jetzigen Taten zu urteilen, konnte man vermuten, daß sie ihre Worte zur Wahrheit werden ließen.

Eine große Aufregung lief über solche Nachrichten in den Reihen der Magdeburger um, und Kriegsrat wurde im freien Felde von den Oberbefehlshabern gehalten, über die beste Art, dem Feinde anzukommen.

Der alte Bürgermeister Gregorius Guerike meinte, man solle sich die Nacht durch ruhig halten, aber in der frühesten Morgen-

stunde den Feind auf dem Stroh zu überraschen suchen. Ein großer Teil seines Volkes werde dann nach ihrer Art wohl toll und voll sein und man könne ihn leichtlich in dem Kloster umringen und „beklyppen".

Dem entgegen ist der Hauptmann Hans Springer aufgetreten und hat seine Meinung dahin abgegeben: Für einen solchen Plan habe man des Kriegsvolkes viel zu wenig, und nach jedermanns Ansicht könne man sich auf die Bauern gar nicht verlassen, und wenn sie tausendmal geschworen hätten, den Feind mit Schuhen aus dem Lande zu jagen. Der Hauptmann riet, man solle das Kriegsglück doch lieber im freien Felde versuchen, da könne man die Wagenburg und das Geschütz besser verwenden, da könne man die Bauern besser im Auge behalten.

Hin und wider wurde geredet, endlich ging aber der Ratschlag des Hauptmanns durch, und Befehle wurden im Heere gegeben, die Wagenburg auf dem Feld zusammenzuschieben und zu schließen. Dieses geschah, das Geschütz wurde aufgestellt, Landsknechten, Bürgern und Bauern ihre Stellungen angewiesen, Wachen aufgestellt, und der Kriegsruf: „Gott mit uns!" gegeben für den Fall, daß etwas in der Nacht sich ereignen sollte.

Nun nahm das gewöhnliche Leben und Treiben eines Kriegslagers seinen Anfang. Feuer wurden angezündet, die Kessel daran gestellt, Holz, Stroh und Proviant schleppten die Einwohner von Wolmirstädt nach Kräften herbei; man stärkte den Leib durch Speise und Trank und den Geist durch gegenseitige aufmunternde Gespräche. Letzteres geschah aber so leise als möglich, denn Befehl ward erteilt, keinen unnötigen Lärm zu machen.

Es war allmählich ziemlich kalt geworden, und der Wind fing an, in immer schärfern Stößen über die leeren Felder zu blasen. Jetzt kam die Stunde, wo jeder sich sammeln und sich ungestört von den andern seinen Gedanken hingeben konnte. Da gedachte im Haufen der Bürger der eine der zurückgelassenen Lieben, des Weibes, der Kinder, der alten Eltern, der Braut; der andere

erinnerte sich des bequemen Sorgenstuhls in der Ofenecke und fühlte sich im gegenwärtigen Augenblicke um so unbehaglicher; ein dritter beschäftigte sich mit dem Steckenpferde, welches er daheim in der alten Stadt Magdeburg zu reiten pflegte, und war in Sorgen, ob er wohl wieder zu ihm heimgelangen werde. Ähnlichen, doch finsterern Gedanken gab man sich unter den Bauern hin. Die Landsknechte fielen in dieser Nacht am ehesten in einen gesunden Schlaf; was die andern Männer nur ausnahmsweise auszuüben gezwungen waren, das war ja ihr tägliches Handwerk, und manch einer von ihnen hatte mit manch einem von den wilden Gesellen zu Hillersleben Seite an Seite gezecht, Seite an Seite gekämpft, und — morgen abend mochte das wieder so sein, denn wer konnte sagen, was geschehen mochte zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang?

Unter den Bürgern und Bauern hatte bei allen Nebengedanken, vom greisen Bürgermeister Guerike an bis zum allergeringsten Bäuerlein, ein jeder doch den überwiegenden Hauptgedanken an den großen Grund, weswegen man hier in der kalten Nacht im Felde lag. Unter den Landsknechten und Reitern gab es wenige, die eine Ahnung davon hatten. Bot der Feind mehr, so hatte er den Hauptmann Hans Springer gewonnen; und nichts hielt die Mehrzahl der Knechte und Reisigen ab, sollte sie das Kriegsglück morgen früh in die Hand der Gegner geben, deren Fahne zu folgen gegen die, mit welchen sie heute zusammen ausgezogen waren. Die meisten, welche in solchem gegebenen Falle zweifelhaft gewesen wären, befanden sich unter der Rotte des Rottmeisters Markus Horn; es waren die Magdeburger Kinder, welche Markus vor Braunschweig dem Mecklenburger abgewonnen hatte. —

Leise klirrten die Waffen, es wieherten und stampften die Reitpferde und die Zugpferde, von Zeit zu Zeit brüllte dumpf einer der Ochsen, welche geholfen hatten, die Wagenburg der Stadt Magdeburg vor den Flecken Wolmirstädt zu führen, leise flüster-

ten hier noch ein paar wache Krieger, in der Ferne bellten die Hunde; — abseits der Schar der Genossen lag Markus Horn in seinen Mantel gehüllt und mühete sich fort und fort ab, die unabgeschlossene Rechnung in seinem Innern auszugleichen. Von allen am Heereszuge der Magdeburger Teilnehmenden dachte er vielleicht am wenigsten an die Gefahren des kommenden Morgens. Für sich selbst fürchtete er den Tod nicht im geringsten. Zwischen den Mühen, die Rechnung seines Gewissens abzuschließen, hatte sich seiner eine unendliche Gleichgültigkeit bemächtigt. Auf die Aufregung, auf das wilde Leben der letzten Jahre war seit seiner Heimkehr eine dumpfe Abspannung gefolgt. Er fühlte sich im Innersten gebrochen, und es war ihm, als könne er niemals den frühern Lebensmut wiedergewinnen. Voll Selbstvertrauen, wenn auch ein wenig mit sich unzufrieden, war er in das Vaterhaus nach den Jahren der Abwesenheit wieder eingetreten; der Blitz, welcher dann niederfiel, zeigte ihm aber Vergangenheit und Zukunft in einem ganz andern Lichte, als sie sich ihm bis jetzt vorgebildet hatten. Nun erkannte er klar den ganzen Wert dessen, was er verloren hatte; und der Verlust schien ihm so grenzenlos, daß ihm selbst das reichste noch kommende Leben dafür keinen Ersatz bieten könne. Die Tränen der armen alten Mutter wogen schwer auf der Seele des Sohnes; aber er wußte, daß das Mutterherz ihm nicht verloren gehen konnte; die zornigen Worte des Vaters hallten schmerzlich in den Ohren des Sohnes wider; aber da ließ sich noch Trotz gegen Zorn setzen. Ein drittes hatte dem Markus Horn der niederfallende Blitzstrahl im Vaterhaus gezeigt; das war die verlorene Krone des Lebens, die ihm zu unaussprechlicher Seligkeit bestimmt gewesen war, und welche nun ein anderer gewonnen hatte, welche der Bamberger ergriff, weil Markus Horn versäumt hatte, die Hand auszustrecken!

Nun war alles übrige grau, öde, leer, wie diese graue kalte Herbstnacht. Nun fühlte sich Markus Horn, in dieser Nacht vor

dem blutigen Kampfe mit dem seiner Heimatsstadt drohenden grimmen Feinde, heimatlos, ziellos, zwecklos, unnütz, überflüssig. Vergeblich schlich vom Lagerplatz der städtischen Reiter Christof Alemann, der Fähnrich, herüber zum Jugendfreund, einen Krug Wein unter dem Mantel tragend; vergeblich suchte er bei dem Rottmeister für seine Träume von Ruhm und Erfolg am kommenden Morgen ein aufmerksames Ohr, eine gleichgestimmte Seele. Er hatte gut Luftschlösser bauen; einen stummen, widerspruchslosen Zuhörer fand er wohl, ob aber einen aufmerksamen, das war eine andere Frage. Ärgerlich verließ Christof den Freund und trug sein unruhiges Herz zu der Bürgerschaft, wo ihn der ebenso aufgeregte, ebenso schlaflose Meister Michael Lotther mit unverhohlenster Freude empfing.

So schlich Stunde um Stunde langsam vorüber. Innerhalb des Lagers wird sich bis zum ersten Hahnenschrei nichts verändern, und so verlassen wir die Wagenburg, um außerhalb derselben einem Gespräch zu lauschen, welches zwischen dem Hauptmann Hans Springer und dem Leutnant desselben, Adam Schwartze, vor sich geht. Beide Herren hatten das Lager verlassen unter dem Vorgeben, die Wachtposten zu besuchen; im Grunde aber, um unbelauscht dieses Gespräch miteinander zu führen. Auf einem kleinen Hügel westlich vom Lager, gegen Hillersleben zu, standen sie. Sie hatten diesen Platz gewählt, weil kein Lauscher ihnen hier unbemerkt nahen konnte.

Wir geben das Gespräch so wieder, wie es geführt wurde, lassen aber den elsässischen Dialekt des Hauptmanns dabei so viel als möglich fallen.

„Nun, Adämle?!" sagte der eine.

„Nun, Hauptmann?!" sagte der andere.

„Ich halt', daß wir nun hier grade recht in der Mitte stehen!" sagte der Hauptmann, mit dem Daumen der rechten Hand eine kurze Bewegung links gegen das Lager der Stadt Magdeburg, rechts gegen das Kloster Hillersleben machend, wo ein roter

Schein die Feuer des Feindes verkündete. „Was haltet Ihr davon, Adämle?"

Der Leutnant zeichnete mit seinem Schwert Figuren auf der Erde und zuckte die Achseln:

„Ich denk', man muß seine Karten nicht eher ausspielen, als bis das Spiel angefangen hat."

„Wie meinet Ihr das? Ich denk', die Gelegenheit sei recht günstig. Die Fähnlein der Knechte, deren wir, ich mein', wir, sicher sind, haben wir mit uns; den Überfall, welchen der alte Schlaukopf, der Bürgermeister, so fein und gut ausgedacht hatte, hab' ich hintertrieben. Morgen früh ist's ein ander Ding auf offenem Feld; — ich setz': der Jürgen von Mecklenburg greift an — Glück hat der Bub, und ich kenn' manch einen guten Mann, so mit ihm zieht. Hui, Reiter und Knechte auf uns, das heißt, auf dies Bürger- und Bauernpack! Hui, Reiter und Knecht über Rüstwagen und Geschütz; und — wir? Ich frag' Euch — wir?"

„Wir," flüsterte der Leutnant, „wir mit dem Ruf: Mecklenburg hie! hie Mecklenburg! ebenfalls unter das Bürger- und Bauerngesindel. Herunter mit ihnen, in den Grund mit ihnen, nieder ihr Lumpenpanier —"

„Und fort mit ihrem Bettelbrot, ihrem schäbigen Sold, groben Mienen, ihren Schreiberobersten, ihren heuchlerischen Pfaffen, ihren Kämmerern, die einen Panzer vor den Bauch schnallen und alte Kriegsleute belehren wollen. Fort mit ihnen allen in die Hölle. Allein ihrer Pfaffen wegen, die einem in jeden guten Trunk Gift geben möchten, mag der Teufel das ganze Nest nehmen. Ich sag' Euch, Adämle, hab' ich nicht von ihren Kanzeln hören müssen, ich sei ein Säufer, ein Ehebrecher, und die Stadt könne mit solchen Leuten nicht bestehen im Kampf. Ich will's ihnen lehren — das Hannchen soll's ihnen lehren — ich hab's dem Hannchen versprochen. Adämle, Adämle, bei Gott, ich will's

ihnen zeigen, morgen zeigen, was es heißt, den Hans Springer zum Feind zu haben."

Der Hauptmann hatte sich allmählich so in die Wut hineingesprochen, daß der Leutnant besorgte Blicke um sich warf.

„Hauptmann, Hauptmann," flüsterte er beschwichtigend, „wem sagt Ihr das alles? Weiß ich das nicht so gut wie Ihr? Aber gebet Ruh und überlegt; ich sag' wiederum, man soll seine Karten nicht eher auf den Tisch schlagen, als bis man Trumpf sagen kann. Nun hört, — gebt Ruh und laßt mich sprechen. Ihr meint, wenn wir so täten, wie Ihr sagt, wenn wir mitten in der Schlacht dem Mecklenburger zufielen und unser Tun es wär', wenn diese ganze Magdeburger Armada zu Boden gelegt würde wie ein Weizenfeld, Ihr meint, dann hätten wir unser Sach gewonnen, und wir könnten in Glorie und Pracht durch alle Herrlichkeiten der Welt einherfahren. Ich sag' Euch aber nein, nein und abermals nein. Was ist dieser Herzog von Mecklenburg, ein Tropfen vor dem Regen, ein Vortraber vor dem Heer. Mag er morgen früh dreinschlagen und gewinnen nach Herzenslust; was ist damit jetzo für uns gewonnen, wenn wir ihm zufallen? Euch stellen sie die Frau Johanna an den Pranger und lassen sie vom Henker mit Ruten auspeitschen; und ob mein Vetter, der alte Michael Lotther, mir sein Töchterlein über die Wälle zureichen würde, das ist auch die Frage. Aber Ihr könnt sagen, wir würden große Herren geworden sein bei Kaiser und Reich, und später schon an den Achtern von Magdeburg unser Mütchen kühlen. Bis dahin kann viel Wasser die Elbe herunterlaufen. Der Mecklenburger wird die Stadt nicht nehmen, wie man ein Dorf, einen Flecken, ein Vogelnest oder ein hübsches Mädchen nimmt. Es wird sich noch mancher Kopf an diesen Wällen blutig stoßen, ehe diese Pfeffersäcke von Magdeburg die weiße Fahne aufstecken. Plündern, sengen und brennen werden wir mit dem Jürgen freilich nach Herzenslust können, aber meiner Meinung nach auch nicht lange mehr. Gebet acht, es muß

erſt noch anders kommen, ehe wir beiden Trumpf bieten können."

„Schießet los mit Eurem Rat, Adämle," brummte der wackere Hauptmann. „Bi'm Tüfel, das Hanneli hat recht, Ihr ſeid ein Schlaukopf. Und ſo zu ſagen, angenehm wär's mir nit, wenn ſie mir mein Hanneli an den Schandpfahl ſtellten, und auch darin habet Ihr recht. Schießet los, ſag' i."

„Nun denn, ſo höret," fuhr der Leutnant fort. „Beantwortet mir aber zuerſt eine Frage: Wollt Ihr dieſem landſtreicheriſchen jungen Herzog von Mecklenburg zulieb aus dem Dienſt der Stadt gehen? Wollt Ihr Euere Fortun einzig und allein an dieſen Gelbſchnabel dort zu Hillersleben hängen, oder liegt Euch noch ein anderes im Sinn?"

Der Hauptmann kratzte ſich bedenklich hinter dem Ohr. „Ein Tor wär' ich, wenn ich dächt', um ſolch einen Beutepfennig, wie ihn der Ochſenkopf bieten kann, alſo meinen Hals einer hänfenen Schlinge im Fall des Mißlingens ſo nahe zu bringen."

„Nun denn, ſo wollen wir warten, bis es ſich der Mühe lohnt, etwas zu wagen. Wir ſpielen hoch Spiel, und der Mecklenburger iſt doch ein zu armſeliges Männlein, als daß er das Fett ſchaffen könnt', welches wir zu unſerem Kohl verlangen. Ich mein', wie auch morgen die Würfel fallen mögen, wir bleiben bei der Stadt; bleiben bei der Stadt, bis die rechten, echten Leute, bis Kaiſer und Reich, der Moritz, der Brandenburger, die Pfaffen zu Halle, und wer noch dabei ſein wird, ſich abgearbeitet haben vor den Mauern und Wällen dieſer magdeburgſchen Krämer, Paſtöre und Pfefferſäcke. Dann, Hauptmann, dann iſt unſere Zeit gekommen; dann ſpielen wir aus; dem Mauritius von Sachſen, dem ſchlauen Schelm, der nichts von uns würde wiſſen wollen, wenn wir heut zum Mecklenburger uns ſchlügen, dem ſächſiſchen Pfiffikus und Politikus, dem bieten wir einen Handel an. Hauptmann, der Moritz, der iſt unſer Mann. Heißa, es iſt ein Gaudium, zu ſehen, wie der mit der Welt ſpielt; keiner kann ihn entbehren,

jeder möcht' ihn zu seinem Helden machen, und er — er läßt sie allesamt nach seiner Pfeife tanzen, Kaiser und Papst, Franzosen, Welsche, Deutsche, Türken und Heiden, lutherische Pfaffen und katholische Pfaffen. Und die Dummköpfe merken's noch nicht einmal; — es ist eine Lust, solchen Mann am Webstuhl zu sehen. Hauptmann Hänsel, wenn wir es dahin bringen, daß Kurfürst Moritz von Sachsen, der Achtsvollstrecker, uns nicht verleugnen darf, Hauptmann Springer, dann — dann können wir Viktoria schreien und im Schein der Glücksonne mit den Händen in der Tasche spazieren gehen."

Der Hauptmann Springer stieß vor Entzücken sein Schwert fast einen Fuß tief in die Erde; lang holte er Atem und flüsterte dann:

„Adämle, Adämle, die Johanna hat recht, recht, recht; Ihr seid der Mann, der im dicksten Nebel klar sieht. Gebt Eure Hand, und drauf los morgen früh gegen diesen Mecklenburger Bettelprinzen, daß die Splitter davonfliegen! Recht, recht, was kümmert uns der Ochsenkopf? — Bah, vivat die Stadt! Gebt Eure Hand, Adämle, Ihr sollt Hofrat werden beim Moritz. Ich will Euch folgen, wie ein Kluckhuhn der Schürze voll Körner. Jetzt aber laßt uns gehen, das Nötigste ist besprochen. Man darf uns nicht vermissen im Lager, und man könnt' auch den Pfnüsel (Schnupfen) kriegen in der Nachtkühl".

Die beiden teuren Gesellen wandten sich zum Gehen, als der Leutnant den Hauptmann noch einmal anhielt.

„Noch eins, Hauptmann," sagte er. „Ich möchte gern die gute Gelegenheit morgen früh benutzen, einen Burschen unschädlich zu machen, welcher mir in mehr als einer Hinsicht unbequem ist. Ich kann sein Gesicht nicht leiden, und ebensowenig das Gesicht, welches Jungfrau Regina Lottherin macht, wenn der Tölpel ihr vor die Augen gerät."

„Aha, ich merk' schon, wo Ihr hinaus wollt, Adämle!" lachte der Hauptmann, den breiten Mund verziehend. „Weiß auch,

wen Ihr meint. Wie gut wir doch zueinander passen, Freundle! Auch mir hat der Gesell auf den ersten Blick mißfallen; o könnt' ich doch dem Halunken, dem Kindelbrück mit seinem jungen Narren von Rottmeister zugleich die Stell aussuchen, wo ich ihn haben möcht', das sollt' mir schon die rechte Lust sein. Verlaßt Euch darauf, Adam, Euer Freund, Markus Horn, soll sich morgen nicht zu beklagen haben, daß der Hauptmann Springer ihn zurücksetze!"

Die beiden verließen jetzt den Hügel und wandten sich dem Lager zu. Eine Wache rief sie an, und sie gaben mit lauter Stimme das Losungswort: Gott mit uns!

Mit lauter Stimme riefen beide Verräter diese Worte, und der ehrliche Bürgersmann, welcher die Wacht hier hielt, merkte nicht die geringste Bewegung, nicht das geringste Zittern in ihrer Stimme. Was für einen Sinn hatten auch diese Worte für den Hauptmann Hans Springer und den Leutnant Adam Schwartze? —

Um drei Uhr krähte in Wolmirstädt zum ersten Male der Hahn, und um dieselbe Stunde fuhr Markus Horn aus einem wunderlichen Traum empor, in welchen sich der geängstete Geist während des kürzesten Schlummers verloren hatte. In diesem Traum sah Markus, wie der Leutnant Adam von Bamberg die holde, liebliche Regina im bräutlichen Schmuck und im feierlichen Hochzeitszug zur Kirche führte. Seinen Vater und seine Mutter erblickte Markus in diesem Zuge, erstern finster und drohend, letztere bleich und abgehärmt. An der Ecke des Ulrichplatzes lauschte der arme Markus, und als sein Vater an ihm vorüberschritt, winkte er dem verstoßenen Sohn, sich dem Feierzug anzuschließen, und der mußte so seinem verlorenen Glück zu Grabe folgen. Als der letzte schritt er der Geliebten, welche ein anderer heimführte, nach. In diesem Traum hörte Markus Horn eben den Orgelklang der Ulrichskirche, sah er den Pastor Nikolaus Gallus im schwarzen Predigergewand mit der weißen Hals-

krause vor den Altar treten, um das Brautpaar für die Zeit und Ewigkeit zusammenzugeben; niederknieten Adam und Regina, der Meister Flacius Illyrikus stand als Brautführer hinter ihnen; der alte Ratmann Horn wandte wiederum das strenge Gesicht gegen den Sohn, erhob wiederum die Hand und deutete auf das junge Paar: — da krähte der Hahn, und ein großes Getöse erhob sich ringsumher. Mit dem Rottmeister Markus Horn flogen alle andern Schläfer im Lager vor Wolmirstädt von dem Erdboden in die Höhe und griffen nach den Waffen. Die Reiter schwangen sich auf die Rosse, welche die ganze Nacht hindurch unabgezäumt gestanden hatten. Bürger und geworbene Knechte fanden sich am ersten unter den Rufen ihrer Befehlshaber an den ihnen bestimmten Plätzen aufgestellt, die Bauern aber drängten sich wie eine vom Wolf umkreiste Herde zusammen und durcheinander, taub gegen jeden Befehlsruf der ihnen gesetzten Anführer. Der Wolf aber umkreiste wirklich auch blut- und raubgierig die Wagenburg der Stadt Magdeburg; feindliche Reiter galoppierten in der Dämmerung und dem Morgennebel schattenhaft auftauchend und wieder verschwindend um das Lager und schossen ihre Büchsen gegen dasselbe ab. Die Wachen erwiderten dieses Feuer, indem sie sich auf die Wagenburg zurückzogen. Hier und da verwundeten die Reisigen des Mecklenburgers einen Mann und töteten einen Bauern. Sie wichen erst, als die Reiter der Stadt gegen sie vorsprengten. Von Hillersleben hörte man dumpfen Trommelschlag, die Hauptmacht des Feindes regte sich; — die Nacht war zu Ende, trübe dämmerte die Entscheidungsstunde.

Das achte Kapitel.

„Schlag Bürger tot! Schlag Bauer tot!"
Hilf Gott der Stadt in solcher Not!
O blutger Tag! am Ohrefluß
Der Städter Banner sinken muß.
Die Führer jagen von dem Plan,
Dem Leutnant folgt der Kapitan.
„Flieh Magdeburg!" geht schnell der Schrei;
Gott schütze seine Kanzelei!
Es jauchzt der Feind: „Gewonnen all!"
Der Meister Lotther kommt zu Fall.

Zwischen Hillersleben und dem Lager der Magdeburger lag das Feld wieder still da. Alle streifenden Haufen, alle Kundschafter hatten sich zurückgezogen. Unter der Stadt Banner stand jetzt jeder Mann, Bürger, Bauer und Landsknecht in seinen Waffen da, des Kommenden gewärtig; niemand brauchte sich mehr den Schlaf aus den Augen zu reiben. Leise schlich die Ohre durch den Nebel dahin; im Osten erschien ein bleichroter Schein; es wurde heller; zwei Stunden vor Aufgang der Sonne war's.

Noch einmal hielten die Führer Gemeinde und Ratschlag; man verharrte bei dem Beschluß des vergangenen Tages: dem Feinde im freien Felde unter die Augen zu ziehen und seinen Angriff im Vertrauen auf Gottes Hilf und Beistand abzuwarten. Man stärkte nach Notdurft den Leib zum schweren Werke; dann rückte man still vor gegen Hillersleben. Nur die Anführer sprachen jetzt noch mit voller Stimme; durch die Haufen des Volkes ging kaum ein leises Geflüster.

In der Rotte des Markus Horn sagte der rote Pfeffer zu dem großen Lügner Jochen Lorleberg:

„Heiliges Wetter, wenn ich jetzo den Schuft, den Beutelschneider, den Dieb, den Galgenvogel, den Heinz Timpe vor diese Hellebard kriegt'! Ich weiß, der Lump ist drüben geblieben; —

jetzt könnt ich ihn bezahlen für seine falschen Würfel und sein frech Maul!"

„Halt du deins! Narr!" brummte der lange Heinz Bickling. „Der Magister sieht sich um — halt den Rand vor dem Feind. Nachher, wenn das Faß angezapft ist, magst du schwatzen und schreien nach Herzenslust." —

„Da nehmt einen Schluck, Gevatter Besselmeier," sprach Michael Lotther zu dem Geschichtschreiber Sebastian, indem er ihm ein umsponnenes Fläschlein reichte. „'s ist gut gegen die Morgenkühle. He, he, die Prahlhänse da drüben zu Hillersleben! 's ist wohl eine Kunst, Dörfer zu verbrennen und wehrlose Bauern im Feld zu jagen! Horcht nur, Gevatter, mit ihren Trommeln und Drommeten rasaunen sie genug; aber blicken läßt sich keiner! Was meint Ihr?"

„Jeder tu jetzo seine Pflicht, und — vorwärts im Namen Gottes; — Verzeihung, Meister Hasenreffer, ich hab' Euch wohl eben auf den Hacken getreten?"

„Tut nichts, ich geb's weiter!" sprach der Schlächtermeister, den wir im ersten Kapitel kennen gelernt haben, und welcher jetzt, mit einer gewaltigen Mordaxt über der Schulter, im Heere der Stadt dahinzog.

„Wo ist der Schulze von Schnarsleben?" fragte im Zuge der Bauern eine Stimme.

„Hier!" antwortete ein Graukopf, welcher, mit einem Zweihänder bewaffnet, seiner Gemeinde voranschritt.

„Sein Junge liegt am Wege, Schulze," sagte die erste Stimme wieder. „Er kann nicht mit, er muß verbluten an der Kugel von vorhin. Sie haben ihn vom Wagen abgetan."

Ein anderes Dorf drängte die Leute von Schnarsleben weiter, und was aus dem Sohne des Schulzen geworden ist, kann der Erzähler nicht sagen. —

„Halt!" tönte es im Heere der Stadt Magdeburg, als man

über die Hälfte des Weges im Feld zwischen Hillersleben und Wolmirstädt hinaus war.

Schlachtordnung wurde gemacht, dem Feind entgegen. Einen Halbkreis bildete die Wagenburg mit ihrem Geschütz; viel zu eng geschlossen, wie sich nachher auswies. Voran unter ihren Fahnen standen die Bürger und die Knechte; in das Hintertreffen wurde das unzuverlässige Hilfsvolk der Bauern verordnet, da die Führer erachteten, daß dasselbe allda nicht dem ersten Angriff ausgesetzt sei und so der Sache der Stadt am wenigsten zum Schaden gereichen möge. Auf die Flügel waren die drei Geschwader Reiter, die mit ausgezogen waren, verteilt.

Die Hakenbüchsen auf den Rennwagen, die elf großen Geschütze, alle Feuerröhre, Spieße, Hellebarden waren gegen das Kloster und Dorf Hillersleben gerichtet.

Von dort her klirrten die Waffen, klang der Kriegsruf immer wilder herüber. Die Trompeten der Reisigen schmetterten, es wirbelten die Trommeln und Heerpauken. Nach wüst durchschwärmter, schlaflos hingebrachter Nacht saß Herr Jürg von Mecklenburg mit seinen Hauptleuten und Rittern längst in voller Rüstung zu Roß; schimpfend, spottend, fluchend über die magdeburgschen Pfefferſäcke, das Bauerngesindel, so alles nicht wert sei, daß er sein fürstlich Schwert gegen solch Pack erhöbe, daß er seine stolze Lanze gegen es einlege, daß er sein Banner dagegen wehen lasse. Halbtrunken fluchte, schimpfte, spottete mit ihm sein Heer, und Gott gab in die Hände der Schwelger, Mörder und Mordbrenner das ausgezogene Volk der Stadt Magdeburg, auf daß aus erster blutiger Niederlage der Glaubensmut, die fromme, treue Tapferkeit sich desto heller, leuchtender erhebe.

Am Ausgang des Dorfes hielt der Herzog und sah seine Rotten an sich vorüberziehen. Mit wildem Lachen forderte er sie auf, niemandem außer den Landsknechten Gnade zu verleihen, keinem Bürger und Bauer Pardon zu geben. Der Landsknechte möge man schonen, — schrie er — das sei damit ein anderes, da

gelte: heute mir, morgen dir. Er wußte, daß er nach gewonnener Schlacht die Auswahl unter den gefangenen wilden Gesellen haben würde.

Als die letzten Scharen vorüber waren, sprengte der herzogliche Taugenichts wieder an die Spitze, und bald hatten die Magdeburger die Reihen der Feinde vor Augen.

Der zwischen dem Leutnant Schwartze und dem Hauptmann Springer getroffenen Verabredung gemäß war Markus Horn mit seiner Rotte an die gefährlichste Stelle, wo der Hauptmann den Hauptangriff des Feindes vermutete, an die Lücke in der Wagenburg, wo das Geschütz stand, beordert, und mit größter Freude hatte er diesen Platz eingenommen. Er war ja so recht in der Stimmung, sich nach einer schnell allem Erdenjammer ein Ende machenden Kugel, nach einem guten Partisanenstoß oder Faustthammerschlag zu sehnen. Es sollte aber anders kommen, als der Hauptmann Springer vermutet hatte. Die gefährlichste Stelle der Schlachtordnung sollte zur gefahrlosesten werden, der Stadt Magdeburg zum grenzenlosesten Leid und Schaden.

Es war gegen sieben Uhr; näher bewegte sich der Feind, jedes Herz schlug höher, die entscheidende Stunde war gekommen.

Noch während des Anrückens des Herzogs tat das Heer der Stadt seinen Fußfall und sprach sein kurzes Gebet; und in dem Augenblick, wo die Schlachtlinie der Gegner unter den Augen der Magdeburger Halt machte, sprangen die Büchsenmeister der Stadt schon zu ihren Geschützen. Mit gewaltigem Krachen gingen die Doppelhaken auf den Wagen, gingen die großen Feldstücke gegen den Feind ab, und ganze Glieder von Reitern und Knechten sah man übereinanderstürzen, und jedermann in dem Vordertreffen des Heeres biß die Zähne zusammen und hätte an seinem Platz festwurzeln mögen, dem nunmehrigen Ansturm und Anprall unbeweglich Widerstand zu leisten.

Zum zweitenmal war das Geschütz geladen, zum zweitenmal wurde es losgelassen; aber nicht mit demselben Erfolg;

denn in diesem Augenblick tat der Feind seinen Fußfall, und so gingen die meisten Kugeln schadlos ihm zu Häupten hin.

Schlachtruf auf der ganzen Linie der Magdeburger! Schlachtruf der Gegner, und eine plötzliche unerwartete Schwenkung derselben!

Herr Jürg von Mecklenburg kannte sein Handwerk. Von der Zusammensetzung des städtischen Heeres hatte er ebenfalls die beste Kenntnis, und sobald er die Aufstellung der Wagenburg, „wie Etliche davon sagen wollen, vorsetzlich vom Wasser, — der Ohre — unnd Holtzungen abe ins freye Feld geführet!" erkundet hatte, wußte er genau, auf welche Art er angreifen mußte, um die Sache für sich zu einem guten Ziele zu führen.

Die Schwenkung, welche einige im Heer der Stadt für den Beginn der Flucht nahmen, hatte einen ganz andern Grund. Vor der Stirn der Magdeburger vorüber stürzten im Sturmschritt Reiter und Fußvolk des Mecklenburgers, und ehe man sich's versah, war die Wagenburg umgangen, drang der Feind im Rücken der Geschütze, im Rücken der Kernmacht, mit aller Wut und Wildheit auf die Bauern im Hintertreffen. Da war an ein Umwenden der Schlachtordnung nicht zu denken. Die Bauern, den Ruf ihrer Führer, die Spieße zu fällen und zu senken, um des „reisigen Zeuges Einfall zu hindern", — falsch verstehend, warfen die Wehren aus den Händen, ließen sich wehrlos niederhauen und stechen, und drängten in wüster Unordnung in den Halbmond der Wagenburg, die, wie schon gesagt, zu eng geschlossen war, so daß in kürzester Frist aus der Aufstellung des städtischen Heeres ein verzweifeltes, wirres, heilloses Durcheinander entstanden war, in welchem der Feind gut und leicht Spiel hatte.

Allen voran klang der wilde Ruf des Herzogs:

„Schlage Bauer und Bürger tot! Laß Landsknecht leben!"

Ein Gemetzel schrecklichster Art entstand auf dem engsten Raume. Aus einer Schutzwehr war die Wagenburg, wie die Chronisten

ſich ausdrücken, zu einem „Notſtall“ geworden, in welchem die Stadt „beklemmet“ war, daß niemand imſtande war, von ſeiner Kraft, ſeinem Mut, ſeinen Waffen Gebrauch zu machen.

Bald war jede Hoffnung des Sieges für die Magdeburger verloren; her ging es über ſie und krachte

— herein wie die Keſſelwagen,
Wie der Reiſigen Vortrab raſſelt,
Wie Donner und Hagel herpraſſelt,

Jammer, Not, wildeſte Verzweiflung und unbarmherzigſte Wut!

„Schlage Bürger tot! Schlage Bauer tot! Laß Landsknecht leben!“ ſchrien die Rotten des Mecklenburgers ihrem wütenden Führer nach; — das Blut floß in Strömen, und in Haufen deckte das unglückliche Landvolk den Boden. Anfänglich konnten die Bürger von den Wagen ihre Büchſen auf den in Haufen eindringenden Feind noch abfeuern und ihm ſo manchen Schaden zufügen; aber bald war Freund und Feind ſo vermiſcht, daß ſolches Feuer aufgegeben werden mußte. Auf einen dieſer Wagen hatte ſich auch Markus Horn geſchwungen und blickte von hier herab mit verzweiflungsvollem Grimm auf das wilde Getümmel, in welchem ſeine Vaterſtadt ohnmächtig unterlag. Schon übertönte der Siegesruf der Mecklenburgſchen das Schlachtgeſchrei der Magdeburger.

„Allgewonnen! allgewonnen!“ ſchrien die einen.

„Magdeburg, hilf! Hilf Magdeburg!“ riefen die andern.

Alles ging über- und untereinander. Ein Fähnlein der Stadt nach dem andern ſank unter in den Wogen der Schlacht und fiel in die Hände der Feinde; immer tiefer drangen letztere in den Halbmond der Wagenburg, und ſchon brachen Haufen von Bürgern und ſtädtiſchen Landsknechten durch die Lücken derſelben und zerſtreuten ſich über das Feld, verfolgt von den daſelbſt umherſchwärmenden feindlichen Reitern. Viele der Fliehenden ſtürzten ſich in die Ohre, um ſo dem erbarmungsloſen Schwert zu entgehen;

aber nur wenige gelangten glücklich an das andere Ufer; die meisten fanden ihren Tod in den Fluten.

Jetzt war, wie Herr Sebastian Besselmeier, der Augenzeuge, erzählt, ein gut Kleid wohl tausend Gülden wert; „denn welcher in bösen Kleidern und schlecht daher ging, ward für einen Bawern angesehen und erstochen."

Alles neigte sich zur Flucht; was noch von tapfern Herzen aushalten wollte, das drängte sich an und auf den Wagen. Um Sieg wurde hier nicht mehr gefochten, wohl aber noch um die Ehre. An den Wagen fand der Herzog, der bis jetzt so leichtes Spiel gehabt hatte, in den letzten Augenblicken der Schlacht noch einen Widerstand, welchen er nicht mehr erwartet hatte. Die Wehrlosen lagen jetzt zu Boden, die nicht fechten wollten, hatten sich meistenteils ergeben oder die Flucht ergriffen. Hier, an und auf den Wagen, um die Geschütze kämpften jetzt noch die Tapfersten der Bürger und Ehrlichsten der Landsknechte, hielten die Führer stand, und so kam die Schlacht einen flüchtigen Augenblick lang zum Stehen.

Gleich einem Verzweifelten kämpfte der Rottmeister Horn an der Spitze seines Häufleins, welches er so viel als möglich zusammenhielt, welches er nach Kräften ermutigte und zur Ausdauer anspornte. Manch kühner Mann, mit welchem die Magdeburger Kinder, die Markus befehligte, vor kurzem im Lager vor Braunschweig einträchtiglich aus einer Schüssel gegessen hatten, fiel hier unter ihren Streichen und Stößen. Nach seinem Wunsch traf Samuel Pfeffer, der Rotkopf, auf Heinz Timpe; doch schlug das Begegnen nicht zum Besten des Rotkopfes aus. Mit dem Kolben seiner Büchse schlug ihn der einstige Spielgesell nieder und sprang über seinen Leib, auf eine Radspeiche tretend, um sich auf einen der von den städtischen Knechten noch verteidigten Rollwagen zu schwingen.

„Kiek, biste wieder da, Lüttge?" rief aber Jochen Lorleberg von dem Wagen herab. „Hand von der Butten!"

Das zweihändige Schwert sauste hernieder und trennte den Arm des Angreifers vom Leib. Unter die Füße der nachdringenden Genossen stürzte Heinz Timpe zurück, und sein Blut strömte zu dem andern, welches durch die Ackerfurchen rieselte.

„Magdeburg, hie Magdeburg!" rief Markus Horn, den nächsten Wagen verteidigend.

„Magdeburg, hilf Magdeburg!" rief Christof Alemann, mit einem Haufen seiner Reisigen der Stadt Reiterfahne im Zurückweichen errettend.

Neben einem dritten Wagen hielt der Hauptmann Springer mit dem Leutnant Schwartze, umgeben von dem Kern ihrer Leute, hoch zu Roß vor einer Lücke der Wagenburg. Gleichmütig und gelassen schaute Adam in das Gemetzel, während der Hauptmann unruhige Blicke vor- und zurückwarf und dann wieder fragend zu seinem Leutnant hinüberlugte.

Den Kopf schüttelte dieser.

„Noch nicht!"

Neun Fähnlein der Stadt Magdeburg waren in den Händen der Mecklenburger; immer mehr und mehr schmolzen die Häuflein der noch für die Stadt Kämpfenden zusammen. Durch das Getümmel brach sich zu dem Hauptmann Hans Springer der alte Bürgermeister Gregorius Guerike, begleitet von dem Kämmerer, Bahn. Blut tröpfelte aus einer leichten Stirnwunde durch die ehrwürdigen weißen Locken des Greises, seine Rüstung war zerbrochen, sein Barett (einen Helm vermochte er des hohen Alters wegen nicht mehr zu tragen) hatte er verloren; atemlos stützte er sich auf sein Schwert.

„Herr Hauptmann, Herr Hauptmann," schrie er in Verzweiflung den Elsasser an, „wie ist das? Herr Hauptmann Springer, wie ist das? Ist alles verloren? Ist keine Hilfe mehr? Ist alles, alles vorbei? Wehe mir, wehe der Stadt — ist denn alles, alles umsonst?"

Hans Springer zuckte die Achseln!

„Herr Bürgermeiſter, Kaiſer und Könige, Fürſten und große Herren haben Schlachten verloren, ſo iſt das Bürgern nicht zu verdenken. Herr Bürgermeiſter, die Schlacht iſt wirklich und wahrhaftig von dem Feind gewonnen und keine Abhilfe mehr in unſerer Macht. Wer ſein Leben retten will, der möge ſich aus dem Felde machen!"

Die hellen Tränen rannen bei ſolchen Worten des kriegskundigen Mannes dem wackern Bürgermeiſter aus den Augen in den greiſen Bart.

„Nein, nein," rief er, indem er mit dem Fuße den vom Blut ſeiner Stadtgenoſſen getränkten Boden ſtampfte. „Nein, nein, ſo lange einer noch aushält, ſoll man vom alten Gregorius Guerike nicht ſagen, daß er der Stadt Sach aufgegeben hab' und feldflüchtig geworden ſei."

Wieder zuckte der Hauptmann Springer die Achſeln und blickte wiederum nach ſeinem Leutnant. Mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit hielt dieſer den Wagen, auf welchem immer noch die hohe Geſtalt Markus Horns im heißen Kampfe erſchien, im Auge.

Eine wahre Mauer von Leichen bildete ſich um dieſen Wagen her; alle zerſtreut kämpfenden Bürger und Landsknechte drängten ſich allgemach hier zuſammen zur letzten Gegenwehr. Woge auf Woge flutete heran, brach ſich und ſtürzte zurück. Hieb, Stoß und Schlag, Todesgeſchrei, Wutgebrüll!

„Hilf Magdeburg! Hie Magdeburg!" erhob ſich eine kreiſchende Stimme über allen Lärm. Wiederum ein Gewoge ineinanderverbiſſener Kämpfer, Städter und Mecklenburger durcheinander, heranſchwellend. —

„Hilf Magdeburg! Rette Magdeburg!" kreiſchte dieſelbe Stimme, und unter ſich erblickte Markus Horn eine blutbeſudelte, zerzauſte Geſtalt halb unter den Füßen der Streitenden. Sich halb aufrichtend, hielt dieſe Geſtalt ein zerfetztes, blutiges, beſudeltes Banner mit der Magdeburger Kranzjungfer in die Höhe:

„Rette, rette Magdeburg!“

Mit einem gewaltigen Sprunge war Markus Horn von seinem Wagen herab, in dem Augenblick, wo eine feindliche Hellebarde niederschmetterte und den tapfern Bürger, welcher diese Fahne seiner Stadt so gut schützte, vollständig zu Boden streckte. In diesem tapfern Kämpfer hatte der Rottmeister Markus den Buchdrucker Michael Lotther erkannt. Mit einem Griff riß er das Banner aus den Händen des siegtrunkenen feindlichen Söldners, welcher sich desselben bemächtigt hatte; mit einem zweiten Griff zog er den Buchdrucker hervor und hob ihn auf den Wagen. Die Fahne reichte er in die Hände des kleinen Pfeifers Fränzel Nothnagel, welcher sich aus dem Getümmel ebenfalls auf die Wagenburg gerettet hatte.

„Allverloren! allverloren!“ schrie Adam Schwartze, als er den Rottmeister Horn von seinem Standpunkt verschwinden sah in der Flut des letzten Ansturms. „Allverloren! Rette sich, wer kann! Vorbei! vorbei! Alles verloren!“

„Alles verloren!“ schrie der Hauptmann Springer seinem Leutnant nach. Die Sporen stießen die Führer ihren Gäulen in die Flanken; im wildesten Galopp brachen sie aus der Wagenburg hervor und jagten über das Feld. Von dannen riß das Getümmel der Fliehenden den Kämmerer Heinrich Müller und alle andern noch Widerstehenden.

Verzweiflungsvoll sah sich der Bürgermeister Guerike um, und wieder fragte er: ob noch Rettung sei? und alle an ihm Vorüberstürzenden schrien:

„Nein, nein, nein! Alles verloren! Alles verloren!“

Da rief der alte Gregorius, die Hände gen Himmel hebend: „Ach, wenn ich noch etwas raten und tun könnt'; wie gern wollt' ich meinen alten Hals dran wagen!“ Und damit wandte er sich an die ihn noch Umgebenden und fragte zum letzten: ob's ihm auch nachteilig an seiner Ehre sein werde, wenn er also die Flucht nehme?“

Und wieder schrie man ihm: Nein, nein! zu, und brachte ihm ein Roß und hob ihn schier mit Gewalt darauf. Da ritt auch er weinend von der Unglücksstätte fort, und das Glück wollte, daß er ungefährdet Hadmersleben erreichte, allwo man ihn über die Mauer einließ.

„Haltet zum Banner! Haltet zum Banner!" schrie Christof Alemann seinen wackern Reitern zu, die mit ihm einen Weg sich durch das Getümmel bahnten, und die einzige noch in den Lüften flatternde Fahne der Stadt schützten.

Im Vorbeireiten erblickte der Fähnrich seinen Jugendfreund Markus Horn, welcher jetzt ganz allein, an seinen Wagen gelehnt, den besinnungslosen Buchdrucker Lotther, den kleinen Fränzel und das zweite noch übrige Fähnlein verteidigte.

„Alles aus, Bruderherz!" rief Christof Alemann, sich Bahn brechend mit seinen Reitern. „Komm mit! rette dich! Willst du allein die Schlacht halten?"

„Reite zu, Christof, und laß mich!" rief Markus. „Alles verloren!"

„Aber das Leben noch nicht, Narr!" schrie der Fähnrich. „Wen hast du da? Aha, den tapfern Meister Lotther. Ist noch ein Fünklein Atem in ihm, so nimm ihn mit — ledige Pferde genug — wär' auch schad um die schönen Augen der Jungfer Regin', wenn sie sich dieselben um den Alten rotweinen müßte. Kurt, gib dem Rottmeister den ledigen Gaul — da läuft noch einer. Hinauf, Mark! Heb den Alten; so! Das Banner wirf mir herunter zu, du Affe da oben; spring nach! So; hab' ich dich auf dem Sattel? Zum Banner! zum Banner! Ihr wackern Reiter von Magdeburg; nieder mit den mecklenburgschen Ochsenköpfen! Haltet euch nicht auf — aus dem Feld, aus dem Feld! der Herr von Wulffen hat's erlaubt und ist vorangeritten. Fort! fort! Freie Bahn! Bahn frei! Hie Magdeburg! Magdeburg hie!"

Viel schneller, als die Feder erzählen kann, war geschehen,

was der Fähnrich gerufen hatte. Zu Roß saß Markus, den besinnungslosen Buchdrucker vor sich. Vor sich im Sattel hielt Christof Alemann das Pfeiferlein; die beiden Fähnlein hielt er auch, die Zügel faßte er zwischen die Zähne, sein Schwert wetterte nieder wie Gottes Blitz.

Seinem hellen Rufen: Hie Magdeburg! Magdeburg! schloß sich alles an, was von städtischen Reitern dazu gelangen konnte. Manch ein guter Knecht des Mecklenburger Jürgen fiel noch vor den gewaltigen Streichen dieses kleinen Haufens, ehe der das freie Feld erreicht hatte. Aber es gelang; plündernd warf sich der Feind auf die Wagen der Magdeburger; er hatte sein Mütlein gut genug gekühlt und kümmerte sich wenig um die wenigen, die ihm jetzt noch unverletzt entgehen mochten. Den vollständigsten Sieg hatte der Herzog Georg von Mecklenburg gewonnen. Inmitten der Wagenburg unter Blut und Leichenhaufen hielt er und rühmte sich, mit eigener Faust wohl hundert Magdeburgsche niedergestreckt zu haben.

Lachend sprach er zu den Herren vom Adel um ihn her:

„Also muß man die von Magdeburg kriegen lehren."

Und lachend entgegnete ihm einer der Ritter:

„Ja, gnädiger Herr, die von Magdeburg wollten uns diesen Krieg verbieten und uns in unserm Vorhaben hindern. Nun fördern sie uns erst recht und stärken uns dazu mit Geschütz, Wagen und Pferden."

Ein anderer sprach:

„Nun werden sich viel andere Fürsten und Herren zu uns schlagen; desgleichen wird uns alles Kriegsvolk zulaufen, und ein großer Haufe daraus werden. Hätten wir aber gewußt, daß die Schelme so viel Stricke, uns zu hängen, mitgenommen hätten; keinen wollten wir gefangen genommen haben, alle hätten wir erstochen!"

„Ich hab' mein Teil dazu getan," lachte wieder der Herzog.

„Luſt hatt' ich dazu, daß man ſie möcht' niedermähen wie das Gras."

„Einen blauen Montag hat das Bürgervolk heut nicht gemacht!" rief einer. „Einen blutigroten haben wir ihnen zu feiern gegeben. Hallo, was iſt denn das für ein Lärm dort?"

Ein großer Zuſammenlauf war unter den die Toten und Verwundeten ausplündernden Siegern entſtanden. Geſchrei, dann eine tiefe Stille: Auf einem Leichenhaufen hatte einer der wüſten Knechte ſeinen eigenen Vater gefunden, welcher „gelegen und ſehr gewinſelt; ob aber der Sohn den Vater wol erkandt, hat er ihn doch unbarmhertzigerweiſe getödtet. Aber nicht lange hernach hat der Täter ſeinen Lohn bekommen, denn als er an einem Damm geſtanden, iſt ohngefehr eine Kugel auß Magdeburg geflogen kommen, welche ihm durch den Kopff gangen." Alſo erzählt Herr Elias Pomarius der Chroniſt und Pfarrherr zu Sankt Peter. —

Kaum eine halbe Stunde hatte dieſe merkwürdige Schlacht an der Ohre gedauert. Vom Heer der Stadt lagen auf dem Wahlplatz tot ſechzig Landsknechte, hundertundzwei Bürger und — tauſendundvierzig Bauern. Gefangen waren dreihundertfünfzig Landsknechte und Bürger; welche letztere ſich mit ſchwerem Geld auslöſen mußten und recht „liederlich" gehalten wurden.

Das „Geſchrey" von dieſer Schlacht kam innerhalb ſechs Tagen nach Augsburg vor den Kaiſer; welches die Zeitgenoſſen als eine große Merkwürdigkeit und ſeltſame Schnelligkeit in ihren Gedenkbüchern aufzeichnen.

Die Rennwagen mit den Doppelhaken, die großen Feldſtücke und die genommenen Fähnlein ſchickte der Sieger als Zeichen des Triumphes dem Kaiſer nach Augsburg Die Wagenburg bekam Moritz von Sachſen als Beutepfennig.

An dem Tage der Schlacht noch rückte Jürg von Mecklenburg mit ſeinem ſiegestrunkenen Heer vor Wolmirſtädt und forderte es zur Übergabe auf. Feig öffnete der Hauptmann, der

am gestrigen Abend so große Worte feil gehabt hatte, ohne Schwertstreich das Tor; zum großen Verdruß der städtischen Geschichtschreiber, welche bemerken:

— „Denn ja auff dem Schloß zwölf tonnen Butter, drey gantzer braw Bier, neun Winspel Käse und was sonsten an Büchsen, Kraut und Loth, Viehe, Korn und Mehl, Brodt und anderm Vorrath vorhanden gewesen, hat kein Zahl gehabt. Und hätten ihn die von Magdeburg im Fall der Not gar leichtlich können entsetzen."

Eine Viertelstunde vom Schlachtfeld ab ließ Christof Alemann, der Fähnrich, den Fränzel Nothnagel vom Sattel gleiten und rief:

„Lauf, lauf nun, du kommst um so schneller hin, und magst ansagen daheim, wie sauber es uns ergangen ist."

Nicht zweimal ließ das Pfeiferlein sich solches sagen. Gleich einem Heupferd hüpfte es über die Stoppelfelder und war richtig von allen, die mit ausgezogen waren gen Hillersleben an der Ohre, der erste, welcher von daher zurückkam, obgleich ihm mancher zu Roß und zu Fuß vorangelaufen war.

Das neunte Kapitel.

Ach Gott desselben nicht vergiß,
Der dieses Elends Ursach' ist!

klingt der alte Reim auf den Herzog Georg von Mecklenburg aus dem Jubeljahr Eintausendfünfhundertundfünfzig herüber. Welch namenlosen Jammer, welch kochenden Zorn und Haß schließen diese beiden Zeilen ein? Es ist wie ein hellaufkreischender Schmerz- und Wutschrei, in welchem sich die große blutiggeschlagene lutherische Stadt, die Kanzlei des Herrgotts, Luft macht. —

Da standen sie am Morgen des zweiundzwanzigsten Septembers, dem Tage Mauritii, des Schutzpatrons der Stadt, am Tor; da drängten sie sich auf den Wällen — Greise und Knaben, Frauen, Jungfrauen und Kinder — Männer und Weiber, alle auslugend nach Botschaft von den am gestrigen Morgen Ausgezogenen, alle mit ängstlich klopfenden Herzen, alle bleichgesichtig, mattäugig nach schlaflos verbrachter Nacht. Jeder auf der Landstraße herankommende Reiter, jeder Fußgänger wurde mit fieberhafter Aufregung verfolgt, angerufen, ausgefragt nach Nachricht vom Heer. Da aber eben erst die achte Morgenstunde verlaufen war, so konnte kein Wanderer andere Auskunft geben, als daß der Zug der Stadt die Nacht hindurch Lager geschlagen habe vor Wolmirstädt, und daß der Feind sich dagegen im Kloster Hillersleben ruhig verhalten habe.

Jedesmal, wenn solch ein Wanderer ausgefragt worden war, schlichen einige der Harrenden mit gesenkten Häuptern davon, ihren Wohnungen wieder zu; aber immer strömten aus der innern Stadt andere gegen das Krökentor und auf die Stadtmauer daselbst. In allen Straßen, auf allen Plätzen begegneten sich Frage und Antwort:

„Nachricht?!"

Ein stummes Kopfschütteln.

In der Schöneeckstraße im Hause des Ratmanns Ludolf Horn saßen in dem Gemach, welches wir bereits kennen, die Frau Margareta und die Tochter des Buchdruckers an ihrer gewohnten Stelle am Fenster einander gegenüber; während der Ratmann, die Hände auf dem Rücken, in dem Zimmer auf- und abschritt und nur von Zeit zu Zeit an dem zweiten Fenster stehen blieb, um in die Gasse hinauszuschauen.

Es war, als ob die schwere Sorge jedem dieser drei armen Menschen den Atem benähme; es war, als ob die Luft schwerer zu atmen sei, als ob ein gewisses unbeschreibliches Drohen die Atmosphäre anfülle, welches das Blut in den Adern stocken mache.

Niemand sprach in dem ängstlichschwülen Gemach. Worüber sollte man auch reden? Jeder wandte schweigend die Schrecknisse, die ihn bedrängten, hin und her in der schmerzlichen Brust. Erst als ein Bote des Bürgermeisters Alemann kam und den Ratmann auf das Rathaus forderte, regten sich die beiden Frauen wieder. Die Matrone erhob sich von ihrem Sessel und nahm das Amtskleid des Eheherrn vom Türnagel und half ihm, dasselbe anzulegen. Regina holte den hohen Stab aus dem Winkel und reichte ihn dem Herrn Ludolf. Der Ratmann küßte seine Frau auf die Stirn und sagte:

„Gehabt euch wohl, Ihr armen Weiblein. Gedenkt, daß Gott niemandem eine Last über seine Kräfte auflegt, und daß alles, was er tut, wohlgetan ist!"

„O Ludolf! Ludolf!" brach die Frau jetzt aus, lautweinend die Arme um den Nacken des Eheherrn werfend. „O Ludolf, dein Sohn, dein Sohn! Denk, wenn er gefallen ist vor dem Feind, wenn er auf dem Blutfeld gestorben ist, deine zornigen, schrecklichen Worte im brechenden Herzen wiederholend! O Markus, Markus, mein Kind, deiner armen Mutter Segen ist überall mit dir!"

Der Ratmann machte sich sanft aus den Armen der Frau los.

„Wer gesündigt hat, dem gebühret Strafe!“ sprach er. „Geflucht habe ich meinem Kinde nicht; aber wenn es in diesem Augenblick auf dem Schlachtplan seine Augen im zeitlichen Tod schlösse, und Gott mich jetzt mit ihm vor seinen heiligen Richterstuhl riefe, so bin ich bereit, vor dem höchsten Richter, vor Gott, zu verantworten, was ich gesprochen habe an dem Abend, wo der Knabe hier erschien vor seinen Eltern, so er böslich, selbstsüchtig, leichtsinnig verlassen hatte. Glaub, Mutter, glaub, ein rechter Mann lässet nicht alles sehen, was sich in seiner Brust reget, es gibt manches, was er allein hin- und herwiegt. Glaub, Mutter, es ist ein schrecklich Ding auch um ein Männerherz, während das Zünglein der Wage noch nach rechts und links zittert. Glaub, Mutter, du trägst dein Weh nicht allein!“

Regina Lottherin küßte dem Greise scheubewegt die Hand, und fort schritt Herr Ludolf Horn, um im Rat der Stadt Magdeburg mit unbewegtem Gesicht seinen Sitz einzunehmen, mit unbewegter Stimme sein Wort zu sprechen; während zu Hause die beiden Frauen jetzt einander wieder lautschluchzend in die Arme fielen.

Wieder zog durch die Schöneeckstraße ein Schwarm unruhiger, angstvoller Menschen nach dem Krökentor.

„Ich halte es hier im dumpfen Gemach nicht mehr aus!“ rief Frau Margareta. „Laß uns auch fort, Regina; laß uns auch in die freie Luft; ersticken muß ich hier.“

„Da steht in unserer Haustür unser Faktor, Meister Kornelius, mit dem Herrn Magister Flacius, sie sollen uns begleiten,“ sprach Regina. „Da ist Euer Mantel, Mütterlein, kommt, kommt; auch mich duldet es hier nicht mehr; draußen scheint wenigstens die Sonne, kommt, laßt uns schnell gehen.“

Aus dem Hause eilten die beiden Frauen, und bereitwillig schlossen sich ihnen die beiden Männer an zur Begleitung.

„Noch immer keine Nachricht?“ fragte Frau Margareta Horn den Illyrikus.

Dieser zog die Achseln auf.

„Seltsame, unbestimmte Gerüchte durchfliegen die Luft, gleich verschüchterten Vögeln. Man kann sie nicht greifen, man weiß nicht, woher sie kommen; wer sie gebracht hat. Sie sind da, werden widerrufen, werden bestätigt; — es sind abscheuliche Stunden, diese Stunden des Harrens, sie zerrütten den Geist, sie ertöten den Körper. Setzt Euch nieder, es treibt Euch in die Höhe — geht umher, es treibt Euch zum Laufen — hierhin, dorthin, ohne Zweck, ohne Absicht —"

„Und die einzige Ruhe ist zu Gottes Füßen, ist im Gebete!" sprach feierlich mit klangvoller Männerstimme Herr Johannes Pomarius, der junge Pfarrherr zum heiligen Geist, der Vater jenes Elias Pomarius, welcher im vorigen Kapitel angeführt wurde als Chronist und Pastor zu Sankt Peter, in der Altstadt Magdeburg. Herr Johannes Pomarius oder Baumgarten, damals eben aus dem Jünglingsalter heraustretend, hatte großen Ruf in der Stadt als ein begeisterter, trefflicher lutherischer Kanzelredner und verdiente diesen Ruf mit vollem Recht. Sein ältester Sohn schrieb die Aufzeichnungen nieder, welche im Jahre 1622 sein jüngerer Sohn Elias vermehrt und verbessert als: „Wahrhafftige, grundtliche unnd eygentliche Beschreibung der uberjährigen Belagerunge der kaiserlichen freyen Reichsstadt Magdeburg" aufs neue im Druck erscheinen ließ. —

Sittsam neigte sich der junge Pfarrherr vor den beiden Frauen, dem Faktor und dem Magister und sprach:

„Verzeihet, Herr Flacius, daß ich Euch also in Eure Worte eingefallen bin; aber wessen das Herz voll ist, dessen gehet der Mund über. Wie Eure Seele ist die meinige unruhig und in großen Angsten; im Knien vor Gott aber wird das Herz leicht und stille. Des Herrn Name sei gepriesen zu jeder Stund!"

„Amen!" sprachen alle nach, und der Pfarrherr schloß sich den vieren an und schritt mit ihnen weiter über den Breiten Weg gegen das Krökentor. Über den Breiten Weg schritt eben Herr

Nikolaus Hahn mit dem Doktor Erasmus Alberus heran und vorüber. Der Herr von Heideck jagte mit Kaspar Pflugk zu Pferd aus dem Tor auf Nachricht aus, manch anderer wohlbekannter Mann, den sonst um diese Tagesstunde nichts in der Welt von seiner Arbeit, seinen Amtsgeschäften weggetrieben hätte, schritt jetzt ruhelos unter der Mauer der Neustadt auf und ab. Da war der gelehrte Stadtschreiber Merkel, da war manch anderer Mann vom Rat, manch ehrbarer Innungsmeister, mancher Kriegsmann von der zurückgebliebenen Besatzung. Herr Hans von Kindelbrück, der Hauptmann, unterhielt sich mit dem Stadtleutnant Hans Winkelberg von Köln auf der Zugbrücke.

Alles wartete, alles harrte. Es war zehn Uhr morgens. Hell und freundlich schien auch an diesem Tage die Sonne; aber es gelang ihr nicht, alle die trüben, ängstlichen Gesichter zu erhellen. Von der Erscheinung vor Barleben, von der warnenden Rede des geheimnisvollen Alten, der das Heer aufgehalten hatte, hatte man gestern abend schon erfahren, manch einer war nach der Johanniskirche gelaufen und hatte die Tafel, auf welche der Warner hingedeutet hatte, angesehen und kopfschüttelnd gelesen.

Neben der Frau Margareta und Reginen gerieten ins Gespräch über dieselbe Tafel in der Johanniskirche die begleitenden Herren, und vorzüglich Ehrn Johannes Pomarius und der Doktor Heinrich Merkel, der Sekretarius, welcher letzterer später auch seine Bemerkungen über den zweiundzwanzigsten September, den Tag des heiligen Moritz, den Unglückstag der Stadt Magdeburg seit Jahrhunderten, der Nachwelt schriftlich überlieferte.

„Es ist ein unanrührbar Ding, diese Erscheinung vor Barleben. Jedem christlichen Gemüt ist's anheimzustellen, was es davon halten mag. Der allmächtige Gott kann seine Engel senden, wohin er will. Nicht das geringste haben alle eifrigen Nachforschungen nach diesem wunderlichen Alten herausgebracht. Wer kann sagen, was es darum gewesen ist? Ob heiliger Bote

Gottes, ob Spuk und Afferei des Teufels, eines steht immerdar fest, Gott wird die Seinen nimmer verlassen, daran sollen wir halten in jeder bösen Stunde."

Also sprach der Pfarrherr, und es antwortete ihm der Stadtschreiber: „Anno Dreizehnhundertfünfzig ist die Schlacht geschehen, von welcher der Mann vor Barleben sprach, und über welche die Tafel in der Johanniskirche hänget. Haben die Magdeburger sie verloren gegen ihren Stiftsadel unter dem Landgrafen Otto zu Hessen und Erzbischof Otto. Im selbigen Jahre kamen die ersten Geißelbrüder von Pirna an, am Freitag vor Ostern. Sie gingen um, von wegen der großen Pest, so damals durch die ganze Welt herrschte, trugen Kreuze an den Kleidern und Hüten, hinten und vorn, und peitschten sich mit Knoten und Geißeln bis aufs Blut, um das Sterben damit abzuwenden. Schreibt ein alt Verzeichnis, daß an dieser Pestilenz allein 124434 Barfüßermönche sollen gestorben sein. Die bemeldeten Flagellanten lagen zuerst auf dem Klosterberge, bis ein ehrbarer Rat und das Kapitel sie in die Stadt ließ."

„Jawohl," sprach Ehrn Pomarius, „hab's auch vernommen; anfangs machte man viel aus ihnen, läutete die Glocken ihnen zu Ehren, lud sie zu Gaste; aber als die Neuheit vorüber war, Heuchelei und Betrug zu Tage kam, da war's aus, und zerging die Sekte von ihr selbst, wie Menschen Gedichte pfleget."

„Der Menschen Treiben, Sinnen und Denken ist wunderlich und wird wunderlich bleiben. Lasset uns hoffen, daß wir über den heutigen Tag nicht ein solch Täfelein aufzuhängen brauchen, wie jenes in der Johanniskirche, daß wir uns dieses Tages wegen nicht also zergeißeln müssen!" sprach der Stadtschreiber, und die andern sagten leise und laut Amen dazu.

In demselben Augenblick entstand unter dem Volk, welches auf dem Wege vor der Zugbrücke lauerte und lungerte, eine Bewegung und ein Geschrei, welches bald von Gruppe zu Gruppe unter dem Tore, in den Gassen, auf der Mauer sich fortpflanzte.

„Was war geschehen? Nachricht — Kunde vom Heer? Wo? Wie? Was? Wo ist der Bote? Dort! Wie dort! Es ist nicht wahr — Doch! Doch!"

Auf den ersten Lärm folgte eine tiefe Stille; alles drängte sich auf einer Stelle der Landstraße zusammen — vom Schlachtfeld an der Ohre war der erste Bote, war Fränzel Nothnagel, das Pfeiferlein, atemlos, halb tot, ganz betäubt, unfähig, zwei zusammenhängende Worte zu sprechen — angelangt.

Wenig brachte man aus dem armen Burschen heraus; aber schon das wenige war genug, übergenug, den allergrößten Schrecken durch die harrende Menge zu verbreiten. Um den kleinen Pfeifer drängten sich die hohen Befehlshaber, die Herren vom Rat, die Geistlichen mit hundert Fragen; aber ohnmächtig sank Fränzel Nothnagel zusammen und geriet in die Hände der Weiber, die sich seiner mit Kraftwassern und Riechfläschchen annahmen und ihn in die Pfarrwohnung von Sankt Katharinen brachten, damit er daselbst wieder zum Bewußtsein komme.

Aus dem stumpfen, ängstlichen Harren war die immer mehr sich vergrößernde Menge in das Stadium peinigender, qualvoller Ungeduld gelangt. Noch hatte man nichts Bestimmtes erfahren, noch war es möglich, daß die wirren, halb sinnlosen Worte des Knaben nichts zu bedeuten hatten; — aber unerträglich war dieser Zustand geworden: „Kunde! Kunde! Im Namen Gottes, Kunde!"

Mit gerungenen Händen lief man hin und wieder, man zerstampfte den Boden; Weiber lagen auf den Knien und zogen ihre Kinder ebenfalls neben sich nieder; viele drückten im krampfhaften Weinen ihre Stirnen in den Staub — da — endlich — endlich — endlich ein Geschrei — ein wildes Rufen —

Schnaufende, abgejagte, keuchende Rosse — Reiter, blutig und bestäubt —

„Verloren! Verloren! Alles verloren! Aus! Aus!"

Wieder Reiter! Einzeln — in Trupps! Keuchende, zusammenstürzende Fußgänger.

„Allverloren — der Feind! Der Feind, hinter uns der Feind! Rette, rette, Magdeburg rette! Verloren! Verloren!"

Nun Haufen auf Haufen, waffenlos, totenbleich, geschwärzt vom Pulverdampf, staubbefleckt, mit zerfetzten Kleidern, zerstoßenen, zerschlagenen Harnischstücken, überklebt von geronnenem Blut!

„Verloren, Verloren! Alles verloren! Hilf, Magdeburg, hilf!"

Wie schreit das Volk auf, wie irren die Augen der Weiber, der Freunde, der Verwandten! Wer kann den Klang der Stimmen beschreiben, mit welchem man die Namen der ausgezogenen Lieben ruft?

Vom Krökentor aus geht es wie ein elektrischer Schlag durch die große lutherische Stadt; binnen fünf Minuten sind alle Gassen überschwemmt; die verworrensten Gerüchte durchkreuzen sich, verschlingen sich; die überspannte Phantasie malt alles ins ungeheuerlichste. Am Brücktor, an der hohen Pforte glaubt man: der Feind stürme schon auf der andern Seite der Stadt. Auf Sankt Johann und Sankt Jakob setzen sich die Sturmglocken in Bewegung, und eine Glocke zieht die andere in den wildhallenden Alarm hinein. Von Sankt Ulrich tönt es wider, dumpf und schwer hallt es zuletzt vom Dom, und nur die Glocken von Sankt Katharinen, die am besten Bescheid um die Sachlage wissen können, schweigen und fallen nicht ein in den Angstruf der klingenden Genossinnen.

Vom Rathause stürzen die Bürgermeister und die daselbst anwesenden Ratmänner; die vom Heereszuge zurückgebliebenen Landsknechte und Bürger greifen nach ihren Waffen und durcheilen bereits einzeln oder in Haufen die Gassen. Am Krökentor wird das Gedränge immer heftiger, und die vom Schlacht-

felde an der Ohre Heranstürzenden finden kaum einen Weg hindurch.

Von ihren Begleitern abgedrängt, werden die Frau Margarete Horn und Regina Lottherin, die sich fest umklammert halten, von der wogenden Menge hierhin und dorthin gezogen. Sie sehen nicht mehr, sie hören nicht, alles schwimmt vor ihren Augen und Sinnen, bis sie endlich von starken Armen gefaßt und auf einen Steinhaufen gehoben werden, von welchem sie über die Köpfe der Menge hinwegschauen können. Der schweigsame Büchsenschütze Andreas Kritzmann ist's, der sie aus dem Gedränge errettet; er bleibt neben ihnen stehen und sorgt, daß die Flut sie nicht wieder von dieser Stelle herabreiße. Ein armes Weib, das auch seinen Mann vom Schlachtfelde heimerwartete, ist bereits zu Tode gedrückt, und mehrere unglückliche Kinder sind unter die Füße der Menge getreten.

Wir wollen im gewohnten Ton unsere Erzählung fortsetzen und uns nicht fortreißen lassen von dem allgemeinen Jammer und Entsetzen.

Heran ritt jetzt von Hillersleben Herr Heinrich Müller der Kämmerer, an seinem Körper, an seiner Rüstung böse Spuren des Kampfes tragend. Herabgehauen war sein Helmbusch, eine blutige Binde trug er um die rechte Faust gewunden. Durch die Gassen trabte er auf seinem müden Gaul nach dem Rathause, daselbst vorzutragen, was geschehen war.

Dem Kämmerer folgten Hans Springer der Hauptmann und Adam Schwartze der Leutnant, welche beide Leib und Gewaffen in unversehrtestem Zustande heimbrachten, was das scharfe Auge des Volkes bald genug herausfand. Als der Leutnant vor dem Steinhaufen ankam, auf welchem die Frau Margareta und die Tochter des Buchdruckers standen, stieß letztere einen Schrei aus:

„Adam! Herr Leutnant! Herr Vetter!"

Der Bamberger hielt seinen Gaul an; doch erwiderte er, ge-

trennt von den beiden Frauen durch das dazwischen sich drängende Volk, den angsterfüllten Blick Reginas nur durch ein melancholisches Kopfschütteln.

„Mein Vater! Mein Vater!“ rief Regina, die Hände gegen den Landsknechtführer ausstreckend. „Wo habt Ihr meinen Vater gelassen, Herr Adam?“

Wieder schüttelte der Leutnant das Haupt. Er wußte eigentlich nicht, was er der ängstlichen Tochter erwidern sollte. So schlug er nur die Hand im Stahlhandschuh auf den Brustharnisch und war herzlich froh, als ihn das Gedränge weiter trieb, dem Hauptmann Springer nach.

„Er ist tot, o Gott, er ist auf dem Feld geblieben! Ich werd' ihn nimmer wiedersehen!“ rief Regina; und die Frau Margareta, deren Mutterherz ja auch im heißesten Bangen schlug, wußte dem armen Mädchen nicht den geringsten Trost zuzusprechen.

Manch eine Persönlichkeit, welche wir im Lauf dieser Geschichte kennen gelernt haben, fand sich vom Wahlplatz allmählich zu den schützenden Mauern der Stadt Magdeburg zurück.

Im vollen Trabe, mit seinen langen Beinen gewaltig ausstreichend, kam Meister Heinz Bickling und wurde mit großem Geschrei von der Torwache und den daselbst anwesenden Knechten begrüßt.

Über die Schulter drohte der lange Kerl mit geballter Faust zurück:

„Die Rapsäcke! Die Schnappsäcke! Die Schubsäcke!“ schrie er, mit einem ganzen Sack voll anderer weiterer Säcke seine Wut gegen die sieghaften Feinde ausleerend.

Herantänzelte Jochen Lorleberg, auf welchen die Niederlage an der Ohre durchaus nicht einen niederschlagenden Eindruck gemacht zu haben schien. Er hatte einem gefallenen mecklenburgschen Ritter, den er übrigens nicht erschlagen hatte, die goldene Halskette und einen gut gespickten Geldbeutel abgenommen und

brachte einen frisch gefüllten Beutel ungeheuerlicher Lügen obendrein nach Haus.

„Ich sage Euch, Wachtmeister," sprach er zu dem Befehlshaber der Torwache, „ich versichere Euch, so was lebt nicht wieder; hing an einem Haar die Viktoria, und ich — ich hätt' sie gewonnen, hätt' nicht der leidige Teufel sich drein gemischt. Kömmt im dichsten Haufen der Mecklenburger Jürg heran — ich kenn' ihn an den Ochsenhörnern auf dem Helm — halt, denk' ich, jetzt gilt's, kriegst du den herunter, so kann dich die Stadt Magdeburg in Gold fassen lassen. Auf dem Wagen steh' ich, müßt Ihr wissen, die Büchse halt' ich geladen, ziel' — blautz hat des Jürgen Gaul die Kugel im Magen, steigt, überschlägt sich und schleudert den Herzog im vollen Küriſſer, will ich sagen zwölf Schuh hoch in die Luft. Nun denkt Ihr, er fällt zwischen die Pferde und wird zu Brei trotz Stahlhelm und Eisenpanzer? Proste Mahlzeit! Dreimal schlägt er Rad in den Lüften, kommt mit Schwert und Lanze, mit ausgespreizten Beinen herunter und fällt einem ledig laufenden Roß regelrecht in Sattel und Bügel und auf mich los wie das Wetter; da gab ich's auf, und weil ich jetzt sah, daß sich alle andern davongemacht hatten, so dacht' ich, was du tun konntest, Jochen, hast du getan. So lief ich den andern nach, und hier bin ich. Was meint Ihr dazu?"

„Daß dort immer noch welche kommen, welche doch hinter dir gewesen sein müssen!" brummte der Wachtmeister, und Jochen Lorleberg beeilte sich, sein Losament in der Stadt zu erreichen, daselbst seinen Wirtsleuten seine Taten in der Schlacht auf seine Art zu erzählen.

Heran kam Peter Rauchmaul der Dickwanst, mit lang vorhängender Zunge und vorquellenden Augen, schnaufend, blasend, prustend. Im eiligen Lauf hatte er's sich allmählich so bequem als möglich gemacht. Erst hatte er das zweihändige Schwert, dann die Sturmhaube, dann den Brustharnisch weggeworfen. Dann hatte er das Wams abgeschleudert, und jetzt

kam er im Hemd und Hosen vor dem Krökentor an unter den einzelnen, die den größern Haufen folgten.

Die größern Haufen zu Roß und zu Fuß, die sich von der Wahlstatt errettet hatten, die Schnellfüßigen, diejenigen, welche der panische Schrecken und die Angst der Flucht am meisten befallen hatten, waren um diese Zeit so ziemlich alle unter den Mauern der Stadt angelangt. In immer größern Zwischenräumen kamen jetzt nur noch vereinzelte Kämpfer zurück, Verwundete, die sich langsamer als die Gesunden fortschleppten, niedergeschlagene mutige Streiter, welche mit solcher Last der Niederlage auf der Seele am liebsten gar nicht wieder in die Vaterstadt heimgekehrt wären.

Immer trostloser wurden die Mienen des wartenden Volkes, welches bis jetzt seine Verwandten und Freunde unter den Zurückgekehrten noch nicht gefunden hatte. Wohl klang von Zeit zu Zeit noch ein heller Freudenschrei in der Menge auf, und ein zitterndes, halb ohnmächtiges Weib sank in die Arme des Gatten, eine Schwester in die Arme des Bruders, ein Sohn in die Arme der Eltern; aber das Schluchzen, das laute Weinen nahm immer mehr überhand, und die geistlichen Herren, die alle ihre Chorröcke übergeworfen hatten, die fremden Prediger und Prädikanten wußten fast nicht mehr, wohin sie sich mit ihren Trostworten, ihren Ermahnungen und geistlichen Ermunterungen zuerst wenden sollten.

Über die Häupter der Menge erhob sich wieder die hagere schwarze Gestalt, erschienen wieder das bleiche Gesicht, die glühenden Augen des Gassenpredigers Wilhelm Rhodius.

Mit gellender Stimme redete er nach seiner Art. Wehe, dreimal Wehe rief er herab auf das sündige Volk, auf das laue laodicäische Wesen der Stadt, das solches Geschick über und über verdient habe. Dazwischen warf er die zerrissenen Blätter seiner Bibel herum und vermischte seinen halb wahnsinnigen, halb begeisterten Sermon mit den Schriftstellen, die ihm in den Wurf kamen.

Wandten sich auch die Verständigen, die Ruhigeren mit hal-

dem Widerwillen von dem Manne ab, im großen Haufen fand er um so mehr zu dieser Stunde den gewohnten Anklang. Die Trauernden, die Betrübten des niederen Volkes, die zerlumpten Weiber und Greise umdrängten ihn mit den Zurufen:

„Segen Gottes über Euch, Herr Magister! Der Herr rechne uns unsere Sünde nicht zu! Der Herr spende uns seine Gnade! Wehe, wehe, wehe! Der Tag der Rache ist kommen. Der Tag, da der Herr das Korn sichtet, ist vorhanden!"

Dazwischen schrie der Prädikant wieder einige Verse aus dem Psalter herab:

„Erwecke dich, Herr; warum schläfst du? Wache auf und verstoße uns nicht gar.

„Warum verbirgst du dein Antlitz, vergissest unseres Elends und Dranges?

„Denn unsere Seele ist gebeuget zur Erden, unser Bauch klebet am Erdboden.

„Mache dich auf, hilf uns und erlöse uns, um deiner Güte willen."

Nur die, welchen ihre Verwandten und Freunde glücklich wiedergegeben waren, nur die, welche niemanden vom blutigen Unglücksfeld an der Ohre zurückzuerwarten hatten, verließen das Krökentor und die Landstraße davor. Hundert und aberhundert trostlose Seelen blieben aber harrend — immer noch hoffend zurück.

Die bis jetzt Vermißten konnten ja endlich doch noch kommen. Welche Mutter, welche Gattin, welches Kind gab die Hoffnung auf? Noch lange, lange Jahre nach dieser schrecklichen Stunde saß unter der Torwölbung auf dem Eckstein eine verhüllte Frau, die wahnsinnig geworden war über das Harren am Morgen des zweiundzwanzigsten Septembers Eintausendfünfhundertundfünfzig. Bis zum Tod erwartete dies Weib den Mann, der nicht heimkehrte aus der Schlacht; und wie der Gatte nicht kam, so schien ihr auch der Tod nicht kommen zu wollen.

Der Ratmann Horn war auf dem Rathause im Rat beschäftigt, den Bericht des Kämmerers Müller, des Hauptmanns Springer, des Ritters Wulffen zu hören, zu vergleichen; in Anspruch genommen von der allgemeinen Not, durfte er dem Ehegemahl kaum einen Gedanken widmen. Unter den vielen Geängsteten harrten fort und fort Frau Margareta und Regina Lottherin am Tore aus.

„O Mutter," rief plötzlich die letztere, „Mutter, dort kommt Herr Besselmeier; Mutter, vielleicht weiß der uns Kunde zu geben. Ich will ihn anhalten, ich will ihn fragen!"

Von ihrem Standpunkt sprang die Jungfrau herab und drängte sich durch die Haufen dem Geschichtschreiber entgegen, welcher finster und traurig zwar, aber doch nicht gleich den andern Flüchtigen einherschritt. Der wackere Meister Sebastian gehörte zu den wenigen, welche in voller Bewaffnung heimkamen. Das Schwert trug er an der Seite, die Büchse, an deren Kolben Blut und Haare klebten, trug er über der Schulter; — da ihn in der Stadt weder Weib noch Kind erwarteten, so stand er der fragenden, flehenden Jungfrau, so stand er der Matrone bereitwillig Rede.

Von dem Buchdrucker wußte er nichts, den Rottmeister Horn aber hatte er noch in den letzten Augenblicken der Schlacht tapfer auf der Wagenburg im Kampf erblickt; das Getümmel hatte ihn jedoch selbst fortgerissen, und so wußte er nicht zu sagen, ob der junge Herr gerettet, ob er gefallen oder gefangen sei.

Alles Volk im Kreis horchte mit gespanntester Aufmerksamkeit den Worten des trefflichen Mannes.

„O Herr Besselmeier, Meister Besselmeier, Ihr seid der rechte Mann, gebet uns Bescheid, erzählet uns — gebet Ihr uns Bericht von der Schlacht!" rief man, und das Verlangen ward immer allgemeiner.

„So lasset jenen dort schweigen!" rief Meister Sebastian, auf den Prädikanten deutend, welcher eben mit neuer Gewalt

und Macht der Lungen zeterte und Sinn und Wahnsinn durcheinander mischte.

Nach kurzem, aber heftigem Hin- und Widerreden wich der fanatische und fanatisierende Gassenprediger dem Willen und Wunsch der Menge und dem Worte des verständigen, ruhigen Bürgers. An des Magister Wilhelms Stelle erhub sich Meister Sebastian Besselmeier auf dem Schutthaufen, von welchem herab jener gepredigt hatte, und erzählte klar, bündig, niemanden anklagend und verlästernd, dem Volk der Stadt Magdeburg den Verlauf der bösen Unglücksschlacht an der Ohre. Zum Schluß forderte er seine Zuhörer auf, nicht zu verzweifeln. Nichts sei verloren — sprach er — wenn man den Mut nicht verliere. Gott habe durch dieses Unglück die, welche sich rühmten, sein Wort bis in den Tod verteidigen zu wollen, prüfen wollen. Jetzt gelte es erst recht, dem Feind zu zeigen, was es auf sich habe um die Kanzlei unseres lieben Gottes, um die feste Burg der Freiheit, um die Jungfrauschaft der freien, stolzen, tapfern, trefflichen Stadt Magdeburg. Jetzt gelte es, den grünen, blühenden Kranz der Ehren hoch zu halten auf den Mauern und im Felde. Wer gefallen sei vor Hillersleben, der müsse angesehen werden als ein Märtyrer Gottes; wer aber noch lebe, der müsse den Tod um solche Sache als ein köstlich Geschenk des Höchsten ansehen und dürfte ihm nirgends aus dem Wege gehen, wo Glaubensfreiheit und Bürgerfreiheit zu verteidigen seien.

Dann sprach der Redner, alle Spuren der schrecklichen Schlacht an sich tragend: er blicke in so viele weinende Augen der Frauen und Jungfern, und mit Recht weine und klage man, denn nicht hehlen wolle er es, manch treuer magdeburgscher Streiter liege bleich und blutig auf der Walstatt unter den Füßen der wüsten triumphierenden Sieger; aber die weinenden Augen solle man zum Himmel emporheben, da sei immer der rechte Trost zu finden.

Und als ein ein alt verkümmert Weiblein rief:

„Ach Meister Sebastian, unbegraben liegen sie, und die Raben

hacken ihnen die Augen aus, und der Feind spottet ihrer, und mein Enkelkind, mein schöner Fritz wird nun auch unter den Toten, ungewaschen und ohne Leichenhemd, Sarg und Gefolge vermodern!" Da sprach der fromme Meister:

„Großmütterlein, das köstlichst Grabgepräng ist ein Tand gegen solch ein stolzes Grab auf dem Schlachtfeld. Wer für unsere Sach, ehrlich gefallen auf dem Plan, in solcher Grub liegt, der mag den Tag der Auferstehung in Ruh erwarten; kein König und Kaiser liegt in seinem herrlichen Gewölb so gut, so sanft, so köstlich bestattet."

Mit dem blutbespritzten Ärmel wollte der Redner den Schweiß von der Stirn wischen, da reichte ihm Regina schnell das weiße tränenfeuchte Sacktüchlein; und das Blut der Streiter und die Tränen der Frauen um die Schlacht an der Ohre fanden sich so zusammen. Mit hilfreichem Arm unterstützte die Maid den vor Ermattung schier zusammenbrechenden tapfern Bürger, als er von dem Schutthaufen herniederstieg. Auf seinem Wege bildete das Volk in Ehrfurcht eine Gasse. Aller Lärm, welcher die Reden des Prädikanten begleitet hatte, war verstummt! Es zog ein jeder vor dem Meister Sebastian Besselmeier die Mütze und den Hut, und die Weiber zeigten den Mann ihren Kindern als denjenigen, der zuerst das Rechte von der Schlacht an der Ohre zu Hause erzählet habe.

Jetzt fanden sich auch wieder der Faktor Kornelius mit dem Magister Flacius Illyrikus und dem Doktor Erasmus Alberus zu den Frauen. Die beiden Gelehrten teilten manche von ihnen gemachte Bemerkung mit, doch fanden sie weder bei den Frauen, noch bei dem alten Faktor die rechte Aufmerksamkeit dafür.

Was half es diesen betrübten Herzen auch, wenn der Illyrier die Ohre mit dem Fluß Allia verglich; was half es, wenn der Doktor Alberus über die „fatales periodos" der Völker, Stämme, Regimenter und Geschlechter sprach und bewies, daß dem fürstlichen Hause Sachsen das siebente Jahr „fatalis" sei, und solches

durch mancherlei Data und Fakta der jüngst vergangenen Zeit belegte. Fünfzehnhundertsiebenzehn habe die lutherische Lehre ihren Anfang genommen, sieben Jahre darauf sei Herzog Friedrich, der weise Kurfürst, gestorben; sieben Jahre später sei Kurfürst Johannes, sieben Jahre später sei Herzog Georg abgeschieden. Sieben Jahre wiederum später als 1546 habe der schmalkaldische Krieg begonnen, und was abermal nach sieben Jahren kommen werde, das stehe noch dahin.

Ein sich erhebendes neues Geschrei unterbrach die fernern Auseinandersetzungen des gelehrten Doktors. Wieder bewegte sich die gesamte Volksmenge am Tor und auf der Landstraße. Im fieberhaftesten Tumult regte sich wieder jedes wartende Herz. Noch einmal sollten alle Hoffnungen zu tödlichster Spannung aufgerüttelt werden. Nachdem bereits eine geraume Zeit hindurch keine Heimkehrenden sich mehr hatten blicken lassen, wälzte sich jetzt noch ein ganzer Haufen Streiter zu Roß und zu Fuß langsam daher.

Halb unterdrückte Freudenrufe erhoben sich im Volke. Mit der geretteten Reiterfahne ritt Christof Alemann, der tolle Fähnrich, heran. Wohl zwanzig bis dreißig Reisige begleiteten ihn, und dann kam ein Bauerwäglein, darauf lag ein wunder Mann, und neben ihm stand ein anderer hochaufgerichtet, ein blutiges Tuch um das Haupt. In der Hand hielt er ein zweites Banner, ein Bürgerfähnlein, und nahe an hundert müde, blutende, bestäubte Männer umschlossen den Wagen oder folgten ihm.

„Markus, Markus, mein Sohn, mein Kind, mein herzliebes Kind!" rief Frau Margareta Horn. Sie zerteilte die Menge, von dem Wagen sprang der Sohn herunter und hielt die Mutter in den Armen. Manch andere Arme öffneten sich und umschlossen lachende, weinende Mütter, Gattinnen, Schwestern, Kinder. Vollständig war der Zug gehemmt, durchbrochen von dem suchenden, findenden und — nicht findenden Volke.

„Regina — Jungfer Regina — auch — Euer Vater!" rief

Markus. „Hier — hier auf dem Wagen — Mutter — Mutter! — Laßt, Regina — fürchtet nichts — er wird nicht sterben.“

Auf das Wäglein, wo, auf Stroh gebettet, der vom Schlag der feindlichen Hellebarde noch immer betäubte tapfere Buchdrucker Michael Lotther ausgestreckt lag, hob Markus Horn mit seinen starken Armen die Tochter des Nachbars, die mit Küssen und Tränen das Gesicht des Vaters bedeckte, und mit tausend Liebkosungen und süßen Worten, zwischen Angst und Jubel schwebend, ihn ins Bewußtsein zu rufen strebte.

Mit Küssen, Tränen und Liebkosungen bedeckte die Mutter das Gesicht des Sohnes, dem auch die Augen nicht trocken blieben.

„O mein Markus, mein Kind, nun ist alles gut — ich hab' dich wieder — Dank Gott, Dank Gott! Nun ist's gut — nun komm — kommt heim! heim!“

„Dran! Drauf! Nieder mit den Hunden! Alle für die Stadt, bum — bum! Alle voran, Reiter und Rosse, Fußvolk und Geschütz, voran, voran!“ phantasierte der Buchdrucker im Fieber und suchte sich den Armen seiner Tochter zu entwinden, sank aber sogleich wieder zurück auf sein Lager.

„Angstet Euch nicht, Jungfer Regina,“ rief Markus Horn; „das hat nichts zu bedeuten, es wird vorübergehen!“

Endlich konnte sich der Zug wieder in Bewegung setzen; durch die dunkle Wölbung des Krökentores schwebten die beiden, allein aus der Schlacht an der Ohre geretteten Banner der Stadt, zogen die letzten der aus der schlimmen Niederlage geretteten Streiter der Stadt. Aber der schwarze Schatten dieses Torbogens fiel schwer über Markus Horns Seele; der Lichtschein, welcher sie erfüllt hatte, erlosch wieder. Wenngleich die Gunst des Augenblicks ihm erlaubt hatte, die Mutter in die Arme zu schließen und von ihr zu vernehmen, daß nichts ihn von ihrem Herzen losreißen könne, so erschien das, was er sonst noch verloren glaubte für ewig, um so unersetzlicher. Seit er den zarten Körper Reginens in seinen Armen gehalten, seit er die Jungfrau zu dem wunden

Vater auf den Wagen gehoben hatte, war ihm zu Mute, als hätten seine Muskeln alle Spannkraft verloren; die Stärke seiner Arme schien dahin zu sein, kaum vermochte er, das Banner seiner Vaterstadt aufrecht zu erhalten und daneben seine alte Mutter, die sich auf seinen linken Arm stützte, zu führen.

An der Katharinenkirche, wo wieder Kopf an Kopf gedrängt das Volk stand, eilten den Ankommenden die Herren Ebeling Alemann, Hans Kindelbrück, Hans Winckelberg von Köln und Herr Galle von Fullendorf entgegen; mit Tränen in den Augen streckten diese Kriegsmänner die Hände gegen die beiden heimgebrachten Fähnlein aus. In die Arme schloß der Stadtoberst Alemann seinen tapfern Neffen, in die Arme schloß Herr Hans von Kindelbrück, der Hauptmann, seinen Rottmeister.

„Lueg, lueg, i ha's gesagt," rief der Schweizer, Herr Galle: „I ha's gesagt, Hänsel Kindelbrück, daß ihr gut tätet, den Wetterbua zu nehma. Willkomme, willkomme, ihr andere Buebe ze Roß und ze Fuß, daheime! Dundersdüvel, das müsse mer die Kerle heimzahle doppelt und dreifach. Potz blutige Händ, Manne, i sag eu, das müsse mer auswetze. Dunderschieß, mer wulle es ina schon auf de Armel heften, nit wahr, ihr alle?"

„Ja, ja! Das wollen wir!" schrien die Bürger, Reiter und Knechte mit der letzten Kraft ihrer Lungen. „Sie sollen die Püffe, so sie uns heut gegeben haben, mit Zinsen wieder haben. Keine Bange, Herr Hauptmann, der Teufel wird ja nicht immer seinen Schwanz uns in die Augen schlagen."

„Weshalb habet Ihr uns nicht geführt, Herr Fullendorfer!" schrie ein Landsknecht.

„Herr Hauptmann Kindelbrück, wäret Ihr mit uns gewesen, es wär' nicht so ausgegangen!" rief ein Bürger.

„Und das Licht, so man gestern abend am Turm zu Wolmirstädt gesehen hat! Der Böse hole den, der damit dem Feind winkte. Hat man nicht gesehen, wie zu Hillersleben als Antwort ein brennendes Strohbündel auf einem Spieß erhoben ist? Der

Satan schlage alle Verräter zehntausend Klafter tief in den Boden hinein!"

„Kinder, Kinder, wir wollen alles wieder gut machen!" rief Herr Ebeling Alemann. „Verlaßt euch drauf! Hoch lebe diese edle fromme Stadt Magdeburg!"

„Vivat! Vivat! Vivat!" riefen die heimgekehrten Streiter.

„Vivat! Vivat! Vivat! unseres Herrgotts Kanzlei!" rief alles Volk.

Das gerettete Bürgerbanner, welches Markus bis jetzt getragen hatte, gab er nun in die Hände Bernd Klodens, welcher es im Zuge nach dem Altstadtmarkt, nach dem Rathaus trug. Er aber trat mit seiner Mutter aus dem Haufen heraus und geleitete den Wagen mit dem verwundeten Buchdrucker in die Schöneckstraße. Neben dem Wagen schritt auch der Faktor Kornelius einher, fort und fort in den Bart brummend:

„Das hat er davon! Hab ich's ihm nicht voraus gesagt? Solch ein alter, greiser Gesell — ein Jahr ist er älter als ich — will noch den jungen Kriegsmann spielen. Seht Ihr, Meister Michel! Haben sie Euch mit Kolben gelaust, haben sie Euch den Buckel gebläuet! Recht ist Euch geschehen, alter Fürwitz — na ich mein', komme du mir nur erst zur Besinnung, ich will dir die Wahrheit schon sagen, ich will dir den Text schon lesen, du grauköpfiger Gelbschnabel, Michel Lotther."

Endlich, endlich hielt der Wagen vor der Druckerei; der tapfere Michael sollte seinen Laren und Penaten, seinen Pressen, Korrekturen, seiner Tochter und seinen Freunden wiedergegeben werden. Die Stadt Magdeburg hatte ihn für spätere Fährlichkeiten noch gar nötig.

Aus voller Brust atmete Regina auf, als das Bäuerlein, welches die zwei magern Gäule lenkte, die Zügel anzog.

In dem Augenblick, wo das Gepolter und die Bewegung des Karrens aufhörte, schlug der Verwundete die Augen auf und blickte mit wirren, stieren Blicken umher. Er erkannte seine

Tochter, die sein Haupt im Schoß hielt, nicht; jemand anders schien er zu suchen, und als er ihn nicht neben sich fand, wimmerte er:

„Markus, Markus, wo — wo — bist du, Mark?"

„Mark — Herr Rottmeister, er ruft Euch!" hauchte Regina. „O tretet her, nehmt seine Hand — er hat Angst, verlaßt ihn nicht!"

„Heb du ihn vom Wagen, Markus, mein lieber Sohn!" rief die Frau Margareta. „Zeig dich ihm — er scheint wirklich dich zu suchen. Nimm seine Hand."

„Hier, Herr Lotther, hier ist Markus Horn!" rief der junge Krieger. „Ermuntert Euch, glücklich sind wir zu Hause angekommen. Besinnt Euch, da ist Euer Töchterlein — hier ist Eure Wohnung; die Fahne ist geborgen; es ist —"

„Das Banner! das Banner!" schrie der Buchdrucker im Wundfieber. „Hier, Adam, Vetter Adam Schwartze, her, her; alle heran!" Er richtete sich wieder empor und blickte wild umher. „Alle fort, wehe, wehe, verloren die Schlacht — Hilf Markus! Hilf Magdeburg, rette die Fahne, Markus! Rette, rette!"

Nach dem Arzt lief der Druckerjunge, der Quälgeist des Magisters Flacius Illyrikus, aus. — Markus aber hob den Verwundeten von seinem Strohlager und trug ihn sanft ins Haus und die Treppe hinauf in seine Schlafkammer, wo er ihn behutsam, immerfort beruhigend ihm zusprechend, niederlegte.

Der Arzt kam, legte kühlende Umschläge auf den Kopf des Kranken, zapfte ihm nach Art der Zeit eine gute Quantität Blut ab und empfahl nach der Art aller Zeiten die tiefste Ruhe. Von den widerstrebendsten Gefühlen bewegt, stand Markus an dem Lager des Meisters Michael, während seine Mutter und die Jungfrau mit dem Verwundeten beschäftigt waren. Was drängte sich alles in dem Raum so kurzer Stunden zusammen! Blutige Schlacht — Rettung und Tod nur haarbreit voneinander ge-

schieden — Flucht und Verfolgung und wieder Kampf — schnelles Eilen, langsames Hinschleppen über Felder und Wiesen, durch Gehölz, über staubige Landstraßen, durch entsetzte, angstbewegte Dörfer und Weiler! An schrecklichen Einzelheiten haftet der betäubte Geist, erinnert sich der verstümmelten nackten Leichen am Wege, des wunden Freundes, welchen das scheu gewordene Roß den Abhang hinunterschleift; er erinnert sich des gierigen Trunks aus der Pfütze, aus welcher man mit dem schmutzigen Wasser Blut in die Sturmhaube schöpft. Das wirbelt und siedet und drängt durcheinander im schmerzenden Hirn, ein wüstes Chaos!

Ist das das fromme, treue Gesicht der Mutter? Ist das die schöne Maid, das holdselige Bild vergangener Tage? Ist das Regina Lottherin, welche den Leutnant Adam Schwartze freien will? Wo sind diese Gesichter, diese Gestalten hergekommen? Wo ist Markus Horn! Wo ist der Lärm, der Aufruhr, das Getöse plötzlich geblieben? Was ist geschehen; ist das Traum, ist das Wirklichkeit?

Was will Markus in diesem Gemache, unter diesem Dach? Er greift nach der Stirn; wieder kommt der schreckliche Gedanke, daß hier seine Stätte nicht sei. Er will fort — sogleich fort. Er murmelt etwas von Pflicht, von zerstreuten Genossen, die gesammelt werden müßten; er will nach der Tür wanken; — die Mutter schreckt auf und streckt ihm die Hände nach, Regina erhebt sich halb von ihrem Sessel neben dem Kopfkissen des Vaters; der verwundete Greis öffnet wieder die Augen und scheint außer dem Rottmeister, der ihn aus der Schlacht rettete, niemanden im Gemach zu erkennen.

„Nicht fort, Mark! Nicht fort! — Alle, alle feldflüchtig — verloren die Stadt — das Banner, das letzte Banner, Mark! Hilf, Markus Horn, verlaß mich nicht! Nicht fort! Nicht fort!"

„Ihr dürft ihn nicht verlassen, wenn Ihr wollt, daß er gerettet werden soll!" sprach der Faktor Kornelius.

Das Auge Reginas haftete auf dem jungen Mann; sie faltete zitternd die Hände im Schoß.

„Markus, mein Sohn!“ rief fragend und klagend die Mutter, und Markus Horn saß nieder am Fußende des Lagers des Buchdruckers Michael Lotther, fast eben so betäubt, sinnverwirrt wie dieser; mit erblindeten Augen, summenden Ohren, klopfendem Herzen, als habe auch er mit einer Hellebarde des Herzogs Jürg von Mecklenburg zu tun gehabt, wie der tapfere Buchdrucker.

Das zehnte Kapitel.

Hie hebet an der andre Teil,
Zeigt, wie der ganzen Welt zum Heil
Der Jungfrau edle Burg und Stadt
Ihr Banner hochgehalten hat;
Zeigt, wie Verrat sie arg umspinnt,
Die Jugend doch das Best gewinnt.
Drei blutge Kreuze flammen auf,
Und Gotts Gericht hat seinen Lauf,
Durch alle Welt geht das Geschrei
Von: Unsers Herrgotts Kanzelei.

Vollständig hatte das Jahr Schönheit und Glanz abgestreift; gleich einem irdischen Weibe hatte es eins der frischen, funkelnden Gewänder der Jugend nach dem andern fallen lassen; verwelkt waren die Veilchen des Frühlings, die Rosen des Sommers, die letzten Sternblumen des Herbstes. Alt, recht alt und mürrisch war das Jahr allmählich geworden, Todesgedanken bekam es und saß am Nachmittag des vierzehnten Oktobers im christlichen Jubeljahr und magdeburgschen Trauerjahr Fünfzehnhundertfünfzig wie ein mürrisches Mütterlein auf schwarzen, schweren Wolken, quirlte in einer Regensuppe und spann an einem grauen, düstern Nebelschleier, mit welchem es gegen Abend die Welt zudecken wollte.

Ehe dieser Schleier herabfällt und unsern Schauplatz verhüllt, führen wir den Leser vom Breiten Wege durch die Kaiserstraße, quer über die Bernausche Straße und durch die Hölle — die Gegend der Stadt Magdeburg, wo heute die Grüne Armstraße, die Venedische Straße und die Blaue Beilstraße zu finden sind — nach der Jakobskirche und ersteigen mit ihm die Wendeltreppe im Turm dieser Kirche bis unter die Glocken.

Da finden wir uns in einem Gemach, welches den ganzen innern Raum des Turmes einnimmt und nach allen vier Weltgegenden eine umfassende Aussicht durch die „Galmlöcher"

gewährt. In einer Ecke ist ein kleiner Herd angebracht, auf welchem ein winzig Kohlenfeuer glimmt, in einer andern Ecke befindet sich ein Strohlager; ein hölzerner Tisch, einige Schemel sind ebenfalls vorhanden, Kleidungsstücke und Waffenstücke hängen an den Wänden; — ein langes Geschütz auf wunderlicher, aber leicht zu regierender Lafette blickt drohend über die Mauern, Türme und Dächer der neuen Stadt ins Land hinaus. Ein Kugelhaufen ist neben diesem Stück aufgebaut, ein Fäßchen Pulver ist zur Hand, sowie alles, was sonst zur Bedienung eines Geschützes gehört. Geschützmeister ist auf dem Jakobsturm Andreas Kritzmann, welcher vor dem Obersten Ebeling Alemann und den Hauptleuten Probe geschossen hat, zur Verwunderung gut bestand und hierher beordert worden ist. Die Gehilfen, die man ihm hat zugeben wollen, hat er abgelehnt zu ihrer geheimen Genugtuung. Schon geht auf den andern Türmen und auf den Mauern der Stadt manch bedenklich Wort an den Feuerstücken über den Meister Andreas vom Jakobsturm. Solch eine Kunst, solch ein scharfes Auge, wie sie der „Schütz vom Jakobsturm" besitzt, erscheint dem befahrensten Arkeleymeister übermenschlich. Des Schützen ungesellig, seltsames, finsteres Wesen füllt jeden, der ihm naht, mit demselben geheimen Grauen, welches vor Braunschweig in den Schanzen Heinrichs des Jüngern die Kameraden aus seiner Nähe trieb.

Zur Hand geht dem Andreas nur ein verwachsener, taubstummer, elternloser Knabe aus der Neustadt, der sich zu dem stummen Mann gefunden hat, man weiß nicht wie. Dieser Bub besorgt seine Ausläufe, Botschaften und Wege, der Schütz selbst scheint nicht wieder in die Gassen der Stadt hinabsteigen zu wollen.

In dem Augenblicke, wo wir durch die Öffnung im Fußboden in den Aufenthaltsort des Geschützmeisters gelangen, ist dieser beschäftigt, mit großem Eifer und fast peinlicher Sorgfalt

den Lauf seines Stückes zu putzen. Friedel, der taubstumme Knabe, sitzt in einem Galm- oder Schalloch und läßt die Beine herabbaumeln und starrt blödsinnig auf den Jakobskirchhof hinab oder den Krähen, welche den Turm umflattern, nach. Auf Stadt und Land blicken wir ebenfalls und erzählen, was um und in der alten Stadt Magdeburg geschah seit dem zweiundzwanzigsten September, dem Tag der Schlacht an der Ohre. Dann suchen wir nach den Leuten, mit welchen wir es in dem großen Schauspiel und Trauerspiel zumeist zu tun haben: dann — können wir wieder herniedersteigen in das bewegte Getriebe, die Herzen in Liebe und Haß, in Bangen und Hoffen näher klopfen zu hören.

Tief, tief zu unsern Füßen liegt: Unseres Herrgotts Kanzlei, liegt die große geächtete lutherische Stadt Magdeburg; tief unter uns rund um das letzte Bollwerk des reinen Glaubens liegen die Lager, die Linien, die Schanzen derer, welche des Reiches Acht und Aberacht zu vollstrecken gekommen sind. —

Nachdem Herzog Georg von Mecklenburg den Sieg an der Ohre gewonnen hatte, hielt er sich noch bis zum Donnerstag nach St. Mauritiitag im Kloster Hillersleben mit weidlichem Bankettieren und Jubilieren. Dann brach er auf mit seinen Scharen, die anschwollen gleich einem bergab sich wälzenden Schneeball. Weiter zog er seinen verwüstenden Strich durch das Stadtgebiet, bis er sein Hauptquartier zu Schönebeck aufschlug. Hier trafen nun die Nachbarn des Erzstiftes, die Herren des Kapitels, die Stiftsjunker und die Achtsvollstrecker zusammen. Es kam Kurfürst Joachim von Brandenburg und sein Vetter Markgraf Albrecht von Kulmbach, es kam Hans Georg von Mansfeld, welcher die gute Gelegenheit benutzte, sich des Schlosses zu Egeln, samt der Pflege, welche die Magdeburger daselbst innehatten, zu bemächtigen. Am neunundzwanzigsten September erschien die Seele des ganzen, kam der feine, kluge Moritz, der „durchlauchtigste, hochgeborene Fürst und Herr, Herzog zu

Sachsen, des heiligen römischen Reiches Erzmarschall und Kurfürst, Landgraf in Thüringen, Markgraf zu Meißen". Seine politische Wagschale hielt er dem Mecklenburger Jürgen unter die Nase und flüsterte ihm zu:

„Herr zu Mecklenburg, wie dürft Ihr's wagen, daß Ihr die frommen Leut von Magdeburg habt dürfen angreifen? ... Habt Ihr die Kinder Gottes einmal getroffen?"

Wer doch den Zug hätte malen können, der bei diesen Worten um die Mundwinkel des Mannes spielte! Wer doch gegenwärtig gewesen wäre bei den Verhandlungen, in welchen der hochdeutsch meißnerisch lispelnde Sachse dem plattdeutsch aufbegehrenden, tobenden, brummenden, klein beigebenden Mecklenburger den Oberbefehl über den von ihm bis jetzt so gut geführten Haufen abnahm!

An diesem selbigen neunundzwanzigsten September, dem Tage Michaelis, kam ein Trompeter vor Magdeburg, blies sein Stücklein und forderte die Stadt zur Übergabe auf, wurde aber ohne ein gutes Wort zurückgeschickt.

Die aufgebotenen Lehnsleute ließ das Domkapitel zu dem Reichsheer stoßen; zu Augsburg saß immer noch kaiserliche Majestät und „hielt heftig an" für das Interim und den Reichsabschied und gegen die Geächteten. 60000 Gulden, zu 15 Batzen gerechnet, verwilligte das Reich monatlich zur Belagerung der Stadt Magdeburg. Aufgewendet wurde dazu des „Reiches Vorrath", der wider den Erbfeind, den Türken und sonsten zufällige Not gesammelt worden war, so daß der Magister Flacius Illyrikus durch Michael Lotthers Pressen mit Recht in die Welt hinausrufen durfte:

„Lieber Gott, wie in einen gar verkehrten Sinn sind die falschen Christen gerathen! Sie sehen, wie in trefflicher großer Gefahr die ganze Christenheit stehet, und sonderlich Teutschland, der Christen Feind, des Türken halben. Noch lassen sie ihn zufrieden, ja sie geben ihm noch Tribut, daß er zufrieden sei,

auff daß sie ja, dem Antichrist zu gefallen, Christum gantz und gar außrotten und austilgen mögen. Es gehet jetzt zu, wie es immer gegangen ist damit. Die falschen Jüden müssen immer Barrabam, den Mörder, loßbitten, auf daß sie nur Christum ans Kreuz bringen. Die Papisten lassen den Türken zufrieden, auff daß sie nur mögen die Christen verfolgen, die Interimisten und Adiaphoristen erlangen Friede von den Gottlosen, wie sie nur mögen, auf daß sie können uns ihre Brüder, dem Antichristen zu gefallen, ermorden."

Immer ängstlicher schlugen die Herzen aller Glaubensgenossen durch die ganze Welt, der hartbedrängten Stadt wegen. Eine große Bestürzung war mit der Nachricht von der Schlacht an der Ohre über sie gekommen. Sie sahen schon im Geiste die letzten Mauern und Wälle des evangelischen Glaubens niedergeworfen; sie vernahmen schon das Jubelgeschrei der Sieger, den Triumphruf „der Spitzhüte, des Mönchs- und Pfaffengesindels". „Kann ja" — wie Herr Flacius sagt, „der teufel unsern schwachgleubigen Hertzen solche wilde Fantasey und Gespenst einbilden, daß wir offt nicht anders meinen, denn es sei große Noth vorhanden, so doch keine ist, oder die gegenwertige Gefahr viel größer machen, denn sie ist."

Fest stand die Kanzlei des lieben Gottes! Ihre Besatzung verstärkte sie auf dreitausend Mann zu Fuß und dreihundert zu Roß. Jeder Bürger nahm die ihm zugeteilten Reiter und Knechte mit Freuden ins Quartier. Immerfort noch wurden Geschütze gegossen aus den Glocken der Stifter und Klöster. Rings um die Stadt hatte man Gruben aufgeworfen, dem Feind das Vordringen zu erschweren, Blendungen und Verschläge schützten auf den Mauern und Wällen die Streiter.

Alle Sehnen und Nerven spannte die Stadt nach der Niederlage im Feld vor Hillersleben aufs äußerste an, und mit blutigen Köpfen wichen die Feinde, die jetzt ihr Lager nach Fermersleben vorgeschoben hatten, zurück, als sie am zehnten Oktober, am Sankt Burchhards Abend, in der Nacht zwischen elf und zwölf

Uhr mit großem Geschrei, gewaltiger Macht gegen Stadtgraben und Tore anliefen. Von den Wällen sprach das Geschütz des Bürgertums auf ganz andere Weise wie im freien Feld. Wie brachen die Gewerke vor aus dem Ulrichstor:

„Hie Magdeburg! Magdeburg hie!"

Wie wetterten die groben Fäuste der Stadt ein auf den bestürzten Feind.

Da dieser Feind in seiner Wut und aus Verachtung des Stadtvolks, wider allen Kriegsgebrauch, sechs Windmühlen, den Holzhof und das Hintergebäude am Siechenhaus angezündet hatte, so konnte man desto besser sehen, wohin man schoß, stieß und schlug. Da ward „gar mancher großer Hans und starker Held von Thürmen und Wällen erschossen".

Drei Rüstwagen voll Tote führten die Feinde aus dem Feld. Mit zwei Trommeln begruben sie zu Beiendorf wohl über hundert. Nach Salza und nach Halberstadt führte man gar vornehme Leichen, und Gefangene sagten späterhin aus: in dieser Nacht hätten sie einen Mann verloren, der ihnen nicht um tausend Gülden feil gewesen sei.

Das folgende Morgengrauen zeigte den Bürgern um die verbrannten Mühlen her eine recht blutige Walstatt. Da fand man ganze Arme in Panzern, ganze und halbe Schenkel, Pickelhauben mit ganzen und halben Köpfen, Zündröhren, Zäume, Schenkel von Pferden und dergleichen, und Herr Sebastian Besselmeier meinte fröhlich:

„Hei, schaut, sie können ihren Schaden nicht verbergen! Das ist die erste Abzahlung auf die Hillerslebener Rechnung."

Am folgenden Tage hielt man ein Scharmützel hinter dem Klosterberge, und es kamen an diesem Tage, sehr gegen den Willen Herzog Heinrichs des Jüngeren, noch viel gute Kriegsleute der Stadt von Braunschweig her zu Hilfe.

Am zwölften Oktober wurde Stillstand geblasen, und in die Stadt ritt Fürst Wolfgang von Anhalt mit den zwei Dok-

toren Johannes Scheyring und Johannes Holstein, zwei magdeburgschen Kindern, der erstere Kanzler zu Mecklenburg, der andere Kanzler zu Lüneburg.

Kurfürst Moritz blickte wieder angestrengt auf das Zünglein seiner Wagschale. Es zitterte und schwankte und wollte gar nicht zur Ruhe kommen. Weitbeinig stand Herr Mauritius zwischen den Parteien da, augenblicklichen Vorteils wegen hingezogen zu Kaiser, Reich und Katholizismus; künftigen Vorteils halber liebäugelnd mit der neuen Weltmacht, dem Protestantismus, dessen Bedeutung und Unbesiegbarkeit dem genialen Politiker klar vor Augen lag.

Sechs Artikel ließ der Kurfürst der Stadt vorlegen, ihr seinen guten Willen zu zeigen:

„I. Die Stadt soll den beiden Kurfürsten Sachsen und Brandenburg und drei andern Fürsten und dem künftigen Erzbischof eingeantwortet werden, und eine ziemliche Besatzung, doch auf der Fürsten Kosten, einnehmen.

II. Dagegen sollen die Religion, Regenten, Kirchendiener und Bürger für ihre Person und Güter nicht angefochten und an dero habenden Privilegien und Festungen der Stadt nichts abgebrochen werden.

III. Die Stadt soll dem Kaiser einen Fußfall tun, ihm 100000 Gulden und sechszehn Stückbüchsen geben. Das Geld wollen die Fürsten der Stadt vorstrecken.

IV. Dem Erzbischof und dem Kapitel werden ihre Güter wieder eingeräumt.

V. Die gelittenen Schäden, desgleichen auch die Beywohnung und Ceremonien der Thumbkirchen sollen auf nächstige Unterhandlung gestellt werden.

VI. Kurfürstliche und fürstliche Gnaden wollen die Aussöhnung an kaiserliche Majestät aufs förderlichste gelangen lassen, dieselbe verhoffentlich zu erhalten. Im Fall aber, da solches bei kaiserlicher Majestät nicht zu erhalten, so wollen

alsdann Ihre kurfürstlichen und fürstlichen Gnaden die Besatzung ohne einigen Schaden aus der Stadt wiederum abschaffen, und die Stadt, wie sie die empfingen, dem Rath wiederum einantworten, Alles getreulich und ungefährlich."

Am elften und zwölften Oktober wurde zwischen Belagerten und Belagerern, zwischen Rat und Gesandten über diese Artikel hin- und hergehandelt; am vierzehnten, in der Stunde, wo wir auf dem Jakobsturm stehen, befindet sich der Doktor Scheyring abermals auf dem Rathaus, dieser Sachen wegen.

Wir lassen nun das allgemeine und blicken aus nach dem einzelnen.

Auf dem Alten Markt, vor dem Rathaus, schreiten vor der Front einer Abteilung Knechte, die daselbst aufgestellt ist — dem Doktor Scheyring zur Ehre und vielleicht auch ein klein wenig zum Schrecken, — Hans Springer, der Elsasser, und Adam Schwartze, der Bamberger, im leisen eifrigen Gespräch auf und ab. Beiden ist in den letzten Tagen viel des Unangenehmen begegnet.

Auf den Hauptmann hat sich von den Kanzeln ein wahrer Schwall von Anspielungen ergossen. Keine Buß- und Trauerpredigt ist nach der Schlacht an der Ohre gehalten worden, in welcher nicht Hänsel Springers und seines Lebenswandels mehr oder weniger verblümt gedacht wurde. Insinuationen sind wiederum dem Rat gemacht, die Schwelger, Ehebrecher und Blasphemisten, bei denen kein Glück sei, aus seinem Dienst, aus der Stadt zu entfernen. Der Hauptmann befindet sich in einer teufelmäßig ungemütlichen Stimmung; wäre die Frau Johanna nicht, in hellen Flammen wäre er aufgelodert gegen seinen Leutnant, der ihn abhielt, vor Hillersleben mit Sack und Pack zum Mecklenburger überzugehen.

Auf dem Geiste Adams lasten nicht weniger schwere Wolken; aber er weiß seine Gemütsbewegungen besser als der Elsasser zu verbergen, steigt für ein unbefangen Auge wie gewöhnlich

patzig einher, lächelt wie gewöhnlich. Einem schärfern Beobachter aber entgeht eine wunderliche Veränderung im Wesen des Mannes nicht. Ein genauerer Beobachter erkennt, daß der feste Schritt, das sichere Auge Adams nur noch Maske ist. Seit der Schlacht an der Ohre ist des Leutnants Stellung im Hause Michael Lotthers eine ganz andere geworden; der wieder zur Besinnung gekommene Buchdrucker empfängt den Vetter aus Franken lange so begeisterungsfroh nicht mehr wie früher. Er ist zwar nicht kalt gegen ihn; aber er schwört nicht mehr auf seine Worte, sondern beruft sich bei kriegerischen Erörterungen viel lieber auf die Meinung des Rottmeisters Horn. Er stellt den Leutnant nicht mehr als Muster auf; er nimmt sich sogar die Freiheit, ihm allerlei vorzurücken, was er tadelnswert findet. — Regina hat in ihrem Betragen gegen den Vetter eigentlich nichts geändert; aber darüber ist nicht viel zu sagen; der Vetter hat sich nie eines herzlichen Entgegenkommens ihrerseits rühmen können.

Doch das ist das wenigste, damit würde der Leutnant schon fertig werden; aber noch etwas gar Sonderbares ist ihm begegnet. Am Abend des vierten Oktobers hat er, in sein Quartier zurückkehrend, an seiner Tür eine Abschrift eines peinlichen Erkenntnisses der freien Reichsstadt Ulm vermittelst eines im Griff feststehenden Messers festgenagelt gefunden. Datiert ist dieses Erkenntnis vom zweiundzwanzigsten September 1544 gewesen, und Urteil wurde darin gesprochen nach den Rechtsworten der Karolina, der hochnotpeinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls des Fünften und des heiligen Reiches über eine Kindesmörderin, genannt Anna Josepha Agnese Scheuerin. Auf Ersäufung im Sack lautete der Spruch der ulmschen Richter, und hatte die unglückliche Verbrecherin den Sack, in welchem sie ertränkt werden sollte, selbst zu nähen.

Der Abschrift dieses Urteils sind aber die Worte hinzugefügt gewesen:

„Ist vollstrecht dieß Urthel 26. Septembris Anno 1544. Gott erbarmb der Seelen gnediglich. Gott wend' ab sein Aug vom Mörder und geb' ihn dem Rächer.

† † † im Läger vor Magdeburg."

Ob aber diese letzten Worte und diese drei Kreuze mit Blut oder mit roter Tinte gezeichnet waren, konnte der Leutnant Adam von Bamberg nicht herausbringen. Doch er sah jetzt dies schreckliche Blatt überall, wo er ging und stand, vor sich an der weißen Wand, wie auf der schwarzen, am Himmel über ihm und am Erdboden unter ihm. Wie er auch über die Augen wischen mochte, überall erblickte er vor sich die drei roten Kreuze und das Messer. Er fing an, die Dunkelheit und die Einsamkeit zu fürchten; er blickte bei jedem Schritt, den er hinter sich vernahm, schnell und scheu über die Schulter und hielt sich am liebsten mit dem Rücken gegen eine Wand gelehnt. —

Auf dem Altstadtmarkte vor dem Rathaus zählt der Hauptmann, mit den gewöhnlichen Flüchen auf Pfaffen, Rat und Bürgerschaft, während der Doktor Scheyring im Sitzungssaal des Rats verhandelt, seinem Leutnant die einzelnen, die Rotten und Haufen, deren er unter den städtischen Knechten sicher ist, an den Fingern her und behauptet: jetzt sei die Gelegenheit wiederum günstig, durch den Doktor Johannes den Herren vor der Stadt einen Wink zu geben. Er weiß für gewiß, daß des Kurfürsten Vorschläge heut von Rat und Bürgerschaft verworfen werden, und glaubt, eine noch bessere Stunde, das Besprochene ins Werk zu setzen, werde nimmer kommen.

Das Sudenburgertor und die Sudenburgervorstadt sind heute von den Leuten Springers besetzt, und somit beide ganz in der Gewalt des Hauptmanns. Johanna von Gent hat bereits einen Wink bekommen, und wird sich jetzt mit Geldsack und Schmuckkästchen auf der Wacht am Sudenburgertor befinden. Geleitsmann des Doktor Scheyring zwischen dem

Lager zu Fermersleben und der Stadt ist der Leutnant Schwartze, er mag sein Wort bei dem Doktor, er mag es beim Kurfürsten anbringen; — alles findet sich ganz herrlich zusammen.

„Adämle, Adämle," flüsterte der Hauptmann, „jetzt hat's e Schick. Dunder und Wetter, los die Würfeln! Trumpf und gewonnen! Hüt woll'n mer den Vogel abeschieße. Hüt Obend woll'n mer uns guet gebettet han im Lager vor der Stadt!"

Im Lager vor der Stadt! Was blickt der Leutnant plötzlich auf und um sich? Was der Hauptmann sagt, hat Kopf, Hand und Fuß; Zeit und Gelegenheit, den verwegenen, gewinnbringenden Plan des Verrats ins Werk zu setzen, sind wirklich so günstig, wie nur möglich. Ein kühnes Herz, ein kalter Kopf, eine Hand, die vor nichts zurückschreckt, mögen heute dem Kaiser und dem Reich die rebellische, geächtete, lutherische Stadt, die Kanzlei unseres Herrn Gottes, wehrlos, gebrochen zu Füßen legen. Millionen im Reich und den „angrenzenden Provinzien" werden dem kühnen Mann, der solche Tat, sei es auch durch Verrat, tun wird, zujauchzen; fernste Geschlechter werden seinen Namen mit Schauder und Bewunderung nennen. Die höchsten Wünsche wird er erfüllen dürfen, Ehren und Reichtum werden ihm zufallen; die schönste Maid der niedergeworfenen lutherischen Stadt wird er aus Blut und Flammen reißen und als herrlichste Beute führen dürfen in das — Lager vor der Stadt.

In das Lager vor der Stadt; — zusammengestürzt vor Adam Schwartzes Augen das glorreiche Gebäude von Ruhm, Glanz und Glück, das sein schlau verwegener Geist aufbaute, und in welchem der Hauptmann Springer nur ein schlechter Eckstein ist. Dahin ist der tollkühne Mut, verwirrt sind die klaren Gedankenreihen, die logischen Schlußfolgerungen. Eine Wolke legt sich vor den Blick, der fast so scharf sieht im Getriebe der Zeit wie sein großer Lehrmeister, Herr Mauritius von Sachsen. Zu einem armen, schwachmütigen Menschen ist Adam von Bamberg, der Bewunderer und Nacheiferer des Kurfürsten

Moritz von Sachsen geworden. Er fürchtet das Messer, welches die Abschrift des ulmschen Richterspruchs an seine Tür nagelte. Im Lager vor der Stadt, wo das Glück liegt, harrt auch der Rächer der Anna Scheuerin, die im Jahre Fünfzehnhundertvierundvierzig ertränkt, „gesäckt" wurde in der Donau und in ihren Sterbesack ihre Flüche und Segenswünsche hinein vernäht hat. Das Wahrzeichen an der Tür ist schuld daran, daß die günstige Stunde, den großen Vorsatz auszuführen, ungenutzt vorübergeht; ist schuld daran, daß der Hauptmann Hans Springer seiner „Cortesana" Befehl schickt, mit Geldsack und Schmuckkästchen wieder heimzukehren in die Wohnung; denn — „das Wetter sei zu trübe zum Lustritt unter den Mauern".

Der Franke weiß den Elsasser ebenso gut zu überreden und zu seiner Meinung hinüberzuziehen, wie der Obersachse Mauritius den Niedersachsen Jürgen von Mecklenburg. —

Auf dem Jakobsturm ist der Büchsenmeister mit dem Glanz seines Geschützlaufes zufrieden; er richtet sich von seiner Arbeit auf, winkt dem taubstummen Friedel, und beide setzen sich zu einem kärglichen Vespermahl nieder.

Wir blicken nach einer andern Gegend.

An der Brüstung der Stadtmauer, der Michaelisvorstadt gegenüber, lehnt der Rottmeister Horn im Gespräch mit dem Fähnrich Christof Alemann.

„So bist du also ziemlich so weit wie vorher?" fragt Christof den Freund, und dieser nickt trübsinnig und spricht:

„Es ist ein traurig Ding um solch ein Hin- und Herreißen. Da wirst du gezogen hier und dort, da wirst du weggestoßen dort. Ich wollt' lieber, es wär' geblieben, wie es zuerst war, wo der harte Vater mir ganz und gar den Eintritt in sein Haus verboten hatte. Jetzt darf ich kommen; aber was find' ich daheim? Von Tag zu Tag wird das arme Mütterlein betrübter, kümmerlicher, bleicher; der strenge Mann aber spricht kein Wort zu mir, reicht mir nicht die Hand beim Eintritt, ant-

wortet meinem Gruß nicht beim Weggehen. Ich bin wie ein Fremder im Vaterhaus und darf doch nicht daraus fortbleiben, denn die Mutter überlebt's nicht. Und Unfrieden bringe ich auch über die alten Eltern, die Frau zürnt stumm über den Mann des Sohnes wegen. Das Mutterherz hat des Kindes Schuld lang vergessen, nun begreift sie nicht den Vater, der nicht so schnell vergessen kann. O ich begreif' ihn wohl, Christof. Ich sage dir, niederknien könnt' ich vor diesem strengen, richterlichen Greis; — ob er mir zürne, stolz bin ich darauf, daß solcher Herr und Meister mein Vater ist. Würd' ich's nicht ebenso machen? Ach, ich vergeß' auch nicht so leicht in Lieb und Haß. Mein Herz ist ein tiefer Bronnen voll dunkeln Wassers, und was da drein fället, das behält er. Es liegt manch häßlich Ding drin; aber auch ein Karfunkel liegt unten, der gibt bei aller Not und allem Schmerz allem einen goldigroten Schein. Die Regina lieb' ich —"

„Hab's gemerkt und weiß es wohl, und der Teufel soll mich holen, wenn der stadtfremde Söldner solch magdeburgschen Edelstein an seinem Schwertgriff davon tragen soll. Leid's nicht, leid's nicht, Markus Horn!"

„Was ist da zu leiden? Was ist da nicht zu leiden?" rief der Rottmeister, in düsterer Aufgeregtheit die Hand des Freundes fassend. „In ihre Nähe bin ich gebannt, und möchte doch bis an der Welt Ende wegfliehen. Sie spricht so sanft, so milde zu mir, und doch ist es, als läge ein kaltes, haarscharf Schwert zwischen uns. Manchmal denk' ich, es muß noch ein Fünklein in ihr leben, so zur Flamme werden kann; doch dann ist gleich alles wieder erloschen, tot, schwarz, kalt. Ich möchte diesen Adam Schwartze vor ihren Augen niederstechen, und doch würd' ich es nimmer können; sie möchte ihn doch lieben, und sein Tod könnte sie betrüben."

Der Fähnrich lachte:

„Mark, was das anbetrifft, so probier's nur; gib ihm einen

tüchtigen Puff. Auf mein Wort, ich sag' dir, sie wird nicht das geringste dagegen haben. Ihr närrischen Verliebten seid doch ein toll Völklein, sehet den Wald vor lauter Bäumen nicht. Ich sag' dir, Bruder, es ist noch lang nicht fest, daß der Leutnant Schwartze die schöne Regina heimführe, und seit der Schlacht an der Ohre — der böse Feind stampfe den Ort fünftausend Klafter tief in den Erdboden — seit der Schlacht von Hillersleben nun gar nicht. Alle Teufel, was ist das? . . . nennen die falschen Hunde solches Waffenstillstand? Auf! Auf! Zu den Waffen! Der Feind! der Feind!"

„Auf! auf! Der Feind! der Feind ist da! Stillstand gebrochen! Stillstand gebrochen!" ruft auch Markus Horn, und Hunderte von Knechten und Bürgern, die auf die Mauern und an die Geschütze springen, rufen es nach.

Von einzelnen Häusern her, welche die Michaelisvorstadt neben der Sudenburg bilden, erknattert Büchsenfeuer und wirbeln Trommeln; man stürmt auf dem Domturm und Sankt Sebastian; Rauchwolken erheben sich aus der Vorstadt Sankt Michael. Der Feind hat dorten mehrere Häuser in Brand gesteckt und dringt in immer dichtern Haufen heran. Rund um die Stadt lassen sich bedenkliche Scharen sehen; von den Wällen und Türmen kracht das grobe Geschütz. Auf dem Neuen Markt rufen die Reitertrompeten zum Sammeln, und Christof Alemann stürzt die Stiegen vom Wall herunter, wirft sich auf sein unten angebundenes Roß, um zehn Minuten später an der Spitze einer Schar vom reisigen Zeug aus der Stadt auf den wortbrüchigen Feind loszubrechen. Aus einer Ausfallspforte stürzt auch Markus Horn mit seiner Rotte, und Hans Kindelbrück drückt nach mit aller Macht. Der heftigste Kampf entbrennt in Sankt Michael; aber endlich, als auch die Leute Hans Springers aus der Sudenburg vordringen, muß der Feind doch weichen. —

Auf dem Turm von Sankt Jakob beugt sich der Schütz

halben Leibes aus dem Schalloch; seitwärts der Neuen Stadt durchforscht sein Blick das Feld. Seine Augen scheinen Feuer zu sprühen, eine fliegende Röte hat sich, seit das Feuern begonnen hat, über sein bleiches Gesicht verbreitet. Der lahme Friedel bläst mit Macht eine Lunte an und kaut dazu mit vollen Backen. Des Meisters Andreas Kritzmanns Hand liegt auf dem Lauf der Kartaune, jetzt zieht er das Haupt aus dem Turmfenster zurück, langsam, bedächtig richtet er sein Geschütz. Ein feindlicher Reiterhaufe hält im Feld an der Neustadt. Die Lunte faßt der Büchsenmeister von Sankt Jakob, ein dumpfer Knall erschüttert den Turm, dröhnt in den Glocken nach. Ein dichter Qualm füllt das Gemach, in ihm herum tanzt Friedel wie ein Besessener, jauchzende, kreischende Töne ausstoßend; die Stimme solcher Kartaune ist der einzige Laut, welcher auf dieser Welt zu ihm dringt. Der Schütz steht hoch und wild aufgerichtet da und schwingt die Lunte um sein Haupt, daß sie in dem dichten Pulverdampf einen glühenden Kreis bildet. Eine ganze Reihe der feindlichen Reisigen hat die Kugel von Sankt Jakob im Feld an der Neustadt zu Boden gerissen, und Rosse und Reiter liegen übereinandergestürzt, während die unverletzt Gebliebenen in wilder Flucht auseinanderstieben.

Hinunter vom Turm! Hinab in die Wendelstiege! Wir haben genug gesehen. —

In der vierten Stunde nach Mittag, an diesem vierzehnten Oktober, saß in der Schöneeckstraße neben dem Bette des kranken Vaters Regina Lottherin. Der Buchdrucker, welchem mit der Besinnung die frühere Unruhe fast in doppeltem Maße wiedergekommen war, hätte in seinem Bette vor Ungeduld vergehen mögen. Auf dem Rathause wurde das Geschick der Stadt nun vielleicht entschieden, und dazu dieser Geschützdonner, dieses Sturmgeläut, dieser Kampflärm! Was war das? Was ging vor? O welche Qual, so festzuliegen; jetzt, wo man sich zerteilen möchte, um überall sein zu können!

Der alte Mann geberdete ſich wie ein recht eigenſinniges Kind, welches das Bett hüten muß, während die Gefährten auf dem Spielplatz ſind. Mehr als einmal rief er eine helle Träne in die Augen des doch ſo geduldigen Töchterleins. Das halbe Haus faſt war nach Nachrichten aus; und der einzige Troſt des Meiſter Michael war der Lärm, das taktmäßige Klappen ſeiner Preſſen, welche eine neue äußerſt giftige und boshafte Schrift gegen den Kurfürſt Moritz ans Licht der Welt förderten.

Jetzt trat der Faktor Kornelius mit verſtörtem Geſicht herein, und der Prinzipal ſchrie ihn an:

„Nun, was bringt Ihr? Was hat's gegeben? Was ſoll das Feuern? die Sturmglocken? Nun, ſo redet doch — bei allen Preßbengeln, redet!"

„O Meiſter, Meiſter," ſeufzte der alte Diener des Hauſes; „nichts ſtehet mehr feſt und ſicher in der Welt. Nicht Wort, nicht Eidſchwur gilt mehr; worauf ſoll man ſich denn nun noch verlaſſen? Den Stillſtand hat der Feind niederträchtiglich gebrochen, angegriffen hat er, während ſein Geſandter auf dem Rathaus handelt. Sankt Michael haben ſie angezünd't, und unſere ſind ausgefallen; und es geht ums Leben an der Sudenburg. Den Meiſter Meienreis, den Innungsmeiſter der Seidenkrämer, tragen ſie eben vorbei. Er hat einen Stich in den Leib; er wird ſein Haus nicht lebendig erreichen."

„Ich wollt', ich hätt' auch ſolch 'n Stich abgekriegt!" jammerte der Buchdrucker, mit der Fauſt auf die Bettdecke ſchlagend. „'s iſt beſſer, als ſo dazuliegen."

„O verſündigt Euch nicht, Vater!" rief Regina, mit ängſtlich gefalteten Händen.

„Halt den Mund, Mädchen!" ſchnauzte der Alte. „Erzählt weiter, Kornel, die Unſrigen halten ſich doch gut? Wer leitet den Ausfall?"

„Hauptmann Kindelbrück! Man muß es ihnen lassen, sie schlagen sich wacker. Das Knallen von den Wällen hat ja aufgehört. Sie haben die wortbrüchigen Fladenweiher durch die Michaelisvorstadt wie eine Hammelherde vor sich hergetrieben."

„Recht so! Das ist wacker! Vivat, die Stadt! Regina, gib acht, der brave Jung, unser Mark ist auch wieder dabei; 's ist ein Gottessegen, solchen Sohn zu haben, — und der Teufel hole den Ratmann."

Die Jungfrau hatte sich bei den letzten Worten des Vaters erhoben und war an das Fenster getreten, um eine aufflammende Röte der Wangen, die aber gleich darauf wieder in Todesbleiche überging, zu verbergen. Der Faktor Kornelius blickte dem Mädchen mit leisem Kopfschütteln nach.

„Der wackere Markus!" schrie der Buchdrucker. „Ich wollte — — sagt doch, Kornelius, habt Ihr nichts vom Vetter Adam, ich meine den Leutnant Schwartze — gesehen?"

„O ja, Meister. Der Herr Leutnant geht am Roland vor dem Rathaus spazieren."

„Der Teufel hole ihn! Auch eine schöne Beschäftigung zu solcher Stund!" schrie der Buchdrucker ärgerlich. „Ist da sein Platz? Ich wollte, ich könnte ihm zeigen, wo er hingehört!"

„Reget Euch nicht unnötigerweise auf, Meister," sprach der Faktor. „Der Herr Leutnant ist befehligt. Er soll dem Doktor Scheyring das Geleit vor die Stadt geben, so die Unterhandlungen sich zerschlagen."

„O heiliger Gott, dem das Geleit geben?" schrie der Buchdrucker jetzt in heller Wut. „Dem Abgesandten — was Abgesandten? — dem Spion solcher falschen, eidbrüchigen Gesellen! Säß' ich im ehrbaren Rat, ich wüßt' wohl, was ich für ihn vorschlüge."

„Vater, der Herr Ratmann Horn tritt soeben ins Haus," sagte Regina, vom Fenster zu ihrem Sitz am Bett zurückkommend.

„Gottlob," murmelte Meister Michael, „der wird uns Bericht abstatten von dem, was auf dem Rathaus geschehen ist. Kornelius, Ihr könnt gehen. Bitt' Euch, schaut nach, daß sie drunten mit des Doktors Alberi Bogen sich eilen. Kann der Michael Lotther keine Büchse gegen den Interimisten, den Fuchsschwänzer Mauritius abbrennen, so kann er ihm doch auf andere Weise einen Tort antun."

Der alte Faktor ging, und der Ratmann Ludolf Horn trat in das Gemach.

Mit zitternder Spannung richtete sich der Kranke auf seinem Lager hoch auf.

„Da seid Ihr endlich, Nachbar! Wie ist's? wie ist's? Sind wir zu Kreuze gekrochen, oder haben wir uns als deutsche Männer und echte Bürger der Kanzlei unseres Herrgotts gezeigt?"

„Die Vorschläge und sechs Artikel kurfürstlicher und fürstlicher Gnaden sind verworfen von Rat, Innungsmeistern und Gemeinde. Die Unterhandlungen sind abgebrochen, und unter sicherm Geleit wird der Fürsten Unterhändler und Gesandter, Doktor Johannes Scheyring, soeben aus der Stadt geführet."

„Vivat! vivat! vivat!" schrie der Meister Michael Lotther, die Zipfelmütze schwingend, und sie sodann gegen die Balkendecke werfend. „Gott segne Euch die Nachricht, Ludolf! Das ist besser, als zwanzig Gläser voll Arzneien, das ist besser als alle Schröpfköpfe, Aderlaßschnepper, als aller medizinische Hokuspokus. Wo sind meine Hosen? Meine Hosen her; ich will aufstehen! Meine Hosen! meine Hosen sage ich!"

„Werdet Ihr verrückt, Michael?" fragte der Ratmann, den aufgeregten Nachbar wieder auf seine Kissen hinunterdrückend. „Haltet Euch ruhig, oder Ihr erfahret weiter nicht das geringste von mir."

„Ja, ja," seufzte der Buchdrucker, der doch wieder seine Mattigkeit fühlte, „ich will so geduldig sein wie ein Aal unter

dem Messer. Erzählt nur, was vorgefallen ist auf dem Rathaus — ach, meine Hosen, meine Hosen!"

Die letzten Worte kamen so wehmütig kläglich heraus, daß selbst der finstere Ludolf Horn ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Er setzte sich am Bett des Nachbars nieder und gab Bericht von allem, was im Rat gehandelt war. Er erzählte, wie der Graf Albrecht von Mansfeld und der Graf von Heydeck nach dem Worte: Die mittaten, müssen auch mitraten — eingeladen wurden, an der Sitzung teilzunehmen. Er erzählte, wie sie erschienen, und wie dann der Doktor Johannes Scheyring, der mecklenburgsche Kanzler, vorgetreten sei, abermals seine „Handlung" anzutragen.

„Hat da," sprach der Ratmann, „der Doktor Johannes Scheyring, nach nochmaligem Fürtrag der sechs Artikeln, gesprochen und vorgewandt: er sei ja auch ein Bürgerskind, ein magdeburgisch Kind und seinem Vaterland vom ganzen Herzen geneigt; sei ihm auch zu dienen schuldig und habe sich gern als Mittler in diesen bösen Sachen gebrauchen lassen; man möge doch nur seinen Herrn von Mecklenburg und die kurfürstlichen Gnaden von Sachsen als Schutzherren annehmen, sie wären ja in allen Gnaden der Stadt wohlgeneiget und gewogen, und durch sie könne alles zum Besten gewendet werden. — Hat sich aber auf solche Reden ein ehrbarer Rat mächtiglich beweget, gemurmelt und gemurrt, und der Graf Albrecht hat allen das Wort aus dem Mund genommen und dem Doktor geantwortet: „Herr Doktor, für Zeiten möget Ihr wohl Gottes Wort lieb gehabt haben; aber habt Ihr's auch jetzund lieb? Wisset Ihr auch, mit was für Herren und Fürsten Ihr umgehet? Habt Ihr Gottes Wort lieb und meint's Eurem Vaterlande mit Treuem, wie kommt's denn, daß Ihr Euch zu Eures Vaterlandes Feinden haltet, da Euch doch bewußt ist, daß alle Feindschaft von Gottes Worts wegen uns zu Handen kommt?!" — Und indem der Graf so redet, hören wir plötzlich das Geschütz

von Wall und Türmen krachen und knallen, und die Sturmglocke läuten, und Nachricht kommt, der Feind überlaufe die Stadt mit Waffengewalt, habe den Stillstand gebrochen und Sankt Michael mit der Brandfackel angestoßen. Da könnet Ihr Euch vorstellen, Meister Michael, was das für einen Aufstand gab im Rat! Hob sich der Graf von Mansfeld wiederum von der Bank und rief den Doktor an: „Höret Ihr, Herr Doktor, höret Ihr? Was ist das? Sind das gute Nachbarn, sind das aufrichtige Kriegsleute, die gütige Handlung fürschlagen und uns unterdes überfallen?! Herr Doktor, merkt's wohl, wenn wir und ein ehrbarer Rat rechten Kriegsgebrauch mit Euch halten wollten, so wäre das Euer Recht, daß man Euch, Herr Doktor, Euch meine ich, aufhinge und Euch über die Mauer hinausstieckte!"

Der Buchdrucker Michael Lotther hatte während dieser Erzählung die seltsamsten Bewegungen auf seinem Lager gemacht; er hatte seine Nachtmütze zu einem Ball zusammengedreht, er hatte sie wieder aufgewickelt und den Zipfel heruntergepflückt, er hatte sie über das Kinn heruntergezogen und sie wieder abgerissen; jetzt schleuderte er sie mitten in das Gemach und schrie:

„Wo ist der Doktor Alberus? Schafft mir den Doktor Erasmus, oder den Flacius, oder sonst einen von des heidnischen Götzen Apollos Brüderschaft. In Reime will ich das gebracht haben; gesungen soll es werden zu ewigem Lob des Grafen von Mansfeld. So wie ich wieder in meinen Hosen bin, will ich dreimal Rad schlagen vor dem Grafen Albrecht, wenn ich ihm dadurch eine Güte antun kann. Das ist ein Mann! Das ist ist ein Wort! He, he, he, Herr Doktor Scheyring — aufhängen — über die Mauer stecken — hi, hi, hi — wie gefällt Euch das, Herr Doktor? Recht wär' Euch also gedient, Mann! Ich hoffe, Nachbar Horn, Ihr habt doch die Tat dem Wort nachfolgen lassen?"

„Das doch nicht, Michael!" sprach der Ratmann; „aber

über die Maßen erschrak der Doktor Johannes Scheyring, rot und bleich wurde er und bekannte mit gerungenen Händen: nicht recht sei's, daß die Seinigen unter der Unterhandlung also einplatzeten. Vollständig erkenne er aber für Recht, was da über ihn ausgesprochen sei; aber er bitte doch von den Herren die Gnade, seine Person zu verschonen, er sei ja ein Bürgerkind und habe sich nur aus Liebe zu seinem Vaterland als Händeler gebrauchen lassen."

„Der interimistische, adiaphoristische Pharisäer! Bist du's, der Israel verwirret?" murmelte Meister Michael. „Gedruckt will ich die Geschichte haben, daß nach dreihundert Jahren noch ein anderer sie nacherzählen kann. Wart, Doktor, ich will schon meine Magister hinter dich hetzen; deine Schande soll auch ein Blinder an der Wand greifen können. Ludolf, Ihr habt doch diesem Babylonier, diesem abtrünnigen Mameluken ohne viel ferneres Disputieren aus der Stadt geläutet?"

„Die Unterhandlungen sind abgebrochen; der Feind mag sein Ärgstes versuchen. Gott schütze die Stadt!"

„Amen! Ich wollte, ich wäre in meinen Hosen!" sprach der Buchdrucker.

„Wenn Ihr Euch in Geduld fasset, Michael, und Euch ruhig verhaltet, so werdet Ihr bald wieder in Euern Schuhen stehen," meinte der Ratmann.

„Es hat nicht jeder Euern Gleichmut, Ludolf; und das ist auch recht gut für die Welt. — Was ich sagen wollt', Euer Sohn ist auch wieder mit dem Kindelbrück draußen gewesen. Ludolf, Ludolf, ich sage dir, an dem Jungen handelst du nicht recht; ich sage dir —"

Der Ratmann erhob sich mit einer abwehrenden Handbewegung:

„Schweige davon, Michael; ich bin dem Knaben schon mehr gewichen, als ich sollte —"

„Kann er nicht in diesem Augenblick kalt und tot liegen? Was wirst du sagen, Ludolf, wenn sie ihn dir bringen als Leiche? Dem Toten wirst du dein Herz öffnen wollen; aber es ist zu spät dann. Ludolf, Ludolf, ein bißchen von meiner Art könnt' dir nicht schaden."

„Jungfräulein, was ficht Euch denn an?" sprach der Ratmann zu Regina. „Ihr schauet so bleich! Ihr habet einen schlimmen Kranken zur Pflege, Kind, das merkt man auch Euch allgemach an. Nachbar Michael, nehmt Euer Töchterlein in acht, quält es nicht zu Tode; denn Ihr seid ein böser Betthüter und schlecht zu verwalten. Gott gebe Euch einen guten Abend, Jungfer Regina, und Euch auch, Michael."

Mit den Worten nahm der Ratmann Abschied, und der Buchdrucker blickte ihm nach und sagte:

„Da gehet er hin; trägt sein eisern Herz von dannen, und sein wackrer Sohn liegt vielleicht auf dem blutigen Plan, gestorben für die Eltern, für die Vaterstadt! Aber was hast du, Regina, bist du wirklich krank? Mache ich dir in Wahrheit zuviel Beschwer mit meiner Hast und Ungeduld?"

„Nein, nein, mein Vater," murmelte die Jungfrau, das Haupt in der Bettdecke des Vaters bergend.

„Was zitterst du denn, Kind? Deine Hand ist so kalt, Regina!"

„Es ist schon vorüber, ängstet Euch nicht Vater!" sagte die Jungfrau, das Gesicht wieder erhebend. „Es ist der Krieg in der Welt. Glaubt Ihr, ein armes, schwaches Mädchen kann in einer Zeit, wie diese, wie ein Mann alles tragen? Wir sind nun leider nicht so starkmütig wie ihr Männer erschaffen, Vater."

„Na, na, nur ruhig, der Feind ist noch nicht in der Stadt; halte du nur den Kopf in die Höhe, Liebchen. Daran hab' ich freilich nicht gedacht! Nun, wir wollen schon Mauer und Wall halten; es soll euch armen Weiblein niemand an die Kehle. Horch aber, wer kommt denn da!"

Ein schwerer Mannestritt erschütterte die Treppe; es wurde an die Tür geklopft.

„'s ist unser Mark; er hat versprochen zu kommen, — herein!" rief der Buchdrucker, sagte dann aber sogleich ziemlich enttäuscht:

„Ach, Adam, seid Ihr es?"

Der Leutnant trat in das Gemach und begrüßte den Vater und die Tochter mit aller Höflichkeit. Regina zog sich nach ihrer Art scheu zurück, der Buchdrucker aber sagte:

„Setzt Euch, Herr Vetter; habt Ihr Euern Doktor glücklich an seine Herren abgeliefert? 's wär' wahrlich ein großer Schaden gewesen, wenn ihm ein Unglück auf dem Wege begegnet wär'."

„Befehl geht dem eigenen Wunsch vor, Meister Michael," antwortete der Leutnant. „Freilich wär' ich viel lieber beim Ausfall mit gewesen, um den Feind aus der Michaelisvorstadt zu verjagen; aber gegen den Befehl war nichts zu machen."

„Recht, Adam, ein guter Kriegsmann muß seinem Vorgesetzten gehorchen; eben so gut wenn er: Sturm, als wenn er: Ausreißen, schreit. Euer Hauptmann Springer, Vetter, hätte vor Hillersleben nur nicht so eilig das letztere brüllen sollen. Wir wären alle doch schon von selber früh genug gelaufen."

Der Bamberger zuckte die Achseln. „Ein böser Stern waltete an jenem Tage über uns allen. Die Schlacht war verloren, ehe sie angefangen hatte, und die Erscheinung vor Barleben —"

„Ich bitt' Euch um alles in der Welt, Herr Vetter, schweigt mir von dieser Erscheinung. Erscheinung hin, Erscheinung her; ich habe nichts davon gesehen, und tausend andere, die mit mir im Zuge waren, haben ebenfalls nichts davon zu Gesicht gekriegt. Ich verlaß' mich in Kriegssachen nur auf meine fünf gesunden Sinne und meinen gesunden Verstand, und die sagen mir alle, je mehr ich darüber nachdenke, die Schlachtordnung,

zu der Euer sauberer Hauptmann — nichts für ungut, Vetter — den Plan angegeben, war keinen roten Pfifferling wert. Wie schön hätten wir uns den Rücken decken können durch das Wasser, die Ohre. Der Jürg, der Ochsenkopf brauchte wahrhaftig kein Alexander Magnus, kein Julius Cäsar zu sein, um einzusehen, wo er uns packen müsse und könne."

„Schlagt das Faß zu, Meister Michael," sprach der Leutnant. „Das nächste Mal wollen wir es besser machen, und Ihr sollt vor allen andern und zuerst Euern Rat dazu geben. Schlagt das Faß zu."

„Hat sich was! Zuschlagen!" brummte der Buchdrucker. „Jawohl, zuschlagen; immer brummt's mir noch im Kopf, als hätt' ich tausend Hummeln drin summen vom Zuschlagen! Geht, geht, Vetter Adam. Ihr würdet einen schönen Schwiegersohn abgeben! Wär' der Markus Horn nicht gewesen — ich wär' jetzo draußen auf dem Feld vor Hillersleben im allerschönsten Verfaulen begriffen und läg' nicht mehr lebendig in diesem — Satansbett."

„Aber, Herr Vetter Lotther, liebster Herr Vetter —"

„Ich bin ein grader Mann, Herr Vetter aus Franken, nehm' nicht gern ein Blatt vors Maul, und will Euch auch jetzt meine Meinung klar heraus sagen. Wer mein Kind heimführen will, der muß es durch eine stolze, eine tapfere, glorreiche Tat gewinnen. Es muß einer sein, von dem sich reden läßt auf der Lauenburg beim Becher. Auf den Tisch will ich schlagen können und sagen: „Mein Schwiegersohn hat das getan: mein Schwiegersohn hat den Mecklenburger Jürg bei der Nase in die Stadt geführt, oder — mein Schwiegersohn hat den Kurfürsten Moritz vom Gaul gerannt, daß er die Beine aufkehrte. Hört Ihr, Vetter Schwartze, solches Querfeldeingaloppieren wie bei Hillersleben will ich nicht wieder haben, so wahr ich Michael Lotther heiße."

„Jungfer Regina, Euer Vater ist noch recht krank," rief

der Leutnant, welcher während dieser Rede die herrlichste Gelegenheit hatte, seine Selbstbeherrschung zu beweisen. „Hütet ihn ja recht, teure Regina, und seid versichert, daß Adam Schwartze alles für Euch tun wird, was in seinen schwachen Kräften stehet. Meister Lotther, ich gehe von Euch und will nur Euern Leibesgebresten zurechnen, was Ihr gegen mich eben spracht. Nehmt mein Wort, mein Herzblut setz' ich dran, ein Mann zu sein nach Euerm Sinn; aber bedenkt auch: nur ein Schuft tut mehr, als er kann."

Abschied nahm der Leutnant, und als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, ächzte der Buchdrucker:

„Da geht er hin. Ein Schuft tut mehr, als er kann. Aber ein Schuft tut auch weniger, als er kann. Guten Abend, Herr Vetter . . . ach, ich wollt', mein Markus wäre hier! Der stehet aber draußen bis an die Knöchel im Blut; während dieser Fant falschzüngige Unterhändler umherführt, und dann zierlich kommt und Besuch abstattet und Gesichter schneidet, wenn man ihm nicht höflich die Hand küßt. Tut mir leid um dich, Regina, wenn du dein Herzlein zu fest an diesen Vetter aus Franken gehänget hast; aber nimm mein Wort, du kriegst ihn nicht, wenn er sich anders ausweist, als ich dachte."

„O, mein Vater, mein Herz hänget nur an Euch und meinem zweiten Mütterlein drüben!" flüsterte Regina, den Arm um den Hals des Vaters legend, und dieser sagte:

„Das ist recht; du bist mein wacker Herzblättchen und verdienst einen ebenso braven Mann, als du einen guten Vater hast . . . was ist denn das für ein verfluchtes Gequieke?"

Der Ton einer Querpfeife ließ sich schrillend im Hause vernehmen, und der Faktor Kornelius steckte den Kopf in die Tür:

„Meister, da ist ein Bengel — ein Kobold, ein Taugenichts, der Euch mit aller Gewalt sprechen will; — da ist er schon."

Hinter dem alten Faktor hervor drängte sich Fränzel Roth-

nagel, das Pfeiferlein, ſchlug ein Rad und ſtand neben dem Lager des Buchdruckers.

„Einen ſchönen Gruß von meinem Herrn, dem Herrn Rottmeiſter Horn, und er könnt' nicht abkommen vom Wall. Schickt er mich für ſich, und wenn Ihr ihm was Gutes zu Eſſen und Trinken zugedacht hättet heut abend, ich möcht's auch, und er gunnt's mir ſchon."

„Teufelsjung, das hat er nicht geſagt!" ſchrie der Buchdrucker, den Bengel in höchſter Verwunderung anſtarrend.

„Er hat's aber gemeint, und dann ſollt' ich Euch dazu fragen, ob das die Schaumünze ſei, ſo man Euch abgeriſſen hat neulich an der Ohre. Hier — he?"

Eine Kette mit dranhängender Schaumünze hielt der kleine Pfeifer dem Meiſter Michael unter die Naſe, und dieſer ſtieß einen Ruf der Überraſchung und der Freude aus:

„Wahrlich, wahrlich, o Wunder, hab' ich dich wieder, du Kleinod! Schau, ſchau, Reginchen, die Ehrenkett, ſo ein ehrbarer Rat Anno 1402 deinem Urgroßvater gab, als er ſich in dem großen Aufruhr des Schuſters Gerke von der Heide ſo wacker gehalten und das Rathaus errettet hatte! Burſch, wer gab dir das?"

„Nun, wer anders als mein Herr, Herre Horn, unſer Rottmeiſter? Er hat's einem der Mecklenburger Knechte abgenommen bei Sankt Michel. Ich möcht' Euch ſchön grüßen und ſagen: als Knab hab er oft mit der Münz geſpielt, wenn er Euch auf dem Schoß ſaß."

„Segen und Glück über deinen Herrn, Jung. O könnt' ich doch in meine Hoſen; o könnt' ich doch laufen, ihm ſelber Dank zu ſagen. Wie heißeſt du, mein Sohn?"

„Fränzel Nothnagel, Euch zu dienen, Meiſter!"

„Nun, Fränzel Nothnagel, gefüttert und getränkt ſollſt du werden, und einen Anzug aus flandriſchem Tuch ſollſt du auch haben. Reginchen, lauf hinüber zur Nachbarin, und erzähl ihr,

was ihr Markus vollbracht hat. Kornelius, Kornelius, laßt die gebratene Schöpslende von heut mittag 'raufbringen, und einen Krug vom besten. Ich hab' auch einen Hunger wie ein Wolf. Du, Pfeiferlein, setz dich her; das beste Stück vom Schöpsen sollst du haben, und erzählen sollst du mir von deinem braven Herrn. Da kommt der Trunk; ich bring's dir, Fränzel. Vivat, der Rottmeister Markus Horn!"

Zur Nachbarin Margareta eilte Regina hinüber. An die Schöpsenkeule machten sich der Meister Lotther und das Pfeiferlein, und halb betrunken übergab eine Stunde später der Buchdrucker den Fränzel den Händen des Faktors Kornelius. Als Regina aus dem Hause des Ratmanns Horn heimkehrte, fand sie ihren Vater in einem tiefen, gesunden Schlaf, die gerettete Ehrenkette des Ahnherrn fest an die Brust drückend.

Das elfte Kapitel.

Herr Mark hält Wacht am Krökentor,
Der Meister Lotther tritt hervor,
Das Töchterlein ihm folgen muß,
Historia kommt zu — einem Kuß!
In Flammen geht die Neustadt auf,
Der Feind legt seine Hand darauf.

Diese Belagerung der Stadt Magdeburg von Tag zu Tage zu schildern, wäre wohl ein höchst treffliches, aber auch äußerst schwieriges Unternehmen. Da müßte man in den Chroniken und den alten verstaubten, vom Wurm durchfressenen Schriftstücken dem Wege jeder einzelnen Kugel, welche der Feind in seiner Wut „hereinscheußt", folgen. Heut wird Peters des Unterschreibers Dachstuhl, morgen Schechtings Schornstein herabgeworfen. Heut wird Joachim Balke totgeschossen, morgen Andreas Bürkicht, des Kaufmanns Bürkicht Junge. Heut schießt der Feind vom Zoll in Backmeisters Haus, morgen fällt während der Predigt ein „groß eysern Glötte" in die Johanniskirche mitten unter das Volk, ohne Schaden zu tun. Einmal hat der Doktor Erasmus Alberus kein Holz im Hause, ein Gericht Fische, so ihm ein guter Freund verehrte, dabei zu sieden; da kommt eine Kugel, trifft einen Balken über dem Schreibtisch des Doktors und wirft ihm die Späne um den Kopf, „raffet er dieselben Späne auf, traget sie in die Küchen und lasset die Fische dabey gar machen." Kinder und Jungfrauen werden durch einfallende Geschosse getötet, und diese Unglücksfälle getreulich aufgezeichnet; getreulich aufgezeichnet wird selbstverständlich, wenn eine andere schwere Kugel das Dach der Johanniskirche zerschlägt, aber auf der Wölbung liegen bleibt und so „die Kirche das Interim nicht annehmen" will.

Dem Feuer des Feindes antwortete die Stadt durch

fünfzehn Stück große Rädergeschütze vom Brücktor bis zum Sudenburgertor, siebenundzwanzig Stück vom Sudenburgertor bis zum Ulrichstor, dreizehn Stück vom Ulrichstor bis an das Schrotdorfertor, dreizehn Stück vom Schrotdorfertor bis ans Krökentor, sechszehn Stück vom Krökentor bis an die Hohe Pforte, dreiundzwanzig Stück vom Heideck bis ans Brücktor. Vierhundertdreiundvierzig Stufen hoch hatte man ein schweres Rohr auf den äußersten Umgang des Domturms — zur Verwunderung aller Kriegsleute — gebracht, um damit den Feind in Buckau erreichen zu können. Zwei andere Stücke standen ebenfalls auf dem Dom, aber niedriger. Zwei schwere Kartaunen befanden sich auf dem Turm von Sankt Sebastian, eine, wie wir bereits wissen, auf dem Jakobsturm. An Serpentinen und Doppelhaken waren auf den Walltürmen und der ganzen Streitwehr wohl über vierhundert während der Belagerung in Tätigkeit und bliesen dem Feind manch guten Mann aus dem Feld weg. Unseres Herrgotts Kanzlei wußte auch noch auf andere Art als nur durch die Druckerpresse Zeugnis zu geben; im Donnerton hallte ihr gewaltig, gewichtig Wort durch die Welt, und alle Völker und Potentaten horchten auf.

Vor der Stadt war nun, vom zwanzigsten Oktober ab, der Feind auch in vollster Tätigkeit und nahm sich der Sachen mit allem Ernst an; und ist „also die Belägerung in entstehender Güte vorgenommen worden, da Hans Alemann und Ulrich von Embden Bürgermeister waren."

Ein Wühlen und Graben hub an im Feld von Geächteten und Achtsvollstreckern. Gräben zogen die Städter, um der feindlichen Reiterei das schnelle Ansprengen zu erschweren; Schanzen, Gräben mit Blendungen, Katzen, Basteien und dreieckige Wehren warfen die Belagerer auf.

Fünf große befestigte Blockhäuser entstanden allmählich zu großer Bedrängnis der Stadt.

Das erste erhob sich oberhalb Buckau auf der Höhe unter dem Befehl des Verteidigers von Leipzig, Herrn Bastians von Walwitz, welcher unserm Freunde Markus Horn Anno siebenundvierzig den ersten Kriegssold zahlte. In diesem Blockhaus lag Markgraf Albrecht von Ansbach, der Graf von Leuchtenberg, Klaus von Oberg, Wichmann von Wulffen und andere vom Adel samt zehn Fähnlein Knechten und einem Geschwader fränkischer Reiter.

Das zweite Blockhaus wurde am Rottersdorfschen Teich errichtet, und der von Schwendi hielt es mit einem Fähnlein Knechte.

Das dritte befestigte Lager war zu Diesdorf auf der andern Seite der Stadt beim Pulverhof. Hier lag Georg Wachmeister, ebenfalls Hauptmann über ein Fähnlein.

Das vierte Lager und Blockhaus war an der Steinkuhle errichtet, darin lag zuerst Hauptmann Jülicher und dann der Oberste Wolf Tiefstetter oder Teufstetter mit zwei Fähnlein.

Das fünfte Lager entstand nach Eroberung und Niederbrennung der Neustadt in den Ruinen. Darin hatten die kurfürstlichen Gnaden, Herr Herzog Mauritius, ihr Losament, „wann sie etwa im Läger gewesen, welches doch allein geschehen, wann Musterung, Handlung oder Meuterei fürgewesen". Hier lag auch Herzog Georg von Mecklenburg und überhaupt die größte Macht der Belagerer.

Eine letzte Wehr wurde der großen Brücke gegenüber auf dem Zoll errichtet, und schoß man von da nach dem Alten Markt herüber. Hans von Chemnitz, Hauptmann, lag hier mit einem Fähnlein Knechte. Zu Krakau war eine Reiterwacht bestellt; — Angeber und Baumeister sämtlicher Belagerungsarbeiten war Herr Hans von Dieskau.

Gescharmützelt wurde Tag für Tag, doch eines Sturmes „maßte sich der Feind nie an". Das Ulrichstor und das Brückentor standen stets bei Tage offen. Das Stadtvieh konnte immer

zur rechten Zeit ausgetrieben werden; so wie man auch die Gärten vor der Stadt umgrub und besäete. An Proviant mangelte es nicht, nur Besen waren nicht zu bekommen, und wurde darüber die Stadt ganz kotig und unrein.

Ein Wispel Weizen oder ander Korn kostete zwölf Gulden. Ein Pfund Rindfleisch, Kuhfleisch, Schweinefleisch usw. einen Groschen, eine Kanne Bier galt drei Pfennige, ein Pfund Speck vierzehn Pfennige, ein Pfund Butter drei Groschen, ein Pfund Schmalz zwei Groschen. Ein Ei kostete zwei Pfennige, eine Gans sieben Groschen, ein Maß Honig drei Groschen.

Herr Matthias Flacius Illyrikus machte eine schöne Erfindung und brauete aus Anis Bier, „welches sich wol hat trinken lassen"; wie der Herr Stadtsekretär Merkel, höchst wahrscheinlich den Mund verziehend, niederschrieb.

Das arme Volk in und aus den Vorstädten, wohl sechstausend Köpfe stark, hat man in der Stadt behalten und es nicht Not leiden lassen, auf das Wort des Grafen Albrecht von Mansfeld: es möchten Leute darunter sein, die da beten könnten.

Pferdefleisch haben einige Knechte nur aus Vorwitz gegessen. Es soll „gar süß" sein, und „wann es zuvor wol geritten oder getrieben und gepfeffert, sich wohl haben essen lassen."

Die Straßen und Gassen in der Stadt waren mit Ketten wohl versperrt, und gute Wacht wurde überall gehalten. Wann der Feind sich regte im Feld, steckten die Wächter auf den Türmen Fahnen aus, und nur bei großem Anschein von Gefahr schlug man die Glocken an. —

Am siebenundzwanzigsten Oktober, am Tag Simonis und Judae, trieben die Magdeburger die feindlichen Knechte, die zur Tagewacht und zum Schutz der Schanzgräber ausgerückt waren, fast bis in ihr Lager zu Fermersleben zurück, so daß man von dort mit dem kleinen Geschütz ausrücken mußte.

Am ersten November, am Allerheiligentag, vormittags um acht Uhr, brach der Feind aus dem Lager mit siebenhundert

Hakenschützen und dreihundert Reitern, und derer von Magdeburg Reiter unter Christof Alemann samt den Hakenschützen fielen heraus, erschossen und erstachen manchen Mann und fingen einen einäugigen Reiter, Lossau genannt.

In der Nacht vom dritten zum vierten November mußte der Feind aus seinem Lager zu Diesdorf laufen; des langen Regens wegen konnte er es vor Kot und Schlamm in seinen Schanzen nicht aushalten, und geschah ihm ganz recht.

In der folgenden Nacht kroch der Feind heran, hatte Fackeln an die langen Spieße gebunden, und zündete zwischen drei und vier Uhr acht Windmühlen an.

Am sechsten November in der Nacht kam der Feind mit großem Geschrei vor die Stadt, „that aber mehr nichts, als daß er die Bürger und Gemeine wach machte." Man läutete Sturm zu Sankt Johannis, zu Sankt Ulrich und Sankt Katharinen.

Am siebenten November plünderten die Magdeburger das Nonnenkloster Plötzke und führten zweiundzwanzig Kähne voll Schlachtfleisch heim, welches doch beweist, daß diese Bräute Christi in der Zeitlichkeit ihren irdischen Leib nicht allzu hart kreuzigten.

Den Nonnen zu Sankt Agnes aus der Neustadt nahm der Feind dagegen alle Schafe, gab sie ihnen aber wieder, da sie heulten und jammerten: sie seien ja Freunde und nicht Feinde, dieneten dem heiligen Vater, dem Papst, und hätten auch das Interim angenommen. Die Magdeburger rissen ihnen dafür ihr Kloster bald darauf nieder.

Vom Domturm schoß ein Bürger dem Feind in seinem Lager durch zwei Fässer Zerbster Bier.

Am dreizehnten November entstand ein „sehr großes Scharmützel". Reiter und Knechte gerieten so untereinander, und die Feldzeichen vermischten sich dergestalt, daß man das Feuer von Wall und Turm einstellen mußte.

Auf der Feinde Seiten blieb tot Albrecht von Arnstedt, welcher von den magdeburgschen Knechten am Siechenhof in einer Leimgrube gefunden wurde. Man nahm ihm einen Brief aus der Taschen, darin warnte ihn seine fromme Mutter und flehte ihn an, nicht gegen die frommen Leute von Magdeburg zu ziehen; — würde er ihr nicht gehorchen, so werde ihn Gott strafen, daß er keines guten Todes sterbe.

Aus diesem Treffen stürzten die feindlichen Knechte voller Wut und Ingrimm in ihr Lager zurück, stießen ihre langen zweihändigen Schlachtschwerter in den Boden, fluchten, wetterten und schrien:

„Das sollen die Jungfernknechte sein? Der Teufel glaube das! Das sind bei Gott Kriegsleute! Echte, rechte Kriegsleute sein das!"

Geschlagen wurde im Feld am neunzehnten, zwanzigsten, einundzwanzigsten, vierundzwanzigsten und fünfundzwanzigsten November.

Am siebenundzwanzigsten traf man vom Wall den Krüger zu Krakau und einen Landsknecht, welcher dem Krüger einen Krug Bier zutrank.

Am folgenden Tage hatte der Rottmeister Horn die Wacht auf dem Wall am Krökentor. Die Hände auf dem Rücken, schritt er, seiner jetzigen Art nach, still hinter der Mauerblendung auf und ab, von der Mauer des Torturms an bis zu dem nächsten Geschütz, welches ungefähr zwanzig bis dreißig Schritt vom Turm auf der Mauer aufgestellt war. Auf diesem Gange hatte der Wandelnde nach der einen Seite hin über den Stadtgraben die Aussicht auf die Mauern und Türme der Neustadt, welche jenseits des Grabens stattlich im winterlichen Nebel sich erhoben, und hinter welchen eine, wie schon bemerkt, auf die Altstadt ziemlich eifersüchtige Gemeinde und ein heut neugewählter Rat allzu leichtfertig und eigensüchtig sich dem Wahn hingaben, daß man sich durch die dem Herzog von Mecklenburg gezahlte

Kriegssteuer gegen alles, was die Altstadt bedrohte, sichergestellt habe. Nach der andern Seite konnte der auf- und abschreitende Markus einen ziemlichen Teil des Breiten Weges überblicken, und dem Getümmel darauf manch einen Blick widmen. Es war heute ein recht unruhiger Tag für die Belagerten; seit frühester Morgendämmerung hatte sich der Feind in allen Lagern, Schanzen und Gräben auf die bedenklichste Art gerührt und die Stadt in fortwährender Spannung erhalten. Bei Sankt Michael waren am Morgen mehrere der gewöhnlichen Scharmützel vorgefallen, in welchen sich die beiden Parteien hin- und hergejagt hatten. Die Wächter auf den Domtürmen meldeten von einer außergewöhnlichen Bewegung zu Buckau, und die Wächter auf Sankt Sebastian und Sankt Ulrich schickten ähnliche Nachricht über das Lager zu Diesdorf herab. Im Kriegsrat wurde auf einen Anschlag gegen die Sudenburg geschlossen, und man traf seine Maßregeln danach.

Es war gegen drei Uhr nachmittags und ziemlich kalt; einzelne Schneeflocken schwebten in der trüben Luft: eine verdrossen dumpfe Stimmung herrschte unter der Mannschaft auf den Mauern und Wällen. Am Krökentor war in der Rotte des Rottmeisters Horn selbst dem Schwätzer Jochen Lorleberg die Lust zum Reden vergangen. Trübselig zusammengekauert saß er da, die Hakenbüchse neben sich, stieren Blickes auf die langsam verglimmende Lunte starrend. Stumm saßen, lagen oder standen die Genossen um ihn her, und selten ging ein lautes Wort durch die Gruppen. Nur von Zeit zu Zeit kam etwas mehr Leben in die Leute; dann lief irgend eine mehr oder weniger entstellte Nachricht um die Wälle; ein halb oder falsch verstandenes Wort, welches am Sudenburgertor gesprochen war, schickte die Hohe Pforte zum Krökentor, damit diese es dem Ulrichstor weiter gebe. Wenn dann der, welcher am Sudenburgertor das Wort ausgegeben hatte, es vom Ulrichstor zurückempfing, so erkannte er neunmal unter zehnmal das eigene

Kind nicht wieder, sondern gab es als eine funkelnagelneue Geburt seinerseits weiter. Ein großes Gefrage entstand, als von Sankt Ulrich die Nachricht kam: Kurfürst Moritz lasse sich selber im Felde sehen, nahe der Stadt, im gelben Sammet und Wolfspelz, auf einem apfelgrauen Gaule.

Um ein Viertel auf Vier zupfte der kleine Pfeifer, Franz Nothnagel, seinen Rottmeister am Armel und deutete grinsend auf die Holzstiege, welche am Krökentorturm auf den Wall führte, und Markus Horn blickte hin, schüttelte in demselben Augenblick alle kopfhängerische Lässigkeit ab und sprang vor gegen die Treppen. Auf den Arm einer verschleierten Frau gestützt, erkletterte ein ältlicher, etwas wackliger Herr mühsam, aber höchst eilfertig die Stiegen und winkte schon von unten dem Rottmeister zu, ausrufend:

„Da sind wir, Markus! endlich wieder auf den Beinen! a—a—auf den Bei—nen!"

Mit vielem Händedrücken und freudigen Ausrufen nahm Markus den atemlosen, keuchenden Buchdrucker Lotther auf seiner Wacht in Empfang, und tief und wortlos verneigte er sich vor der Jungfrau Regina, die errötend den Schleier ein wenig hob, um ihn schnell wieder sinken zu lassen. Wortlos verneigte sich auch Regina Lottherin vor dem jungen Kriegsmann. Der tapfere Buchdrucker redete für beide junge Leute, glücklich in dem Gefühl, wieder „in seinen Hosen zu sein".

„Da sind wir Markus, da sind wir, mein Söhnchen. Hat das Mühe gekostet, die Dirn da mitzukriegen. Was hat sie alles vorgekehrt, um daheim bleiben zu können; — ich sei noch zu schwach — den Teufel bin ich zu schwach! — der Faktor Kornelius könne mich geleiten — den Teufel kann er, was sollte da aus des Doktor Amsdorffs Relation werden? — Ich sage dir, Markus, freie in deinem Leben nicht; eine Frau ist einem Krieger noch ein ärger Impedimentum, als die Bauernlümmel bei Hillersleben der Magdeburger Armada waren.

Gottlob, hier sind wir . . . nun sagt, wie geht's bei Euch? Gut? Ja wohl; ich sage es, wo Markus Horn steht, wird's immer gut gehen. Was gibt's Neues hier auf Eurer Wacht?"

„Nicht viel, Meister. Wir gucken die Neustadt an, hören ihrem Lärm zu und — einige haben ihre eigenen Gedanken darob. Horcht nur!"

Lustige Musik erschallte vom Rathause der Neustadt herüber. Man vernahm helles Vivatrufen und Gejauchze des Volkes zu dem Klang der Pauken und Trompeten.

Der Buchdrucker schob mißmutig das Barett hin und her. „Hör's wohl, Markus! Das leidige Volk; halb Lumpen, halb Hasen. Sind unsere Brüder von Gottes und Rechts wegen, sollten mit uns stehen und fallen; haben aber ihren heimlichen Jubel an unserer Not, die Mameluken. Wär' ihnen schon recht, wenn's dem Feind gelänge, nach seinem Wort, aus der alten Stadt Magdeburg einen Fischteich zu machen. Da kriechen sie vor dem Feind, schwarwenzeln und bringen ihre Geldsäcke, heißen die Feinde Gottes „gnädige Herren" und kaufen ihnen, wie erbärmliche Juden, das ab, was sie stolz und frei, ihren Brüdern gleich, mit dem Schwert in der Hand erretten sollten."

„Was treiben sie denn heut an solchem bösen Tage drüben?" fragte schüchtern Regina. „Das ist ja schrecklich — dort bei Sankt Michael blutiger Kampf und Tod und unser drohendes Verderben, und hier in der Neustadt Tanzmusik und lauter Jubel; als sei der tiefste Friede und die glücklichste Zeit!"

„Ihr Rat ist heute in der Wandlung, Jungfer Regina," antwortete ebenso schüchtern Markus. „Man hat dort heute Wahl, hat den Schoß aufgenommen und hält große Gasterei. Ich will wünschen, daß ihr Lustgeschrei nicht in Jammerruf verklinge, daß ihr Festgelage nicht untergehe in Blut und Brand."

„Was meinet Ihr, Markus?" rief der Buchdrucker. „Sprecht,

versehet Ihr Euch etwas Bedenklichen? Sagt doch, sagt Eure Meinung, Ihr wißt, daß sie schwer bei mir wiegt."

Markus zuckte die Achseln und sagte:

„Ich will meinen Herren im Rat und Kriegsrat nicht vorgreifen; sie haben ausgemacht, der Feind solle seinen nächsten Angriff auf die Sudenburg tun, und so will ich wünschen, daß er sich nach dem Willen der Herren halte. Ich trau' dem aber nicht: das Schwärmen um Sankt Michael, das Knallen von Buckau her kann Spiegelfechterei sein, kann blauer Dunst sein. Mein alter Kriegsoberster von Leipzig her, Herr Sebastian von Walwitz, pflegte zu sagen: „Alles sei man sich vom Feinde vermuten, nur nicht, daß er uns einen Gefallen tue". Der Alte liegt jetzt zu Buckau und pafft und blautzt nach Herzenslust in die Sudenburg hinein; aber ich bin gar nicht sicher, daß er mir nicht noch in dieser Nacht dort in der Neustadt die Zeit biete."

„Markus, Markus, was saget Ihr da?" rief der Buchdrucker. „Der Feind hat doch das Geld der Hasenfüße und Fuchsschwänzer drüben genommen; sind sie denn so wenig seines Wortes sicher?"

„Meister", sprach der Rottmeister, „um diesen Handel ist's ein bös Ding. Solchen Handel zu brechen, wird, meiner Meinung nach, weder dem Kurfürsten Moritz noch den andern die geringsten Gewissensbisse machen. Sie brauchen die Neustadt, und sie werden sie nehmen, wenn sie die Hand darauf legen können. Sie brauchen die Nikolaikirche, um sie mit Geschütz zu spicken gegen uns. Laßt sie nur hineinkommen; Ihr werdet schon sehen, wie fest sie diese Neue Stadt halten werden. Sehen werdet Ihr, wie ihre Schanzmeister lustig ans Werk gehen werden, und wie Herr Hans von Dieskau, des römischen Reiches Obermaulwurf vor Magdeburg, anheben wird, zu wühlen und aufzuwerfen! Einen trefflichen Haufen wird er uns vor die Nase setzen!"

Während der Buchdrucker hin- und hertrippelte, nach der

Brüstung lief und nach der Neustadt hinüberstarrte, sagte Regina:

„Ach, Herr Rottmeister, Ihr sprechet so sicher und fest, und ich hab' so manche gute Bekanntin in der Neustadt, und eine Herzensfreundin, die — die Ihr noch kennen müsset. O könnt' ich sie doch warnen! — Eure Worte brennen mir wie feurige Spitzen im Herzen, Herr Horn. Ach arme Kläre Trautvetter!"

„Kläre? Kläre Trautvetterin!" rief Markus. „O Jungfer Regina, die — die! — o wohl erinnere ich mich ihrer noch! Ach, es war eine viel schönere Zeit, als wir vor Jahren zusammen unsere Spiele trieben! Das blonde Klärchen, saget, o saget Regina, Jungfer Regina, die wohnet jetzt in der Neustadt?"

„Ja, in der Pfaffengasse beim Laurentiuskloster; sie ist jetzt eine arme Waise; beide Eltern sind im Jahre achtundvierzig an der damaligen Pest abgestorben. Ihr wisset das vielleicht nicht, ach es war schrecklich, und starben allhier in der Alten Stadt damals in einem halben Jahr, von Margaretentag an bis Neujahr, schier dreitausend Menschen. Wir hatten viel Not und Angst; aber Ihr waret damals in die weite Welt gezogen."

„Ich war in die weite Welt gezogen," seufzte Markus Horn. „Ach, Regina, Regina, und als ich heimkam, ging der Wind über die Stoppeln, andere hatten geerntet, andere hatten gewonnen; so gehe ich einher, ein verlorener, geschlagener Mann, — ach, lasset uns von der guten Kläre in der Neuen Stadt sprechen!"

Da stunden nun auf der Stadtmauer unter Spießen und brennenden Lunten am kalten und winterlichen Tage der Rottmeister Markus Horn und die schöne Jungfrau Regina Lottherin zum erstenmal seit des Markus Heimkehr allein voreinander! Der Buchdrucker war längst zum nächsten Posten weitergehumpelt, mit dem Leutnant Franz Robin über das vom Rottmeister Horn Gehörte zu verhandeln. Er hatte längst vergessen, daß er sein Töchterlein mit sich auf den Wall geführt habe; von

Überfällen, Ausfällen, Angriff und Verteidigung summte es ihm allzusehr im Kopf; und dem Markus Horn hätte er seit der Schlacht an der Ohre alles, alles anvertraut.

Das Haupt senkte die Jungfrau, eine zitternde Hand legte sie auf den Lauf des großen Geschützes, von welchem wir vorhin gesprochen haben; auf die Mauerbrüstung stützte sich Markus Horn; jedes der zwei Menschenkinder fürchtete, daß das andere das Klopfen des hochbewegten Herzens vernehmen möge. Wie hatten sich beide nach solchem Zusammentreffen gesehnt! Nun war der günstige Augenblick da, und nun wußte keiner ihn zu nützen.

Von Klärchen Trautvetterin sprachen Markus und Regina; wie sie so verlassen sei und bei bösen, harten Verwandten wohnen müsse; wie sie behandelt werde, schlimmer als die schlechteste Magd, und wie das alles so traurig sei.

Den bösen Verwandten eine Warnung zu senden, schlug Markus vor; aber die Jungfrau wandte mit Recht ein: das werde bei den Verblendeten nichts helfen; ein Ehrbarer Rat der Altstadt habe ja allen Neustädtern Aufforderung zugehen lassen, sie möchten mit allem, was sie lieb hätten, herüberkommen; — einige wären gekommen; aber dann hätte es der Neustädtische Rat den andern verboten; die draußen seien ihre Feinde nicht, ihre Feinde seien vielmehr die Altstädter.

Ratlos der armen verwaisten Jugendfreundin wegen standen Markus und Regina auf dem Wall am Krökentor; ratlos ihrer selbst wegen blickten sie vor sich nieder, verstohlen herüber zueinander, hinüber zu den Türmen und Giebeln der Neustadt. Da begann plötzlich das Feuer der Feinde, das seit Mittag vollständig geschwiegen hatte, von neuem. Von allen Schanzen und Basteien und um die Stadt krachte es mit einem Male, als sollte die Welt untergehen. Mauerwerk, Dächer wurden zerschmettert; auch in das Dach des Krökenturms schmetterte ein Geschoß und warf Staub und Splitter herab auf die Mauer-

wacht, auf Markus und Regina. So unversehens, so unvermutet brach das Wetter los, daß Regina Lottherin einen Schrei des Entsetzens ausstieß; und weder Markus noch die Jungfrau wußten nachher zu sagen, wie es kam, daß sie sich plötzlich Arm in Arm hielten, wie es geschah, daß sie sich umschlangen, daß sie Herz an Herz lagen. Es war geschehen, was brauchte es mehr? Als der vortreffliche Buchdrucker Michael Lotther unter dem Donner des Geschützes sich seines Töchterleins erinnerte und so schnell als möglich zurückgehumpelt kam, da hielten Markus und Regina freilich sich nicht mehr in den Armen, aber ihre Augen „gingen hin und her" und leuchteten gar eigen.

„Laß uns heim, heim, Vater!" hauchte die Jungfrau, jetzt den Vater umfassend, und Markus stand wie jemand, dem der Himmel sich geöffnet hat. Einer Seele, die den zu Tod gemarterten Leib auf der Folterbank zurückgelassen hat und eingeht in das Paradies Gottes, muß also zu Mute sein.

„Hast leider recht, Kindlein," sprach Meister Michael. „Wir beide sind leider an dieser Stell nichts mehr nütz, Markus, mein Jung, ich hab's mit Euern Leuten abgemacht, einen Schinken will ich herschicken, und ein paar Mandel Käs und ein Fäßlein Aschersleber Bier zur Stärkung von Leib und Seel. Laßt sie nur blaffen und bellen; stehet fest bei der Stadt; halb mein Hab und Gut wollt' ich darum geben, könnt' ich mit Euch stehen. Was die Neue Stadt anlangt, so hast du mir einen merkwürdigen Floh ins Ohr gesetzt, Markus. Ihretwegen möcht' ich den Klotzköpfen drüben, den mißgünstigen Stänkern, schon wünschen, daß es ihnen auf die Kappen käme. Wenn wir nur nicht mit drunter leiden müßten. Komm Regina, je länger ich zaudere, desto schwerer wird's mir, zu weichen. Komm, Kind, bring den Jammermann, den armseligen Krüppel heim. Gehab dich wohl, Markus; steht gut bei der Stadt, meine Gesellen!"

„Hoch, Meister Michael! Vivat, Meister Lotther!" riefen

die Kriegsleute in freudiger Erwartung des Schinkens, der Käse und des Fäßlein Biers. Mit unbeschreiblicher Inbrunst drückte der Rottmeister die Hand des alten Buchdruckers, so daß dieser sagte:

„Keine Ursach um die Käse, Markus; ich geb's gern! Wollt', ich könnt' mehr tun. Laßt Euch sehen bei uns, Markus, so oft Ihr könnt: Ihr seid mein wackerer Sohn — lebt wohl!"

Auch Markus und Regina reichten sich noch einmal die Hand an der Mauerstiege, und der Buchdrucker sagte:

„Tu doch nicht so fremd gegen den Markus, Mädchen! Ich sollt' meinen, Ihr wäret früher bekannt genug miteinander gewesen! Brauchst nicht so rot zu werden, Dirne! Brauchst nicht so die Augen niederzu — —" der Meister unterbrach sich — „Hallo, kommt da nicht mein Vetter aus Franken den Breiten Weg her? Richtig, 's ist der Adam Schwartze. Wir wollen ihn doch fragen, weshalb das Geschütz drinnen und draußen jetzt wieder schweigt, nachdem es eben also lustig aufgespielt hat."

Begleitet von einem kleinen Gefolge von Hellebardieren, schritt der Leutnant Adam Schwartze auf das Krökentor zu, und der Buchdrucker rief ihn an und tat seine Fragen an den Vetter. Ehe dieser antwortete, warf er einen recht seltsamen Blick auf die kleine Gruppe am Fuß der Mauerstiege. Er faßte nach seiner Gewohnheit die Unterlippe mit den Zähnen, als er Markus und Regina begrüßte; mehr als gewöhnlich kostete es ihm diesmal Mühe, sich zu einer gleichmütigen Antwort zu fassen. Der Freund und Bärenführer des Hauptmanns Springer geriet von Tag zu Tag mehr in ein Labyrinth voll dunkler Schatten, voll Irrlichter und unheimlicher Gestalten. Noch war zwar sein Mut, die Kraft seines Geistes nicht gebrochen, noch verzweifelte er zwar nicht, den Ausweg zu finden; noch gab er keinen seiner hochfliegenden Pläne, seiner Träume von einer glänzenden Zukunft, auf; aber er verlor allmählich jene Sicherheit, jenen klaren Überblick über die vorhandenen Mittel,

jenen Glauben an sich im Guten und Bösen, welche so sehr die Bedingung jedes Gelingens sind. Der Abenteurer fing an, die Kaltblütigkeit zu verlieren, welche niemandem nötiger ist als einem Abenteurer. Adam Schwartze war oft nicht einmal mehr imstande, den Hauptmann Springer auf die gewohnte Weise zu beherrschen, und öfter als früher mußte er die schöne Frau Johanna von Gent als Bundesgenossin ins Feld führen, um den Hauptmann zur Ruhe zu bringen. Immer mehr drängte letzterer zum Losbrechen, und so weit war es bereits gekommen, daß er ohne Mitwissen seines Leutnants mit dem Herzog von Mecklenburg unterhandelte, und so neben dem verabredeten Spiel noch ein allergeheimstes trieb. Freilich stand der „Leutenambt" dagegen seinerseits mit dem Kurfürsten Moritz in Verbindung, und der Kurfürst ließ den Mecklenburger Jürg nicht in alle seine Karten schauen. Hin und her liefen die Fäden zwischen der Stadt und den Belagerern, aber über das Muster ihres Gewebes waren die Weber nicht einig.

Am sechsten November fand Adam Schwartze abermals ein Blatt an seiner Tür. Wiederum war es durch ein Messer festgenagelt, und um dieses Messer war eine braune, seidenweiche Haarlocke gewickelt, und Messer, Locke und Papier ließ Adam mit allen Zeichen höchsten Schreckens fallen. Auf dem Blatt stand:

„Dieße Haarflecht hat gekauft vom Meister Friedrich, Scharpffrichter ze Ulm,

† † † im Läger für Magdeburg."

Eine ganze Woche hindurch schritt der Leutnant gleich einem geistig Verstörten umher; dann bemerkten seine Bekannten eine übermäßige, gewaltsame Lustigkeit an ihm; dann fiel er zurück in ein verbissenes Brüten, hatte Verkehr mit allerlei unheimlichen Leuten, Diebshäschern des Rates, abgefeimten Gesellen vom Landsknechtsfähnlein Springers. Diese Personen spio-

nierten in seinem Dienste, brachten Nachrichten, welche ihn nicht befriedigen konnten, und durchbrachen den Ring von geheimem Grauen, welcher sich um den Leutnant schloß, nicht.

Dazu wuchs in Adams Gemüt die Eifersucht auf Markus Horn und trieb immer giftigere Blüten. Je mehr alles um den verlorenen Mann wankte, je mehr er allen Halt in sich selber verlor, desto fester klammerte er sich an diese Neigung zu der Tochter des Buchdruckers. Diese Neigung wurde jetzt zur wildesten Leidenschaft. Ein gräßlicher Trotz gegen die schrecklichen Warnungen, welche aus der Vergangenheit herüberdrangen, bemächtigte sich seiner mehr und mehr; — gerade jetzt wollte Adam Schwartze hier gewinnen! Die Leidenschaft überwog, überbot sogar den Ehrgeiz. Seinen tollkühnen Plan, die Stadt Magdeburg dem Feind in die Hand zu liefern, hätte Adam Schwartze vielleicht unbewegt scheitern sehen können; der Verlust Reginas hätte geistige und körperliche Vernichtung für ihn bedeutet.

So stand Adam von Bamberg vor Markus Horn und Regina Lottherin am Krökentor und antwortete, im Innersten von allen Furien des Hasses und der Leidenschaft zerrissen, dem Buchdrucker auf die Frage desselben:

„Seltsame Geschichten, Meister Lotther! Der Feind hat sein Feuern eingestellt; 's ist, als habe er uns Valet sagen wollen. Er zieht mit seinem Volk aus Buckau, er zieht aus seinem Lager zu Diesdorf. Durch das Feld dreht er sich wie zum Abzug gen Wolmirstädt. Unter den Mauern der Stadt zieht er hin, und es ist auch unsererseits der Befehl gegeben, mit dem Schießen einzuhalten."

„Wer hat den Befehl gegeben?" rief Markus, der seinen Ohren nicht traute. „Wer hat solchen Befehl gegeben?"

„Ihr fraget in einem sehr hohen Ton, Herr Rottmeister," sagte der Leutnant. „Will Euch aber doch den Gefallen tun, Kundschaft zu geben. Da auf Mauern und Walle, denen jetzo

der Feind zugekehrt ist, mein Hauptmann, Herr Johannes Springer, befehligt, so wird von dem der Befehl ausgegangen sein. Genügt's Euch, Herr Rottmeister?"

Markus antwortete der höhnischen Frage nicht. Er stieß zornig sein Schwert auf den Boden:

„Gott schütze seine Stadt!"

„Amen!" lachte der Leutnant. „Er wird's ja wohl! Jungfer Regina, ich empfehl' mich Euch; Herr Lotther —" er vollendete den Satz nicht, ein einzelner dumpfer Knall erschütterte die Luft, und alle blickten um und auf. Eine weiße Rauchwolke umquoll den rechten Turm von Sankt Jakob; zu dem Schützen daselbst war also noch nicht der Befehl gekommen, das Feuer einzustellen, und seine Kugel hatte wie gewöhnlich getroffen.

Eine ärgerliche Bewegung machte der Leutnant Schwartze. „Gehabt Euch wohl, Meister und Jungfer," sagte er. Ich trag' eine Botschaft an den Rat der Neustadt und darf nicht zögern."

„Botschaft vom Hauptmann Springer?" fragte scharf Markus, und Adam blickte ihn vom Kopf bis zu den Füßen an und sagte:

„Ich werd' Euch zu gelegener Zeit darüber Rede stehen, Herr Rottmeister. Für jetzt — gute Wacht!"

„Ich hoff' auf jene Gelegenheit. Lebt wohl bis dahin!"

Mit seiner Begleitung schritt der Leutnant durch das Krökentor nach der Neustadt hinüber. Der Rottmeister, der Buchdrucker und Regina sahen ihm nach mit den gemischtesten Empfindungen.

Bei Markus war jetzt die Eifersucht in den Hintergrund getreten, seit einer Viertelstunde war seine Seele in dieser Hinsicht glatt wie ein stiller See; dagegen stachelte ihn jetzt der Eifer um die Vaterstadt um so mehr gegen den Leutnant auf. Innerhalb der Stadtmauern ging so manches böse Wort und Gerücht von Verrat, bösem Willen und Meuterei im Kreis der Bürger und der Kriegsgesellen, daß unwillkürlich alle, die es

ehrlich mit der Stadt meinten, verdächtige Personen scharf im Auge behielten. Man wußte sicher, daß das Fähnlein des Hauptmanns Springer das unzuverlässigste sei; daß in diesem Haufen das meisterloseste Gesindel steckte. Der Hauptmann hatte wohl recht, wenn er anfing, sich immer unbehaglicher in der Stadt zu fühlen, und — wie der Meister, so der Knecht, sprach man in unseres Herrn Gottes Kanzlei und hielt auch den Leutnant Schwartze zu allerlei fähig. In der Stimmung, den Mann zu verteidigen, war Markus Horn nicht.

Auch der Buchdrucker Michael Lotther hatte sein feines Ohr, sein leichtbewegliches Gemüt den bösen Worten und Gerüchten, die über seinen „Vetter aus Franken" umliefen, nicht verschließen können. Das Verhalten Adams in der Schlacht an der Ohre kam dazu; ganz ließ der Buchdrucker den Vetter noch nicht fallen; aber mißtrauisch war er bereits geworden und ward es immer mehr.

Von Reginens Gefühlen gegen Adam Schwartze ist nicht viel mehr zu sagen; seit einer Viertelstunde trug sie ihr beflügelt Herz so himmelhoch, daß sie die Bedrängnisse, die Not, die Wirrnisse der Gegenwart fast ganz vergessen hatte. Höchstens empfand sie jetzt ein dumpfes Bedauern um den Leutnant und warf sich vor, oftmals zu hart, zu abstoßend, zu unhöflich gegen den armen Vetter gewesen zu sein.

„Horcht, Markus, das klingt wirklich, als zögen sie! Horch, die Trommeln der Knechte! Da die Trompeten, das werden die fränkischen Reiter des Kulmbachers sein. Sie müssen dicht unter den Mauern hinziehen."

„Und man feuert nicht dazwischen! Befehl ist gegeben, nicht loszubrennen" rief Markus Horn. „Gott schütze die Stadt gegen alle Verräter! Schmach und Schande über alle, welche eine Schuld an dem Kommenden auf sich laden. Wehe denen, die Ohren haben und nicht hören, Augen und nicht sehen! Gehet nach Haus, Meister; lebt wohl, lebt wohl, Regina; ich will an

die arme Kläre in der Neustadt gedenken; vielleicht gibt mir Gott die Gnade, daß ich etwas für sie tun kann — in dieser Nacht — an diesem Abend."

Abschied nahmen Markus und Regina voneinander mit einem Blick, so beredt, so vielsagend, daß selbst der Buchdrucker, der noch an etwas ganz anderes zu denken hatte, sich darüber verwunderte. Er kam aber nicht dazu, seine Verwunderung auszusprechen; vom Sudenburgertor her knatterte wieder Gewehrfeuer, und ein Ruf ging um die Wälle: der Feind habe sich in Sankt Michael festgesetzt auf dem Kirchhof, Schießlöcher geschlagen in die Leimenmauern und sei nicht zu vertreiben, tapferes Blut werde daselbst von neuem in Menge verstürzt.

Mit dem allergrößten Widerstreben gab endlich der Buchdrucker den Bitten des Rottmeisters und der Tochter nach und machte sich auf den Heimweg. Allein schritt Markus Horn wieder hinter der Mauerbrüstung auf und ab; aber nicht mehr trübsinnig mit gesenktem Haupt. Der dunkle, kalte Wintertag hatte sich ihm in den wonnigsten Lenz verklärt. Was Krieg, was Tod und Verwüstung; — alles war jetzt gut, alles war Hoffnung; die süße Wonne der wiedergefundenen Heimat überströmte so warm, so überschwenglich selig das Herz des Kriegsmannes, daß es nicht auszusagen war. Eine helle Träne zerdrückte Markus in seinem Auge. Der alten Mutter gedachte er, des Vaters auch. Auch letzterer mußte verzeihen; — wie war es möglich, daß er noch zürnen sollte, wenn die Engel Gottes Verzeihung lächelten!

Sein übervolles Herz trug Markus in den dunkeln Abend hinein, während der Feind zwischen Buckau und Diesdorf und über Diesdorf hin- und herzog, und der Kampf um Sankt Michael heftig fortdauerte. Um acht Uhr stand endlich der letzte Rest dieser Vorstadt in Flammen, und die Städter mußten in die Sudenburg und das Sudenburgertor zurückweichen. Alle Augenblicke erwartete man auf dieser Seite der Stadt

einen Hauptsturm, und der Feind unterließ nichts, was diese Erwartung begründen konnte; gegen zehn Uhr aber machte er Markus Horns Worte und Sorge zur Wahrheit und fiel mit aller Macht auf die Neustadt. Die wenigen sorglosen Wachen auf den Mauern, denen nicht einmal eine Losung gegeben war, wurden leichtlich überwältigt, die Sandpforte — man weiß nicht, ob durch Gewalt oder durch Verrat der Nonnen von Sankt Agnes — geöffnet; der Feind war mitten in der Stadt, ehe man sich's versah, und stach und schoß im ersten Anlauf auf den Gassen und in den Häusern alles nieder, Männer und Weiber, Jungfrauen und Kinder. Als man auf Sankt Nikolaus anhub, Sturm zu läuten, und das Geschrei von dem Überfall auf das Rathaus zu den trunkenen Herren drang, da lachten diese, des süßen Weines voll, und etliche krähten noch: „Über die Mauern könne der Feind nicht fliegen!"

Er war aber doch über die Mauern geflogen, und der Kelch des Jammers ward in vollem Maße über die Neue Stadt ausgeschüttet. Während die Ratsherren noch die vollen Humpen an die Mäuler heben wollten, wurden in ihren Häusern ihre Weiber und Töchter mißhandelt, ihre Kinder erwürgt; und als endlich die Trunkenheit dem namenlosesten Schrecken wich, und geisterbleich die Zechenden von ihren Sitzen sich erhoben, da drangen die Knechte des Mecklenburgers, die wilden Gesellen von Hillersleben, die erbarmungslosen Gesellen des wüsten Markgrafen von Kulmbach, die Haufen Sebastians von Walwitz schon gegen und in das Rathaus, dem hochedlen Rat die Ehrenketten, die Gewänder vom Leibe zu reißen, sie zu fangen und zu fesseln oder auch aus den Fenstern in die Spieße der Genossen zu stürzen.

Vierzigtausendstimmig aber schrie die Altstadt auf; Sturmgeläut auf allen Türmen, Mann an Mann auf den Wällen vom Krökentor bis zur hohen Pforte! Vor brach aus der hohen Pforte Franz Robin, der Leutnant, vorstürmte als der erste

an der Spitze seiner Rotte Markus Horn, und die Neustädter bedachten sich jetzt nicht mehr, den gehaßten Altstädtern die vom Feind noch nicht genommenen Tore zu öffnen. Eine blutige Schlacht begann in den Gassen der Neuen Stadt. Um das Rathaus wurde am bittersten gekämpft, in dem Festsaale floß das Blut in Strömen, mit stürmender Hand schlugen die Magdeburger den Feind aus dem Hause und drangen siegreich in der Pfaffenstraße gegen das Lorenzkloster vor. Schon stand hier und da ein Haus in Flammen; in die Häuser warf sich der Feind, in die Häuser warfen sich die Bürger der Altstadt und die städtischen Knechte, wie Verzweifelte wehrten sich die Bürger der Neustadt, während ihre Weiber, ihre Kinder gegen die Alte Stadt flohen, und die Kranken, die Greise sich hilflos dahinschleppten. Schauerlich rächte sich der Eigennutz, der Neid hier; nackte Bettler, nicht stolze Hilfsgenossen und Mitstreiter, nahm jetzt die Kanzlei des lieben Gottes auf, um Gotteswillen.

Die arme Kläre Trautvetter konnte Markus Horn nicht erretten. Ehrn Elias Pomarius, der Pfarrherr von Sankt Peter, hat uns ihr traurig Schicksal aufbewahrt, und seine Worte wollen wir hierher setzen. Viel ergreifender, als wir berichten könnten, klingt die alte Erzählung aus dem fernen Jahrhundert zu uns herüber:

„In derselben Nacht, als der Feind in die Neweſtat gefallen, ist ein Landsknecht an eine hübsche und schöne Jungfraw gerathen, unnd nachdem er Alles im Hause ermordet, hat er ihrer, wegen ihrer schönheit wollen verschonen, doch daß sie seinen willen thete, als sie aber sich dessen auff's hefftigste geweigert, hat er ihr die Ehe angeboten. — Darauff sie geantwortet, sie sehe solchen Buben und Mörder nicht an, darauff hat er ihr den todt gedrewet. Sie aber darauff gesaget: Meiner Ehren wil ich unberaubet sein, thue, was du nicht lassen kannst, darauff hat er sie mit einem Spieß erstochen."

Als Markus Horn, begleitet von Bernd Kloden, in das

ihm von Regina Lottherin bezeichnete Haus drang, züngelte bereits die Flamme darum, eine weibliche leblose Gestalt sah der Rottmeister liegen; aber der Rauch trieb ihn wieder fort, fünf Minuten später brannte das Haus lichterloh, und nach einer halben Stunde stürzten mit Gekrach Dach und Gemäuer herab und begruben den reinen jungfräulichen Leib des Mädchens.

Auch auf seinen früheren Kriegsobersten, Herrn Sebastian von Walwitz, traf Markus Horn; keiner der beiden früheren Bekannten fand jedoch Zeit, den andern zu begrüßen. Der alte Herr war allzu eifrig dabei, das Gewonnene zu halten und immer frische Hilfe nach den Orten zu führen, wo die Altstädter das Übergewicht zu erringen droheten.

„Hie, hie, Herr Graf von Leuchtenberg!" schrie er. „Heran, Ihr Herren aus Franken, Ihr Herren aus Niederland! Hie, hie, Herr von Mechelnburg, drauf und dran; haltet fest, was Ihr habt, nehmt alles, was Ihr kriegen könnt!"

Herr Hans von Dieskau, des römischen Reiches hochbefahrener Festungskünstler, rückte auch bereits heran mit seinen Schanzgräbern, seinen sächsischen und böhmischen Bergleuten, seinen Schaufeln und Hacken.

Immer weiter wurden die Magdeburger von der Übermacht zurückgedrängt; obgleich sie Fuß für Fuß dem Feind teuer genug verkauften.

Eines feindlichen Hauptmanns Leutnant, Heinrich von Nürnberg genannt, ward von Markus zu Boden geschlagen und gefangen; aber es ward immer mehr zur Gewißheit, daß die Neue Stadt nicht mehr zu halten sei.

Da warfen auf ihrem Rückzuge die Altstädter auch ihrerseits die Brandfackel in die Häuser; der Wind half, und bald stand vom Rathaus an bis zum Stadtgraben und den Wällen der Alten Stadt alles in Flammen, und es ward ein Brand daraus, dessen Schein man drei Meilen hinter Braunschweig erblickte.

Durch die Hohe Pforte zogen die Altstädter zurück; in der Neustadt aber machte sich Herr Hans von Dieskau sogleich ans Werk, zog einen Graben und warf eine Schanze auf über die Pfaffenstraße vom Lorenzkloster bis zu Sankt Agnes, baute vor und zwischen beiden Klöstern Basteien und Katzen, pflanzte Schanzkörbe und Geschütze drauf und schuf also, daß das heilige römische Reich nunmehr in die Stadt schießen konnte, „aber nur oben durch die Häuser und Dach".

Am folgenden Tage, als am Sankt Andreasabend, nahmen die Sudenburger ein Exempel an dem Schicksal der Neustadt. Mit Mann und Weib und allen beweglichen Gütern kamen sie in die Altstadt und wurden freudig und liebreich aufgenommen. Dann zündete man am Nachmittag zwischen drei und vier Uhr nunmehr auch diese Vorstadt an und brannte sie aus. Ihre Bürger, so wie die geretteten Neustädter wurden „nothdürftig" wehrhaft gemacht und unter die Fähnlein verteilet und geschrieben.

So war die Alte Stadt Magdeburg voll und übervoll, und als ein hohes Zeichen des göttlichen Beistandes wurde es angesehen und von den Kanzeln angemerkt, daß nicht Seuche und Pest ausbrachen unter dem zusammengedrängten Volke.

Das zwölfte Kapitel.

Ein feiner Plan, gut ausgedacht
Und meisterlich zu End gebracht!
Gen Ottersleben geht's hinaus,
Durch Schneegestöber, Sturmgebraus.
Zum Feste will die Stadt sich laden,
Der Adel kommt zu schwerem Schaden;
In großen Ängsten schwebt Herr Jürgen,
Die Weiber wollen ihn erwürgen;
„Ungnädger Herr, willkommen mir,
Wir hätten Euch schon längst gern hier."

Der Winter war mit Macht gekommen. Der Schnee deckte die Dächer und Straßen der Stadt Magdeburg, deckte die Lager, die Schanzen, die Gräben der Feinde vor der Stadt, deckte manchen blutigen Fleck zwischen der Stadt und den Werken des Belagerungsheeres. Mochte aber die Kälte noch so grimmig, der Sturmwind noch so scharf sein, das weiße Gestöber noch so dicht herniederwirbeln, in das schreckliche Spiel des Krieges kam keine Pause. Ausfälle der Städter und Anläufe der Belagerer wechselten wie gewöhnlich miteinander; und hatte der Schnee eine blutige Stelle auf den zertretenen Feldern um die Stadt zugedeckt, so konnte er im nächsten Augenblick an einem andern Ort sein verhüllend Werk beginnen. Die schwarzen Trümmerhaufen der Neustadt, der Sudenburg, der Michaelisvorstadt; die Ruinen der Windmühlen und einzelnen Gebäude ragten recht trostlos aus der winterlichen Landschaft hervor. Kurz, einen traurigern Anblick, als diese belagerte Stadt und ihre Umgegend zu dieser Zeit bot, kann man sich schwer vorstellen.

Am zweiten Dezember, dem Dienstag nach Andreas, versammelten sich Rat, Hundertmannen, Bürger und Landsknechte samt dem Grafen Albrecht von Mansfeld und seinem Sohn Karl auf dem Stadtmarkt, reckten die Schwurfinger gegen den grauen Himmel auf und schwuren, „bey einander zu stehen,

lebendig und tot für einen Mann, und einer bei dem andern auff den Mawren, im Wall, auff dem Lande, auff dem Wasser festzuhalten, unnd wider den Feind biß auff den letzten Blutstropfen zu kempffen."

Einige wollen gesehen haben, daß der Hauptmann Springer während dieses Schwurs wie durch Zufall sein Schwert habe fallen lassen; dann es aufgegriffen und so die Finger nicht mit aufgehoben habe. Viele in seinem Fähnlein, und unter ihnen der „Leutnambt" Schwartze, sollen bei jedem Versprechen ein „nicht" eingeschoben, andere sollen wieder das Maul ganz gehalten haben.

Am siebenten Dezember, als am zweiten Sonntag des Advents, fielen die Magdeburger aus und nahmen dem Feind zwei Wagen mit Naumburger Bier samt dreizehn Pferden.

Am Tage Konzeptionis Mariä, am achten Dezember, rückte Abends zwischen sieben und acht Uhr der Feind aus seinem Lager in die Neustadt mit gewaltigem Lärm, mit Trommeln und Geschütz bis an den Graben der Alten Stadt und gegen das Krökentor; ward aber durch das Wallgeschütz mit großem Schaden zurückgetrieben.

Am elften Dezember fuhren die Städter zu Schiff gen Salbke. Es war ihnen Kundschaft gekommen, der Herzog Moritz sei allda auf Ingerslebens Hofe zum Kindelbier. Man gedachte einen guten Fang zu tun; es wies sich aber aus, daß die Kundschaft falsch war. So fing man nur acht Landsknechte, die man aus den Betten im bloßen Hemd nahm, plünderte den Hof und führte die Betten, die Landsknechte und viele gewürgte Schweine als Beute davon.

Am zwölften Dezember fuhr Herzog Moritz in einer „Kutzgen" aus der Neustadt nach Buckau, und die Städter fielen aus einem Hinterhalt auf ihn. Den Wagen und des Fürsten Spießjungen nahmen die von Magdeburg, doch der Kurfürst entrann zu Pferde.

Der Herr von Heideck war um diese Zeit mit anderen Herren von Magdeburg zu den Seestädten um Hilfe ausgezogen. Da sammelte sich wirklich ein Heer, und über das Meer leuchtet in diese große Magdeburger Tragödie ein heller Schein aus einem andern, aber kürzern Trauerspiel hinein; Johanna Grey, die einen Tag lang Königin von England sein wird, gedenkt, ehe sie das schöne, unschuldige Haupt auf den Richtblock legt, der bedrängten Glaubensgenossen in Deutschland und sendet Hilfsgelder für dieses Unternehmen, die Kanzlei des Herrgotts zu entsetzen.

Am dreizehnten Dezember zog Kurfürst Moritz mit sechs Fähnlein Knechten gen Verden, dem gesammelten Haufen entgegen; es kam aber um diese Zeit in das Lager in der Neustadt Herr Lazarus von Schwendi, des heiligen römischen Reiches Kriegskommissarius in dieser Belagerung.

Am sechzehnten Dezember erließ kaiserliche Majestät von Augsburg aus wiederum ein gar böses Schreiben gegen die von Magdeburg und verbot darin mit Ernst allen Ständen des Reiches, sich der geächteten Stadt anzunehmen.

Am siebzehnten Dezember, Mittwoch, wurde über Diesdorf, wo damals Herzog Jürgen von Mecklenburg lag, ein heller glänzender Stern mit einem großen Ringe erblickt. Dieser Stern „hat eine Flamme von sich herausgegeben und die wieder zu sich gezogen, das hat eben lange gewehret, darnach ist er verschwunden".

Was dies Zeichen bedeutete, das sollte allem christlichen Volk bald klar werden.

Im Abendschimmern des neunzehnten Dezembers konnte Regina Lottherin der mütterlichen Freundin, Margareta Horn, das übervolle Herz nicht länger verschlossen halten und schuf dadurch der alten Frau den ersten lichtvollen Augenblick seit der Heimkehr des Sohnes.

In der Dämmerung saßen die beiden Frauen zusammen

im Hause des Ratmanns; nur das Schneeleuchten von der Gasse erhellte ein wenig das Gemach. Es war so recht die Stunde, ein in Schmerz und Wonne beladenes Herz auszuschütten; und allen Segen Gottes rief die Mutter auf das Haupt der Jungfrau herab. Nun wollte sie aber auch alles wissen, was zwischen Markus und Regina geschehen, gesprochen, gedacht worden war, wie sich die beiden wiedergefunden hatten. Beredet mußte werden, was nun geschehen sollte, wie man sich gegen die beiden Väter zu verhalten habe. Einen kurzen Augenblick hindurch erschien der entzückten Mutter alles leicht, alles geebnet, alles ausgeglichen und versöhnt. Da ihr einer ihrer teuersten Lebenswünsche jetzt doch noch in Erfüllung gehen zu wollen schien, so kam ihr nun mit einem Male der fast verlorene Glaube an eine ruhige, glückliche Zukunft wieder. Sie sah sich als Großmutter, umgeben von einer Schar lieblicher Enkel und Enkelinnen; sie sah ihren Markus als den Stolz seines Vaters, sah ihn aufsteigen zu den höchsten Ehren der Stadt. Zwischen Lachen und Weinen immer wieder von neuem das Nachbartöchterchen in die Arme schließend, tat sie verworrene Fragen und erhielt verworrene Antworten.

„Also an dem Tag, wo die Neustadt überging und ausbrannt', geschah's? Auf dem Wall, auf der Mauer geschah's, daß ihr euch wiederfandet, ihr bösen, lieben Kinder? In so schrecklicher Stund! Ihr armen Kindlein — solch schreckliche, solch glückselige Stund! Komm, küß deine alte Mutter, meine Tochter — und hast so lang geschwiegen?! Hab' ich das um dich verdient, du Böse, du Liebe?!

„O Mutter, Mutter, ich bin ja diese ganze Zeit im eigenen Vergessen einhergegangen. Rings um mich her ist Nacht gewesen und nur in mir Licht. Wir haben auch seit jener Stund auf dem Wall am Krökentor kaum ein Wörtlein wieder miteinander gewechselt, haben uns nicht die Hand berühren können; haben kaum gewagt, uns anzublicken. Und ich hätt' ihm doch so viel

zu sagen gehabt, und er mir gewißlich auch; aber immer ist etwas dazwischen gekommen, oder wir haben es nicht gewagt. Es ist mir, als sei er seit jener Stund noch häufiger im Feld als sonst; und immer kommt mir ein blutig Grauen, jetzt bringen sie ihn erschlagen oder mit tödlicher Wund zurück. Dann aber gedenk' ich wieder, so grausam kann der liebe Gott nicht sein, kann nicht also scheiden zwei Herzen, die er also hat sich zusammen finden lassen, die er also geführet hat. So wechselt Hoffen und große Angst immerfort, und bei Nacht träume ich schlimm süßeste Träume und lieg' wachend und ringe die Hände, und als neulich um Mitternacht wieder zu Sturm geschlagen ward und der Feind gegen die Wälle lief, da bin ich aus dem Bett und in die Kleider gefahren wie eine Unsinnige, und bin mit hellem Schrei auf die Gasse gestürzt — leibhaftig sah ich den Liebsten in seinem Blut liegen im Graben. Auf der Gasse im kalten Schnee erst hab' ich mich besonnen, daß ich geträumt hatte, und gottlob hat keiner davon gemerkt, und ich hab' den übrigen Teil der Nacht unter dem Kampflärm und Krachen und Sturmgeläut auf den Knien gelegen und heiß gebetet für den Liebsten und alle bedrängten Seelen."

„Du armes, armes Kind," schluchzte die Frau Margareta. „Hättest ja lang, lang, zu mir kommen können. Doch sei nur still, nun ist's gut, nun mußt du mir immer alles sagen, bin ich doch jetzt dein rechtes Mütterlein worden."

„Das seid Ihr ja immer gewesen!" rief die Jungfrau. „Hätte mich Euer Schoß geboren, Ihr hättet nicht mehr an mir tun können, als Ihr getan habt."

„Still, still," sagte die Matrone. „Nun sag aber, Kind, wie ist's denn mit dem Leutnant, dem Adam Schwartze, dem Vetter?"

Regina Lottherin fuhr zurück und hob sich halb von ihrem Sessel. „Mutter," rief sie, „Mutter, wenn Ihr wüßtet, wie's mich

überläuft, wenn der mir nahe tritt! Ich kann's nicht mit Worten sagen. Er hat mir ja doch nichts zuleid getan, und bis zum Brand der Neuen Stadt hab' ich mir meinen Abscheu gegen ihn auch vorgeworfen und gedacht, ich braucht' ihn darum noch nicht zu hassen, weil ich ihn nicht liebe. Seit dem Brand, seit dem Tode der armen Kläre aber schäm' ich mich nicht mehr, daß ich ihn im Innersten nicht mehr mag, daß ich ihn hasse. Er stand dabei, als Markus mit Tränen uns von meiner Kläre in der Neustadt erzählte; ich hätt' sterben mögen vor Schmerz, und der Vater weinte laut auf; Herr Adam aber stand und hielt auch die Hand über die Augen wie vor Wehmut, doch einen Blick hab' ich gesehen, der machte mein Blut erstarren in den Adern. Ich weiß jetzt, dieser Adam Schwartze ist ein schlechter Mensch; seinen Mund hat er verzogen und gelächelt und nicht gedacht, daß einer von uns im Schmerz um meine Kläre es sehen könnt'. Ist mir aber zu Mut gewesen, als ob der liebe Gott selbst mir dieses Lächeln gezeiget habe."

„Recht, recht!" rief Frau Margareta. „Ich hab' ihm schon lang kein gutes Wörtlein bieten mögen. Längst hab' ich gewußt, daß dieser hergelaufene fremde Landsknechtführer, den dein Vater nur allzu schnell als Vetter anerkannte, falsch ist, falsch durch und durch. Ein Grauen hab' ich um dich gehabt, Mädchen, wenn ich gedacht', daß du sein werden könntest. Hatte doch dein Vater schier einen Narren an diesem Adam Schwartze gefressen. So sind die Männer, entweder toller, blinder Zorn, oder ebenso tolle, leichtfertige Zuneigung! Diesen Leutnant Schwartze ließ mein Ludolf in sein Haus; seinen Sohn verstieß er! Wirst auch deine Not einstmalen mit Deinem Markus haben, glaub mir, Töchterlein!"

„O Mütterlein, so weit laßt uns nicht vorausdenken. Horch, da gehet die Haustür, der Herr Ratmann wird heimkommen. Ich will schnell das Licht anzünden, daß er nicht schelte. Ach, Mütterlein, redet nicht von mir und dem Markus, weil ich

dabei bin; ich müßt' vergehen, wenn ich wieder so böse Worte auf den Liebsten hörte!"

„Sei still, Kind, laß mich machen. Will der Schwefelfaden nicht fangen? So — da haben wir Licht — still, still, Kind, es wirbelt so im Kopf, daß ich keinen Gedanken fassen kann; was braucht's der Mann heut auch zu erfahren, sein Sohn kümmert ihn ja doch nicht."

Die Lampe brannte, der Ratmann Ludolf Horn trat ein, nachdem er den schneebedeckten Mantel und Hut vor der Tür abgeschüttelt hatte. Nachdem Gruß und Gegengruß abgetan war, der Mantel an den Nagel gehängt war, und der Hut ebenfalls, hatte die Matrone ihren Vorsatz und die scheue, schüchterne Bitte der Jungfrau um Schweigen längst vergessen, das Herz quoll ihr auf die Zunge; Margarete Horn legte den Arm dem Gatten um die Schulter und flüsterte:

„Ludolf, ich hab' dir etwas zu sagen; o höre, höre, was Regina —"

Die Jungfrau erhob tief errötend, flehend die Hände, der Ratmann machte sich sanft los aus den Armen seiner Gattin:

„Ein andermal, Margaret, ein andermal. Hab' jetzt keine Zeit, auf Weiberwort und Weiberrat zu hören. Geht heim, Jungfer Regina. Frau, meine schweren Schuhe und mein Schwert! Ich muß im Augenblick wieder von dannen. Geht heim, Regina, und haltet Euch nicht auf in der Gasse, die Stunde und das Wetter sind nicht dazu angetan. Mein Schwert, Margaret, es hängt oben im Gemach hinter dem Ofen, meinen andern Mantel bring auch, aber schnell, ich hab' keine Zeit zu verlieren!"

Die Matrone starrte den Greis mit offenem Munde an, dann ließ sie die Arme sinken und rief:

„Dein Schwert? deinen Reitmantel, Ludolf? Um Gotteswillen, Ludolf, was willst du? Wohin willst du? Was ist im Werke?"

„Soll ich selber gehen, Weib? Tu, was ich dir sage, und frage nicht lange! Betet, Regina, in Eurem Kämmerlein. Redet so wenig, ihr Weiber, als euch möglich ist. Es ist keine Zeit zum Reden. Erzählt auch Eurem Vater nicht, Regina, daß der Ratmann Horn heute abend mit seinem Schwert das Haus verlassen habe. Behüt dich Gott, mein Kind."

Erstaunt und bestürzt küßte Regina dem finstern Greise die Hand und verließ das Haus. Frau Margareta, von einem mahnenden Blicke des Gatten getrieben, stieg in das obere Gestock des Hauses, den dichtern Mantel und das Schwert des Ratmanns zu holen.

„Will er zu mir nicht sprechen, so soll er auch von mir nichts erfahren!" murmelte sie und fügte kopfschüttelnd und seufzend hinzu: „O diese Männer, diese Männer!"

Eine Viertelstunde später verließ der Ratmann Ludolf Horn sein Haus wieder, nachdem er sich durch Speise und Trank ein wenig gestärkt hatte. Hoch lag der Schnee in den Gassen der Stadt Magdeburg, und unaufhörlich fort schneite es. Sein gewichtiges Schwert, das er einst so leicht geschwungen hatte, welches ihm jetzt aber fast zu schwer war, gebrauchte der Greis als Wanderstab, als er mühsam den Breiten Weg hinab gegen das Gestöber seinen Weg, dem Domplatz zu, erkämpfte. Den ganzen Tag schier hatte er auf dem Rathaus zugebracht; seine Kräfte wollten ihn beinahe verlassen; aber die Not der Vaterstadt, der Gedanke, ein Kämpfer zu sein in unseres Herrn Gottes Kanzlei, erhielten ihn aufrecht, und wie ihn manch andern wackern Greis in der tapfern alten Stadt Magdeburg. Durch die Gassen und den wehenden Schnee glitt manch ein anderer Schatten nach dem Domplatz; allwo in der Kapelle des heiligen Gangolf — vom Volk die Kaldaunenkapelle genannt, weil man daselbst die Eingeweide der abgestorbenen Erzbischöfe beizusetzen pflegte — sich Bürgermeister, Ratmannen, Kriegsoberste und Hauptleute geheimnisvoll zusammenfanden, nicht um zu rat-

schlagen, sondern um gepflogenen Rat ins Werk zu setzen. Eine uralte Hängelampe erhellte trübe den Raum und die ernsten, bedenklichen Gesichter der Versammelten. Man begrüßte sich stumm, man unterhielt sich nur im Flüsterton; von Waffen erklirrte das kleine Gebäude, denn ein jeder der Anwesenden trug wenigstens sein Schwert, und Ebeling Alemann, Hans von Kindelbrück und der Ritter Wulffen waren im vollen Harnisch zugegen. Ein Losungswort wurde jedem neu Eintretenden abgefordert, nicht jedermann sollte Bescheid wissen um das, was im Werke war; eine einzige böse oder unvorsichtige Zunge konnte das Gelingen hindern, konnte die Stadt ins Verderben stürzen. Niemand der Versammelten ahnte, daß in diesem Augenblick ein geheimnisvoller Dolchstoß vor den Mauern einen Boten Adam Schwartzes an den Markgrafen von Kulmbach niederwarf.

Auf dem Wall hinter dem Dom hielt, während man sich zu Sankt Gangolf zusammenfand, Markus Horn die Wacht bis Mitternacht. An der Brüstung lehnend blickte er in die Nacht hinaus; es war gegen elf Uhr, und augenblicklich hatte das Schneien aufgehört. Über den Lagern des Feindes zu Buckau und zu Diesdorf lag ein roter Feuerschein; geisterhaft schimmerte das weiße Feld, und nur auf der Stelle der verbrannten Sudenburg hoben sich die schwarzen Schattenmassen der Ruinen. In diesen Ruinen hatte auch der äußerste Posten der Belagerer sein Wachtfeuer angezündet, und dunkle Gestalten bewegten sich von Zeit zu Zeit durch den aufflammenden und niedersinkenden Schein dieses Feuers. Wenn auch die Augen des jungen Rottmeisters an dieser Stelle hafteten, seine Gedanken weilten ganz wo anders. Rückwärts schweiften seine Gedanken, schwebten über den schneebedeckten Türmen, Giebeln und Dächern der Vaterstadt, hin um das dunkle Gemäuer, vorüber an erhellten und dunkeln Fenstern, bis sie das Haus der Geliebten erreicht hatten. Jeder Stein in den Gassen und in dem Mauerwerk von Turm, Haus und Wall; jede Straße und

Straßenecke, jeder Markt und Kirchhof rief dem vorbeieilenden Geist etwas zu. Bilder der Vergangenheit, Mahnungen der Zukunft griff der Geist im blitzschnellen Schweifen auf, trug sie fort und bildete einen Kranz daraus, in welchem die Geliebte in holdseliger Schöne stand und winkte. Was die Steine, was die lebendigen Wesen, die sorgenvollen Greise, die ängstlichen Mütter, die kleinen Kinder, die jungen Mädchen dem Geiste Markus Horns zuriefen, in dem Gedanken an die Geliebte schloß es sich alles zusammen. In diesem Gedanken wurde Markus Horn ein anderer, ein besserer Mensch. Die Schlacken, welche die wilde, verworrene Zeit auf seinem Herzen und um sein Herz hatte entstehen lassen, fielen ab; er wurde weicher und doch immer stärker in seiner Liebe. Sonst war er nur verwegen gewesen, hatte sein Leben um jeden tollen Einfall aufs Spiel gesetzt; opferfreudig wurde er jetzt. Eine Narbe, die er aus früherer toller Zeit auf der Brust trug, auf welche er einst stolz gewesen war, erschien ihm jetzt fast gleich einem Brandmal. Sein bestes Herzblut hätte er nun verstürzen mögen zum Zeichen seiner Umwandlung, zum Zeichen seiner Liebe; und eine Lebensfreudigkeit, die er sonst nie gekannt hatte, erfüllte ihn zu gleicher Zeit, trotz manchem Druck, der noch auf ihm lag.

„Steht und gebt's Wort!" schrie Jochen Lorleberg, auf seinem Posten den Spieß fällend. Vom Sudenburgertor marschierte der Rottmeister, welcher die Wachen abzulösen hatte, mit seiner Rotte heran. Markus Horn wurde emporgerissen aus Traum und Sinnen; die harte Gegenwart trat wieder in ihr Recht. Der Dienst des Abgelösten war noch nicht zu Ende; geheimen Befehl hatte Markus erhalten, um Mitternacht von seinem Posten seine Schar nach dem Domplatz zu führen, und diesem Befehl kam er jetzt nach. Ein anderes wunderliches Gebot: beim Abmarsch vom Wall ein Hemd über Harnisch und Wams zu werfen, erfüllte man mit Verwunderung und geheimem Lachen, und zog nun daher weiß im weißen Schnee gleich einer

Gespensterschar. Auf dem Domplatz oder Neuen Markt fand man bereits ein Fähnlein des Hauptmanns Kindelbrück fast vollständig zusammen, und die letzten Rotten rückten eben von ihren Sammelplätzen heran. Auch die Reiter hielten vor der Domprobstei; — Reisige und Knechte mit übergeworfenen Hemden.

Noch wußten wenige, um was es sich handle, und mancherlei Vermutungen wurden aufgestellt, bis gegen ein Uhr gerufen wurde, daß man den Ring bilden solle. Solches geschah, und neugierig reckte Reiter und Knecht den Hals und spitzte das Ohr, als Ebeling Alemann und Hans Kindelbrück, Ritter Wulffen und Christof Alemann in den Kreis ritten und die andern Hauptleute samt dem Rat von der Kaldaunenkapelle her ebenfalls hereintraten.

Nun hob sich der Stadtoberste, Herr Ebeling, im Sattel, und redete die versammelten Kriegsleute an. Erst strich er weidlich ihre Tapferkeit und Verdienste um die Stadt heraus; dann sprach er von dem geleisteten Schwur, miteinander auszuhalten bis in den Tod; dann redete er von Belohnungen, großer Beute und dergleichen, und zuletzt rückte er mit dem Hauptpunkt heraus, als zustimmendes Gemurmel und verhaltenes Vivatrufen ihm die Stimmung günstig erscheinen ließ. Jetzt sei der Augenblick gekommen, sprach er, wo man Manneskraft und Mannesmut beweisen und ewige Glorie und die reichste Beute gewinnen könne. Erfahren habe man, wie in Großottersleben die Stiftsjunker mit ihren Dienstleuten sorglos in ihrem Lager lägen, nichts fürchteten, Tag und Nacht toll und voll wären und leichtlich ohne große Gefahr aufgehoben werden möchten. Beschlossen habe man, nach eingeholtem Rat aller versuchten Kriegsleute in der Stadt, solches zu unternehmen. Alles sei vorbereitet, günstig sei das Wetter, ein Ausfall auf die Neustadt solle den Feind täuschen und abziehen, — nun frage es sich, ob der Stadt Kriegsvolk mit den Bürgern Herz und Hand daran setzen wolle?

Gezwungen solle niemand werden, wer nicht mit ausziehen möge, der könne zurücktreten; man verhoffe aber, daß niemand also feiglich hinter den Ofen kriechen werde, während die Genossen die Hand auf die reiche Beute, auf die Ritter und die Dompfaffen legten. Frei sei der Weg; ziehen werde man zwar zwischen zween feindlichen Lagern, zwischen Buckau und Diesdorf, aber das sei nur ein Spaß. Wer mit dabei gewesen sei, wer das Pfaffen- und Adelnest mit aufgehoben haben werde, der möge künftig kühnlich sich überall oben an den Tisch setzen. Ein Stücklein werde es sein, wie die tapfersten Kriegsleute es nimmer noch ausgeführt hätten.

Da gegen Schluß dieser vortrefflichen Rede ein allgemeines begeistertes Geschrei auszubrechen drohte, so fügte Herr Ebeling Alemann noch hinzu:

Brüllen solle man nicht, daß der Feind nicht Unrat merke: wenn man mit den Waffen klirre und die Spieße aneinanderschlage, so wolle er das zum Zeichen nehmen, daß man einverstanden sei, daß man den Einsatz wagen und die an der Ohre aufgenommene Schuld abzahlen wolle.

Ein nicht zu Ende kommen wollendes Rasseln und Klirren erhob sich nun; man stampfte und sprang im Schnee umher und biß sich fast die Zunge ab, um nicht doch noch seinen Mut, seinen Jubel laut hinauszuschreien.

Nach dem Stadtobersten redeten noch der alte Graf von Mansfeld und der Bürgermeister Hans Alemann. Ersterer meinte, wenn gute Kundschaft halber Krieg sei, so könne es diesem Unternehmen gewiß nicht fehlen — und letzterer schwur, während des Zuges auf den Knien liegen zu wollen wie Moses in der Schlacht der Amalekiter, und Gott werde mit seiner Stadt Magdeburg und seinen Streitern sein und die Stolzen und die Verächter seines heiligen Namens in ihre Hände geben.

Auch auf solche Worte schlug man die Wehren wieder klirrend zusammen, und jeder festigte sich nach seiner Art zu dem großen

Werk. Um zwei Uhr wurde der Feind in der Neustadt auf das jäheste geweckt. Auf dem Wall vom Krökentor bis zur Hohen Pforte donnerten die städtischen Geschütze, Mauerbrecher und Serpentinen ohne Aufhören gegen seine Werke. Ausfall auf Ausfall hatte er zurückzuschlagen. Der Schneesturm brach mit doppelter Gewalt los; er und der Stadt Feuer verblendeten, verwirrten den Feind aufs trefflichste und halfen den Auszug aufs herrlichste zu verbergen. Zwischen dem Krökentor und der Hohen Pforte, im Aufleuchten der Geschütze, im wirbelnden Gestöber lagen auf den Knien der alte Hans Alemann, der Ratmann Horn und viele, viele andere Bürger, Gott um Hilfe und Beistand und Gelingen anrufend. Aus dem Sudenburgertor ging im tiefsten Schweigen der Zug der zum Überfall des Stiftsadels ausziehenden Reiter und Knechte. Im wehenden Schnee wand er sich vorsichtig dahin, und die übergeworfenen Hemden taten das Ihrige dazu, daß keine feindliche Wacht die Hakenbüchse abschoß und den Alarmruf gab. Ein Teil der Posten war erblindet im Schnee und Sturm; ein anderer Teil glaubte Gespenster und Teufelsspuk vorbeischweben zu sehen und sprach zitternd sein Stoßgebetlein; aber hielt sonst das Maul. — Ein Zeichen soll diesem Zuge vorangegangen sein, gleich wie der Schlacht vor Hillersleben. In dem Augenblick, wo die Zugbrücke des Sudenburgertors fallen sollte, hat man drei Schläge davor gehört, als stoße jemand mit aller Kraft das Stabende eines Spießes dagegen, daß es fast klang wie eine Aufforderung zu diesem Zuge. Als die Zugbrücke über dem Graben lag, und die Spitze des Zuges drüber hinschritt und um sich schaute, erblickte man jedoch nicht das geringste. Viel wurde darüber gesprochen, und wir lesen seltsamerweise in einer Chronik:

„Etliche haben wollen außgeben, als habe solches Hertzog Moritz selber gethan."

Die Volksmeinung über die politische Stellung des Mannes

liegt nirgends beſſer als in dieſer wunderlichen Notiz zu Tage. Freilich wollten die meiſten meinen, nicht der Kurfürſt Moritz von Sachſen, ſondern der heilige Herr und Ritter Mauritius habe dergeſtalt der Stadt die Anmahnung und Vertröſtung zu dieſer trefflichen Tat zukommen laſſen.

Noch wollen wir anführen, wie Herr Georg Rollenhagen ungefähr fünfzig Jahre ſpäter dieſen Zug gegen das Reiterlager zu Ottersleben poetiſch und humoriſtiſch verwertete. In ſeinem Froſchmeuſeler erſcheint vor Beginn der grauſamen Schlacht zwiſchen den Mäuſen und Fröſchen, auf Seiten der erſteren der Hauptmann Friedlieb „vom Magdeburger Sachſen Stamme", der Repräſentant der bedächtigen Tapferkeit, die ſo lange als möglich vom Krieg abrät, totgeredet und verſpottet wird von den Eiſenfreſſern und der heißblütigen Jugend, und zuletzt doch das Beſte tun muß, wenn alle andern zu Schanden geworden ſind. Des Fürſten Friedlieb und ſeiner Scharen Fahn und Aufzug wird beſchrieben:

„Eine Roteburgk war jhr' Heubtfahn,
Darauf ſahe man erhoben ſtahn,
Ein' Jungfrau in eim grünen Kleid,
Die zeigt ein Krentzlein wol bereit'
Von Blümlein je lenger je lieber,
Bringen manchem ein heimlich Fieber;
Es ward mit Buchſtab'n auch bedeut':
Umb Dieſe Meyd Iſt All' Erbeit.

— — — — — —

Damit man auch an allem End
Seine Krieger für ander kent,
Bey Finſternacht in ſonderheyt,
Wenn die erreicht der ſpethe Streit,
Fürſt Friedlieb in ſonderheyt wollt,
Das jeder ein Hembt führen ſollt'
Über die Rüſtung angetan,
Daß ſie all' wurden weiße Mann'."

Nun müssen diese weiß angetanen tapfern Kriegsleute viel Lachen und Höhnen und großen Spott anhören, und man ruft: „Siehe die Jungfrawe Knecht, sind nur zu Tanz und Bett gerecht.“ Herr Friedlieb aber und seine Scharen halten es unter ihrer Würde, dem zu antworten, ziehen ruhig weiter und denken:

„— ihr sollt erfahren recht,
Ob wir sein Mägdlein oder Knecht.“ —

Glücklich langte der Stadt mutiges Kriegsvolk vor dem Dorf Großottersleben an und fand hier gar keine Wachen ausgestellt. Die Junker hatten bis Mitternacht nach ihrer Art wieder herrlich bankettiert und lagen jetzt schnarchend auf dem Stroh. Ihre Dienstmannen waren ihrem Beispiel treulich gefolgt, und niemand im ganzen Reiterlager merkte, wie die Magdeburger das Dorf umstellten.

„Heut nacht gilt's für Hillersleben, Markus!“ flüsterte Christof Alemann dem Rottmeister Horn zu, und dieser ermahnte seine Leute, sich wacker zu halten: man wolle diesmal anders heimkommen, als aus der Schlacht an der Ohre.

„Laßt uns nur los, Rottmeister,“ brummte der lange Heinz Bickling, „Ihr sollt Eure Freude an uns haben; ich wünsch' mir weiter nichts, als solch einen fetten Dompfaffen beim Wickel zu fassen.“

„Laßt uns nur dran!“ flüsterte Jochen Lorleberg. „Wir wollen sie schon kitzeln. Da ist ein Fricke von Veltheim — hat mir vor Braunschweig einen Tritt geben, als ich ihm in der Trunkenheit in den Weg lief — o heiliger Strohsack, den möcht' ich im Bett fassen, wollt' ihm schon die Deck vom Leibe ziehen!“

„Laßt's gehen! Laßt's los! Laßt uns dran!“ grollte es im Heer, und die Reitertrompete klang zum Angriff. Hui drauf und dran mit gellem Schlachtruf und Weckruf! Berannt und erbrochen war im selbigen Augenblick das Tor des ummauerten Dorfes. Vollständig gelang die Überrumpelung der Stifts-

junker. Von ihren Lagern fuhren die so jach, so schrecklich Geweckten; hin und wieder liefen sie samt ihren Dienstleuten; manche halb nackt und ohne Wehr, alle sinnlos, ratlos, verzweifelnd. Wer sich wehrte, ward ohne Gnade niedergestochen; in Flammen gingen mehrere Gehöfte auf, und manch guter Ritter und manch gutes Roß ging elend darin zu Grunde. In allen Häusern floß das Blut strommeise; in die Keller flüchteten viele stolze Herren; aber auch dahin drang man ihnen nach, erschlug sie oder fing sie. An Herrn Fricke von Veltheim legte Jochen Lorleberg wirklich die Hand und riß ihn gefangen auf die Dorfgasse. Gefangen wurden Asche von Kramme, Busso und Kaspar von der Schulenburg, Balthasar von Warstedt, zwei Edle von Platen, zwei Herren von Arnim, Christof von Schleinitz, samt dreiundzwanzig andern vom Adel und hundertdreiundneunzig Dienstmannen. Siebenundzwanzig andere Edelleute hatten sich im Dorfe befunden, davon retteten nur wenige ihr Leben durch die Flucht, und zogen somit die am meisten Begünstigten gar schlechten Lohn aus der Pfaffen Dienst. Im Hemd floh Herr Johann von der Asseburg, der Rittmeister, über die Dorfmauern und das Schneefeld.

Zweihundertdreiundsechzig Pferde erbeutete das Magdeburger Kriegsvolk, und wie Herr Sebastian Besselmeier sagt: „Kam dißmals mancher Landsknecht wieder in die Stadt geritten, welcher vor zu Fuß hinausgangen war!“ Manch armes Knechtlein stülpte in dieser Nacht einen ritterlichen Helm auf das Haupt und vertauschte seinen schlechten Harnisch mit einem köstlich ausgelegten und geätzten. Des Erzstiftes Hauptfahne, das uralte Banner des heiligen Mauritius, welches der heilige Kriegsmann selbst vom Himmel herabgeschickt haben sollte, riß Meister Balzer Grünenberg von Salza, seines Zeichens ein Kleinschmied, aus ritterlicher Hand und trug es im Triumphe heim zur Stadt.

Nur einen Ärger hatten die Magdeburger bei diesem Sieg;

ihre beiden Hauptfeinde, die Domherren Albrecht von Cracht und Johann von Walwitz, entgingen ihnen. Gezecht hatten sie zwar mit den Rittern zu Ottersleben, waren dann aber, um die „Ungelegenheit" des Lagers zu vermeiden, nach Wanzleben heimgekehrt. Hätte man diese beiden Herren auch gefangen, so wäre das der Stadt „sonderlich nütz und gut gewesen."

Innerhalb dreier Stunden war das treffliche Unternehmen angefangen, ins Werk gesetzt und glücklich zu Ende geführt, ohne daß ein Schuß gefallen wäre aus den Lagern zu Buckau und Diesdorf. Es kam der siegreiche Heereszug gegen fünf Uhr morgens wieder vor dem Sudenburgertore an.

Das war eine andere Heimkehr als die nach der Schlacht an der Ohre!

Jauchzen und Frohlocken erfüllte unseres Herrn Gottes Kanzlei; denn das Gerücht von dem Unternehmen hatte sich zuletzt doch ausgebreitet, und alle Gassen am Sudenburgertor waren dichtgedrängt voll von ängstlich harrendem Volk. Man hatte den Feuerschein des brennenden Ottersleben gesehen; in Hoffen und Bangen waren die Stunden vergangen. Mißlang dieses Unternehmen, so konnte leichtlich die ganze Stadt mit in das Verderben geraten. —

Sieg! Sieg! Sieg!

Wir treffen hier am Sudenburgertor zu dieser Stunde alle unsere alten Bekannten wartend, im Schnee bis an die Knie. Da war der Magister Flacius Illyrikus, da war der Doktor Alberus, da war der Buchdrucker Lotther, gestützt auf den Arm seines Faktors Kornelius. Der ganze Rat war am Tor versammelt, es fehlte nicht Herr Albrecht von Mansfeld, es fehlte nicht der Gassenprediger Magister Rhodius. Die ganze Geistlichkeit außer einigen hochbetagten Greisen war vorhanden. Herr Hans Springer mit seinem Leutnant Adam Schwartze stand unter der Tür der Wachtstube, und mit ängstlichem Grimm

zerbrach sich letzterer den Kopf über die Frage, was aus seinem Boten geworden sei?! Ein wunderlicher Unstern schwebte über allen seinen Sendungen dieser Art; überall fand der Leutnant eine geheimnisvolle hindernde Macht auf seinen dunkeln Wegen.

Alle nahen und fernen Fenster den ganzen Breiten Weg entlang waren hell erleuchtet, Pechpfannen waren am Tor aufgepflanzt und warfen ihr flackernd Licht über die Harrenden und färbten den Schnee blutigrot. Frauen waren an diesem Morgen nicht so viel unter der Menge, wie am Morgen des Tages der Schlacht an der Ohre. Viel Bürgerinnen erwarteten diesmal nicht Bruder, nicht Ehemann und Vater aus dem Felde zurück; nur die Söldnerweiber drängten sich diesmal ebenso wie an jenem Septembermorgen heran, unruhig, aber doch nicht außer sich vor Angst. Ihr Leben brachte einmal diese Aufregungen mit sich, und sie mußten sie nehmen, wie sie kamen.

Es war eine gehobene, doch nicht laute Stimmung im Volke. Den Magister Rhodius, welcher den Versuch machte, sich auf einen Eckstein zu schwingen, die Macht seiner Rede zu zeigen, zog der alte Graf von Mansfeld eigenhändig wieder herunter und sprach zu ihm:

„Meisterlein, gebet Euch keine Mühe, 's ist noch allzufrüh am Tag und auch zu kalt. Die Kinder schlafen noch in ihren Bettlein, und 's tut nicht not, daß Ihr sie erwecket durch Euer Geschrei. Herr Prädikante, ein Schnabel gleich dem Eurigen ist mir in meinem ganzen Leben nicht vorgekommen."

„Es stehet geschrieben und passet auf Euch, Herr Graf: Dein Maul lässest du Böses reden, und deine Zunge treibet Falschheit!" rief ärgerlich der Gassenprediger.

„Und es stehet auch geschrieben: Ihren Rachen sperren sie wider mich auf!" sprach gelassen der alte Graf.

„Und geschrieben stehet: Siehe, sie sollen zu Spott und Schanden werden, alle, die dir gram sind, sie sollen werden

als nichts, und die Leute, so mit dir hadern, sollen umkommen!" zitierte kreischend der Magister.

„Geschrieben stehet aber auch: Die Narren haben ihr Herz im Maul; aber die Weisen haben ihren Mund im Herzen"! lächelte der Graf und fügte hinzu: „Geschrieben stehet auch: Des Narren Herz ist wie ein Topf, der da rinnt und kann keine Lehren halten."

Es war ein Glück, daß die beiden bibelfesten Herren im Gedränge von einander kamen, sie würden mit ihren Zitaten aus dem Psalmisten, dem Jesaias und dem Jesus Sirach sonst so bald nicht zu Ende gekommen sein.

Gewonnen! Gewonnen! Heran wogte es schattenhaft — Rosseshufe und Männertritte — und nun, nachdem glücklich das feindliche Lager zu Buckau passiert war, ein Jubelgeschrei im kommenden Heer, ein Lustgebrüll von vierzehnhundert Landsknechtskehlen! Und nun — ebenso wild jauchzend der Antwortruf der Kanzlei unseres Herrn Gottes:

„Gewonnen! Gewonnen!"

Von der Spitze des nahenden Heerzuges lösten sich einige Reiter ab und sprengten im Galopp vorauf. Heran jagte der Rittmeister Wulffen:

„Viktoria, Viktoria! Gelungen, gewonnen, ihr Herren von der Stadt!"

„Dank Gott! Gott sei die Ehre!" rief der alte Bürgermeister Hans Alemann, die Hände in die Höhe reckend.

Näher und näher schmetterten die Trompeten der Reiter ihren lustigen Marsch, näher und näher wirbelten die Trommeln des Fußvolks, näher und näher klang das Jauchzen und Singen der sieghaften Männer. Unter dem Stadttor aber hob sich in der Menge Herr Nikolaus Hahn, der Pfarrherr von Sankt Ulrich, und stimmte klangvoll an:

Herr Gott! Dich loben wir!
Herr Gott! Wir danken Dir!

Und ein fiel das Volk, und ein fiel das Heer; unter dem Fallgatter des Sudenburgertores neigte sich in den Händen Balthasar Grünenbergs von Salza das gewonnene heilige Banner des Erzstiftes, die Fahne des heiligen Moritz.

Dreihundert Reiter hatte die Stadt ausgesandt; nun ritten über die Zugbrücke wohl sechshundert zurück. Auf den Spitzen der Spieße trug man manch schönes Beutestück, manch kostbaren Panzer, manch anderes wertvolles Harnischstück heim. Treffliche Büchsen und Reiterschwerter waren in Menge aufgegriffen worden. Trübselig schleppten sich die gefangenen Ritter im Siegeszug einher, ließen mit verhaltenem Geseufz die Köpfe hängen, und beneideten von Herzen die Itzenplitz, die Bismarck, die Gevettern von der Schulenburg, die Möllendorf, die Alvensleben, die Marenholtz, die Lossow, die Bülow, welche erschlagen in den Gassen oder Häusern von Ottersleben lagen. Trübselig genug trottelten auch die Dienstleute daher, obgleich dies Mißgeschick ihnen nicht so an die Ehre griff, wie ihren Herren. Bei Mannsgedenken war „der Adel nicht in solchen Schaden geraten." —

Als Markus Horn an der Spitze seiner Rotte, die ebenfalls manchen guten Griff getan hatte, unter dem Tor vormarschierte, erblickte er seinen Vater in der vordersten Reihe des Volkes. Dicht schritt der Sohn an ihm vorüber, nahm demütig das Barett ab und beugte sich tief; da neigte auch der Alte das Haupt, und Markus nahm's für ein glücklich Zeichen, obgleich der Vater die vorgestreckte Hand nicht zu sehen schien. Sein Te deum laudamus unterbrach aber der Buchdrucker Michael Lotther, als der Rottmeister vorüberzog.

„Vivat, Markus!" schrie er. „Vivat, das ist ein Streich! Vivat, Markus, das wiegt das Feld an der Ohre doppelt auf!"

„Eine kühne, männliche Tat habt ihr allgesamt vollbracht, Herr Rottmeister!" rief der Doktor Erasmus Alberus, welcher in das: Herr Gott, Dich loben wir! nicht einstimmte, da er sich

erkältet hatte und an Heiserkeit litt. „Man mag Euch aus vollem Herzen Glück dazu wünschen, Herr Horn!“

„Wenn Ihr mich heut auf einen Becher Anisbieres besuchen wollt, so sollt Ihr hoch willkommen sein, Herr Rottmeister!“ rief der Magister Flacius. „Auf eine gute Tat gehört ein guter Trunk.“

„Brr!“ machte der Doktor Alberus und schüttelte sich und lachte, und Herr Flacius Illyrikus zuckte, bedauernd den Doktor anblickend, die Achseln.

Wir lassen jetzt die Stadt Magdeburg in ihrem Jubel und werfen einen Blick in die Lager des Belagerungsheeres. Da jubelt und jauchzt man nicht; aufgejagt durch die Nachricht von dem Geschehenen, stand man anfangs betäubt, als habe man einen Schlag vor die Stirn erhalten. Dann brach die helle Wut aus, sowohl bei dem höchsten Befehlshaber, wie beim geringsten Troßknecht; beim Reichskriegskommissarius Lazarus von Schwendi, wie beim Sudler Martin Pust. Dem wilden Markgrafen von Kulmbach, dem heißblütigen Jürg von Mecklenburg schossen helle Zornestränen in die Augen, die Haare rauften sie, zerschlugen in ihren Quartieren alles, was ihnen zuerst in die Hände fiel. Nach ihren Gäulen schrien sie, nach ihrer Rüstung, nach ihren Schwertern.

Überall ein Rennen und Laufen, ein Fluchen und Toben; — dazwischen die Trompeten, die Lärmtrommeln, die zu den Waffen riefen — es war ein heilloser Morgen für des heiligen römischen Reiches Belagerungsheer!

„In Weiberröcken, auf Eseln, einen Federwedel in der Hand müßten wir ausziehen, das haben wir verdient!“ schrie der Kulmbacher im Lager zu Buckau.

„Aller Welt zum Kinderspott sind wir worden in dieser Nacht!“ heulte zu Diesdorf Herr Jürgen von Mecklenburg.

„Heraus, ihr Hunde, auf die Gäule!“ schrie er einige Reisige an, die ihm nicht schnell genug in den Sattel kamen.

„O Herr von Kotze, wenn wir das nicht rächen, ehe es Mittag worden ist, so verdienen wir, daß uns die Bürgerweiber mit Kochlöffeln aus unsern Schanzen schlagen. O Herr Levin von Winterfeld, hinaus, hinaus auf die Hunde, die schäbigen Hunde! O hört nur, wie sie Triumph schreien bis hier herüber; o könnt' ich ihr Geschrei doch ersticken in ihrem Blute!"

„Sie schreien nicht bloß, gnädiger Herr," sprach Kaspar Flans; „sehet nur, sehet nur, da fallen sie schon wieder vor aus der Stadt. Ist denen der Kamm geschwollen!"

„Herunter mit ihnen! Gottes Tod, herunter mit ihnen! Auf die Gäule, ihr Herren. Einen blutigen Thomasabend wollen wir ihnen heut machen; roten Schnee soll's heut geben. Hinaus! hinaus auf sie!"

Rasselnd schwangen sich die edeln Herren, den Tod, die Gefangenschaft, die Schmach der ritterlichen Genossen zu rächen, auf die gepanzerten Rosse. Die jauchzenden Scharen der Städter schwärmten bereits gegen die Schanzen bei Diesdorf heran. Es war sieben Uhr; das Schneien hatte ganz aufgehört, es wurde ein klarer, frischer Wintermorgen.

Aufeinander stießen die Haufen. Wacker tummelten sich die städtischen Reisigen und Knechte und die Bürger, angespornt durch das herrliche Gelingen des nächtlichen Überfalls, mit den Reisigen des Mecklenburgers. Hin und her wogte der Kampf, und mancher Streiter färbte den Schnee mit seinem Blute rot. Am Siechenhof kam das Gefecht zum Stehen. In drei Haufen teilte sich der Feind, die Magdeburger einzuschließen, und auf den Wällen und Mauern der Stadt hatte das Volk einen Augenblick durch große Angst und sah, daß der „Feind es gar böse im Sinne" hatte. Um den Siechenhof her „sommete es im Felde wie ein Schwarm Bienen"; aber die Bürger und städtischen Hakenschützen pfefferten tapfer in die ansprengenden Reisigen, so daß diese erst sich in sich selbst wandten, dann zurückwichen, und unter das große Geschütz der Wälle gerieten. Sechs

grobe Stücke wurden im richtigen Augenblick von Türmen und Mauern auf den erschreckten Feind, der nicht wußte, „wo er bekehret war", losgebrannt, und jeder Schuß erhöhte die Verwirrung. Vom Siechenhof stürzten im vollen Lauf Bürger und Hakenschützen vor, „truckten mit Gewalt hinter dem Feind her und jagten ihn mit ihren halben Haken biß auffs hohe Feld hinan, trieben den Feind für ihnen hin und schoßen in ihn gleichsam in eine Heerde Viehes".

Wie ein Rasender tobte Herr Georg von Mecklenburg im Feld; „warlich mit hefftigen Zorn" kam er eilends, die Seinigen zum Stehen zu bringen. Der Schaum stand ihm vor dem Mund, und sechsmal sprengte er mit aller Macht gegen die Magdeburger an. Diese aber standen fester als in der Schlacht an der Ohre. Mit Spießen und Büchsen, mit Schwertern und Faustkolben stach, schoß und schlug man aufeinander ein. Ein übel Weihnachtsfest sollte dem Herrn Jürgen und den Seinen bereitet werden. Wiederum wichen die Reiter des Belagerungsheeres; umringt wurde der Herzog von den ergrimmten Städtern. Er bekam einen Schuß in den linken Arm und in das rechte Bein, mit einem „Dreiecker" wurde er in die Lende gestoßen; aber gleich einem Wahnsinnigen schlug er immerfort um sich, und sein bissiger Gaul, eben so toll wie der Reiter, biß, schäumte und schlug aus und kämpfte eben so tapfer.

„Auf ihn! Auf ihn! 's ist der Mecklenburger!" schrie ein städtischer Rottmeister, dem Pferde des Herzogs in die Nüstern greifend, und es mit gewaltiger Kraft niederreißend auf die Vorderknie. Dieser Rottmeister war Markus Horn, und neben ihm führte Sebastian Besselmeier einen neuen Streich gegen den Fürsten, rufend:

„'s ist Herzog Georg! Haltet ihn fest! Herzog Georg, der Rechtschuldige! Haltet ihn, verwahret ihn wohl!"

Und wieder griffen alle Fäuste der Bürger und städtischen Knechte zu und rissen den Herrn von Mecklenburg zu Boden,

aber gefangen wollte er sich nicht geben, er sperrte und spreizte sich, wollte sich auch nicht heben und tragen lassen; — ließ „sich also wohl Gassen lang schleppen und trecken“; und Püffe, Stöße und Knüffe regnete es im Überfluß auf ihn herab, Schwert, Büchse und Wehr ward ihm eins nach dem andern entrissen.

„Schlage tot! schlage tot!“ schrien die wütenden Bürger. „Das für Hillersleben! Das für meinen Bruder! Schlage tot! schlage tot!“

Vergeblich suchte Markus Horn diesen Mißhandlungen Einhalt zu tun; da der Fürst sich nicht gefangen geben wollte und immer noch der Meinung war, die Seinen könnten ihn noch befreien, so war auch nicht viel zu machen gegen die Wut der Leute. Die Rüstung, das Sammetkoller, das Wams wurden dem Gefangenen in Stücken vom Leibe gerissen.

„Schlage tot den Hund! schlage tot!“ schrie man immer wilder, und eine spottende Stimme kreischte gellend in grimmigem Spott:

„Schlage Ritter und Fürsten tot; laß Bauer und Bürger leben!“

So ward das böse Wort aus der Schlacht an der Ohre dem Herzog von Mecklenburg schrecklich, aber wohlverdient heimgegeben, und ein neuer Schlag, den er mit einem Haken ins Gesicht erhielt, brachte ihn endlich doch dazu, um Gnade zu bitten. Dem Reiter Kilian von Altenburg, welcher ihn zuerst durch den Schuß ins rechte Bein verwundete hatte, gab er sich gefangen.

Da wurde er aus dem zertretenen Schnee und dem Blut aufgehoben und betäubt und halb von Sinnen auf ein weißes Roß gesetzt und unter Triumphgeschrei der Stadt zugeführt, ein Bild des Jammers und Elends. Die wilden, drohenden Augen ringsumher, die immerfort noch bedenklich gegen ihn gerichteten Waffen brachen seinen Mut gänzlich, und flehentlich bat er die ihn umgebenden Landsknechte, ihn doch vor den Bürgern zu schützen.

Durch das Sudenburgertor wurde der Herzog in die Stadt geführt, wohin schon Nachricht von dem neuen herrlichen Fang gekommen war. Und als er unter der Torwölbung hervorreiten mußte, da brach der letzte Rest seiner Standhaftigkeit zusammen. Ihm schwindelte, es schwamm vor seinen Augen; auf ein wogend, drohend Meer von Gesichtern blickte er wirr herab, und es war ihm zu Mute, als müsse er darin untergehen.

„Ungnädiger Herr, willkommen!" rief der Oberste Ebeling Alemann, dem Gefangenen entgegentretend: „Euer Ungnaden soll uns ein lieber Gast sein, wir hätten Euch dergestalt gern längst bei uns gesehen!"

Aber der Herzog vernahm diese Worte kaum; er griff in die Mähne seines Schimmels, um sich aufrecht zu erhalten. Auf ihn ein drangen in hellen Haufen mit kreischendem Geschrei die Weiber, deren Verwandte in der Schlacht an der Ohre gefallen waren. Mit Äxten, mit Stangen, mit Schwertern und Spießen, die sie den Männern entrissen, wollten sie Rache an dem Gefangenen nehmen, und unzweifelhaft wäre er ihrer Wut auch zum Opfer gefallen, wenn die Bürgermeister ihn nicht errettet und die Begleiter einen Wall um ihn her gebildet hätten. Halb ohnmächtig wurde der Gefangene in Peter Märtens Haus geführt; daselbst seine Wunden notdürftig verbunden und ihm würziger Wein zur Stärkung gegeben. Eine Wache hielt das Volk vom Hause ab, denn immer von neuem suchte die erbitterte Menge den Eingang zu erzwingen, und das schreckliche: Schlage tot! schlage tot! tönte immer fort.

Nachdem der Gefangene sich ein wenig erholt hatte, führte man ihn den Breiten Weg hinunter über den Alten Markt zum Rathaus, und mit matter, kläglicher Stimme hat der Herzog auf diesem schweren Gange mehr als einmal gerufen:

„Wo kommt solch Volk all her? Meint' ich doch, sie wären all umkommen in der Schlacht vor Hillersleben! Welch Volk! welch Volk!" — —

Die Frau Margareta Horn und Jungfrau Regina Lottherin waren nicht gleich den andern Frauen und Mädchen in die Gassen gestürzt, den Einzug des unglücklichen Feindes zu schauen. Aber Jubel und Hoffnung war auch in ihren Herzen. Zum erstenmal seit Beginn der Belagerung ließ der Rat die Turmuhren wieder schlagen, zum erstenmal seit der Schlacht an der Ohre riefen die Glocken etwas anderes als Sturm. Auch die große Domglocke, die man seit drei Jahren nicht angezogen hatte, ließ ihre feierliche Stimme erklingen, zum Zeichen, daß Freude sei in unseres Herrn Gottes Kanzlei, in der alten, treuen, tapfern und so schwerbedrängten Stadt Magdeburg.

Vom Rathause wurde der Herzog Georg in Moritz Alemanns Haus auf dem Breiten Weg, zum Lindwurm genannt, geführt und daselbst zwar fürstlich gehalten, aber doch von bewaffneten Bürgern in einem mit eisernen Stangen und Türen wohlverwahrten Gemach bei Tag und Nacht bewacht, und wurde er dieser Haft erst mit Ende der Belagerung ledig. Mit dem Herzog gerieten in der Magdeburger Hände Herr Hans von Kotze, Herr Levin von Winterfeld, Herr Kaspar Flans, Herr Dietrich von Trotha, Herr Albrecht von der Schulenburg. Jeder Bürger der Alten Stadt zog in seinem Kalender einen roten Strich unter dem neunzehnten und zwanzigsten Dezember. Ein vollgerüttelt Maß hatte der Feind für seinen Sieg an der Ohre wieder erhalten:

„Ach Gott, desselben nicht vergiß,
Der dieses Elends Ursach ist!"

Das dreizehnte Kapitel.

In dieſem Hauptſtück iſt zu leſen
Von Meuterei und falſchem Weſen; —
Die roten Kreuze glühn und flammen,
In Schwachheit Adam ſinkt zuſammen.
Um blutige Hände blutige Bande,
Bringt böſes Werk er nicht zuſtande;
Die ſchöne Fraue ab ſich wendet,
Der Kaiſer ſeinen Herold ſendet.

Es waren nicht grüne, ſondern recht weiße Weihnachten im Jahre Fünfzehnhundertfünfzig, und doch gab es gar „fette" Kirchhöfe in der Stadt Magdeburg. Mancher gute Bürgersmann, welcher auf den Wällen oder im Feld für Altar und Herd rühmlich gefallen war, wurde neben den Kirchen in allen Ehren beigeſetzt. Die Arbeit um die Kanzlei des lieben Herrgotts ruhte keinen Augenblick. Am dreißigſten Dezember verlegten die Magdeburger Herrn Lazaro von Schwendi den Weg, fingen aber auf dem Wagen des kaiſerlichen Kommiſſarii nur den Sekretarius Herrn Joachim Stein, der alſo ſehr wider Willen den Sylveſterabend hinter Schloß und Riegel feiern mußte.

Das Jubeljahr Fünfzehnhundertfünfzig ſchied aus der Welt, das Jahr Fünfzehnhunderteinundfünfzig trat ein, und mit ſchwerem, bänglichem Herzen wünſchte ſich die belagerte Stadt Glück dazu.

Geſcharmützelt wurde am zweiten Januar heftiglich. Mit ſieben aufgerichteten Fähnlein zog man zum Schrotdorfertor hinaus. Heftig ſchoß der Feind von Diesdorf herüber, traf aber nur unter dem Ulrichstor einen Knecht von hinten in die Waden.

Tapfer ſchlug man ſich im Schnee herum am Mittwoch nach den heiligen drei Königen und am elften Januar, einem Sonntag.

Am vierzehnten Januar, abends zwiſchen ſieben und acht Uhr, ward die belagerte Stadt in Bewegung gebracht durch ein gewaltiges Freudenſchießen, welches in allen Lagern des Feindes

anhub. Der Schlaukopf, Herr Mauritius von Sachsen, hatte dem Volk, welches sich in den Seestädten der alten Stadt Magdeburg zur Hilfe versammelt hatte, mehr als eine schöne Rede gehalten, und mit List und feinen Praktiken den Haufen teils auf seine Seite herübergezogen, teils zertrennt. So schoß man denn auf solche jubelhafte Nachricht im Belagerungsheer zwei Doppelhaken ab, dann wurden mit den Zinken drei Gesätz gepfiffen; darauf wurden drei große Stücke losgebrannt, dann vier, dann fünf. Darauf hat abgeschossen, wer zu schießen hatte, klein Geschütz, Doppelhaken, halbe Haken. Dann ward ein laufend Feuer auf allen Schanzen und Blockhäusern gemacht, und dann reibt sich Herr Sebastian Besselmeier abends neben seinem Kaminfeuer behaglich die Hände, wirft von seinem Manuskript weg einen Blick nach der im Winkel lehnenden Hakenbüchse und erzählt:

„Damit sie aber hören sollten, daß wir auch Pulfer und Stein in der Stadt hetten, ward von Wall und Thürmen wieder zu jhnen in die Newstadt geschossen, biß sie wieder still wurden."

Zwei Stunden später, „als die Frewd zergangen und solch Schießen vom Feind ein End hat," fuhren die Städter mit ihren beiden Kriegsschiffen, die bunte Kuh und die wilde Sau genannt, wohlgerüstet mit Riemen, Rudern, Doppelhaken, behängt mit Tartschen wie ein Raubschiff, — aus gen Pechau und plünderten, um sich gleichfalls eine kleine Freude zu machen, daselbst der Mönche Hof und kehrten am folgenden Tage glücklich heim.

Am fünfundzwanzigsten Januar kam Kurfürst Moritz von seinem Zuge nach Verden ins Lager vor Magdeburg zurück und brachte den Herren von Heydeck mit, welchen er in seine Dienste genommen hatte, und welcher der Stadt, die ihn früher so gut geschützt hatte, jetzt sehr gute Dienste leistete.

Am neunundzwanzigsten Januar fing der lustige Fähnrich Christof Alemann zu seinem großen Gaudium den dicken Bürgermeister von Schönebeck samt zwei ebenso wohlgenährten Herren vom Rat, und Georg Mühe, ein Ackerbürger aus der Stadt,

hätte ums Haar den Kurfürsten gefangen, wenn ihm nicht das Roß gestrauchelt wäre. Des Fürsten Stallmeister blieb tot auf dem Felde. Am selbigen Tage wurden zwölf heulende böhmische Schanzgräber in die Stadt gebracht und sagten aus, der Hunger habe sie aus dem Lager getrieben. Einen Sturm wollte der Feind unternehmen in der folgenden Nacht um zwei Uhr, wenn der Mond aufginge. Die Knechte meuterten aber und schrien nach Sold, beruhigten sich jedoch, als man ihnen ein gutes „Stormgeld" versprach. So machten sie denn wirklich einen verlorenen Haufen von Bauern und warfen die Würfel drum, wer von ihnen selber der erste sein sollte. Es fiel aber eine so „geschwinde" Kälte ein, daß nichts aus der Sache wurde.

Diese große, bittere Kälte dauerte fort bis in die Mitte des Februars, da gab's viel erfrorene Nasen, Finger, Füße und Ohren, und viele Kriegsleute in der Stadt und vor der Stadt erfroren auf der Wache ganz. —

Es war am Spätnachmittag des fünften Februars; trübe und dunkel war der Himmel, der Schnee knirschte unter den Füßen der Wanderer in den Straßen von Magdeburg. Den ganzen Tag über war kein Schuß gefallen und hatte das Echo in den engen, winkligen, dunkeln Gassen der Stadt geweckt. Mit hereinbrechender Nacht wurde des Volkes außerhalb der Häuser immer weniger; wer irgend konnte, suchte sein Heimwesen, seinen Feuerherd auf und bedauerte fröstelnd die, welche ihre Pflicht auf den Mauern festhielt. Gegen fünf Uhr traf ein einzeln durch die Dämmerung Herschreitender kaum auf einen Begegnenden. Dieser einzelne Wanderer war der Leutnant Adam Schwartze, welcher nach einem gar geschäftig verbrachten Tage ging, den Hauptmann Springer und seine holde Freundin in ihrem Quartier aufzusuchen. Wir wollen letzteres bei dieser Gelegenheit ein wenig genauer beschreiben.

Der Hauptmann Springer bewohnte ein Haus hinter der Barfüßerkirche, welches ihm von einem ehrbaren Rat einge-

räumt worden war, ein ziemlich großes Gebäude, vor dem ein Landsknecht von dem Fähnlein des Hauptmanns Wache hielt.

Schreiten wir mit dem Leutnant Schwartze an dieser Schildwacht vorbei, so gelangen wir in einen dunkeln, weiten Flur, wo allerlei Kasten und Kisten, gefüllt mit aller Beute, allen Habseligkeiten eines herumziehenden Kriegsmannes, standen. Aus einem offenen Gemach, einer Küche, zu ebener Erde fällt Feuerschein; um einen mächtigen Herd sitzen und stehen bärtige, wilde Kriegergestalten, die Botschaft an den Hauptmann gebracht haben oder Befehle holen wollen; für einen Trunk ist gesorgt, denn Hans Springer weiß, daß er seine Leute nicht dursten lassen darf. Des Hauptmanns Dirnen sind beschäftigt, die Abendmahlzeit zu bereiten, und Bratendünste steigen in unsere Nase. Steigen wir mit dem Leutnant die alte Eichentreppe hinauf, so befinden wir uns bald vor der Tür der Frau Johanna. Treten wir ein, so finden wir uns in dem wüsten und liederlichen Gemache, welches wir schon einmal betraten. Kein Gerät paßt zu dem andern. Waffenstücke, vermischt mit Frauenkleidungsstücken, bedecken die Sessel und den Fußboden, zwei mächtige Windhunde liegen an dem glühenden Ofen. Ein uralter Ratsherr von Magdeburg, der mit den jetzigen Bewohnern seines Hauses nichts zu tun hat, blickt von der Wand aus seinem Rahmen böse herab auf das schöne Hannchen. Ein Tisch trägt wie gewöhnlich seine Last von vollen und leeren Flaschen und silbernen Bechern, unter welchen letztern einer ist, der jedenfalls aus einem Kirchenschatze stammt. Der Teufel mag wissen, woher ihn Hänsel Springer hat!

Bei aller Unordnung ist das Gemach doch nicht unbehaglich; es ist gut durchwärmt, und an bequemen Sitzen fehlt es nicht. Der Leutnant Adam darf dreist in der Gegenwart der Frau Johanna sich auf einen Lehnstuhl werfen und die Füße auf einen andern legen. Er darf das Schwert losschnallen und es in den

Winkel werfen. Er darf noch mancherlei sich herausnehmen, was ihm anderwärts nicht gestattet werden würde. —

Da der Hauptmann noch nicht heimgekommen war, so hatten Adam und Johanna von Gent die beste Gelegenheit, ihre Gedanken gegenseitig auszutauschen, und es gab vieles, was sie nur in der Abwesenheit des guten Hänsels verhandelten. Nachlässig lag die Frau in ihrem Sessel, spielte mit den Schnüren, die ihr Gewand um die Hüften zusammenhielten, spielte mit den üppigen blonden Locken, die ihr über die Schultern herabfielen, spielte mit den beiden Windhunden Geisel und Daus, indem sie dieselben mit den Füßen stieß. Die blonde Frau Johanna, ein wenig zur Wohlbeleibtheit geneigt, bildete in ihrem behaglichen Sichgehenlassen einen seltsamen Gegensatz zu dem ebenfalls blonden Adam, welcher wie von einem innerlichen Feuer verzehrt schien. Der Leutnant war in den letzten Zeiten hager und gelb geworden. Sein früher so hübsches Gesicht hatte sich ganz seltsam verändert; man las jetzt manchen Charakterzug des Mannes, der früher durch Lächeln und Wangenfrische verdeckt worden war, klar und scharf. Haar und Bart, ehedem so wohlgepflegt, waren wirr und zerzaust; die Stutzerhaftigkeit in seiner Kleidung war verschwunden; ein unförmliches, schweres Lederwams und darüber einen Brustharnisch trug der Leutnant, das Dolchmesser war stets griffgerecht zurecht gerückt. Müde und abgespannt erschien Adam Schwartze und doch fieberhaft lebendig und aufgeregt, unstät irrte sein Auge umher und haftete selten lange an einem Gegenstande.

Die Frau Johanna sagte auch an diesem Abend, unter den halbgeschlossenen Augenlidern weg einen Blick auf den Besucher werfend:

„Adam, ich sag', endlich müsset Ihr mir doch vertrauen, was Ihr habt, was Euch ist. Adam, ich mein' oft, Ihr fürchtet Euch vor einem Geist. Starrt mich nicht so an, — haltet Ihr mich auch für ein Gespenst?"

Schon öfters hatte die Frau solche Reden geführt; aber der Leutnant hatte immer ausweichend darauf geantwortet und mit einem Scherz das Gespräch auf etwas anderes zu lenken gesucht. Er versuchte das auch heute wieder; aber es wollte noch weniger als sonst gelingen.

„Ihr würdet immer ein recht hübsches Gespenst sein, Johanna, zu welcher Stunde der Nacht auch Ihr mir erscheinen wolltet. Übrigens hast du recht, Schatz, ich bin in Sorgen und hab' auch allen Grund, es zu sein."

Das Weib blickte wiederum den Leutnant eine Weile an, dann ging eine merkwürdige Veränderung in ihrem ganzen Wesen vor. Alle Trägheit und Gleichgültigkeit schien die Frau Johanna abzuwerfen gleich einem Mantel. Sie erhob sich halb und rückte ihren Sessel zu dem Adams. Sie neigte sich gegen den Leutnant und flüsterte mit einer Stimme, die nichts mehr von Schläfrigkeit an sich hatte:

„Hört, Adam, ich habe dieses verdeckte Spiel jetzt satt. Werft Eure Karten auf den Tisch; ich will klar sehen und das in diesem Augenblick. Wo stehet Ihr mit Euerm Plan? Ich lese manches auf Eurer Stirn, was mir nicht gefällt — habt Ihr Euch irgendwie verrechnet? Redet doch! Weiberrat ist auch ein Rat. Des Mecklenburgers Kammermeister, vom Kaiser gesendet, ist heut in der Stadt gewesen, und Ihr waret unter jenen, welche ihn zu dem Herzog einführten. Was ist da geschehen? Wie stehet Ihr mit dem Herzog?"

„Ihr sollt alles wissen, Johanna," sagte der Leutnant. „Euer trunkener Eber wird wohl so früh nicht heimkommen. Wißt Ihr, was mit diesem Kammermeister ist?"

Die Frau zuckte die Achseln: „Man spricht allerlei darüber. Man sagt, kaiserliche Majestät hab' ihn geschickt, Kundschaft einzuziehen, ob der Fürst tot oder lebendig sei. Die Dompfaffen, die Herren vom Kapitel, sollen den Rat und die Gemeinde beim Kaiser verklagt haben: der Herr von Mecklenburg sei gar nicht mehr am

Leben, man habe ihn unter dem Tor in Stücke gehauen, und es sei nur ein Gerücht, daß er im Lindwurm gefangen gehalten werde. Andere meinen dagegen, die vom Adel hätten dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg Bericht gegeben, sein gefangener Bruder sei von den Bürgern in Ketten gelegt, werde gar übel gehalten und sei darob in die Schwindsucht gefallen."

Der Leutnant lächelte matt und sagte: „Jawohl, wir haben auch dem Kammermeister seinen Herrn gezeigt, frisch und gesund, beim Brettspiel und vor dem vollen Humpen. Was aber sonsten vorgegangen ist, davon hat ein hochweiser Rat und eine gute Bürgerschaft nicht so klare Kenntnis!"

Adam Schwartze warf einen schnellen Blick um sich und flüsterte dann der Frau ins Ohr:

„Johanna, der Kammermeister war auf mein Werk und Wort in der Stadt. Noch einmal laufen die Fäden zusammen in meiner Hand, und günstiger hat niemalen das Schicksal über solch einem großen Plan gewaltet. Johanna, wäre das Mädchen in der Schöneeckstraße nicht, und wäre ein anderes nicht, so —"

„Davon wollen wir später reden," fiel die Frau Johanna ein. „Erst bleibt bei Eurer Red und berichtet, was zu tun ist, Euch und uns hochzuheben."

„Ihr wisset schon einen Teil davon und sollt alles übrige ebenfalls erfahren. Einen größern Glücksfall als diese Gefangennehmung der Ritter zu Ottersleben und Herrn Jürgens von Mecklenburg konnte es für uns nicht geben. Seit dem Überfall von Ottersleben, seit dem Fang des Herzogs ist der Stadt Kriegsvolk, durch Schuld und Geiz des Bürgerpacks, zum allergrößten Teil blind in die Hand des ersten kühnen Mannes gegeben, der zur rechten Zeit das rechte Wort spricht und den Zünder an das Pulverfaß halten will. Laßt Euch nur von dem Springer berichten, was umgeht unter den Knechten. Lieber heut als morgen

ſchlügen ſie zum Aufruhr um, lieber heut als morgen rückten ſie mit mordlicher Wehr dem Rat und den Oberſten und Hauptleuten vor die Quartiere. Da iſt großer Unwill bei Reiterei und Fußvolk ob der Beute und des Geizes der Stadt. Da iſt ſo viel Murren und Grollen, daß man kaum noch etwas dazu zu ſagen hat. Vier Gulden hat der Rat jedem Knecht zugebilligt; aber das doppelte verlangt das Volk und will ſich nicht zufriedengeben. Vor der Stadt wartet auf uns der Sachſe und der Kulmbacher, mein Landsmann; vor der Stadt wartet der Kaiſer. Schaut hier, Johanna, da iſt ein Brief des Kurfürſten; — er bietet hoch und wird uns kaufen um jeden Preis."

Der Leutnant reichte das Papier der Frau, und dieſe las, und ihre Augen fingen immer mehr an zu funkeln.

„Los! los!" flüſterte ſie. „Brecht los, Adam! Was zögert Ihr? Soll Euch ſogar mein feiſter Hans, das armſelig Geſchöpf, den Rang abgewinnen? Ihr wiſſet doch jetzt, daß er vor der Gefangennahme des Mecklenburgers ohne Euch mit ihm unterhandelt hat?"

Der Bamberger nickte ſpöttiſch und verächtlich. „Hab's bald genug erfahren. Einen Knochen ſoll der Springer haben, aber nicht mehr. Schönſte Fraue, morgen wird ein kaiſerlicher Herold vor der Stadt erſcheinen, ein kaiſerlich Mandat wird er bringen, und drin wird kaiſerliche Majeſtät das Kriegsvolk aus Magdeburg abfordern und allen zu Roß und zu Fuß im Dienſt der Stadt gebieten, binnen vierzehn Tagen abzuziehen bei Acht und Aberacht! Die Nachricht hat mir des Herzogen von Mecklenburg Kammermeiſter gebracht!"

Das Weib war in die Höhe geſprungen und ſchritt aufgeregt im Gemache hin und her; dann blieb es vor Adam ſtehen und faßte ſeinen Arm:

„Was zaudert Ihr denn? Was blickt Ihr ſo jämmerlich? Los! los, Adam Schwartze! Hinaus in den Ring und das Wort

gesprochen! Schlagt nieder, was Euch in den Weg tritt! Schreitet durch Blut und Flammen, wenn's sein muß. Ergreift den Kranz, den diese magdeburgsche Wappenjungfer so hoch hält: reißt ihn herab und werft ihn dem Kaiser und dem Kurfürsten vor die Füße, daß Kaiser und Reich auf den Knien Euch dafür danken müssen. Auf den Knien will auch ich Euch danken; o hättet Ihr nur Begriff von der Wut, die in meinem Herzen gegen diese pfäffischen Bürger, diese schimpfenden schwarzröckigen Prediger, diese ehrbaren Weiber, diese ganze fromme, tugendhafte, salbungsvolle, pharisäische Stadt kocht! Reitet, reitet, Adam! Am Schweif Eures Gauls sollt Ihr mich nachschleppen; aber schleift mich auch durch das Blut dieser Frommen und Reinen, die auf Straßen, Plätzen, Kanzeln überall, überall Schmutz und Kot geworfen haben auf das liederliche Weibsbild, die Beiläuferin des Hauptmanns Springer!"

So schön war die flandernsche Frau Johanna in ihrem Zorn über die Kanzlei unseres lieben Herrgottes, daß der Leutnant Schwartze sie mit Staunen ansah. Sie sprang nach der Ecke des Gemaches, holte das dort hingeworfene Schwert des Landsknechtführers, drückte es ihm in die Hände und rief:

„Was sitzest du hier mit dem gelösten Wehrgehäng? Hinaus mit dir! Das Mädchen aus der Druckerei magst du auch mitnehmen auf deinem stolzen Ritt, wenn du den Mut dazu hast. Reiße sie hervor aus ihrer Kammer, reiße sie in die Gasse, in das Lager; — was hat sie unschuldig und täubchenhaft zu sitzen im Stübchen, was hat sie mitleidig mich anzublicken, wenn ich ihr begegne in den Gassen? Nimm sie, nimm sie, Adam Schwartze, sie ist ja dein, Adam Schwartze, wenn du nur willst! Hab' ich mich nicht auch einst hingegeben und war doch eben so unschuldig und scheu und stolz wie sie. Reiß sie in den Kot, reiß diese ganze Stadt in den Schmutz; wäre mein Hassen ein Wasser, es würde himmelhoch über die Domtürme gehen; wäre mein Hassen ein Feuer, die härtesten Steine würde es schmelzen! Greif zu, greif zu, Adam

Schwartze, alles ist feil in dieser Welt, alles magst du erkaufen oder erzwingen. Bin ich nicht feil gewesen? Bin ich nicht feil und ein ekel Gewürm zu den Füßen dieses niedrigen, elenden Tropfes, dieses Hauptmanns, der mich aufgenommen hat, wie man im höchsten Hunger einen angebissenen Apfel am Wege aufnimmt! Greif zu, Adam Schwartze, nimm die Stadt, nimm diese Regina Lottherin, die große, ewige Glorie samt dem hübschen Lärvchen, das einen kurzen Augenblick dauert. Was zauderst du? Hinaus, hinaus! Wirb, stachle auf, daß sie dir morgen mit Jauchzen zufallen, daß du morgen der Mann bist, welcher das Schicksal dieser Stadt mit allem, was drinnen ist, in seiner Hand wiegt! Führ du das Volk zum Kaiser!"

Die Augen des Leutnants glühten.

„Ja, so soll es sein!" rief er. „Recht hast du, Weib; Gespenster haben mich gejagt; aber ich will sie nicht mehr fürchten. Was ist's auch, ob ich eine Stunde nach dem erreichten Ziel falle? Ja, wenn's sein muß, will ich den Becher des Lebens auf einen Zug leeren. Morgen, morgen! Tod und Verderben dir, Markus Horn, nieder in den Staub deine Hoffnungen! Was treibt dich Toren dem Adam Schwartze in seine Bahnen? Ja, Johanna, auch du sollst dein Mütchen kühlen an diesen Frommen und Ehrbaren, diesen Bürgern und Bürgerinnen; — ich will —"

Dem Leutnant erstarrte das Wort im Munde, die Frau Johanna fuhr erschreckt in die Höhe. Draußen vor dem Fenster erklang durch den stillen Winterabend ein Schrei, so scharf, so gellend, so unnatürlich schrill, daß man nicht wußte, ob eine menschliche oder tierische Kehle ihn ausgestoßen habe. Zugleich zerbrach klirrend eine Fensterscheibe, ein Strom eisiger Luft drang in das warme Gemach, und ein harter Gegenstand fiel dem Leutnant zu Füßen nieder. Es war ein Stück von einer schweren eisernen Kette, und ein Streifen Papier war daran befestigt. Mit zitternder Hand hob Adam Kette und Papier auf und las:

„Drei Ring von dreißig Ringen so hielten im Thurm zu Ulm Annen Josephen. Soll sterben dreimal dreißigmal den Tod Adam Schwartze von Bamberg, nun zu Magdeburg.

† † † ein armer Diener Gotts
in Gotts Kanzlei."

Es war, als ob die Hand des Bluträchers den Leutnant im innersten Herzen tödlich berühre. Vorbei war das mutige Aufflammen der Seele. Körperlich und geistig sank Adam in sich zusammen; er mußte sich auf die Lehne eines Sessels stützen, um nicht zu Boden zu sinken. Mit Schrecken und Staunen beobachtete Johanna die Veränderung, die so plötzlich mit ihrem Freund und Bundesgenossen vorging. Auch sie las die Worte auf dem Papier und mühte sich, einen Sinn dareinzubringen.

„Adam, was ist das? weshalb erschreckt Euch dieser Zettel also?" fragte sie; aber der Leutnant schüttelte nur stumm das Haupt. Er antwortete auch nicht auf wiederholte Fragen; und alles Bitten und Beschwören Johannas half nicht das mindeste. Sie ließ die Wache heraufkommen, aber der halberfrorene Landsknecht wußte wenig zu sagen zur Aufklärung des Geschehenen. Den Schrei hatte er natürlich auch gehört, aber niemanden erblickt, als er sich umwandte; der Abend war zu dunkel, der Täter zu schnell.

„Also das sind die Gespenster, welche Euch verfolgen, Meister Adam von Bamberg?!" rief die Frau. „Habt Ihr schon mehr solcher geheimnisvollen Botschaften und solcher bösen Drohungen erhalten? Armer Knab, — diese Anna Josepha, so mit dieser Kette gefesselt lag, war wohl auch eine schön Dirn gleich der kleinen Lottherin? Und Ihr seid schuld daran, daß man sie also im Turm anschmiedete?"

Wild sprang der Leutnant auf.

„Schweige, schweig, Weib! bring mich nicht ganz zum Wahnsinn. Wollen die Weiber auch mit mir spielen? ... Ja, Johanna,

ich fürchte diesen dunkeln Drohenden; ich bin feig, feig vor dieser Gefahr, der ich nicht ins Gesicht sehen kann!"

„Ich möchte den Mann, der sich unter diesen drei roten Kreuzen verbirgt, der so gut diese Anna Josepha zu rächen weiß, wohl kennen lernen," murmelte halblaut die Frau Johanna.

„Weib, Weib," schrie Adam, „bring mich nicht zur Verzweiflung!"

Die Frau Johanna lächelte verächtlich. „Also daher die Furcht! Brav gemacht, mein unbekannter Gesell! Recht so, recht so, räche das arme Dirnlein. Auf, auf, Adam, steh fest und verteidige das, was du dem Geschöpf, das ich nicht kenne, getan hast!"

„Wie ich ihn gesucht habe!" murmelte der Leutnant. „Nirgends eine Spur — weder im Lager noch in der Stadt. Alles vergeblich, alles umsonst!"

Hell lachte die Frau Johanna auf: „Alles umsonst? brav, brav! Und so wird nun auch wohl aus unserm Plan für morgen nichts? Recht, recht, Adam, 's ist auch ein Vergnügen, dich laufen zu sehen, wie ein Eichkätzchen in der Rolle. Hui, nimm dir Zeit; ich will mir auch Zeit nehmen zu meiner Rache. Horch, da kommt mein trunkenes Schwein; geh heim, geh zu Bett, Adam! Neunzigfachen Tod, — es ist wirklich zu viel für das Verderben eines armen Mädchens! Hab' ich doch jenem, der mir zuerst von Liebe sprach und mich verließ, nur einmal das Messer in die Brust gestoßen! Geh heim, mein tapferer Kriegsmann, der mit dem Kaiser und dem Kurfürst auf einem Brett zu würfeln sich getraute; ich sehne mich ordentlich nach meinem dicken Hänsel."

Mit lallender Zunge ein wüstes Trinklied singend, stolperte der Hauptmann Hans Springer, auf den Arm eines Knechtes gestützt, die Treppe hinauf und polterte in das Gemach, in welchem sich Adam und die Frau Johanna befanden. Unfähig, sich auf den Füßen zu halten, durch die Wärme des Zimmers noch mehr betäubt, fiel er in einen Sessel, schluchzend und unverständliche Worte lallend.

Abermals winkte die Frau dem Landsknechtführer zu gehen, und dieser, fast ebenso betäubt wie sein Hauptmann, nur auf andere Weise, verließ dann das Quartier Springers, begleitet von zwei Hellebardieren und einem Burschen, welcher eine Laterne vorauftrug.

Im Innersten schauerte der Leutnant zusammen, als er in die Gasse hinaustrat; im Schein des voranschwebenden Lichtes flimmerte der Schnee, der Himmel war rein und klar; aber da der Mond nicht schien, so blieb die Nacht dämmerig. Nach rechts und links, vor und zurück bohrte sich das Auge Adams in diese Dämmerung. Es war ihm, als ob er im rötlichen Schimmer der Laterne wie in einem Blutkreis gehe, und als ob tausend rächende Geister in der Dunkelheit ringsum ihn begleiteten auf seinem Wege.

Einmal rief er den ihn begleitenden Landsknechten zu:

„Seht da — dort! habt acht! Herunter die Spieße!"

Als aber einer der Knechte vorsprang und die Laterne das Schreckbild beleuchtete, ward daraus ein unförmlicher Holzklotz, früher einen heiligen Sebastian vorstellend, jetzt aber arg mitgenommen durch Zeit, Wetter und die lutherische Jugend. Fast hatte der Leutnant sein Losament im einstigen Kloster Maria Magdalena erreicht, als ihm ein neuer Schrecken widerfahren sollte. Quer über den Schöppenstuhl schritt er eben mit seinem Gefolge, als plötzlich, dicht vor seinem Fuß, jener halb tierische, halb menschliche schrille Schrei, der ihn im Hause des Hauptmanns Springer aufgejagt hatte, von neuem erklang. Durch den Lichtkreis der Laterne rollte sich mit unglaublicher Schnelligkeit eine Gestalt — ein Klumpen, ein unbeschreibliches Etwas, das blitzschnell verschwand, wie es erschienen war. Einen Augenblick stand Adam Schwartze von Bamberg, dann stieß er ebenfalls einen Schrei hervor, riß das Schwert aus der Scheide:

„Ihm nach! nach! nach! Hundert Goldgulden, wer's fängt, tot oder lebendig!"

Dem rollenden, hüpfenden Klumpen nach stürzten die Knechte mit gefällten Spießen, stürzte der Leutnant, sprang der Laternenträger. Wieder erklang in der Ferne der gellende Schrei, und in veränderter Richtung eilten die Verfolger. Einmal glaubten sie den gespenstischen Kobold fast zu haben, da war er wieder verschwunden, und drei Gassen ab in ihrem Rücken kreischte es höhnisch; bis zuletzt man atemlos die nutzlose Jagd aufgeben mußte.

Als der Leutnant Schwartze sein Quartier erreichte, schüttelte ihn ein echter Fieberfrost, und der nächste Morgen fand ihn unvermögend, sich aus dem Bett zu erheben. Während er sich an diesem kalten, grauen Morgen ruhelos auf seinem Lager umherwarf und nirgends einen Gedanken, ein Bild, eine Erinnerung fand, in welchem seine erregte Seele, seine wilde Phantasie hätte zur Ruhe kommen können, ritt mit drei Trompetern und einem Paukenschläger der kaiserliche Herold gegen die Kanzlei des Herrgotts heran, den doppelköpfigen Adler im güldenen Feld auf Brust und Rücken tragend. Vor dem Ulrichstor hielt er und ließ pauken und trompeten und begehrte in des Kaisers Namen mit dem Rat und den Kriegsobersten zu reden. Eine große Aufregung herrschte unter dem Kriegsvolk der Stadt; und alle Gutgesinnten hielten sich bereit, im Notfall jeglichen Losbruch und Sturm gegen das Gemeinwohl niederzuschlagen. Auf seinem Lager hörte Adam das dumpfe Brausen der bewegten Stadt. Ohnmächtig mußte er liegen, in den Augenblicken, wo er über hundert Leben hätte gebieten mögen. Mehr als einmal versuchte er aufzuspringen und rief, dem Wahnsinn nahe, nach seinen Kleidern, seinen Waffen. Jedesmal aber sank er kraftlos zurück, bis er in halben Stumpfsinn verfiel, in welchem er abgespannt und gleichgültig dalag, bis wieder einer der von ihm ausgeschickten Boten und Knechte zurückkehrte und Bericht erstattete. Nach dem Hauptmann Springer schickte der Leutnant, aber Herr Hans erschien nicht; zur Frau Johanna von Gent sandte Adam, aber sie ließ zurücksagen, sie wolle dem Herrn Leutnant ein Kranken-

süpplein kochen und es schicken; noch aber habe sie nicht Zeit dazu, der Meister Adam möge sich also in Geduld fassen, sie müsse es ja auch tun.

Es kam zu Adam auch ein Diener des gefangenen Herzogs Georg von Mecklenburg in der Verkleidung eines magdeburgschen Stadtknechts mit einer wichtigen Sendschaft. Dieser fand aber den Leutnant in einem so bedenklichen Geisteszustand, daß er seine Botschaft für sich behielt und unverrichteter Sache abzog.

Auf dem Rathause berieten währenddem der Rat und die Obersten, des Heroldes wegen, und kamen endlich zu dem Beschluß, ihn nicht in die Stadt einzulassen, sondern ihm vor das Tor entgegen zu treten. Geschlossen wurde: da er ein Feind und von Feindes wegen da sei, so wolle man ihm die Hand nicht eher bieten, bis er die seinige zuerst geboten habe.

So wurde denn der Stadt Oberster Ebeling Alemann samt einigen Ratsherren vor das Ulrichstor gefertigt, daselbst des kaiserlichen Ehrenholdes Gewerb und Antrag zu vernehmen.

Kopf an Kopf gedrängt standen auf Mauer und Wall Bürger und Landsknechte und suchten von den Verhandlungen so viel als möglich aufzuschnappen. Eine starke Wache hielt das Tor und die Zugbrücke besetzt, die Stadt gegen jeden treulosen Überfall sicherzustellen.

Als die Herren von Magdeburg über die Brücke auf den Steindamm vorgetreten waren, ließ der Herold abermals seine Trompeter blasen, seinen Paukenschläger wirbeln; dann entblößte er das Haupt, ritt vor, zog den Handschuh von der Rechten und bot die Hand den städtischen Herren zum Gruß. Dann trug er „sein Gewerbe" mit lauter Stimme an und verkündigte: wegen kaiserlicher Majestät und des heiligen Reiches sei er da, Hauptleute, Befehlichhaber und alles Kriegsvolk abzufordern, daß sie den Magdeburgern als den Ächtern nicht dienen sollten. Große Gunst und Gnaden versprach er, im Fall das Volk, so Knechte als Reisige, hoch und gemein, dem Worte gehorchen würden; harte Stra-

fen, Ungunſt und Widerwärtigkeiten verhieß er allen, ſo halsſtarrig der geächteten Stadt zur Hilfe ausharren und gegen römiſche kaiſerliche Majeſtät und das heilige Reich die Waffen fürder tragen würden. Innerhalb vierzehn Tagen — forderte er in des Kaiſers Namen — müſſe alles geworbene Kriegsvolk die Stadt verlaſſen haben, ſo es ſeines Leibes und Güter geſichert ſein wolle. Werde man aber in Halsſtarrigkeit und Rebellion verharren, ſo würde Herzog Mauritius von Sachſen und Herr Lazarus von Schwendi, des Reiches Kriegskommiſſarius, Knechte und Reiſige, hoch und gemein, den magdeburgſchen Ächtern gleichhalten und ihnen nicht die geringſte Gnade erzeigen.

Ruhig ließen die Herren der Stadt die Rede des Ehrenholdes zu Ende kommen und überlegten unter der Zeit, was ſie darauf zu ſagen hätten. Als der Redner geendet hatte, faßten die Herren vom Rat ihre Meinung in die möglichſt kürzeſten Worte und ſprachen: ſie erböten ſich gegen römiſch kaiſerliche Majeſtät und das heilige Reich alles Gehorſams, verlangten aber ſamt den Ihrigen bei Gottes Wort bleiben zu dürfen, und hätten, um ſolches zu erlangen, ihr Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß aufs höchſte nötig.

Der Kriegsoberſte, Herr Ebeling Alemann, der Ritter von Wulffen, die Herren Galle von Fullendorf und Hans Kindelbrück drehten dem kaiſerlichen Boten kurzweg den Rücken, und der Ritter und der Fullendorfer bedienten ſich gegen ihn ſogar einer Redensart, die, in dem jetzigen anſtändigen Zeitalter abgedruckt, das höchſte Mißfallen erregen würde.

Der Hauptmann Springer war bei den Unterhandlungen nicht zugegen; er lag betrunken in einer Kneipe nahe dem Brücktore, und ſein Volk ſamt den Anhängern ſeines Leutnants Adam Schwartze warteten ſomit vergeblich auf das Wort und die Loſung ihrer Führer. In ſeinem verriegelten Gemach im Lindwurm rüttelte Herr Jürgen von Mecklenburg in heller Wut an den Git-

tern seiner Fenster, als alles still blieb in der Stadt und seine Wächter ihm berichteten: kaiserlicher Majestät Ehrenhold sei gen Diesdorf zurückgeritten, ohne daß sein Wort die geringsten Folgen gehabt habe. Das zwischen der Neustadt und der Alten Stadt von neuem beginnende Feuer bezeugte die Wahrheit dieser Angabe. Vergeblich lauerte der Kulmbacher Markgraf auf seinen Landsmann; die Achseln zuckend strich sich Herr Moritz das Kinn und wendete einen andern Plan, die tapfere Stadt in seine Gewalt zu bringen, in seinem klugen Gehirn herum.

„Glaub' nicht, Euer Liebden, daß durch Euer Schimpfen und Fluchen wir die Hand aufs Nest legen!" sprach er zu Herrn Albrecht von Kulmbach, welcher sich, die Stadt und den spitzköpfigen Prahler Adam Schwartze auf das gräßlichste zu allen Qualen der Hölle verdammte.

Als am Abend dieses für die Stadt so verhängnisvollen Tages der Buchdrucker Michael Lotther von der Krankheit des Vetters Adam vernahm, lief er nicht, sich selbst nach dem Befinden des Vetters aus Franken zu erkundigen; er sandte nur einen Druckergesellen und einige Krüge Wein mit dem Trost: es werde wohl nichts zu bedeuten haben. In der Wachtstube unter dem Sudenburgertor, wo der Rottmeister Horn für diese Nacht den Befehl hatte, saß Meister Michael, glücklich und froh wie ein König. Markus Horn tat sein Bestes, den alten Mann zu unterhalten, wie es ihm am besten behagte; Jochen Lorleberg log auf eine wahrhaft großartige Weise; jeder im Kreis um die qualmende Öllampe gab Bericht von kriegerischen Abenteuern, wie sie selten in einem Buche gefunden werden.

Wie wenige in der geächteten lutherischen Stadt Magdeburg hatten eine Ahnung davon, welcher Gefahr die heute entgangen war!

„Die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sein!"

Das vierzehnte Kapitel.

Vierhundert Feind, der Stadt zu Nütz,
Traf vom Sankt Jakobsturm der Schütz;
Sein scharfes Auge brechen muß,
Tragödia neiget sich zum Schluß.
Der Leutnant Schwartze kommt zu Schaden,
Vor Gottes Thron wird er geladen;
Die Blutschanz wird im Sturm genommen,
Das Fähnlein Markus hat bekommen.

In seinen Artikelbrief ließ der Feind setzen, und schwören ließ er jeden Mann, den er annahm, Knecht und Reiter, darauf, daß, bei Leibesstraf, nichts ausgesagt würde von dem gewaltigen Schaden, so dem Belagerungsheer geschah vom Turm des heiligen Jakob. Vom sechzehnten Dezember des vergangenen Jahres bis zum neunten März Fünfzehnhunderteinundfünfzig, an welchem Tage er selbst durch eine einschlagende Kugel „beleidigt" und zu Tod verwundet wurde, erschoß der Büchsenmeister Andreas Kritzmann in der Neustadt über vierhundert Menschen und siebenzig Gäule. Die drei Freischüsse aber, welche das erstaunte Volk dem Mann täglich zuschrieb, verwandte er so auf das beste gegen die Bedränger der Kanzlei des lieben Gottes, daß selbst das zarteste Gewissen nicht anstand, den unheimlichen Bundesgenossen an seinem Geschütz zu belassen. Niemals ließ er sich in den Gassen der Stadt blicken, gleich einem finstern, bösen Genius lauerte er in der Höhe, hatte sich seine Merkzeichen im Feld gemacht, und nirgends in der Schußweite seines Stückes war ein Ort, wo der Feind vor seinen Kugeln sicher war.

„Am einundzwanzigsten Januarij, Mitwochens, schoß er in die Schantze der Newstadt und schoß dem Feinde seinen besten Hauptmann mitten voneinander (Etliche wollten sagen, es sey Hans Jülicher gewesen); er hat auch umb diese Zeit acht Personen, welche in der Newenstadt auff einer Bank in der Reyen gesessen, erschossen. Jakob von der Schulenburg sitzt am Fenster

unnd wil trinken, dem scheusset er die Kanne für'm Maule hinweg."

„Hat auch vierundzwanzig Knechte erschossen, in dem sie gemein hielten."

„Von vier Knechten, welche etwan an der Mauren in der Reihe gestanden, hat er sieben Bein abgeschossen, darvon einer in die Stadt kommen, und hernacher Bürger worden."

Im Februar, als „es so grimmig kalt gewesen, hat in der Newenstadt ein Stallbube ein Fewer hinter seine Geule gemacht, daß sie nicht verklummen, solches wird der Büchsenschütz auff Sankt Jakobs Thurm gewahr, richtet sein Stück auff denselben Stall und scheusset in einem Schusse sieben Pferde zu tode."

„Und eben am sechsten Februarij haben sich zween Soldaten in der Newenstadt gebalget, auff dieselben richtet der Schütz von Sankt Jakobs Thurm, und scheusset ihrer drey zu todte; bald wüschet einer herfür und wil die todten hinwegschleppen, den scheusset er auch zu todte, machet also Frieden, sonsten würden sie sich übel verderbet haben."

Aus einer langen Reihe von Aufzeichnungen der städtischen Chronisten greifen wir die angeführten ohne große Wahl heraus und tun dadurch dar, daß es gar nicht zu verwundern war, wenn das feindliche Kriegsvolk, dieses einen Mannes wegen, anfing zu meutern und schrie und tobte: wenn jener Jakobsturm nicht eingeworfen und geschossen werde, so wolle man nicht länger im Lager in der Neustadt liegen. So richtete man denn gegen diesen verderblichen Schützen zuerst sieben, dann zwölf große Kartaunen und hub an zu schießen von sechs Uhr morgens bis zum Abend. Aber wacker hielt sich der mit Wollsäcken umhängte Turm, und nach jedem vergeblichen Schuß trat der Schütz Andreas Kritzmann spöttisch lächelnd mit einem Fliederwisch hervor und strich damit dem Feind zum Hohn über die Stelle, wo die Kugel abge-

sprungen war. Als alles nichts half, fuhr man endlich gegen den gewaltigen Büchsenmeister die großen Leipziger Geschütze auf, welche in der Belagerung von Siebenundvierzig mitgewirkt hatten. Man schoß daraus gegen den Jakobsturm dieselben vierzig Pfund schweren Kugeln, die Herr Johann Friedrich in dem eben angeführten Jahre nach Leipzig hineingeworfen hatte, und als Markus Horn am Dienstag in der Fastnacht, als am zehnten Februar, mit seiner Rotte über den Neumarkt zog, schlug ein Geschoß, welches ihn vor Jahren schon einmal mit Staub und Trümmern überschüttet hatte, dicht neben ihm nieder und warf den langen Heinz Bickling leblos zu Boden.

Vierhundertsiebenundvierzig Kugeln schleuderte das Leipziger Geschütz am zehnten Februar gegen den Jakobsturm und brachte die Spitze desselben endlich doch dem Hinfallen nahe. So mußte man sie denn in der Nacht vom achtzehnten auf den neunzehnten Februar mit Stricken umspannen. Am folgenden Morgen zog man sie nieder auf den Kirchhof, daß sie nicht in die Gassen geworfen werde und großen Schaden anrichte. Ein trefflich Jauchzen entstand darob in der Neustadt; aber Meister Andreas Kritzmann zeigte bald, daß weder die Kraft des Turmes noch seine eigene Kunst gebrochen sei: der blödsinnige Knabe, der ihm zur Hand ging, wurde ihm zwar getötet, aber an demselben Morgen noch zerschoß er einen Wagen mit drei Fässern Bernburger Bieres, tötete die Pferde und einen der Fuhrleute. Der Leutnant Adam Schwartze erschien an diesem Tage wieder unter seinem Kriegsvolk; der Rat ordnete das Malefizrecht auf dem Neuen Markt und verbot den Mummenschanz für dieses klägliche Jahr. Um zehn Uhr abends hielt ein Söldner des Hauptmanns Kindelbrück, Hans von Mainz genannt, einen verdächtigen Gesellen an, welcher sich für einen nach Wittenberg reisenden Studenten ausgab und um einen Gulden einen Fischer gedungen hatte, daß er ihn über die zugefrorene Elbe führe. Da er die Losung nicht wußte, so hielt ihn Hans von Mainz an, und

man fand wohl fünfzig Briefe der gefangenen Edelleute bei ihm, die man samt dem Boten dem Kriegsobersten zustellte.

Ein dumpfes Gerücht von Verräterei und falschem Spiel lief wiederum darob in der Stadt um, und immer unverhohlener brachte man die Namen des Hauptmanns Springer und des Leutnants Schwartze damit in Verbindung. Es konnte aber nichts bewiesen werden, und Hans Springer erschien auf dem Rathaus und fluchte und wetterte so greulich gegen die Prediger, die ihn aufs schimpflichste von den Kanzeln herab verlästerten, daß ein ehrbarer Rat dem alten Sprichwort: Wer sich verteidigt, eh man klagt usw., zum Trotz die Pfarrherrn aufs Rathaus bescheiden mußte, sie um ihre Reden zu befragen.

Vorhalt wurde ihnen gemacht: da sie in allen ihren Predigten der Verräterei gedächten, so möchten sie nun das Maul auftun und bei ihrem Gewissen sagen, ob sie jemand der Falschheit bezichtigen könnten, „er sollte so groß nicht sein, und ob er auch gleich im Ratstuhl säße, man wollte ihn an Leib und Leben strafen."

Darauf trat für die andern geistlichen Herren Herr Nikolaus Hahn von Sankt Ulrich vor und sprach: Wenn die Pfarrherren in ihren Predigten der Verräterei so oft gedächten, so täten sie es gern und billig; denn die Erfahrung habe gezeigt, daß der Feind viel Sachen durch Verräterei ausrichte, und daß der Stadt heimliche Rat- und Anschläge nur allzuoft dem Feind kund würden, man wisse nicht durch wen. Derowegen müsse man billig auf den Kanzeln um Gottes Schutz bitten und alle armen Seelen aufs eifrigste warnen.

Und der greise Lukas Rosenthal von Sankt Johann meinte: Wenn ein Ehrbarer Rat etwas Nützliches beschlossen habe, so habe sich gemeiniglich jemand gefunden, solches umzustoßen. Auf solche Art sei zum Exempel ein trefflicher Anschlag, die Neustadt dem Feind wieder abzunehmen, zu Wasser geworden; wer

aber solche bösen Leute seien, wolle er nicht erkunden; aber er stelle einem Ehrbaren Rat anheim, eine fleißige Inquisition anzurichten und gebe sein Wort, daß die Rechten dann gewißlich an den Tag kommen würden.

Der junge teure Mann Gottes zum heiligen Geist, Herr Johannes Pomarius, sprach aber im Namen der andern: Was von den Kanzeln über die Ehebrecher, die Schwelger und Schlemmer und ihr böses Beispiel gesagt worden sei, davon werde man nicht das winzigste Wörtlein zurücknehmen. Was wahr sei, sei wahr, und wenn ein Ehrbarer Rat das Kriegsregiment nicht besser bestelle und die Ehebrecher und die Schlemmer nicht absetze, so werde der Stadt Unglück noch lange, lange nicht erschöpft sein, wohl aber bald, bald, bald die Geduld und Langmut des gerechten Gottes, der sein reines, heiliges Wort nicht durch Sünde und Schande verteidigt haben wolle.

Weidlich hat der Hauptmann Springer gegen solche Worte aufbegehret; aber da der Rat sie sich gefallen ließ, so konnte er nichts dagegen ausrichten; seine Wut wurde jedoch dadurch aufs höchste gesteigert, und der Frau Johanna von Gent wagte er kaum noch unter die Augen zu treten, obgleich mit letzterer eine merkwürdige Umwandlung vorgegangen war und sie ihn nicht mehr so heftig wie früher zum Losbruch und zur Rache drängte. Seit das wilde Weib jenen Einblick in die Tiefen der Seele des Leutnants Adam Schwartze getan hatte, war ein kühn aufgebautes Luftschloß in ihrer eigenen Seele jäh zusammengebrochen. Einen kurzen Augenblick durch hatte sie gemeint, durch und mit Adam einen Weg aus der Verlorenheit ihres Lebens herauszufinden. Die Leidenschaft des Leutnants für die Tochter des Buchdruckers war ihrem kräftigen Geiste nicht als ein Hindernis dabei erschienen; im Notfall hätte sie das junge Mädchen durch jedes Mittel aus dem Wege geschoben. Aber dieses Zusammenbrechen Adams vor der schuldbeladenen Vergangenheit, vor dem geheimnisvollen Rächer, hatte ihr deutlich dargetan, daß der

Leutnant Schwartze doch nicht der Mann sei, der große Zwecke durch große Mittel erreichen werde. Adam von Bamberg war der Frau Johanna fast eben so verächtlich und gleichgültig geworden wie Hans Springer der Hauptmann. Er war ihr höchstens noch ein seltsames Rätsel, dessen allmähliche Lösung sie, nachlässig und gähnend in ihrem Lehnstuhl liegend, ohne allzu große Teilnahme verfolgte. Der dunkle Verfolger dagegen erschien ihr fast wie ein Rächer auch ihrer eigenen beleidigten, in den Staub getretenen Frauenwürde. Sie hätte ihn nicht dem Leutnant verraten, hätte sie ihn gekannt, und viel würde sie darum gegeben haben, ihn kennen zu lernen.

Aber die Märzsonne strahlt freundlich hernieder; lassen wir die in der Dunkelheit Wandelnden und wenden wir uns zu denen, die noch im Lichte gehen, zu denen, welche aus Nacht und Dämmerung zum Lichte streben!

Auf die große Kälte der ersten Hälfte der Februars erfolgte urplötzlich ein vollständiger Umschlag des Wetters. Eine ganze Woche durch schneite es fast ununterbrochen; dann regnete es einige Tage und Nächte hindurch, und in der Nacht vom sechsundzwanzigsten auf den siebenundzwanzigsten Februar brach das Eis in der Elbe so unvermutet auf, daß es der Stadt drei Schiffsmühlen fortriß und sie bei Sankt Agnes in der Neustadt dem Feinde gerade in die Hände führte.

Die Wolken zerrissen über der belagerten Stadt; so hell, glänzend und warm trat die Sonne hervor, daß in das bedrückteste Herz eine Frühlingsahnung einzog; wenn auch des eingeschlossenen Volkes Sehnsucht nach Freiheit und Erlösung dadurch nur noch stärker und drängender wurde.

Am achtzehnten März, dem Mittwoch nach Judika, wo wir zwischen acht und neun Uhr des Morgens wieder einmal eintreten in das Haus des Ratmanns Horn, strahlte zwar der Himmel blau und wolkenlos; aber auf den Knien lag mit gefalteten Händen im brünstigen Gebet der Ratmann Ludolf, und neben

ihm kniete die Frau Margareta mit der Tochter des Buchdruckers Michael Lotther, und im Kreis umher lag das ganze Hausgesinde. Alle sprachen leise dem Hausherrn das „christliche Gebet“ nach, „so in währender Acht und Belagerung der alten stadt Magdeburgk von allen Cantzeln abgelesen und sonsten in Heusern, uff der Wache und uff die Betstunden, so sonderlich dazu verordnet, von den Bürgern, Einwohnern, Jung und Alt, Kindern und Gesind, groß und klein gebetet wurde“.

In das: „Ach, Herr Gott, Vater unseres Heilandes Jesu Christi, du weißt, daß wir ja nicht aus Frevel oder eigenem bösen Fürsatz in diesen Krieg und große Not geraten sind“ — donnerte das schwere Geschütz, knatterten die Hakenbüchsen vor dem Ulrichstor.

In das: „Obgleich wir, deine elenden Kinder, sonst arme, gebrechliche Sünder sind, so halten wir doch mit rechtem Glauben und mit reiner freier Bekenntnis wider deinen Feind, den Antichrist, über deinem teuren reinen Wort“ — erschallte wild der Lärm der Schlacht.

In das: „Du wolleſt nun deinem Wort nach, darauf wir trauen und hoffen, deine allmächtige gnädige Hilf lassen erscheinen und wie du vor Alters oftmals getan hast, selbst für uns und wider deine und unsere Feinde streiten“ — brauste der Waffenlärm der immerfort frisch aus den Toren strömenden Verteidiger der tapfern lutherischen Stadt.

In das: „Wolleſt solches alles tun zu deinen Ehren und zu vieler deiner armen Christen Trost und Seligkeit und des einigen Mittlers, deines lieben Sohnes, unseres Herrn Jesu Christi Willen, Amen“ — wirbelten die Trommeln, schmetterten die Trompeten, schallte der stets wiederholte Ruf:

„Halt fest für Magdeburg! Halt fest an Magdeburg!“

Jedesmal, wenn von einer neuen Salve die runden Fensterscheiben in ihren Bleieinfassungen erklirrten, schrien die Mägde hell auf, drängte Regina Lottherin sich dichter an die mütterliche

Freundin. Auf dem Wall beim Ulrichstor hielt sich der Vater Michael und tat Handleistungen beim Geschütz; im freien Felde unter dem Volke der Stadt kämpfte Markus und tat sein Bestes.

Das scharfe Gefecht, welches immer weitere Ausdehnung anzunehmen schien, war aber folgendermaßen in Gang gekommen. An der Steingrube zwischen dem Ulrichstor und dem Krökentor hatte der Feind die letzte Zeit hindurch eifrigst an einer neuen Verschanzung gearbeitet und mit Hilfe der frisch im Lager angekommenen meißnischen Schanzgräber solches Werk auch trefflich gefördert. Wenig tat die Stadt anfangs dagegen, ja, es war wieder einmal, zum großen Murren der Bürgerschaft, ernstlich verboten worden, vom Walle auf die feindlichen Arbeiter zu schießen, und es trat gerade bei dieser Sache der geheime Zwiespalt zwischen den Leuten des Hauptmanns Springer und dem Fähnlein des Kindelbrückers jedermann ganz deutlich vor Augen. Als am siebenzehnten März Hans Kindelbrück den Hauptmann Springer am Ulrichstore ablöste, veränderte sich sogleich die Sachlage, und am folgenden Tage, morgens zwischen sechs und sieben Uhr, fiel zuerst Hans von Wulffen mit den städtischen Reisigen aus der Stadt gegen die neue Schanze, in welcher, außer den vierhundert Meißnern, noch ein Fähnlein Knechte, dreihundert Mann stark, aufgestellt war, unter dem Befehl von Hans Jülicher, dem Hauptmann in der Neustadt, welcher also nicht von einer Kugel des Schützen Andreas Kritzmann getroffen sein konnte.

Den Reitern nach drückte aus dem Ulrichstor das Fußvolk, Bürger und Landsknechte; und während die Reiter von allen Seiten die Schanze einschlossen, stürmten die Knechte an zwei Orten, und es entstand ein wilder, verzweiflungsvoller Kampf. Den aus der Neustadt heranrückenden feindlichen Verstärkungen warfen sich andere städtische Haufen, aus dem Schrotdorfertore dringend, mit Macht entgegen. Das Wallgeschütz sprach in den geeigneten Augenblicken ebenfalls sein Wörtlein mit, und ward

aus dem Überfall ein „unvorhergesehener, grausamer und behender Scharmützel."

Als sich der Ratmann Horn mit den Seinen von den Knien erhob, hatte der Lärm der Schlacht noch nicht im mindesten nachgelassen, und der eintretende Doktor Erasmus Alberus wußte nur zu berichten: Freund und Feind hätten sich so ineinander verbissen, und der Rauch und Dampf verhülle also sehr das Feld, daß bis jetzt niemand wisse, wer den Plan behalten werde.

„Mit dem trefflichen Schützen vom Sankt Jakobsturm gehet es auch zu Ende, wie ich unterwegs vernommen hab'," fügte der Doktor hinzu. „Das ist auch ein großer Schaden und Verlust für die Stadt und ein großer Gewinn für den Feind."

„Man hat ihm doch geistliche Hilfe zukommen lassen?" fragte der Ratmann. „Gott gebe, daß es nicht also schlecht um die Seele dieses Mannes bestellt sei, wie das Volk meinet."

„Ehrn Johannes Stengel, der Pfarrherr zu Sankt Jakob, ist, seit der abspringende Stein den Schützen getroffen hat, häufig bei ihm gewesen; ist aber immer kopfschüttelnd wieder herabgekommen vom Turm. Stumm liegt der todwunde Mann und wendet bei allem Zuspruch das Gesicht ab."

„Gott schenke ihm einen guten Tod; um die Stadt hat sich dieser Andreas Kritzmann wohl verdient gemacht; aber wie seine Rechnung vor Gottes Richterstuhl aussieht, wer vermag das zu sagen!"

„Horcht, o horcht, was ist das? Was ist geschehen? Um Gottes willen, horcht, horcht!" rief die Frau Margareta, an das Fenster eilend. Ihrem Beispiel folgten alle Anwesenden, und das Gesinde stürzte in die Gasse.

Vom Ulrichstor her erschallte ein lang anhaltendes, immer von neuem aufbrausendes Geschrei, welches sich auch auf den Mauern rund um die ganze Stadt fortpflanzte. Verwundete und Tote wurden in Menge durch die Schöneeckstraße getragen; aber das Geschrei klang:

„Sieg! Sieg! Sieg! Gewonnen! gewonnen! gewonnen!"

„Hierher, her, Magister, hierher! Was gibt's, was ist geschehen?" rief der Doktor Alberus den vorübereilenden Flacius Illyrikus an, und dieser hielt an im eiligen Lauf, schwenkte das schwarze Barett und schrie:

„Gewonnen, Kollega! Allgewonnen! Über ist die Blutschanz! Das Fähnlein gewonnen von Euerm Sohn, Herr Ratmann —"

Eine große Woge Volkes spülte den Gelehrten fort, und der Schluß seiner Rede verhallte im allgemeinen Getöse.

„Markus?! Markus?! Was ist mit Markus?!" riefen die Frau Margareta und Regina.

„Kommt, Ratmann, hinaus!" schrie der Doktor Erasmus, den Arm des Ratmanns fassend. In die Gasse stürzten auch diese beiden Männer, und eine andere Woge das Volkes nahm sie mit und führte sie gegen das Ulrichstor. —

Noch krachte das Büchsenfeuer vom Felde herein; aber siegestrunken drängte ein Teil der ausgezogenen Streiter bereits wieder zurück. Gefangene wurden herbeigeschleppt haufenweise, meistens stattliche, auserlesene Kriegsleute und Doppelsöldner des Hauptmanns Jülicher; blutig und bestaubt, aber mit leuchtenden Augen kam Sebastian Besselmeier aus dem Gefecht zurück. Als er den Ratmann Horn erblickte, eilte er auf ihn zu, faßte seine Hand und rief:

„O Herr Ratmann, Euer Sohn! Euer Sohn! Glorie und Preis Euerm Sohn, Herr Ratmann!"

„Lebt er oder ist er tot? Redet nur, redet schnell, Meister Besselmeier!" rief Herr Ludolf, die Brauen zusammenziehend.

„Das Feld hat er gewonnen, Mann!" schrie der Geschichtschreiber. „Da — horcht nur, was sie rufen!"

„Vivat Markus Horn! Vivat, vivat!" jauchzte das Volk, brüllten die in das Tor zurückströmenden Scharen. Mit Händen und Füßen strampelnd, seine Büchse schwingend, tanzte Jochen

Lorleberg samt dem Pfeiferlein Fränzel Nothnagel vor der Rotte des Rottmeisters Horn einher. Inmitten der jauchzenden Krieger wurde ein widerstrebender langer Mann im weißen Wams und Hosen halb gezogen, halb geschoben. Das war der Fähnrich Hans Jülichers, und das rot und grün geflammte Banner dieses Hauptmanns trug Markus Horn in die Stadt herein. Unmöglich war es dem Vater und dem Doktor Alberus, durch die jubelnde Menge zu dem tapfern, glücklichen Krieger durchzudringen; wie es diesem unmöglich war, sich einen Weg durch das ihn fast erdrückende Volk zu bahnen. Auf der Mauertreppe neben dem Tor stand der Buchdrucker Michael Lotther, schreiend und winkend und halloend wie ein Besessener.

„Auf den Wall, auf den Wall, Markus Horn! Zeigt's ihnen, zeigt's ihnen," rief das Volk. Die letzten Kriegerscharen — die Reiter der Stadt, den Herren von Wulffen und den jauchzenden Christof Alemann an der Spitze, trabten in das Ulrichstor. Aus dem Lager zu Diesdorf, aus den Schanzen, Gräben und Blockhäusern Tiefstetters und Wachmeisters drängte die ganze Macht des Feindes zu Roß und zu Fuß nach, die Schmach und Niederlage zu rächen.

„Auf den Wall, auf die Mauer, Markus Horn! Zeigt den Hunden ihre Schmach. Stellt ihnen ihre Fahn zum Hohn verkehrt auf die Mauer! Vivat! vivat!"

Auf den Schultern des Volkes wurde der sieghafte Markus zur Walltreppe getragen, wo ihn der Buchdrucker mit hellem Schluchzen in Empfang nahm, in die Arme drückte und zu der Blendung zog. Nach drängte die Treppe hinauf alles, was dazu gelangen konnte; Bürger und Landsknechte durcheinander.

Auf die Brüstung sprang Markus Horn, ließ vor den Augen des Feindes die rot und grüne Fahne schweben und stellte sie dann, den Hut schwingend, vor sich nieder, die Spitze nach unten gekehrt. Ein langhallendes Wutgeschrei brach über solchen Schimpf unter dem Feind im Felde aus und drang bis an das verriegelte

Gemach, in welchem Herr Jürg von Mecklenburg sein Dasein verwünschte, drang bis zu dem Hauptmann Springer, der ingrimmig auf dem Neuen Markt vor einer Abteilung seines Fähnleins hin und her schritt, drang bis zu dem Leutnant Adam, dem Bamberger, welcher, bleich und verbissen unter der jubelnden Menge in der Schöneeckstraße, grimmhöhnische Blicke nach der glückseligen Regina, die sich mit der Frau Margareta aus dem Fenster neigte, warf.

In die Freude des Volkes schlug manch ein feindlich todbringendes Geschoß, aber die Geister waren zu hoch gestimmt, als daß das den Jubel der Stadt hätte dämpfen können.

„Nach dem Rathaus, nach dem Rathaus, Markus Horn!" jauchzte man und führte wirklich im Triumphzug den Rottmeister mit dem gewonnenen Panier vor dem Vaterhaus vorüber nach dem Altstadtmarkt. Die Arme streckte aus dem Fenster die weinende Mutter nach dem Sohne aus, in Seligkeit und Wonne schlug das Herz Reginens; die Brust des Rottmeisters drohte fast zu zerspringen vor innerer Bewegung. Was aber in der Brust Adams vorging, das ist nicht zu beschreiben; unter ging im Taumel grenzenloser Eifersucht die Furcht vor dem Rächer der Anna Scheuerin, die drei blutigen Kreuze erloschen in seiner Seele; — vernichtet fühlte er sich, aber fähig fühlte er sich zugleich, in die Vernichtung alle, alle, die Jungfrau, den Nebenbuhler, die ganze große Stadt mit hineinzuziehen. Der Blick, welcher zwischen Markus und Regina gewechselt wurde, als ersterer mit dem eroberten Banner des Hauptmanns Jülicher vor dem Vaterhaus vorbeizog, trieb unwiderstehlich, unwiderruflich den Leutnant Adam in sein Verhängnis. Zur Seite stieß er wild die Weiber, die Kinder, die ihm den Weg versperrten, gleichgültig trat er auf die Brust einer im Tumult zu Boden geworfenen alten Frau, seinen Weg bahnte er sich, nur ein Ziel vor den Augen.

Währenddem hatte sich der Altstadtmarkt vollständig mit der zuströmenden Menge gefüllt. Aus den Fenstern des Rat-

hauses, aus den Fenstern aller umliegenden Gebäude blickte man auf ein wogend Meer von Köpfen in Sturmhauben, bunten Baretten, Weiberhauben, auf ein blitzend Meer von Speerspitzen, Büchsenläufen, Fahnen und Fähnlein.

Als nun die Bürgermeister mit dem Kriegsobersten Ebeling Allemann, dem Grafen von Mansfeld und andern Herren auf der Laube des Rathauses erschienen und in ihrer Mitte dann Markus Horn mit dem Banner des gefürchteten Hauptmanns Jülicher, da übertönte das Jauchzen weit und laut das Geschrei im Felde vor der Stadt. Und als man den Gewinn dieses sonnigen Frühlingsmorgens überschlug, da konnte man wohl zufrieden damit sein. Fast die Hälfte der feindlichen Schanzgräber und Knechte lag erstochen in der neuen Schanze oder auf dem Feld, einhundertfünfzig versuchte Kriegsleute brachte man gefangen in die Stadt, und war darunter manch einer, der in der Schlacht an der Ohre mit Viktoria geschrien hatte.

Unter dem Jubelruf vom Stadtmarkt her trat der Ratmann Ludolf Horn wieder in sein Haus und still in das Gemach, wo Frau Margareta und Jungfrau Regina noch immer wortlos einander in den Armen lagen.

Beim Eintritt des Ratmanns fiel die Matrone diesem sogleich um den Hals und schluchzte:

„O Ludolf, siehst du nun, wie dein Kind sein Bestes für die Stadt tut? Willst du ihn noch nicht ganz und gar wieder an dein Herz nehmen?"

„Was willst du, Alte?" sagte der Greis. „Daß mein Sohn ein tapferer Kriegsmann ist, hab' ich schon vor dem Scharmützel dieses Morgens gewußt. Was verlangst du, törichte Mutter? Darf dein Sohn hier nicht frei ein- und ausgehen? Hab' ich mich nicht dir gefügt? Aber glückliche Kriegstaten rücken den ungehorsamen Sohn meinem Herzen um keinen Schritt näher."

„Du harter, du ungerechter Mann!" rief die Frau. „Wehe dir, wenn du gerichtet werden solltest, wie du richtest!"

„Schweig, Weib, und achte auf das, was dir vor der Nase liegt. Was wird Regina so bleich? Was fehlt der Jungfer Lottherin?"

Frau Margareta nahm die Jungfrau in die Arme:

„Deinen Sohn hat sie lieb, Ludolf Horn, und dein Sohn hat wieder sein Herz auf sie gestellt. Was hat Markus gesündigt gegen dich im Vergleich zu dem, was er dem Mutterherzen, was er diesem Kind angetan hat? Willst du nicht verzeihen, wenn wir verziehen haben?"

Starr stand der Ratmann da; wechselnd blickte er von seiner Frau auf das weinende junge Mädchen.

„Ist das wahr, Jungfer Lottherin? Ihr liebt den Rottmeister Markus?" rief er staunend und zweifelnd, und statt aller Antwort stürzte Regina zu seinen Füßen nieder und bedeckte seine Hände mit Küssen und heißen Tränen.

„Vergebet Eurem Markus, meinem armen Markus!" rief sie dann. „Nehmt ihn wieder auf in Euerm Herzen! O wenn Ihr wüßtet, was der arme Markus tun würde um Eurer Liebe willen!"

„Und weiß Euer Vater, Jungfer Lottherin, Euer Vater, der Eure Hand dem Leutnant Adam Schwartze zugesagt hat, daß Ihr also Eure Gunst verschwendet habt an einen andern Mann?"

Auf sprang die Jungfrau, und ihre eben so bleichen Wangen glühten in lichtem Rot, ihre Augen funkelten, und hochatmend rief sie:

„Nimmer wird mein Vater das Verderben seines Kindes wollen. Nimmer wird mich jener zum Altar führen! Wehe jeder Menschenseele, die in die Macht und Gewalt dieses Mannes gegeben wird!"

„Sagt das Euerm Vater selbst, Regina, da kommt er eben," sprach der Ratmann.

Die Hände geschwärzt vom Hantieren mit der Munition beim Geschütz auf der Mauer, mit mehr als einem Loch in Wams und Hosen, aber begeistert und selig sprang der alte, tapfere Buchdrucker, welcher den mecklenburgschen Hellebardenschlag vollständig überwunden hatte, in das Gemach.

„Das ist ein Leben! Das ist 'ne Lust! Vivat, vivat! alle heran für unseres Herrgotts Kanzlei. Vivat, Ratmann, vivat Frau Gretchen, vivat Regina! Herunter mit allen, so die Hand ausstrecken nach der magdeburgschen Jungfer Kränzlein! Ein Prachtkerl ist Euer Junge, Nachbar Ludolf, und die Ehrenkette, so mein Urgroßvater im großen Aufruhr des Schusters Gerke von der Heide Anno Christi Vierzehnhundertundzwei erwarb, will ich ihm in meinem Testament vermachen. Vivat allen wackern Herzen, und dreimal vivat Euerm Jungen, Nachbar Horn!"

„Laßt einmal Euer Geschrei und beruhigt Euch, Nachbar Lotther," sagte der Ratmann. „Hier Euer Töchterlein hat Euch eine andere Historie zu erzählen, worin dieser Markus Horn ebenfalls vorkommt. Rede nun, Mädchen."

Vor die errötende und erbleichende Jungfrau stellte sich zürnend die Matrone.

„Ich will für meine Regina, meine Tochter reden!" rief sie. „Nachbar Lotther, Euer Kind und das meinige lieben einander. Lange hatte sie die wüste, wilde Zeit voneinander gerissen; aber die wüste, wilde Zeit hat sie auch wieder zusammengeführt. Wollt Ihr nun —"

Das Wort blieb der Frau im Munde stecken; der Buchdrucker Michael Lotther, der tapfere Verteidiger von unseres Herrn Gottes Kanzlei, der Intimus aller groben und feinen, bissigen und scharffedrigen Streithähne, geberdete sich zu verrückt bei dieser unvermuteten Nachricht. Es war für ein großes Wunder zu nehmen, daß er sich nicht auf den Kopf stellte. Auf einen Stuhl sprang der kleine Mann wenigstens und krähete seinen Jubel hell in die Welt hinaus. Dann faßte er im Herunterspringen erst die

Frau Margareta, dann sein Töchterlein beim Kopf und küßte beide herzhaft ab; dann rannte er wie ein Besessener im Zimmer umher, stolperte über Schemel und Stühle und stieß einen Tisch um; bis er von dem ernsten Ratmann bei den Schultern gepackt und in einen Lehnstuhl niedergedrückt wurde.

An den Schultern den heißblütigen Nachbar festhaltend, schrie der Ratmann ihm ins Ohr:

„Mann, Mann, kommt zur Besinnung. Halt — bleibt sitzen, — habt Ihr nicht Euerm Vetter, dem städtischen Leutnant, Herrn Adam Schwartze, Euerm Vetter aus Franken, Euer Kind Regina Lottherin zum ehrlichen, ehelichen Weibe zugesagt? Antwortet — aber ruhig, ohne Gezappel mit Händen und Füßen! Antwortet, und starrt mich nicht so an! . . . Werdet Ihr toll, Mann?"

Schlaff waren dem Buchdrucker die Arme am Leibe herabgesunken, mit offenem Munde, mit weiten, verblüfften Augen blickte er auf den Ratmann.

„Wohl, wohl . . . nein, nein!" stammelte er. „Ja — nein — nicht zugesagt — nicht fest versprochen."

„O Vater! Vater!" schluchzte Regina.

„Sie will ihn auch nicht, Nachbar, und nimmer werdet Ihr doch Eure Tochter zwingen, ihre Hand einem zu geben, den sie haßt, den sie verachtet!" rief die Frau Margareta.

„Schweigt, ihr Weiber!" sprach der Ratmann. „Nachbar Lotther, besinnt Euch; habt Ihr dem Leutnant Adam Schwartze gestattet, um Eure Tochter zu werben?"

„Laßt mich los! Laßt mich frei! Hilfe, Markus! Zu Hilfe, Markus! Laßt mich frei, ich ersticke, Nachbar!" schrie der Buchdrucker. Wohl hab' ich's ihm gestattet — einen Kriegsmann wollt' ich zum Schwiegersohn haben, und Euer Sohn war leidergotts durchgebrannt und in der weiten Welt, der wackere Jung — der Satansbube — der Dummkopf. Laßt mich hinaus, ich ersticke; — Reginchen, nimm, welchen du willst; aber in deiner Stell

nähm' ich den Mark — den Esel, der mich hier in der Patsche stecken läßt und nie da zu finden ist, wo er sein sollte. Gottes Tod, Nachbar, was hat der Vetter aus Franken, der Adam, der faule Adam, ausgeführt für die Stadt? Hat er mich nicht stecken lassen im dicksten Brei bei Hillersleben? Wer hat mich da gerettet? Der Markus! Wer hat mir aus dem Scharmützel um Sankt Michael meines Urgroßvaters Ehrenkette heimgebracht? Markus Horn! Wer ist überall voran gewesen, während mein liebster Vetter hinter dem Ofen hockte? Markus Horn! Wer hat heut den Vogel abgeschossen, die Schanze gewonnen, dem Jülicher das Fähnlein genommen, den Fähnrich bei dem Barte durchs Feld gezogen? Immer wieder Markus Horn. Nimm wen du willst, Reginchen; aber nimm den Markus. Himmeltausend blutige Hagelwetter, da möcht' man sich ja das Fell vom Leibe fluchen. Laßt mich hinaus, aber ich sage dir, Mädchen, ich an deiner Stelle nähme unsern glorreichen Nachbarsjungen, den Markus, und nicht den Vetter aus Franken, den Adam!"

„Und weshalb versagt Ihr dem Adam Schwartze nunmehr die Hand Eurer Tochter?" fragte eine klanglose Stimme, und erschreckt blickten alle auf und um. In der offenen Tür des Gemaches stand des Springers Leutnant. Mit lautem Aufschrei klammerte sich Regina an die Frau Margareta. Auch der Ratmann erschrak heftig über das Aussehen Adams. Mit einem gewissen verzweifelten Hohne blickte dieser im Kreis der Anwesenden umher, langsam schritt er sodann auf den Buchdrucker zu; zog den Handschuh von der abgemagerten Rechten und streckte sie dem Meister Michael dar:

„Aufgenommen habt Ihr mich in Euer Haus, und behandelt habt Ihr mich gleich einem Sohn. Mit Worten und Winken habt Ihr mir den schönsten Preis des Lebens gezeigt. Schuld seid Ihr, daß mein Herz gefangen und gefesselt ist. Was ich tun konnte, würdig zu werden des Gewinnes, den Ihr mir so nahe zeigtet und vor die Augen hieltet, hab' ich redlich getan; aber das

Glück ist einem andern günstiger gewesen, hat einen andern in Eurer Gunst erhoben und mich erniedriget. Wollt Ihr mich nun entgelten lassen, was das Glück sündigte? Nun, gebt mir Antwort in diesem selbigen Augenblick; hier warte ich auf Antwort, Meister Michael Lotther, und bitte Euch herzlich, verweigert mir nicht, was Ihr zugesagt habt noch vor wenigen Wochen, Tagen! Gebt mir die Hand Eurer Tochter, gebt mir Regina; mein Herzblut will ich vergießen für sie und Euch."

Niemals noch hatte die böseste Leidenschaft unter solcher Maske gesprochen. Seine ganze Kraft und Macht hatte der Bamberger seit einer halben Stunde wiedergewonnen. Jedes Wort, jeden Tonfall der Stimme, jede Bewegung hatte er vollständig in seiner Gewalt. Klar wußte er, was er wollte; die zweifelnde, schreckliche Tatlosigkeit der letzten Wochen und Monde war verschwunden, Adam Schwartze schüttelte die Würfel in seiner Hand, und sie zitterte nicht mehr dabei. Nachdem Markus Horn mit dem Banner des Hauptmanns Jülicher durch die Schöneckstraße geschritten war, und Adam den Blick Reginens aufgefangen hatte, war der Leutnant nach dem Domplatz gestürzt und hatte daselbst dem Hauptmann einige Worte zugeflüstert, dann war er zur Frau Johanna hinter den Barfüßern geeilt und hatte mit ihr eine kurze Unterredung gehabt. Hin und her in der Stadt schritt nun Hans Springer und gab manchem Mann einen geheimen Wink, auf und ab in ihrem Gemache schritt die Frau Johanna und summte einen Kriegsmarsch und lachte öfters leise vor sich hin.

Wieder hatte es den Leutnant nach der Schöneckstraße zurückgetrieben. Wieder einmal waren die bösen Geister recht geschäftig in der Kanzlei unseres lieben Herrgottes, und — Adam Schwartze hatte sich auf Antwort wartend, vor dem Buchdrucker Michael Lotther und der schönen Regina auf ein Knie niedergelassen.

Die Würfel warf der Leutnant; aber nicht den Königswurf

traf er; die drei roten Kreuze leuchteten blutiger als je vor ihm auf; das Verhängnis ging in Erfüllung über Adam Schwartze, vollstreckt ward der Richterspruch; und die auf eines hochweisen Rates von Ulm gesprochenes Urteil ersäufte Anna Josepha Scheuerin zog den Bamberger hinunter zu den Toten. —

„So antwortet doch dem Herrn, Euerm Vetter!" rief der Ratmann Horn. „Wahrheit ist in seinen Worten. Zeuge bin ich, daß Ihr also gehandelt und gesprochen habt, wie er eben sagt. Von seinem Wort soll ein rechter Christ und Mann nicht weichen. Antwortet Euerm Vetter, Meister Michael Lotther."

Ratlos, verstört blickte der Buchdrucker im Kreis umher; dann sprang er mit einemmal auf seine Tochter zu, faßte ihren Arm, zog sie vor den Leutnant, der sich wieder von seinem Knie erhoben hatte, und schrie ihr mit gellender, kläglicher Stimme zu:

„Willst du ihn? Willst du ihn?"

Ein Schauder überlief den ganzen Leib der Jungfrau; vor dem Blicke ihres Auges wich Adam Schwartze drei Schritte zurück. In ihren Busen griff Regina Lottherin, zog ein Papier hervor und reichte es dem Leutnant. Dieser griff danach, überflog es, wankte einen Augenblick auf den Füßen und schlug dann schwer zu Boden.

Ein Schrei des Entsetzens ging durch das Gemach. Auf griff der Ratmann das zerknitterte Blättchen:

„Ist das mit Blut geschrieben?" murmelte er und las dann, während alle Anwesenden mit Grauen horchten, und die Frau Margareta neben dem bewußtlosen Adam kniete:

„Vor Gottes Kanzlei und Richterstuhl lädt der Scheuerin Mörder Adam Schwartzen von Bamberg

† † †

alias Andreas Kritzmann

im Sterben auf Sankt Jakobsthurm

zu Magdeburg."

Das fünfzehnte Kapitel.

Zu Markus und Regina spricht
Andreas Kritzmann und berichtet
Von unerhörten, grausen Taten,
Und wie die Sache sei geraten.
Die große Stadt sich dumpf bewegt,
Viel Unheil sie im Schoße trägt.

Wer blickt nicht gern von hohem Turme über eine große, lebendige, im Handel und Wandel sich regende Stadt, in eine im ersten Frühlingssonnenschein erglänzende Landschaft? Der Schnee ist zergangen, die befreiten Wasser blitzen wie geschmolzenes Silber, der Dunst, welcher aus der feuchten Erde emporsteigt, verleiht der Gegend einen neuen Reiz und erfüllt, wenn er duftig über der Ferne liegt, die Seele mit jenem süßen Verlangen nach den Flügeln des Vogels, wovon so manches Lied bei allen Völkern der Welt erklingt.

Bei Frühlingssonnenschein und blauem Himmel führen wir nun den Leser zum zweiten Male auf den Turm von Sankt Jakob, wo eine arme ringende Seele die schwersten Fesseln, den irdischen Leib, abstreifen will, um sich hinauszuschwingen in die Unendlichkeit. Der treffliche, dem Feind so furchtbare Büchsenschütze Andreas Kritzmann ist am Nachmittag dieses achtzehnten Märzen nun wirklich dem Abscheiden nahe, nachdem er durch acht schreckliche Tage und Nächte mit dem Tode gerungen hatte. Gleich einem tapfern alten Veteranen steht der Turm von Sankt Jakob da, aber wie sieht er aus! Stolz trägt er seine Narben, seine Risse, umgeben von dem haushohen Trümmerwerk des herabgestürzten Dachstuhls, der zerschmetterten Spitze. Fünfzehnhundert Schüsse hatte der Feind von der Neustadt aus oft in einer Woche an diesen, ihm so unheilvollen Wächter von unseres Herrgotts Kanzlei gewendet. Da war kein schuhbreit Gemäuer, gegen welches nicht eine Kugel geflogen war; da war keine Fensteröffnung,

keine Mauerspalte, die nicht täglich zur Zielscheibe gedient hatte. Fast unwegsam war die Wendeltreppe geworden, die in dem Turme hinaufführte zu dem Gemach, wo Andreas Kritzmann, der todbringende Schütz, so gut seine schreckliche Kunst und Geschicklichkeit ausübte. An manchen Stellen war die Treppe durch die eingeschlagenen Kugeln ganz zerstört, und auf notdürftig hergestellten Gerüsten und Leitern mußte man höher klimmen, bis zu der Luke, die in den Geschützraum führte.

Hier aber erreichte die Verwüstung, die des Feindes Geschosse angerichtet hatten, ihren Gipfelpunkt. Zertrümmert war jeglich Gerät; zertrümmert war der kleine Feuerherd. Zertretenes, nasses Stroh bedeckte den Boden — blutige Lappen, zersprungene Kugeln, herabgestürzte Balken und Bretter, Schmutz- und Unrathaufen, zerschmetterte Töpfe und Pfannen ließen den schwankenden Fuß im Niedertreten zaudern. Zerschossen war auch die Lafette der todbringenden Kartaune, zu Boden lag der geschwärzte Lauf des Stücks, zu Boden gleich dem, welcher so schrecklich gut damit umzugehen wußte. Auf blutigem, ärmlichem Strohlager, in einem Winkel des unheimlichen Raumes, lag der Büchsenmeister Kritzmann, umgeben von einem Kreis ernster, tiefbewegter Lauscher. Man hatte den Sterbenden gleich am neunten März, nachdem er die böse Wunde empfangen hatte, hinabtragen wollen vom Turm; aber mit voller Macht wehrte er sich dagegen und verlangte, daß man ihn sterben lasse, wo er gewaltet habe. Leichter werde ihm hier der Tod erscheinen — so meinte er — als unten in den dumpfen Gassen, in dem Gewühl der Menschen. So mußte man ihm willfahren und konnte auch sonst nur wenig tun, ihm sein Geschick, seine letzten Stunden zu erleichtern. Wie wir durch den Mund des Doktors Erasmus Alberus bereits erfahren haben, wies der Schütz jeden geistlichen Zuspruch finster zurück. Dargebotene Bequemlichkeiten, Stärkungen nahm er gleichfalls nur halb gezwungen an; antwortete nach seiner Art meistens nur durch Kopfnicken und Kopfschütteln.

Erst in der letzten Stunde seines Lebens sprach der gewaltige Schütz Andreas Kritzmann zu denen, die bei seinem Todeskampfe gegenwärtig waren, zu dem Ratmann Ludolf Horn, dem Buchdrucker Michael Lotther, dem Rottmeister Markus Horn, zu dem Pfarrherrn von Sankt Jakob, Johannes Stengel, und zu der bleichen, zitternden Regina Lottherin, die wie ein vom Himmel herabgestiegener Schutzengel in diesem Raum der Verwüstung neben dem Lager des Sterbenden kniete.

Auf welche Weise diese Menschen auf dem Turm von Sankt Jakob zusammengeführt wurden, was geschehen war, nachdem die drei blutigen Kreuze zum letztenmal dem Leutnant Adam von Bamberg erschienen waren, müssen wir jetzt erst erzählen:

Taumelnd, einem Trunkenen gleich, hatte sich Adam im Hause des Ratmanns Horn erhoben; nach einem verwirrten Umherstarren war er fortgeschwankt, und niemand der entsetzten Anwesenden hatte ein Wort dazu gesagt, hatte ihm die Hand beim Aufstehen gereicht, war ihm in den Weg getreten. Nach starrten ihm alle, bis sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte; dann fiel's wie ein Alp von jeder Seele, und alle atmeten tief auf. Der erste, welcher sich wieder zurecht fand, war der Ratmann; mit bewegter Stimme wandte er sich fragend an Regina: wer ihr dieses schreckliche Blatt gegeben habe?

Noch einmal mußte er seine Frage der von allen Gemütsbewegungen tief erschütterten Jungfrau wiederholen:

„Wer gab Euch dieses blutige Papier, Regina Lottherin?"

Da brach das Mädchen wild aus:

„O ich habe lange gewußt, daß er schlecht, daß er böse sei. Hab's meinem Mütterlein hier auch gesagt. In seinen Augen hab' ich seine Falschheit gelesen, und seine Grausamkeit stand auf seiner Stirn geschrieben. O Vater, Vater, wenn Ihr wüßtet, welche schwere Stunden seine Gegenwart in unserm Haus mir bereitet hat! O hätt' ich doch sagen können, was ich fühlte, wenn er in meine Nähe kam! Überall hat er mich verfolgt, in den Gas-

sen, im Hause, in der Kirche. 's ist auch vor Monden, grad als diese Belagerung anging, als der Vater krank lag, nach der Hillerslebener Schlacht, ein Vermummter im Mantel auf unserer Hausflur gewesen und hat mich gewarnt; hat aber seinen Namen nicht genannt, auch sein Gesicht nicht sehen lassen. Hat mir gesagt, er wolle über mich wachen, aber niemandem solle ich ein Wort sagen, daß er zu mir kommen sei. Und jedesmal, wenn der — dieser schlechte Adam mich wieder geängstet hat, ist mir eine Warnung zugegangen, bei Abend durch einen Knaben. Doch hab' ich auch davon nicht reden dürfen, und weilen ich sah, daß der unbekannte Beschützer es gut und ehrlich meinte mit mir, so hab' ich auch niemandem etwas gesagt. Solange der Leutnant neulich krank war, ist mir nichts zukommen; darnach aber, als der Leutnant wieder auf war, hat er mich um so wilder gedrängt und gesprochen: ich solle sein Weib werden, er wolle mir auch die größten Freuden und Ehren schaffen, hat auch die schrecklichsten Worte gesprochen; ach und ich habe auch dem Markus nichts davon sagen dürfen, daß kein edel und lieb Blut um mich verstürzet würde. Das war am neunten Märzen, und am zehnten hat mir ein alt Weiblein, so ich nicht kenne, dies Blatt gebracht und hat dabei gesprochen: „Nun werde der Schützer nicht mehr sorgen können, sterben werde er und wünsche mir alles Glück in meinem Leben; — das blutige Papier möge ich aber dem Adam Schwartze geben, wenn er wiederum um mich werbe, es werde eine gute Waffe sein in meiner Hand." Darauf ist's alte Weiblein verschwunden gewesen unter dem Portal von Sankt Ulrich, und hab's nicht wieder zu Gesicht gekriegt. Gott segne auf dem Totenbette den Schützen von Sankt Jakob!"

Kopfschüttelnd hatte der Ratmann diesen Bericht der Jungfrau vernommen; mit vielen Ausbrüchen des Staunens, der Verwunderung und des Zornes hatte der Buchdrucker seiner Tochter zugehört; mit zitterndem Herzen und zuckendem Munde lauschte die Frau Margareta.

„Welch eine seltsame Historie!" rief der Ratmann.

„O Vetter, Vetter Adam, oh, oh, oh, oh!" rief der Buchdrucker und legte in seine „Oh's!" einen solchen Ausdruck, welcher dem Leutnant Adam Schwartze für alle Zeit die Lottherische Buchdruckerei dreifach verriegelte und verschloß.

„Armes, armes Kind!" schluchzte die Matrone, des Nachbars Tochter an ihre Brust ziehend. „O Böse, mir hättest du doch sagen können, was dich bedrückte, und dich so bleich machte, diese ganze schwere Zeit hindurch."

Aber die Jungfrau schüttelte das Haupt:

„Nein, Mutter, nein. Niemandem konnte ich davon reden; — o, der Wächter auf dem Sankt Jakobsturm hat ja treu und gut gewacht; — ach, könnte ich doch wieder wachen an seinem Schmerzenslager!"

Der Ratmann nahm Hut und Stab.

„Wohin willst du so eilig, Ludolf?" fragte die Frau.

„Nach dem Turm von Sankt Jakob!" erwiderte der Greis; aber in demselben Augenblick öffnete sich die Tür, und der Prediger der Jakobskirche Johannes Stengel trat ein, begleitet von Markus Horn, der sich jetzt erst der jubelnden Menge und seinen Pflichten als Befehlshaber hatte entziehen können. Freudig blickte das Mutterauge auf den Sohn; doch was auch in der Seele des Vaters vorgehen mochte, nichts davon ließ er das Kind merken. Kalt und gemessen erwiderte er den Gruß des Rottmeisters, welchen er vollständig behandelte gleich einem Fremden, dem er Höflichkeit schuldig war. In jener Zeit strenger väterlicher Autorität handelte man so, und die verlorenen Söhne fügten sich, wie Markus sich fügte, oder es hieß sonst wohl in einem mürrischen städtischen Aktenfascikel:

„Anton Holtwedel leit Vader und Modder, leip von Wittenberg under dat Volk, quam heme, erwisede sick undugentlich un warde derhalben in den Toren geworpen, darinne hei moste sitten drei Jahre." —

Mit Bangigkeit bemerkte Markus die tiefe Erregung auf allen Gesichtern und vorzüglich auf dem Reginas; er hätte zu ihr hinstürzen mögen, sie zu fragen, was hier vorgegangen sei; aber der im Vaterhaus nur geduldete Sohn durfte seinen Gefühlen unter den strengen Blicken des Vaters nicht freien Lauf lassen, und so stand er sprachlos, mit gepreßtem Herzen. Was Ehrn Johannes Stengel in des Vaters Haus führte, hatte er unterwegs vernommen: wild rollten seine Augen, hafteten an dem bleichen Gesicht Reginas und hafteten wieder an dem Federbarett des Leutnants Schwartze, welches diesem im Niederstürzen entfallen war, und welches er in der Betäubung auf dem Fußboden zurückgelassen hatte.

„Gott segne Euern Eingang, Ehrwürden," sprach der Ratmann zu dem Pfarrherrn von Sankt Jakob. „Was bringet Ihr in mein Haus?"

Vor allen Anwesenden verneigte sich ernst und würdig der Prediger und sprach:

„Eine wunderliche Sache, in der Gott allein rechten Bescheid weiß, führet mich zu Euch, Herr Ratmann, und auch zu Euch, Meister Lotther. Auf meinem Turm lieget, wie Ihr wisset, im Sterben der Büchsenmeister Andreas Kritzmann. Er sendet mich; — an Euern Sohn, Herr Ratmann, an Eure Tochter, Meister Michael, sendet er mich. Er will die beiden sehen in seinem letzten Stündlein; er will zu ihnen sprechen; er will ihnen sagen, was er mir und dem trefflichen und frommen jungen Prediger vom heiligen Geist, was er allen andern frommen und fürtrefflichen Leuten hartnäckig verweigert. Wie manche schwere Stund hab' ich diese acht Tage durch im inbrünstigen Gebet und Flehen an seinem Lager gesessen, den bösen Feind davon zu scheuchen. Lauern sah ich ihn in den dunklen Ecken, seine Stimme vernahm ich kreischend um den Turm, und meinen Gott hab' ich mit hellem Ruf angeschrien gegen den, so da umgehet gleich einem brüllenden Leuen und umflieget gleich einem feurigen

Drachen. Mit meinen leiblichen Augen sah ich ihn sitzen und grinsen in der Ecken und sah ihn über das Geschütz lugen durch das Galmloch. Angeschrien hab' ich ihn, wie er mich anschrie, und mein geistlich Rüstzeug hab' ich gebrauchet, und der wunde Mann hat darzu gestöhnet auf seinem blutigen Lager, als fühle er des höllischen Feindes Krallen in seiner Seele; aber doch wollt' er sein Herz nicht entlasten. Des hat der Affe Gottes gehohnlächelt! Heute morgen aber unter dem Getös der Schlacht, jetzt da der Tod ihm ans Herze tritt, will's fast erscheinen, als falle ein Lichtstrahl von oben in das unholde Herz des sterbenden Mannes. Und als ich wiederum mit Eifer in ihn gedrungen bin, zu sagen: ob er in Frieden mit Gott scheide und der Gnade teilhaftig zu werden glaube, da ist ihm etwas ins Auge kommen, gleich einer Träne, und dann hat er Euer Töchterlein gefordert, Meister Lotther, und Euern Sohn, Herr Ratmann. Hat gebeten, sie möchten im Namen Gottes kommen, ihnen wolle er sagen, wie es mit ihm bestellt sei. Dem Herrn Markus hab' ich den Auftrag schon unterwegs ausgerichtet; nun frage ich das Jüngferlein und ihren Herrn Vater, ob sie dem Wort des Sterbenden folgen wollen.

„Gewißlich, gewißlich, Ehrwürden!" rief der Buchdrucker. „Nicht einen Augenblick wird sich die Jungfer Lottherin besinnen, den allerbesten Schützen dieser edlen Stadt in seinem letzten Stündlein zu trösten; zumal da er das arme Kind im Leben so wunderlich und unerklärlich in seine Hut genommen hat. Laßt uns gehen — nicht wahr, Reginchen, auf der Stelle wollen wir nach Sankt Jakob?"

Hastig nickte die weinende Jungfrau. Noch wollte die Mutter Margareta dem Sohn mitteilen, was eben mit dem Leutnant Schwartze hier vorgegangen war; aber der Vater hatte bereits Mütze und Stab genommen. So mußte Markus die Mutter lassen, ohne die wunderliche Begebenheit erfahren zu haben. So schritt er mit dem Vater, dem Pastor Stengel, dem Buch-

drucker und Regina durch die von ihrem Sieg noch immer aufgeregte Stadt zum Turme von Sankt Jakob und suchte sich auf diesem Gange so nah als möglich der Jungfrau zu halten und bruchstücksweise zu erfahren, was in dem Vaterhaus geschehen war, während er an der Steingrube die Blutschanze erstürmte und des Hauptmanns Jülicher Fähnlein samt dem Fähnrich gewann. Zorn und Entsetzen wechselten darob in des Rottmeisters Geist, doch behielt der erstere die Oberhand, und tausend Tode schwur der Erzürnte dem Leutnant Adam Schwartze zu.

Jeder Mund in der kleinen Gesellschaft war jedoch geschlossen, als man begann, die halbverschütteten, halbzertrümmerten Stufen der Wendelstiege im Turm von Sankt Jakob zu ersteigen. Vorzüglich Reginas Herz schlug immer lauter, wie sich Stadt und Umgegend immer weiter um sie her ausbreitete, und sie durch die Maueröffnungen von feindlichen Lagern und Schanzen die Heimatstadt schlangenhaft umwunden sah; wie sie das Gewimmel der Bedränger in den Schanzen und Gräben selbst bemerken konnte.

Fest klammerte sie sich an ihren Vater, als der Pastor Stengel sagte:

„Dort an den Steinkuhlen, schaut, wie sie die Toten aus dem Feld und aus der Schanz schleppen! Gepriesen sei Gott, welcher seiner Stadt den Sieg verlieh!"

„Amen!" rief der Ratmann, und „Erschreckt nicht!" rief Markus. Er hatte nach der Seite der Neustadt ausgelugt und wollte sagen: Erschreckt nicht, das Geschütz wird spielen; konnte aber natürlich die Warnung nicht schnell genug rufen; denn dreizehnmal erschütterte der Knall der feindlichen Kartaunen von der Neustadt her die Luft; ein Pfeifen und Zischen ging um den Jakobsturm, — ein Krachen und Prasseln, ein Niederbröckeln von Gemäuer, Staubwolken; und in all dem Lärm ein seltsames, schauerliches Lachen! Fünf Kugeln hatten wieder einmal den tapfern Turm von Sankt Jakob getroffen — auf seinem

Sterbelager lachte darob der große Schütz Andreas Kritzmann.

Besorgt blickt Markus auf die Jungfrau, aber sah sie bleich und mit zusammengepreßten Lippen mutig aufwärts klimmen; tief holte er Atem und vergewisserte sich, ob auch der Vater und die übrigen keinen Schaden genommen.

„Hier, hier, Gott schützt die Seinen — noch diese Stufen!" rief Ehrn Johannes Stengel. „Reicht Eure Hand, Jungfer Lottherin! . . . Meister Andreas, Euer Wille ist geschehen; hier habt Ihr den Rottmeister Horn und Jungfrau Regina Lottherin; möge Gottes Frieden mit ihnen zu Euch kommen, Meister Kritzmann."

Der Märzsonnenschein tat sein Möglichstes, den schrecklichen Raum zu verklären: aber wir haben schon geschildert, wie wenig ihm das gelingen konnte. An das Lager des Sterbenden traten die von demselben Gerufenen, und ein Zug der Befriedigung ging über das blutlose Gesicht des wunden Mannes, als Markus und Regina vor ihm erschienen.

„Wie geht es Euch, Meister Andreas?" fragte der Rottmeister sich niederbeugend. „Kein Auge ist in der ganzen Stadt da unten, welches nicht zu diesem Turm emporblickt und nach Euch fragt. O Meister, Meister, welch einen Ruhm habt ihr Euch erworben!"

Mißbilligend schüttelten der Ratmann und Ehrn Johannes Stengel die würdigen Häupter; aber aus den Augen des Schützen leuchtete ein Strahl wilden Triumphes, verschwand jedoch sogleich wieder.

„Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid, Herr Rottmeister," sagte er schwach. „Und Euch danke ich noch mehr, Jungfer. Nicht wahr, an einen bösen Ort hab' ich Euch bestellet?"

„O Meister," rief die Jungfrau. „O Meister, was soll ich sagen zu Euch? Was kann die arme Regina Lottherin tun, Euch ihren Dank abzustatten? Was hat die arme Regina getan, daß sie also Euern Schutz sich erworben hat? O könnt' ich Euch doch

alles das geben, was mein Herz Euch wünscht — Leben und Friede und Glück — o Meister, Meister!"

Finster schüttelte der Schütz den Kopf.

„Leben, Friede, Glück! Im Grabe ist Friede, und was nach dem Grabe kommt, wer will das sagen? Ich hoffe, die Rache kommt auch noch nach dem Grabe."

Der Prediger von Sankt Jakob machte eine Bewegung, als wolle er kraftvoll und machtvoll einbrechen in die Rede des Sterbenden; aber der Ratmann hielt ihn zurück:

„Laßt, laßt, nicht uns hat der Meister Kritzmann gerufen. Lasset ihn reden nach seinem Willen zu dem Rottmeister und der Lottherin."

„Nicht euch hat der Schütz Andreas Kritzmann gerufen!" murmelte der Verwundete. „Was hätte er euch auch zu sagen? Alt seid ihr und eifrig nur in euerm Glauben. Da kommt mein Blut wieder — es ist das letzt'; aber heißer ist's immer noch, tausendmal heißer als das, so rollet in euern Adern —"

Ein blutiger Schaum trat auf die Lippen des Sterbenden. Einen Augenblick lang glaubten die erschütterten Umstehenden, der Tod werde schon jetzt kommen; aber die kraftvolle Natur des Mannes besiegte ihn noch einmal; weiter sprach Andreas Kritzmann:

„Zu der Jugend will ich sprechen; und so Herr Markus Horn ein Mann sein will, wie er es immer war, so will ihn der Schütz vom Jakobsturm einsetzen zum Vollstrecker seines letzten Willens. So will ihm der, so hier in Magdeburg heißet Andreas Kritzmann, in die Hand geben den Leutnant Adam Xaver Schwartze aus Bamberg, daß er ihn verfolge bis in den Tod auf allen vier Straßen der Welt, wie ihn verfolgt hat der, so sich Andreas Kritzmann nennen lässet."

Markus Horn umfaßte fester den Griff seines Schwertes und lauschte mit jagendem Atem den Worten des Schützen. Alle andern standen in stummem Bangen, und Regina trocknete

mit ihrem weißen Tüchlein dem Wunden den kalten Schweiß von der Stirn.

„Danke, liebes Jungfräulein," stöhnte der Meister Andreas. „Schon um Euretwillen, Jungfrau, wird Markus Horn mein Vermächtnis annehmen und zu Ende führen, was mir der Tod versagte, zu End zu bringen. Höret auch ihr Alten, Bürger, Geistliche, Ratleute; hütet eure Stadt wohl vor diesem euerm Leutnant Adam Schwartze! Bis jetzt hat der Schütz von Sankt Jakob dafür gesorgt, daß kein Schaden euch geschehe durch Adam von Bamberg; — in einer Stund aber werden des Schützen scharfe Augen geschlossen sein für immer; dann habt selber scharfe Wacht."

„Redet, redet, Meister Kritzmann, — da Ihr Euch so nennen lasset — da Ihr wußtet, daß der Leutnant ein Verräter sei, weshalb habt Ihr, der Ihr sonst so gut für die Stadt wirktet, weshalb habt Ihr nicht früher gesprochen?"

„Ein anderer hätte mir die Rache entziehen können," keuchte der Schütz. „Selbst wollt' ich der Richter sein über Adam Schwartze, wollt' ihn den Tod tropfenweis schlürfen lassen; stückweis wollt' ich seinen Geist vernichten und ihm die Seele töten, ehe ich ihm den Körper zerschmetterte. Was war mir Eure Stadt, was war mir die Sache, so Ihr verteidiget? Als ein katholisch Kind bin ich geboren worden und sterbe, ich weiß nicht, ob als ein katholischer oder lutherischer Mann. Die Hunderte, welche von meinen Kugeln niedergestreckt wurden, liegen verscharrt, damit ich selbst nicht im Wahnsinn unterginge, damit die Zeit, die schrecklich langsame Zeit ausgefüllet würde bis zur Stunde der Rache. Hab' ich doch gemeint, ich könnt' nicht eher sterben, eh nicht die Rach mir gegeben sei. Wehe, wie oft hab' ich den Feind in meiner Hand gehalten, wie ein Kind einen Vogel hält, und hab' ihn nicht zerdrückt; wehe, und nun ist der Tod doch gekommen, und die Rache ist nicht erfüllt; sterben muß ich, und unter den Lebendigen wandelt Adam von Bamberg! Markus,

Markus, Markus Horn, schütze deine Braut, räche mich, dich, deine Vaterstadt an dem Leutnant Adam Schwartze; nimm meine Rache in deine Hand; du mußt es, deinetwegen, deiner Vaterstadt wegen, dieses Mädchens wegen! O hätt' ich ihn geschlagen, als ich konnte! Fluch mir, daß ich es nicht tat! Fluch der Kugel, welche mich niederwarf, ehe die Rache vollendet war!"

Erschöpft sank der wunde Mann zurück. Starr und stumm standen alle Anwesenden vor diesem Ausbruch ungezügeltster Leidenschaft. Die Jungen wie die Alten schraken zurück vor dem Abgrund, der sich ihnen hier enthüllte.

Nachdem der Büchsenmeister eine geraume Weile mit geschlossenen Augen gelegen hatte, öffnete er sie wieder und wandte sich mit vollständig veränderter Stimme an Regina.

Die Leidenschaft, die wilde Wut schien der tiefsten Gleichgültigkeit Platz gemacht zu haben.

„Ich hab' Euch eben wohl recht erschreckt, Jungfräulein?" fragte Meister Andreas. „Ach einem Sterbenden müsset Ihr schon etwas zu Gute halten. Doch meine Augenblicke sind gezählt, ich habe keine Zeit mehr zu verlieren, wenn Ihr, Markus, noch erfahren sollt, was Euch zu wissen nötig ist. Tritt her, Markus Horn, tretet her, Regina Lottherin! Dem scharfen Schützen, dem Ihr auf so manchem Feld, in so mancher Schanze seit der Belagerung von Leipzig begegnet seid, dem Schützen vom Sankt Jakobsturm war es nicht an der Wiege gesungen, daß er auf solchem Lager, an solcher Stell einen solchen Tod sterben sollt'. Er hieß einsten anders und stolzer, als er jetzo genannt wird; einen hellen Schein gab anfangs sein Leben — doch das ist jetzt alles nichts; — lasset den Schützen vom Jakobsturm einscharren unter dem Namen Andreas Kritzmann, Herr Pfarrer von Sankt Jakob, neben dem armen Knaben, so ihm die Kugeln reichte. In eine Grube werfet den Patrizier und den Blödsinnigen; es ist alles eins! Den Mörder des ulmschen Bettlerkindes aber,

den Mörder der Anna Scheuerin, den Verderber und Verräter Adam Schwartze, gebet ihn den Vögeln unterm Himmel, gebt ihn den Hunden. Mein war Anna; — mein ihr süßer Leib, mein ihre Seele, mein ihre Locken und alle ihre Gedanken, mein das Kind, so sie trug; während mich die harten, stolzen Eltern unter falschen Vorspiegelungen fortgeschickt hatten gen Portugal, wo des Vaters Bruder ein reicher Kaufmann ist. Im fernen Land, auf dem weiten Meer sollt' ich der Scheuerin vergessen. Sehet, Regina Lottherin, und derweilen gingen daheim Vater und Mutter in die Kirchen und beteten zu allen Heiligen für den Sohn und trieben des Sohnes Braut mit ihrem Kind ins Elend. Und als Adam Schwartze gen Ulm kam um die Zeit und in böser Glut gegen ihres eigenen Sohnes Braut entbrannte, haben sie ihre Freude dran gehabt. In Hunger und Kummer saß die Anna Josepha mit meinem Töchterlein, und immer von neuem drängte der Versucher und trat zuletzt vor sie mit falschen Briefen und zeigte ihr, zu Lissabon habe ihr Verlobter Hochzeit gehalten mit einer andern. Sehet, Regina Lottherin, da ist zwar dem Adam sein Plan nicht geglückt; aber im Wahnsinn und Elend hat die Anna Josepha mein und ihr Kindlein erwürgt, und im Wahnsinn ist sie vor die Richter geführt, und im Gericht hat mein Vater mit gesessen und hat den Spruch mit gesprochen über des Sohnes Braut. Und als ich heimkam, da waren es grad vierzehn Tag, seit meine Anna den Sack nähen mußt', in welchem sie ertränkt ward in der Donau. Und hat der Nachrichter, Meister Fritz, mir erzählet mit Tränen, wie sie gedacht habe, an ihrem Brauthemd nähe sie. Ehrwürdiger Herr von Sankt Jakob, verflucht hab' ich den Leib, der mich geboren hat, verflucht hab' ich meinen Vater, und Euer Trost ist kein Trost für mich, und noch in dieser Stund kann ich den Eltern nicht vergeben. Markus Horn, nun wisset Ihr, warum ich den Adam in allen Landen gesucht habe; — nun wisset Ihr, Herr Ratmann, weshalb ich Ströme von Blut vergossen hab', um die Zeit zu töten. Nun wisset Ihr, Jungfrau

Regina, weshalb ich Euch geschützet hab' gegen den Leutnant Adam Schwartze! — Als wir während der böhmischen Wirren zum ersten Male in Prag zusammentrafen, Markus, da suchte ich den Adam von Bamberg; gesucht, gesehen und wieder verloren hab' ich ihn vor Ingolstadt, gesucht hab' ich ihn vor Braunschweig, gesucht hab' ich ihn durch das ganze deutsche Land; bis ich ihn endlich, endlich fand in dieser Eurer Stadt Magdeburg. Und als ich ihn hatt', da bin ich eine Stund lang wieder einmal ein glücklicher Mensch gewesen. Seit ich nach Lissabon und den afrikanischen Inseln fortgewesen bin, hatt' mich der Adam nicht gesehen, hat mich auch nach meiner Heimkunft nicht gesehen, sondern floh, bevor ich die Hand auf ihn legen konnt'. Und Schmerz und Sonn und Wetter hat mir das Gesicht verändert, daß mich nunmehr meine leibliche Mutter nicht mehr erkennen würde. So hat er mich auch nicht erkannt, aber ich ihn; und wild hat mir das Herz in der Brust gejauchzet, und lange Nächte durch hab' ich wach gelegen und gesonnen, wie ich die Pein, so er mir bereitet, wett machen könnt'. Hat mir der Meister Fritz zu Ulm all sein Marterwerkzeug zeigen und deuten müssen, jedesmal wenn er mir der Scheuerin Tod von neuem hat erzählen müssen, und all die Schrauben, Zangen, Leitern, Rollen und Stricke haben mich Tand und Spielwerk gedeucht, und so hab' ich ein anderes ersonnen und des Adams Seele brechen wollen, ehe ich seinen Leib brach. Feder um Feder hab' ich seinen Flügeln ausgerissen, und heut flattert er, dem Wahnsinn halb verfallen, im Staube — greif, greif ihn, Markus Horn! Gedacht hat die Stadt, nimmer steig' der Schütz von Sankt Jakob hernieder von seinem Turm; aber falsch ist sie berichtet gewesen. Oft, oft ist Andreas Kritzmann in dunkler Nacht in den Gassen gewesen und hat seine Netze gelegt um den Bamberger und hat ihm jedesmal die Hand, so er nach einem Glück, nach einer Ehre ausstreckte, niedergeschlagen. Böse Geister und Mahnungen hat er geschickt, den Adam zu schrecken und zu ängsten. Auf jedem Schritt und

Tritt hat der Mörder das Verderben vor und hinter sich gesehen, und atemlos hat er kämpfen müssen gegen Schatten und Larven. Jungfrau Regina, nicht nur dich, sondern auch diese ganze, große lutherische Stadt hat der Schütz vom Jakobsturm durch seinen Haß mehr als einmal errettet vor Falschheit und kühnem Griff. Da, nehmt, Herr Ratmann, hier ein Brief an den Markgrafen Albrecht von Kulmbach, hier ein Schreiben an den Kurfürsten Moritz. Kennt Ihr die Handschrift? Fürchtet Euch nicht vor den Blutflecken auf dem Papier! Hier, noch ein fein Schreiben an den Kurfürsten! Das scharfe Auge, das auf Sankt Jakob wachte, hat gut gewacht! Ihr Männer von Magdeburg, höret meine Worte und merket: in einer Stund wird das scharfe Auge auf Sankt Jakob geschlossen sein, aber Adam Schwartze wird noch leben! Ihr Männer von Magdeburg, in eure Hände gebe ich den Leutnant Adam Schwartze; bei allem, was ihr liebt und was ihr glaubet, zwanzigfach hat dieser Stadt Leutnant Adam von Bamberg den Tod des Verräters um diese Stadt verdient. Wehe mir, daß ich gezögert habe, zu schlagen, als ich konnt', wehe euch, so ihr zögern werdet, das zu tun, was ich nicht mehr tun kann. Was ich zu sagen hatte, hab' ich gesagt; nun gehet und lasset den Schützen Andreas Kritzmann vom Jakobsturm allein mit sich. Niemand kann dem armen Andreas helfen; — auch du nicht, du holdes Jungfräulein, du nicht mit deinen weinenden Augen. Führ sie fort, Markus, und dankt mir nicht meine Sorge um sie; — die Anna Josepha von Ulm hatte solche Augen und solch Haar; um der Anna Josepha wegen hab' ich Sorge um sie getragen. Was wollt Ihr mit Euerm Dank, Herr Ratmann? Was wollt Ihr mit Euerm schwarzen Buch und Eurer Hölle, Herr Pfarrer? Auf Erden ist die Hölle, in meiner Brust ist der Teufel — und Gott. Lasset mich, lasset mich! Allein mit der Scheuerin will ich sein, allein will ich sterben. Vor Gottes Richterstuhl will ich den Adam Schwartze erwarten. Sendet ihn mir nach — sendet ihn — weh, weh, fertig ist der schwarze Sack, übers Haupt fällt er mir —

blutig, dunkel, dunkel — — die Waſſer — ſchlagen — zuſam — die Donau — über der Scheuerin — dort, dort, Henker — weh, Anna! Anna! Helft meiner armen Anna — Fluch dem —"

Der Sterbende konnte ſeinen letzten Fluch nicht mehr vollenden; er ſank zurück; wieder trat ihm der blutige Schaum auf die Lippen. Nach einem Krampf von fünf Minuten war der gewaltige, todbringende Schütz vom Turm Sankt Jakob ſelbſt dem Tode verfallen.

Die Rache iſt mein, ich will vergelten, ſpricht der Herr! —

Wer könnte ſchildern, mit welchen Gefühlen die vier Männer und die Jungfrau an dem blutigen Lager des verſtorbenen Mannes ſtanden. Niemand war fähig, ein Wort hervorzubringen, es war, als ob allen die Luft zum Atmen mangele. Der Buchdrucker zitterte an allen Gliedern, der Prediger hatte das Geſicht mit beiden Händen bedeckt; bewegungslos ſtand der Ratmann, die verräteriſchen Briefe des Leutnants Adam Schwartze in den Händen haltend, und ſah es nicht, daß Regina Lottherin an die Bruſt des Sohnes geſunken war.

Erſt nach einigen Minuten hatte ſich Ehrn Johannes Stengel ſoweit gefaßt, daß er zum Gebet niederknieen konnte. Alle folgten ſeinem Beiſpiel.

Mit der Bibel auf den Knien blieb der Pfarrherr dann allein neben der Leiche zurück, während die andern die Wendeltreppe wieder hinabſtiegen. Ein roter Nebel lag ihnen allen vor Augen, als ſie wieder auf dem Kirchplatz ſtanden; ihre Knie zitterten; es zitterte die Stimme des Buchdruckers Michael Lotther, als er den Küſter von Sankt Jakob zu Ehrn Stengel auf den Turm ſandte; es zitterte die Stimme des Rottmeiſters Horn, als er einige Knechte, die ihm in den Weg kamen, ebenfalls dahin ſchickte, damit ſie hülfen, die Leiche des Büchſenſchützen herabzutragen vom Turm des heiligen Jakob.

Auf dem Breiten Wege jauchzte noch immer das Volk über den Sieg des Morgens; trunkene Landsknechte zogen jubilie-

rend in Schwärmen einher und nahmen, einander unter den Armen haltend, oft die halbe Breite der Gasse ein. Prahlend und patzig stolzierten sie einher, und manch ein ehrbarer Bürger, der ihnen nicht früh genug aus dem Wege ging, flog unter tüchtigen Püffen zur Seite. Es waren meist Leute des Hauptmanns Springer, welche sich so ungeberdig betrugen; aber niemand achtete in der öffentlichen Freude des Sieges sehr darauf, und wenn man darauf achtete, so hielt man es für Ausschreitungen des Rausches und des Augenblicks und lachte die Klagenden aus. Ein scharfes Auge erblickte aber auch unter dem Kriegsvolk in den Gassen manch wilden Kerl, der nicht trunken war und doch noch roher und gewalttätiger als sonst wohl gegen die Bürger auftrat. Finstere Gruppen bildeten sich hier und da, und an einer Straßenecke fluchte und wetterte ein Doppelsöldner aus Hans Springers Fähnlein hoch und laut: ungerecht, ungeneigt und ungetreu verfahre der Rat samt dem Kriegsobersten gegen einen Teil der städtischen Armada und setze ihn zurück gegen einen andern Teil. Wo Ehre und Beut und Ruhm zu gewinnen sei, da müßten die Springerschen nachstehen, müßten daheim die Mauer hüten, während die andern zu Ottersleben die Ritter fingen. Grad so sei es heut auch wieder gangen, und der Teufel solle ihn — den Redner — holen, wenn das ein ehrlicher Kerl länger aushalte, als er müsse.

Eine eigentümliche Stimmung hatte sich über unseres Herrn Gottes Kanzlei verbreitet, und Murren und Jubel mischten sich seltsam ineinander. Die vier Leute aber, welche vom Sankt Jakobsturme niederstiegen und nach der Schöneeckstraße schritten, hatten bis jetzt wenig acht darauf; der Tumult in ihrem Innern war noch zu groß, als daß sie den Tumult der Außenwelt jetzt schon wie gewöhnlich verstehen konnten.

Das sechzehnte Kapitel.

Wie Markus Horn schweift durch die Gassen,
Adam von Bamberg nicht kann fassen;
Der letzte Richter wird sich zeigen,
Dem muß das höchste Haupt sich neigen.

Zum ersten Male im Laufe dieser Erzählung führen wir den Leser in das Quartier, welches der Rottmeister Horn während seiner Ausweisung aus dem Vaterhaus in der alten Stadt Magdeburg auf der Heiligengeiststraße inne hatte, und wo ihm der kleine Pfeifer Fränzel Nothnagel all die Dienste leistete, welche von einem solchen Springinsfeld zu erwarten waren. Von Bequemlichkeiten war in diesem Soldatenlosament wenig oder gar nichts zu bemerken. Ein hölzerner Tisch und einige Schemel nebst einem ureinfachen Lager bildeten die ganze Ausstattung. Waffen und Kleidungsstücke hingen in buntem Gemisch an den kahlen, weißgetünchten Wänden. Mehr als eine der winzigen runden Fensterscheiben war zerbrochen, und die Lücke durch einen Lumpen verstopft. Fränzel Nothnagel schlief auf einem Strohsack in der Ecke, wenn er nicht in der Wachtstube oder auf dem Walle schlief.

Es war die vierte Nachmittagsstunde des achtzehnten März, und einen Harnisch mit Rotstein und einem wollenen Lappen putzend, kauerte das Pfeiferlein in der Fensterbank und pfiff das Lied vom Kaiser Karl dem „Butzemann" zu seiner Arbeit, hielt Zwiesprache mit den Jungen in der Gasse und erwartete, auf diese Weise nützlich und angenehm beschäftigt, seinen Herrn. Gewöhnlich pflegte der Rottmeister um diese Zeit heimzukehren; aber diesmal zögerte er ungewöhnlich lange.

„Der schleicht wieder wie ein Kater um sein Mädchen," brummte das schlaue Fränzel. „O je, o je, ich sollt' mein Herre sein, ich wollt' dem Ding ein ander Farb geben! Hat doch zu viele Gelahrsamkeit im Leib, mein Herr; will'n Kriegsmann sein und

is'n Magiſter; o je! o je! .. Wart, du Hund da unten, willſt du mit Dreck ſchmeißen, du Lump?! Ich will dich!"

Von ſeinem Sitz ſprang der Pfeifer auf, warf den Harniſch fort, riß eine Hakenbüchſe von der Wand, hielt die Lunte einen Augenblick in den Ofen, wo noch einige Kohlen glimmten, und zielte in heller Wut auf den neckenden Bekannten in der Gaſſe, der jedenfalls verloren geweſen wäre, wenn nicht eine kräftige Hand dem wütenden Fränzel die Büchſe fortgeriſſen hätte.

„Du kleiner Satan," ſchrie der Fähnrich Chriſtof Alemann. „Was fällt dir bei, du Teufelsbub; — wahrhaftig, das Rohr iſt geladen! Wart, du Schlingel, da, da, da, nimm das, du Hallunk. Von Wall und Mauer magſt du ſo viel ſchießen, wie du willſt, aber hier in den Gaſſen unterſteh's! So, noch einen zu guter Letzt, und nun gib Beſcheid, wo iſt dein Herr?"

Der durch die hageldicht regnenden Hiebe halb betäubte Knabe bedurfte erſt einiger Augenblicke der Sammlung, ehe er dem Fähnrich Antwort geben konnte.

„So, wenn du meinſt, daß der Rottmeiſter bald heimkommt, will ich ihn hier erwarten. Da, nimm Geld, lauf hinüber in den goldenen Pfau und hol Bier — Merſeburger vom letzten Faß, hörſt du. Vorwärts, ſoll ich dir Beine machen?"

So ſchnell, als ihn ſeine Füße tragen wollten, ſtürzte Fränzel Nothnagel fort; der Fähnrich warf ſein Barett auf den Tiſch und fing an, mit großen Schritten auf- und abzugehen, daß der im Erdgeſchoß wohnende Schneider bei jedem Tritt der ſchweren Reiterſtiefel hoch aufhüpfte auf ſeinem Arbeitstiſche. Herr Chriſtof Alemann befand ſich in einer ſehr aufgeregten, ungeduldigen Stimmung. Etwas ruhiger wurde er erſt, als der Pfeifer mit dem Henkelkrug kam, und mehrere Gläſer des ſchäumenden Getränkes hinuntergegoſſen waren.

„Ah!" ſeufzte der Fähnrich aus voller Seele. „Da, Burſch' ſauf auch einmal, und nimm die Ablederung von vorhin nicht allzuſehr zu Herzen. 's war gern geſchehen!"

„Euer Wohl, Herr Fähnrich!“ sprach ehrbar Meister Fränzel Nothnagel. „Ich weiß ja wohl, daß Ihr's nicht übel meinet. Aber lasset Euch nur nicht, ohne wütend zu werden, so von Euerm Zorn hinreißen; 's ist nicht hübsch von Euch.“

„Sollst Urlaub haben, Bengel!“ lachte der Fähnrich. „Auf die Gasse mit dir! Bläu durch den Taugenichts, der dich warf. Fällt die Spieße — Sturm, Sturm, Trarara!“

„O je, Matz Kiebitz, jetzt gib acht und wahr dich!“ schrie das entzückte Pfeiferlein und polterte Hals über Kopf, bewaffnet mit einem schreckhaften Knüppel, die Trepp hinab; eine grausame Schlacht begann in der Gasse und gewährte dem Fähnrich bis zur Ankunft des Rottmeisters eine angenehme Zerstreuung. Als Markus Horn in die Heiligegeiststraße einbog, wurde Matz Kiebitz eben mit der Nase in den Rinnstein, aus welchem er seine Munition entnommen hatte, niedergedrückt, und empor sprang Fränzel und eilte seinem Herrn entgegen, ihm zu melden: der Fähnrich Herr Alemann erwarte den Herrn Rottmeister im Losament.

Schnellen Schrittes eilte Markus weiter und trat dem Fähnrich mit dem Ruf entgegen:

„Gottlob, Christof, daß ich dich finde. Ich war schon in deinem Haus! Laß uns zusammenhalten, Christof, fest zusammen. O wenn du eine Ahnung hättest von dem, was geschehen kann, ehe man eine Hand umkehrt. O wüßtest du, was ich heute vernommen habe! 's ist mir, als braucht' ich hundert Jahre, es auszusagen.“

„Es ist ein Gewitter in der Luft, das weiß ich,“ sprach Christof Alemann. „Und mein Oheim, Herr Ebeling, will nicht sehen und hören, lacht und meint: solch Geschwätz in den Gassen und Gemurr und Zusammenschleichen in den Quartieren sei schon öfters dagewesen und werd' nichts auf sich haben. Aber 's ist diesmal doch anders; — die alten Grauköpfe werden an dem Wetter so lange zweifeln, bis es ihnen die Schornsteine und Dächer auf die Platten

wirft. Und das schlimmste ist, daß man wohl sagen könnt', wer hinter all dem dunklen Wesen steckt und hetzt und treibt, und doch es nicht sagen darf."

„O horch nur, horch, Christof. Nicht alles kannst du wissen; aber ich will's dir künden!" rief der Rottmeister, des Freundes Hände ergreifend.

„Du zitterst ja, Markus?! Um Gotteswillen, was ist geschehen, was ist dir begegnet?"

Mit hastigen, abgebrochenen Worten erzählte nun Markus dem Freunde die Begebnisse des Tages; teilte ihm mit, was mit dem Bamberger im Hause des Ratmanns vorgegangen war, berichtete, was auf dem Jakobsturm sich ereignet hatte, und was daselbst gesprochen worden war.

Mit kaum zu bändigender Aufregung lauschte der Fähnrich, und als der Erzähler endigte, sprang er jach empor, nach dem Barett greifend:

„Was zaudern wir, Markus? Fort, fort, hinaus auf die Jagd nach dem Verräter! O wie ich diesen Burschen, diesen Adam Schwartze von je gehasset habe. Wie ich ihn gehasset habe mit seinem Lächeln und Flüstern und halben Worten! Auf ihn, nieder mit ihm! O wackerer, treuer, lieber Schütz von Sankt Jakob, gerächt sollst du werden, ich schwör's bei allem, was ich selbsten lieb habe!"

„Amen!" sprach feierlich Markus Horn, hielt aber den Fähnrich an der Tür zurück. „Wohin willst du, Christof? Was wir tun wollen, müssen wir mit Bedacht tun. Seit heut morgen ist's, als hab' die Erd diesen falschen Teufel verschlungen; niemand weiß von ihm, niemand hat ihn gesehen. Ist er vor der Stadt im Lager des Feindes? Lauert er innerhalb der Mauern in einem dunklen Winkel auf seine Stunde? Der Kopf will mir zerspringen über allen Möglichkeiten. Und der tölpelhafte Trunkenbold, Hauptmann Springer, gehet umher, tut als spräche er sein meuterisch Volk zur Ruh, und man darf ihn nicht auf den

Kopf schlagen, den falschen Schalk. Wag's nur, ihm die Schuld an dem Murren und aufrührerischen Wesen aufzumutzen; in Eisen kann er dich werfen lassen, und weder Bürgermeister noch Rat wird dazwischen springen können. O sie sind so fein, die Schurken. 's liegt in der Luft, wer kann dazu, daß das Volk unruhig ist? werden sie sagen und seufzen und die Achseln zucken. — Wie sollen wir den Bamberger greifen? Auftauchen und erscheinen wird er erst dann wieder, wenn das Wetter losgebrochen ist! Da wird er zur rechten Zeit blutig und feurig aus dem Boden steigen; und alles, was wir wissen, was wir wider ihn vermögen, wird helfen wie eine Gerte gegen einen gepanzerten Mann. Horch nur, horch, ist das ein Lied, was heut in dieser Stadt Magdeburg gesungen werden dürfte?"

Durch die Heiligegeiststraße zog, vollständig bewaffnet, ein großer Schwarm Springerscher Knechte und sang oder brüllte vielmehr aus vollem Halse:

„Gott helf' dem Rautenkränzelein,
Welch's lang hat mußt verdunkelt sein,
Daß es werd neu gewunden;
Moritz, Herzog zu Sachsenland,
Zu seiner Ehr mag kommen,
Ja kommen!"

„Verrat! Verrat! Klarer, offenkundiger Verrat!" schrie Christof Alemann außer sich. „Verrat! Gott schütze die Stadt! Laß mich frei, Markus — Verrat, Verrat!"

Los riß er sich, und das Schwert aus der Scheide ziehend, stürzte er in die Gasse hinab, wo schon drohende Volkshaufen die Lobsinger des Kurfürsten umgaben und begleiteten. Der trotzigen Rotte in den Weg warf sich der wütende Fähnrich und schlug den ersten, der ihm in den Weg kam, mit der geballten Faust in das Gesicht, daß er drei Schritte zurücktaumelte:

„Was soll das Lied, ihr Schalksgezücht? Seid ihr ehrliche Knechte dieser Stadt Magdeburg und brüllt in solchem Ton durch

die Gassen?! In eure Quartiere, ihr Meuterer und Meineidigen!"

„Recht, recht, Herr Fähnrich! Recht, recht, Herr Alemann, Herr Christof!" rief das Volk. „Sagt's den Hunden, Herr Christof Alemann; — was haben sie uns vom Moritz vorzuplärren!"

„Stehet aus dem Wege, Fähnrich!" schrie einer aus dem Haufen der Söldner. „Wir sein des Hauptmanns Hansen Springers freie Knecht und lassen uns nichts gefallen von solch einem Fäntchen wie Ihr!"

Ein flacher Hieb mit dem Schwert warf den frechen Redner zu Boden; aber mit wildem Geschrei stürzten sich die Kameraden sogleich auf den Fähnrich.

„Nieder mit dem Muttersöhnchen! Nieder mit dem Jungfernknecht!"

Mit Steinen und Knitteln warf und schlug das Volk auf die Landsknechte und schrie:

„Zum Profoß, zum Profoß! An den Galgen mit den Verrätern, den Meutmachern!"

Aus seinem Quartier eilte Markus Horn, der seinen Freund in Gefahr sah, das Leben in so schimpflichem Kampf einzubüßen, aber in demselben Augenblick erschien auch glücklicherweise eine Rotte des Fullendorfers auf der Wahlstatt. Zerstreut oder niedergeworfen wurden die Springerschen Knechte, und die Gefangenen unter Mißhandlungen und Schimpfworten des Pöbels nach der nächsten Wache geschleppt. Voll Lärm und Getümmel war die Stadt; den Fähnrich Alemann hatte Markus aus dem Gesicht verloren; — es war vollständig Abend geworden.

Geängsteten Herzens schritt der Rottmeister weiter und traf an einer anderen Ecke auf den Meister Sebastian Besselmeier, welcher mit einem andern erregten Volkshaufen einer Rede des Magisters Wilhelm, des Ecksteinpredigers, horchte.

„Hört nur, hört nur, Herr Rottmeister!" rief der Geschichtschreiber. „Wer spricht aus dem fanatischen Narren? Wer hat

sich seines armen Hirnes bemächtigt, das Volk zu verwirren? 's ist Wahnsinn, Wahnsinn; aber sehet nur, wie sie die Hälse recken. Gott schütze die Stadt; es ist ein bös —"

„Wie soll Gott die Stadt schützen, wenn solch unberufene Mäuler, wie Eures, Meister Sebastian, in seiner begeisterten Diener und Propheten Worte waschen!" rief ein exaltierter Schuhmacher, den wackern Besselmeier mit grimmigem Blicke musternd. „Geht Eurer Wege, Mann, zu Euresgleichen redet Gott nicht durch den lieblichen Mund der Seinen."

So viele drohende Fäuste wurden gegen Meister Sebastian ausgestreckt, so viele leise gemurrte Drohworte vernahm er, daß er schweigend sich mit dem Rottmeister zurückziehen mußte.

Noch in der Ferne hörten sie die gelle Stimme des Gassenpredigers:

„Im Rat der Toren sitzen eure Bürgermeister und Statthalter; unter den Spöttern sitzen die Kriegsobersten; im Laodicäischen Schlamm versunken sind eure Pfarrer. Wehe, wehe, dreimal wehe der Stadt, wo solch ein Wesen umgehet. Horchet dem Ton der Posaunen, so geblasen werden vor den Mauern. Niederfallen sollen eure Wälle, und triumphieren wird der Antichrist über die Scheinchristen. Höret den Ton der Posaune! Vor der Tür ist das Verderben, und die Obersten im Rat sitzen und schwelgen und prassen und haben nicht acht der armen, elenden, Herde, so ihnen anvertraut wurde. O ein Geschrei vom Morgen! O ein Geschrei vom Abend! O ein Geschrei über ganz Jerusalem und den Tempel! Eine elende Klage über Braut und Bräutigam! Ein Geschrei über alles Volk! Horchet dem Wort des Herrn, das ertönet durch meinen Mund. Ergreifet die Waffen — das Schwert, den Speer und den Bogen; werfet nieder die Wölf im Schafskleide, so umgehen unter euch; werfet nieder die, so den Herrn verspotten in seinem Diener, den Mann, so sich nennt Albrecht von Mansfeld. Reißet vom Stuhl alle Gewaltigen — denn geschrieben stehet, und so spricht der Herr: Verflucht ist der

Mann, so sich auf Menschen verläßt und hält Fleisch für seinen Arm!"

„Und da ist niemand, der dem Toren das Maul verbietet!" grollte der ehrliche Meister Sebastian. „Hört, wie sie ihm Beifall schreien. Es möchte einen Stein erbarmen. Gehabt Euch wohl, Herr Rottmeister; ich will wieder nach Hause. Weiß der Himmel, zwischen seinen vier Wänden hat man keine Ruhe, die Unrast treibt einen hinaus; in den Gassen aber und auf den Märkten da fällt einem erst recht das Bangen auf das Herz, und im dunkelsten Keller möchte man sich verkriechen, um nur nichts mehr zu hören und zu sehen von der bösen Welt."

„Ach, Herr Besselmeier," sagte Markus, „noch viel schlimmer würde es in dieser bösen Welt aussehen, wenn alle die, welche es gut und ehrlich meinen, ihr bedrücktes Gemüt in die Einsamkeit tragen würden. Nein, nein, jetzt erst recht soll sich jeder wackere Mann bei Tag und bei Nacht auf seinem Posten finden lassen. Gehabt Euch wohl, Meister!"

„Gehabt Euch wohl und — Gott schütze die Stadt!"

„Gott schütze die Stadt!"

Fürder wandelte Markus Horn ruhelos durch die Gassen seiner Vaterstadt, und je dunkler die Nacht herabsank, desto dunkler wurde es auch in seinem Geiste. Solange die Sonne schien, solange es Tag war, hatten sich seine Gedanken, so bange und schwer sie waren, von den mancherlei Gegenständen des Lebens abgezogen, hierhin und dahin zerstreut; jetzt richteten sie sich alle wieder auf denselben Punkt, auf den Tod des Schützen vom Sankt Jakobsturm und alles das, was damit zusammenhing. So verlor er sich schier in der blutigen Finsternis, in welcher er den Adam Schwartze, der auch seinem Glück Verderben gedroht hatte und noch drohte, suchte. Er zermarterte sein Gehirn mit der Frage, was zu beginnen sei, die im Finstern kriechende Schlange zu fassen. Es war eine schreckliche Ratlosigkeit. Mit blankem Schwert, in voller Rüstung hätt' er Wacht halten mögen vor der Tür Re-

ginas, vor dem Elternhaus; aber die Angſt verhinderte ihn daran, die Angſt, dem unheimlichen Feind anderwärts freien Spielraum zu gönnen, die Begier, ihn aufzuſuchen, ihn zu verfolgen und wenn auch bis in die Eingeweide der Erde.

So irrte Markus von Gaſſe zu Gaſſe; aus dem Pfarrſpiel zum Heiligen Geiſt hinüber zur Ulrichspfarre, von dort nach Sankt Katharinen.

Auf dem Breiten Wege neben den Barfüßern hing eine Laterne über einer Kneipentür, und ein Heraustretender ſagte:

„War das nicht mein Rottmeiſter Horn, mein Magiſterchen, das da eben vorbeiging? Ein tapferer Mann, hat ſich wohl verdient gemacht um die Stadt heut morgen, und ich ſag' euch, Geſellen, ſchon um dieſes Mannes wegen laß ich nicht von der Stadt.

Eine von der andern Seite kommende verhüllte weibliche Geſtalt horchte auf, als ſie den Namen Horn vernahm:

„Wo geht der Rottmeiſter Horn?" flüſterte ſie.

„Dort, mein Liebchen," lachte der Mann. „Aber gebt Euch keine Mühe, mein Herzchen, der Markus Horn iſt ein Narr und weiß ſo eines hübſchen Kindes Gütigkeit gar nicht zu ſchätzen — na, na, muß es denn grad der Rottmeiſter Horn ſein?"

Schon war die Vermummte eilig weiter geſchritten, und der Spaßvogel, Meiſter Jochen Lorleberg, rief etwas zurück in die Schenke, welches allgemeines Gelächter erregte.

Einige hundert Schritte weiter ab fühlte Markus plötzlich ſeinen Arm berührt, und eine Frauenſtimme flüſterte:

„Ihr ſucht den Leutnant Adam von Bamberg, Herr Rottmeiſter?"

Auf fuhr Markus aus ſeinen Träumen, als hab' ihn der Blitz getroffen; er griff nach der Hand, die ſeinen Ärmel gefaßt hatte, und preßte ſie, daß die Fragerin einen Schmerzensruf ausſtieß.

„Wer ſeid Ihr? Was wiſſet Ihr von dem Bamberger? Bei allem, was Euch teuer iſt, antwortet! Wo find' ich den Leutnant Adam Schwartze?"

„Lasset nur meine Hand los; sie steckt nicht im Panzerhandschuh. Wo der Leutnant Schwartze zu finden ist, weiß ich, und will's Euch künden, aber nicht hier in der Gasse. Wollt Ihr mir folgen, Herr Markus Horn?"

„Geh voran, wer du auch seist, ich folge dir; führe mich, führe mich!"

„So kommt!" sprach die Verhüllte und schritt schnell den Breiten Weg wieder hinab auf Sankt Bartholomäus zu; hier bog sie, nahe dem Kloster, nach rechts ein, durchkreuzte einige dunkle Gassen und hielt an vor einem Gebäude, vor welchem ein Landsknecht Wache hielt.

„In des Springers Quartier führt Ihr mich?" fragte Markus verwundert und zweifelnd.

„Fürchtet Ihr, mir zu folgen, so bleibt zurück und sucht den Liebhaber der schönen Regina Lottherin selbst", sprach die Verhüllte mit kurzem Lachen.

„Geh voran, geh voran, ich folge," knirschte der Rottmeister.

Einen Augenblick später warf im Losament des Hauptmanns Hans Springer, in dem Gemach, welches wir bereits kennen, und worin die Hängelampe schon brannte, die Vermummte den dunkeln Mantel ab, nahm die wälsche schwarze Halbmaske vom Gesicht, und Markus Horn fand sich der Frau Johanna gegenüber.

Nachlässig sank des Hauptmanns schöne Geliebte in den nächsten Sessel und seufzte, wie jemand, der nach großen Mühseligkeiten sich wieder in seiner gewohnten Bequemlichkeit findet.

„Nehmt Platz, Herr Rottmeister," sprach sie. „Der, um welchen es sich handelt, ist's wirklich nicht wert, daß man sich eine Mühe seinethalben macht."

„O leget mich nicht so auf die Marterbank," rief Markus. „Redet, was könnet — wollet Ihr — Ihr mir von dem Leutnant Schwartze sagen. O übet Barmherzigkeit und redet!"

„Barmherzigkeit?!" flüsterte die Frau, und schoß einen Blitz

aus den wunderlichen Augen. „Ach, ach, reden wir nicht davon, 's ist ein töricht Wort — Barmherzigkeit! Reden wir von dem Leutnant Adam, das ist ein besser Thema. Ihr verwundert Euch wohl recht, daß ich — ich den Mann Euch in die Hände geben will?"

Markus zitterte vor Ungeduld.

„Sehet, Herr Rottmeister, es geschiehet auch um Euretwillen nicht, auch nicht der süßen kleinen Regina wegen. Dem toten Mann auf Sankt Jakobsturm zu lieb verrät des Hauptmanns Springer — Beiläuferin den Adam Schwartze! . . . Merket es wohl, Herr Rottmeister, nimmer hab' ich den Mann von Sankt Jakob, den großen Schützen, gesehen, nimmer ein Wort mit ihm gewechselt, und doch — nur seinetwegen sollt Ihr den Adam haben! Was heute auf Sankt Jakob geredet wurde, was der Schütz erzählte und wie er starb, weiß ich. Nun, nun, erstaunet nicht, es ist ja ein Pfaff dabei gewesen, und die Frau Johanna ist ein Weib, welches gewöhnlich erfährt, was es wissen will. Obgleich Johanna von Gent den Schützen nicht kannte, hat sie geweint um ihn, und sie dachte doch, daß sie nimmermehr noch eine Träne finden könnte. Um den toten, unbekannten Schützen von Sankt Jakob schleudere ich diesen erbärmlichen Feigling, diesen Adam Schwartze weg wie diesen Handschuh."

Mit einem unbeschreiblichen Ausdruck gleichgültigster Verachtung im Gesicht, zog sie den erwähnten Gegenstand ab von der kleinen Hand und warf ihn in die Kohlen des Kamins, wo er prasselnd sich krümmte, bis die Glut ihn verzehrt hatte.

„Wie dumm war ich doch," fuhr sie fort, „wie dumm war ich, als ich durch diesen Menschen Rache zu nehmen suchte an denen, die mich wissentlich oder unwissentlich beleidigten, an dieser Stadt, an der Menschheit. Durch diesen Menschen, welcher selbst vergeht vor dem ersten Anhauch der rechten Rache, gleich einem welken Blatt im Anlecken des Feuers! Und wenn ich diese ganze große Stadt in Blut und Flammen begrübe, das ent-

würdigte, verspottete, verachtete Weib in mir könnte weniger Triumph schreien, als wenn ich den einstigen Bundesgenossen und Vertrauten, diesen Adam Schwartze, den der Schütz von Sankt Jakob verfolgte, denen ausliefere, so des toten Schützen Werk und Rache vollenden müssen."

„Sprecht, sprecht, wo ist er zu finden?" rief Markus Horn. „O bedenkt, jeder Augenblick ist so kostbar jetzt."

Aber die Frau Johanna, die „Cortesana", blickte starr vor sich hin, wie in eine weite Ferne.

„O du toter Mann auf Sankt Jakob," sagte sie, „du Gewaltiger in der Liebe und in dem Haß. Lebtest du noch, ich wollte dir folgen, wie eine treue Hündin, und wenn du auch nie ein Wort zu mir sprächest. Hinter dem Zelt wollt ich dir das Roß striegeln, wollte ich dir, um deiner Liebe zu jenem unbekannten Mädchen willen, dienen wie die demütigste Magd, weil du haßtest, wie du liebtest. Ist es nicht gleich einer Offenbarung über mich gekommen! Auf, auf, Herr Rottmeister Horn, auf, auf, und los auf den falschen Verräter Adam Schwartze. Legt ihn nieder in den Staub; ich geb' ihn Euch, daß der Tote auf Sankt Jakobsturm Ruhe hab' in seinem dunkeln Grabe. Dem Toten zu Ehren sollt Ihr den Jämmerling erschlagen dürfen. Auf, auf, mit Waffen und Männern, auf gegen den armseligen Narren Adam Schwartze!"

„Sagt, wo ich ihn finde, und wenn ich auch Eure Worte nur halb begreife, das faß' ich, daß Ihr einst schwer gekränkt, nun in blutigem Groll gegen alle Welt aus dem Staub aufschaut, und — ein unglückselig, mühselig, verloren Weib — Trost und Genügen allein bei dem sucht, was schrecklich ist, und was andere nur mit Grauen und Zittern sehen und hören. Sagt mir, wo ich den Adam finde; aber wahrlich, wahrlich, aus jeder andern Hand nähm' ich ihn lieber, als aus der Eurigen!"

Die Frau Johanna lachte grell auf:

„Narr, Narr, wenn ich dich nun gehen ließe, ohne gesprochen

zu haben? Wenn ich nun sagte: lauf und such selbst?! Was dann, mein stolzer Gesell? Die Augenblicke sind wohl köstlich! Wenn ich nun schwiege, Herr Rottmeister Horn?!"

Einen kurzen Augenblick sah Markus in die Augen des Weibes; ein zu arger Schauder ging ihm durch die Seele; er drückte das Barett in die Stirn und wandte sich gegen die Tür.

Sprachlos blickte ihm die Johanna von Gent nach. Sie machte eine Bewegung, ihn zurückzuhalten; aber sie ließ die ausgestreckte Hand wieder sinken. Auf der Treppe schien es Markus noch, als würde sein Name von einer Frauenstimme gerufen; aber er hielt nicht an. In der Gasse stand er wieder, so ratlos als je; aber er murmelte:

„Gott schütze mich vor solch einer Genossin bei irgend einem Werk. Welch eine wunderliche Unhuldin! Welch ein schrecklich Weib! Schütze Gott jedermann vor solchen Augen!"

Mit unwiderstehlicher Gewalt trieb es jetzt den Rottmeister nach der Schöneeckstraße. Es war ihm, als könne er nirgends mehr frei atmen, als dort, wo die süße, unschuldige Geliebte, wo die alten, frommen Eltern wohnten; die ganze übrige Stadt schien ihm mit einer Atmosphäre von Feuer erfüllt zu sein. Es war ungefähr elf Uhr; am westlichen Himmel flimmerten einige einzelne Sterne über den schwarzen Giebeln und Dächern, von Osten her aufsteigend, hatte ein dunkles Gewölk das Firmament überzogen. Von einer wehmütig-ruhigen Stimmung fühlte sich Markus Horn, der in seinem jungen Leben so viel Hartes und Wildes erlebt hatte und selbst so hart und wild gewesen war, jetzt überkommen. Die beiden Nachbarhäuser, in welchen sich seine Jugend friedlich abgesponnen hatte, lagen dunkel und still da. Nur in dem Gemach des Vaters schimmerte noch die Lampe.

Traurig blickte Markus empor zu dem Licht.

„Wenn er doch wüßte, wie es in mir ausschaut," dachte er. „O zuweilen wär's doch recht gut, wenn man einander gegenseitig in die Herzen blicken könnte. Oft ist's aber auch nicht nötig,

und man weiß doch schon, was das andere denkt. Was auch kommen mag, Regina, Regina, mein bist du in alle Ewigkeit! Dich kann ich nimmermehr verlieren. Zusammengewachsen sind unsere Herzen, und niemand soll sie trennen in Zeit und Ewigkeit."

Gegen das Haus des Buchdruckers Michael Lotther hatte er sich gewandt und trat einige Schritte auf es zu. Da stieß sein Fuß in der Dunkelheit auf einen im Wege liegenden Gegenstand, und als er sich danach niederbeugte, griff seine Hand an einen menschlichen Körper, welcher, wie es schien, leblos auf den kalten Steinen ausgestreckt lag.

„Halloh, was ist das? Wen haben wir hier, einen Leichnam oder einen Trunkenen, so den Weg nach Haus nicht finden kann?"

Ein Leichnam oder ein Trunkenbold war im Jahre Fünfzehnhunderteinundfünfzig grade nichts Seltenes in den Gassen von Magdeburg, und so hätte Markus Horn bei der Dunkelheit sich jedenfalls nicht weiter um den Liegenden bekümmert, wenn nicht grade jetzt vom Ulrichstor her eine von der Wacht abgelöste Abteilung Knechte unter Fackellicht herangerückt wäre. In demselben Augenblick erhob sich der Liegende mit einem schweren Seufzer und stand schwankend auf den Füßen. Der Fackelträger der marschierenden Rotte schritt in eben dem Augenblick grade auf den Rottmeister und den Unbekannten zu und hob den Brand, um beiden bei seinem Schein ins Gesicht sehen zu können. Ins Gesicht blickte auch Markus Horn mit einem wilden Aufschrei dem Leutnant Adam von Bamberg! . . .

Adam Schwartze war's, der bewußtlos vor dem Hause des Buchdruckers Lotther lag, und selbst Markus Horn in seiner Wut erschrak vor dem Gesicht, in welches er beim roten Licht der flackernden Fackel blickte. Doch dauerte dieser Schreck nicht lange; im nächsten Augenblick stürzte er mit blankem Schwert auf den gehaßten Feind und Nebenbuhler, auf den gefürchteten Verräter seiner Heimatstadt los.

„Halt' ich dich nun — dich, dich!" schrie er. „Verteidige dein

elend Leben; zieh vom Leder, oder ich steche dich nieder wie einen tollen Hund. Im Namen des Schützen von Sankt Jakob, zum Kampf fordere ich dich auf dieser Stelle, die dein Fuß nimmermehr betreten soll, du falschherziger Schalk!"

Adam Schwartze zog aber sein Schwert nicht, er sah den Rottmeister an, als habe er nicht das geringste Verständnis von den Worten desselben. Herandrängten sich die Landsknechte.

„Hoho, wer ist's, der sich hier den Hals abschneiden will? Sollen wir leuchten, ihr Herren? Lustig, lustig, wenn ihr heut abend Polterabend feiert, so machen wir vielleicht morgen Hochzeit!"

„Das ist ja der Rottmeister Horn von den Kindelbrückschen!" schrie einer aus dem Haufen. „Sehet erst zu, wem er an die Kehle will, ehe ihr ihm freien Raum laßt. Hier, leuchte her, Bros Weisheit!"

Ambrosius Weisheit senkte seine Fackel gegen Adam Schwartze

„'s ist ja unser Leutenambt!" schrie er. „Christus, wie sieht der aber aus! Potz Blitz und Donner, er scheint nicht bei sich zu sein. Was haltet ihr Gesellen, sollen wir sie ihr Spiel treiben lassen?"

Die freche Rede des Burschen steigerte die Wut des Rottmeister aufs höchste.

„Was erkühnt ihr euch?" schrie er. „Aus dem Wege, sag' ich, oder der Profoß wird morgen ein Wort zu euch sprechen.

„Hoho," höhnte Ambrosius weiter, „hütet Euch nur selbst vor dem Profoß. Was geschiehet dem, so von der Scharwacht mit blanker Waff ergriffen wird im Angriff auf einen andern? He, Weibel, sagt's doch dem Herrn, was darüber im Artikelbrief stehet. Übrigens haben wir Springerschen mit Euch Kindelbrückern nichts zu schaffen; gehet Eurer Wege, aber lasset auch unsern Leutenambt ungeschoren. Ihr sehet, er will nicht mit Euch

fechten, — hat zu viel getrunken oder ist ihm sonsten was begegnet, was ihm die Sinne verrückt hat."

„Im Namen der Stadt, ich fordere euch auf, mir Hilfe zu leisten bei der Verhaftung dieses Mannes, Adam Schwartze genannt, angeklagt auf Hochverrat und Mord!"

„Halloh?!" schrien die Knechte. „Was ist das? Hoho, habet uns nicht zum Narren, Herr Rottmeister. Zeiget den Befehl! Oho, ohne den geschriebenen Befehl lassen wir unsern Leutnambt nicht in der Hand eines Kindelbrückschen. Faßt den Leutenambt unter den Arm! Zurück da, Herr Rottmeister; wir wollen nichts mit Euch zu schaffen haben!"

Und wie auf ein gegebenes Wort stimmte die ganze Rotte an:

„Den Herzog Moritz lobt mein Mund,
Er kommt wohl auf die selbig' Stund
Mit seinem reisigen Zeuge,
Und bringt auch viel der Landsknecht mit,
Ich weiß, daß ich's nicht leuge,
Ja leuge."

Speere und Büchsen wurden drohend dem andringenden Markus vorgehalten. Von dem Lärm und dem Gesang gelockt, stürzten andere Knechte und Bürger von allen Seiten heran.

„Zu Hilfe im Namen der Stadt! Nieder, nieder mit den falschen Schelmen!" schrie der Rottmeister. Es entstand ein Kampf, in welchem es Tote und Verwundete gab, und der sich aus der Schöneeckstraße über den Breiten Weg gegen die Elbseite fortwälzte und die ganze Stadt in Aufruhr brachte. Mehr und mehr trat es klar hervor, daß sich das Kriegsvolk der Stadt in zwei große Parteien geteilt hatte, von denen die eine treu bei dem Banner mit der kranztragenden Jungfrau aushalten wollte, die andere aber je eher je lieber mit den Belagerern gemeinschaftliche Sache gemacht hätte. Griff die richtige Hand zu, so war die Kanzlei des Herrgotts verloren, und das Schicksal, welches die Stadt Magdeburg achtzig Jahre später zu Grunde richtete,

mochte sie jetzt schon überkommen. Aber Gott schuf es, daß die Hand, welche vielleicht allein fähig war, solch böses Ende herbeizuführen, erlahmte, er wollte seine Kanzlei auf Erden diesmal nicht also zugrunde gehen lassen.

Gegen Sankt Bartholomäus wälzte sich die Gassenschlacht. Dem Rottmeister Horn hatte sich Christof Alemann angeschlossen, und manch ein guter Mann fand sich zu ihnen. Die Hauptleute ließen an den verschiedenen Sammelplätzen die Trommeln Alarm schlagen; zu ihren Sammelplätzen liefen die Bürger mit ihren Wehren. Die Bürgermeister, der Oberst Ebeling Alemann, die fremden Herren, die Geistlichen durcheilten die Gassen und riefen zum Frieden. Seltsamerweise tat der Feind nichts, sich solchen Zustand der Stadt zu Nutze zu machen: er hielt sich ganz still in seinen Lagern, Schanzen und Gräben, sei's, daß er die Bedeutung des Lärms verkannte, sei's, daß ihn seine Niederlage am Morgen allzusehr herabgedrückt hatte.

Halb getragen, halb geführt, befand sich der Bamberger noch immer inmitten der Leute seines Fähnleins. Nach dem Zeisigbauer schleppte man ihn unter wildem Jauchzen und Jubeln, und willenlos ließ er sich fortziehen. Niemals noch war ein so kräftiger, heller Geist auf so schreckliche Art gebrochen worden. Er, der das meiste dazu getan hatte, die Elemente zu entfesseln, hatte erst zweifeln müssen an seiner Kraft, sie nach seinem Willen zu bändigen; dann war er vor ihnen zurückgewichen, machtlos und kraftlos, und in der jetzigen Stunde schlugen die Wellen über seinem Haupte zusammen, und er war einem Schiffbrüchigen im Augenblicke des Ertrinkens gleich. Den Leutnant Adam Schwartze hatte unseres Herrgotts Kanzlei nicht mehr zu fürchten.

Hätte Markus Horn ahnen können, in welchem Zustand sich sein gehaßter Feind befand, in die Scheide würde er sein Schwert gestoßen haben und den Elenden den finstern Mächten, die sich seiner bemächtigt hatten, gern, wenn auch schaudernd, überlassen haben. Aber er ahnte es nicht, und so trieb es ihn immerfort

dem Unglückseligen nach, und der Widerstand, den er auf seiner Bahn fand, entflammte seinen Grimm nur noch mehr. Seine halbe Rotte hatte sich allmählich um ihn zusammengefunden; Jochen Lorleberg, Peter Rauchmaul, Bernd Kloden, Veit Brachvogel, alle folgten ihrem Rottmeister auf den Fersen, und das Pfeiferlein Fränzel Notnagel fehlte nicht im Gedränge, sondern setzte auch das Seinige dran, den Leutnant Schwartze den „Springerschen" zu entreißen.

„Stülpt sie um! Schmeißt sie nieder! Reißt ihnen die Hosen ab! Fallt ihnen in die Bärte!" schrie man hin und zurück und ließ den Worten die entsprechenden Taten folgen.

Wir kennen bereits das Zeisigbauer mit seiner Bewohnerschaft, wir kennen die Schenke zum lustigen Gugelfrantz. Fackeln und Waffen, welch ein Aufruhr erfüllte den verrufenen Platz und die umliegenden Gassen um die Mitternachtsstunde vom achtzehnten auf den neunzehnten März 1551!

In die Kneipe zum lustigen Gugelfrantz warf die hochgehende Flut den Leutnant Adam Schwartze. Besinnungslos lag er hier auf einer Bank, während seine Verteidiger, das Haus von oben bis unten füllend, den Verfolgern das Eindringen wehrten, und mit Steinen, Knitteln, Spießen, Schwertern, Faustkolben und andern Waffen ihr Bestes taten. Die ruchlose weibliche Bevölkerung dieses Stadtviertels erfüllte die Luft mit solch höllischem Geschrei, daß einem die Ohren gellten. Das Getümmel zu erhöhen, goß sie Töpfe mit sehr fraglichem Inhalt aus den Fenstern auf die Köpfe der Streiter, unbekümmert drum, wen es treffen mochte, da sie ihre Feinde und Freunde auf beiden Seiten der kämpfenden Parteien hatte.

In diesem Lärm, diesem dämonischen Durcheinander in dem Zeisigbauer kam Markus Horn wieder zur Besinnung, fand er seine Überlegungskraft wieder. Er sah ein, daß er auf dem Wege war, sich wieder einer schweren Schuld gegen die Vaterstadt schuldig zu machen. Er sah ein, daß er sich von seiner Wut und

seinem Eifer viel zu weit hatte hinreißen lassen. Ein Blick auf diese wogenden, wilden, meisterlosen Massen, auf diese Waffen und Feuerbrände rief ihm den alten Reim ins Gedächtnis zurück:

Ein Jeder Aufruhr machen kan
Und grosse Lermen fangen an,
Dieselben aber stillen fein,
Kann niemandt, dann Gott allein.

Auch der Fähnrich Christof Alemann drängte sich zu dem Rottmeister durch und schrie ihm, um sich in dem Tumult verständlich zu machen, ins Ohr:

„Was fangen wir an, Markus? Was ist zu tun? Auf diese Weise fassen wir ihn nicht, und der Teufel mag das Volk bändigen, wenn das so fortgeht."

„Wir müssen zurück!" rief der Rottmeister, auf dieselbe Weise wie der Fähnrich die Hände an den Mund haltend. „Suche das, was von deinen Reitern sich hier umtreibt, zusammenzubringen. Ich will's mit meinen Leuten ebenso machen."

Christof Alemann nickte und traf glücklicherweise auf einen städtischen Trompeter, der sein Instrument über dem Rücken hängen hatte und, unbekümmert um das Getöse, in einem Winkel mit einer Dirne schäkerte. Die Zinke riß der Fähnrich dem Mann von der Schulter, schwang sich auf einen Haufen zusammengerollter Fässer und ließ von da herab den Sammelruf der magdeburgschen Reisigen erschallen. Hell klangen die schmetternden Töne über allen Lärm, und jeder Schreihals hielt einen Augenblick das Maul. In demselben Moment ließ sich Markus Horns kräftige Stimme vernehmen:

„Hie für die Stadt! Hie für die Stadt! Wer für die Stadt ist, trete hie her!"

Fränzel Nothnagels schrille Pfeife quiekte den Sammelruf der Kindelbrückschen Knechte, und eine drängende Bewegung kam in die Haufen. Was an ehrlichem Kriegsvolk im Zeisigbauer an-

wesend war, folgte dem Ruf der Trompete und der Pfeife, und bald sahen sich Markus und Christof von einer tüchtigen Schar guter Gesellen umgeben.

„Im Namen der Stadt lasset ab von den Meuterern, von den meineidigen Lumpen, so die Stadt an den Kurfürsten verkaufen wollen!" rief Markus. „Morgen wollen wir weiter sehen, für wen Gott in dieser Sach ist."

„Nach dem Neuen Markt! Nach dem Neuen Markt!" schrie Christof Alemann. „Alle ehrlichen Leut für die Stadt, für die Stadt!"

„Rottmeister, jetzt sind wir zusammen! Wenn wir sie jetzt noch einmal mit stürmender Hand anliefen?!" rief Bernd Kloden. „Was meint Ihr? Ich glaub', wir kämen jetzo 'nein und möchten ihnen ihren Leutenambt entreißen."

Noch einmal schwankte Markus; aber er widerstand der Versuchung.

„Nein, nein, Bernd," rief er, „wir ziehen zum Neuen Markt; tue dein Möglichstes, die Genossen zusammenzuhalten. Zum Sammeln, zum Sammeln, Bürger und Landsknecht! Hie für die Stadt! Hie für die Stadt!"

Hunderte von Stimmen antworteten dem Ruf:

„Hie für die Stadt! Hie für die Stadt!"

Von dem lustigen Gugelfrantz zurück wichen die Angreifer unter dem Hohn- und Spottgeschrei der Verteidiger:

„Da gehen die städtischen Jungfernknechte! Vivat der Kurfürst Moritz. Vivat der Kaiser Karolus! Hoho, hoho, da gehen die Schneider und Schuster und klemmen wie die Hund den Schwanz zwischen die Bein. Vivat dreimal der Mauritius von Sachsen. Vivat der Leutenambt Schwartze! Vivat Hänsel Springer, der freien Knechte Patron!"

„Das Spiel ist noch nit zu End!" schrie's aus dem zurückweichenden Haufen. „Bei Taglicht soll's weiter gespielt werden,

und neben jeden Meutmacher und falschen Judas soll ein räudiger Hund an den Galgen gehängt werden."

Ein paar Hakenbüchsen feuerten die Parteien zum Beschluß des nächtlichen Kampfes noch aufeinander ab, doch ohne einander großen Schaden zuzufügen. Nach dem Neuen Markt zogen Markus und Christof mit ihren Haufen, und ebendaselbst sammelten sich alle Knechte und Reisige, welche wohlmeinend zu der Stadt Magdeburg standen und ihren geleisteten Eidschwur halten wollten. Hier traf Markus die Bürgermeister, den Ebeling Alemann, den Hauptmann Kindelbrück und manchen Herrn vom Rat und aus der Geistlichkeit, welche im Schein der Pechpfannen sorgenvoll zusammenstanden oder hin- und herschritten. Auch seinen alten Vater traf er, und im Kreis der Krieger und Bürger stattete er wahrhaftigen und ungeschminkten Bericht ab über das, was geschehen war. Da entstand große Bestürzung unter den Zuhörern, und der Hauptmann Springer, der ebenfalls anwesend war, hatte manchen ernsten und bösen Blick auszuhalten; er hielt aber alle frech und mutig aus, fluchte und wetterte und schrie: das komme davon, weil man ihm alles schlechte und verlaufene Lumpenpack und Gesindel unter sein Fähnlein gesteckt habe. Was könne er — Hans Springer — dazu, wenn die Meuterer seinen Namen als Schanddeckel gebrauchten? Seinen Kopf wolle er für seine Treue auf den Block legen; aber man möge sich doch wohl hüten, ihn ohne klare Zeugnisse des Abfalls anzugreifen, — nicht allein stehe er in der Stadt, und wolle man ihm der Welt Lohn nach der Welt Art auszahlen, so möge man auch darauf gefaßt sein, in ein Wespennest zu greifen.

Das letztere wußte man leider nur allzu gut, und niemand in unseres Herrgotts Kanzlei, in dieser großen, tapfern lutherischen Stadt Magdeburg, die so gut und gewaltig aushielt im Kampfe für den freien Glauben, wagte es, den Profoß zu rufen für den Hauptmann Hans Springer. Bei bösen Blicken blieb's, und vor Blicken hatte der Elsasser nicht den geringsten Respekt. Dennoch

befand er sich während dieser unruhevollen Nacht in der ungemütlichsten Stimmung. Seine Ratlosigkeit wuchs von Minute zu Minute, und der gelehrte Doktor Erasmus Alberus, welcher den Mann durch und durch kannte, verglich ihn nachher mit einem Kriegselefanten in der Schlacht, von welchem der gewandte Führer herabgeschossen sei. Das Stichwort der Empörung hatte der Hauptmann am Morgen, wie wir wissen, von seinem Leutnant noch empfangen und danach mit Aufhetzen, Wühlen, halben Worten und Hinweisungen das Seinige zur Erregung und zum Losbruch der meuterischen Elemente getan. Aber nun hatte Gott die Bösen verwirrt, und der Hauptmann Springer, der so ziemlich allein in Magdeburg wußte, wie es um den Leutnant Adam stand, wußte sich weder zu raten noch zu helfen und hätte, nach seiner Art, am liebsten nach dem Weinkruge gegriffen, um in der gewohnten halben Betäubung allen Teufeln den Verlauf der Sache anheimzustellen. Dazu merkte er recht wohl, daß man ihn nicht aus den Augen lasse, und daß er keinen Schritt mehr tun könne, ohne eine Begleitung ehrbarer Ratsleute und Innungsmeister hinter sich zu haben, und fehlten die, so fand sich gewißlich der Hauptmann Hans Kindelbrück zu ihm und unterhielt ihn höchst angenehm über die Ereignisse der Vergangenheit und das, was die Zukunft bringen möge. So ward es dem armen Hänsel Springer auch unmöglich gemacht, Rat und Hilfe bei seiner klugen und schönen Freundin, der Frau Johanna, zu suchen; er war auf dem Neuen Markt vor der Dompropstei wie in einen Zauberkreis gebannt und mußte aushalten, wie es ihm auch in Händen und Füßen zucken mochte. Niemals in seinem wechselvollen Leben war der Hauptmann Hans Springer in einer unbehaglicheren Lage gewesen. Er verwünschte sich, den Leutnant Schwartze, die Stadt Magdeburg mit Pfaffheit, Rat und Gemeinen aufs fürchterlichste, aber doch ganz im stillen. Viel Spieße, Schwerter und Büchsen funkelten im Fackellicht auf dem Neuen Markt, aber von diesen Waffen hätten sich für

den Hauptmann Springer keine erhoben, wenn er den verräterischen Ruf: „Hie für Herzog Mauritius!“ jetzt erhoben hätte. So schwieg er fein still oder wetterte laut und gewaltig gegen diese „meuterischen Hunde“, die seinen Namen in der Stadt mißbrauchten. Bis ein Uhr morgens blieb man auf dem Neuen Markt zusammen, damit jeder gute Mann im Notfall sogleich zur Stelle sei. Die mit Ketten zugesperrten Straßen und Gassen waren von starken Abteilungen bewaffneter Bürger oder zuverlässiger Knechte besetzt. Bei Sankt Bartholomäus hielt Markus Horn mit seiner Rotte Wacht, auf dem Alten Markt Christof Alemann mit einer Reiterschar. Franz Robin schützte das Brücktor; auf den Wällen und Mauern befehligte der biedere Schweizer Herr Galle von Fullendorf. In allen Häusern beteten die Alten, die Frauen und Kinder, daß Gott seine Stadt nicht verlassen möge in der großen Not. Alle Augenblicke kam es hier und da zu einem Zusammenstoß, einzelne Häuser wurden geplündert, und der Magister Flacius Illyrikus verlor auf der Goldschmiedebrücke den Mantel und den Geldbeutel.

Niemand wußte, was daraus werden sollte, und jedermann erwartete mit Angst und Bangen den Morgen.

Das siebzehnte Kapitel.

Nun steht die Stadt in Aufruhrsflammen,
Die Meuterei schlägt drob zusamms;
Im Hause des Herrn Ratmanns Horn
Die Rede geht in Glimpf und Zorn.
Regin, das fromme Jungfräulein,
Gibt auch ein tapfer Wort darein.
Gott schütz' das Herz! Gott schütz' die Stadt!
Adam sein End gefunden hat.
Auch Markus Horn verstürzt sein Blut;
Doch, — gutes End macht alles gut.

Lange Jahre sollte man in der alten Stadt Magdeburg noch sprechen von diesem Donnerstag nach Judika, diesem neunzehnten März Fünfzehnhunderteinundfünfzig. Delicta, scelera et insania, Schandtaten, Verbrechen und Wahnsinn sollten, wie ein alter Schriftsteller sagt, an diesem Tage die Kanzlei unseres lieben Herrgotts erfüllen, und das Geschick der Stadt sollte auf die Schneide eines Schwertes gestellt sein.

Die ersten Stunden des Morgens gingen verhältnismäßig ruhig hin; die nächtlichen Lärmmacher, Ruhestörer und Meuterer schnarchten in ihren Quartieren oder schliefen in den Kneipen ihren Rausch aus. Auf die wilde Aufregung der Nacht war eine Art Abspannung gefolgt, woraus ein vernünftiger, schnell zugreifender und wohlmeinender Geist gewißlich zum Wohl der Stadt hätte Nutzen ziehen können. Dieser Geist fehlte aber diesmal, und wo er sich in einem Ratschlage spüren ließ, da wurde nicht darauf geachtet. Ein Ehrbarer und Hochweiser Rat beging eine große Unvorsichtigkeit, um nicht zu sagen Torheit, und die Folgen davon sollten bald zu Tage treten.

Gegen elf Uhr Mittags kehrte der Ratmann Ludolf Horn in der Begleitung Ehrn Nikolaus Hahns und des Doktors Alberus sehr ernst gestimmt vom Rathause in seine Wohnung heim und wurde daselbst von seiner Ehefrau und Regina Lottherin

mit noch angstvolleren Mienen in Empfang genommen: der Buchdrucker Michael lief, von seiner Unruhe getrieben, in allen Straßen der Stadt umher; Markus hatte todmüde sich unter der Vorhalle von Sankt Bartholomäus zu einem unruhigen Schlummer niedergelegt.

Mit großer Heftigkeit warf im Hause des Ratmanns der Doktor Erasmus Alberus sein Barett auf den Tisch und rief: „Ihr Herren, ich wiederhole es, was da eben beschlossen ward, ist meines Erachtens ein übel angebracht Ding, und wer von der Menschen Seele nur ein winzig Stücklein weiß, der kann sicher voraussagen, daß, wenn nicht Gott selbst es wendet, leichtlich ein groß Unheil und das Gegenteil von dem Erwarteten daraus herfürgehen mag."

„Aber die befahrenen Kriegsleute, städtische und fremde, waren doch alle der Meinung, daß solch ein Beschluß nützlich und von guten Folgen sein werde," meinte der Prediger von Sankt Ulrich.

„Und wenn Ihr selbst Julii Caesaris testimonia dafür anführt," rief der Doktor, „ich bleibe doch bei meinem Worte: Schädlich und verderblich ist's, bei solcher Stimmung des Volks, dasselbige auf einen Platz in Wehr und Waffen zusammenzuführen. Ab eventu wollen wir richten."

Der Ratmann schüttelte den Kopf und sprach: „Es ist Wahres an den Worten des Doktors, Ehrwürden; ich selbsten hab' auch meine Stimm gegen den Beschluß erhoben. 's ist ein gefährlich Ding, kann zum Guten ausschlagen, kann aber auch ebenso leicht zum Verderben der ganzen Gemeinheit führen. Des großen Haufens Sinn und Gedanken sind wie Wind und Wetter. Jetzt haben wir noch Macht und Gewalt über zwei Dritteil der geworbenen Knecht, wer kann sagen, ob nicht in einer Stund die losen Buben die ehrenfesten durch Geschrei, Verführung und Gewalt zertrennet oder verderbt und auf ihre Seit gezogen haben? Lasset zum Ring umschlagen, und

es wird keiner in den Quartieren bleiben, sie werden alle zulaufen; aber ob das, was der Rat bieten kann und will, den Brand löschen wird, das ist ein ander Frag! Und wer bürget Euch für das Gesindel, von welchem die Stadt leider Gotts voll, ja übervoll ist! Lasset nur die Meuterer ihre Stimme auf einmal und an einer Stell erheben, und Ihr werdet schon gewahr werden, daß wir nicht allein der Stadt geworben Volk zu fürchten haben."

„Aber sollte nicht der Sold, so der Rat vor den Ohren dieser unruhigen Leut erklingen lassen will, den Geist des Aufruhrs zurücktreiben?" fragte Ehrn Gallus.

Der Doktor Erasmus zuckte die Achseln: „Ich fürcht' dabei nur, wenn der Haufe seine Vielköpfigkeit und seine Macht gewahr wird, wie es ohn Zweifel heut auf dem Neuen Markt geschehen muß, so wird er sich nicht genügen lassen an dem, was man ihm in die tausend Mäuler wirft. Darin, mein' ich, liegt grad der Sach Gefahr. Die Präludia habet Ihr in vergangener Nacht vernommen, Gott helfe uns, daß uns die Ohren nicht zerspringen, wenn die rechte Musika anhebet."

„Was verlanget aber eigentlich das Kriegsvolk, daß es also von seiner Pflicht und seinem Eid abfällt und die beste Sache also meineidig verlässet?" fragte Frau Margareta.

„Ach, Frau," sprach der Doktor Alberus, „von dem Söldnervolk ist ein altes Wort: ibi fas, ubi maxima merces, zu deutsch: da ist's Recht, wo's den größten Sold gibt. Und von außen locket der Kurfürst, und inwendig schleichet der Verrat. O Frau, Frau, es gehen böse Geister durch unseres Herrgotts Kanzlei."

„Das ist das Verderben!" brach der Pfarrherr von Sankt Ulrich zornig los. „Das ist's, was am meisten gen Himmel stinket! Das ist's, weshalb wir in solcher Angst und Sorge schweben müssen. O du gerechter Gott im Himmel, du bist Zeuge, daß deine Diener nicht lässig funden sind, hinzuweisen, wo der Pfahl im Fleische stecke. Herr, Herr, wie haben deine

Diener in deinem Tempel Zeugnis abgelegt gegen die Verführer und Sünder, gegen die Schlemmer und Ehebrecher, gegen diesen Hauptmann Springer und alle, so ihm gleich sind. Ist hier nicht auch Sodom und Gomorrha, hier, wo Laster, Undank, Geiz, Gotteslästerung, Fluchen, Lügen und Trügen, Unzucht und Schande am hellen, lichten Tag umgehen und niemand wagt, die Hand dawider zu erheben? Herr, Herr, deine armen Diener haben gesprochen sonder Furcht vor den Menschen; aber wie ist ihnen dafür gedienet? Hat man sie nicht abgetrumpfet auf dem Rathaus als lose, leichtfertige Wäscher und Schwätzer? Ja, ja, Herr Ratmann, ich sage es nicht auf Euch; aber saget selbst: wie hat sich ein Ehrbarer Rat verhalten gegen die Pfarrherren?! Wahrlich, wahrlich, es ist kein Wunder, daß der Stadt Streiten ein Streiten im Feld Harmageddon ist. Nun bricht die Blume des Verderbens giftig auf, und die, so in Menschenfurcht gehandelt und gesprochen haben, müssen nun in Menschenfurcht unglückselig, verraten und verkauft sein!"

„Harte Worte sprecht Ihr, Ehrwürden," sagte der Ratmann, „und leider kann ich nichts dawider aufbringen als der Menschen allgemeine Schwachheit und Mangelhaftigkeit. Wir sind allzumal Sünder vor dem Herrn. Nach meiner Ansicht wär's auch am besten gewesen, wir hätten das Glied, so uns ärgerte, abgehauen vom Rumpf und von uns geworfen. Ja, das ist eine ängstliche, weichmütige Welt! Wer waget noch ohne Furcht und Hintergedanken zu sprechen: So ist's, so ist's; oder: nein, nein, so ist's nicht? Wer waget noch, das Böse und Schalkhafte beim rechten Namen zu nennen? Wer will die Hand bieten, es auszumerzen? In meinem Haus kann ich Ordnung halten; aber da draußen bin ich nur eine Stimme in einem großen Geschrei, eine Welle in einer großen See."

Die Frau schüttelte traurig das Haupt, und Jungfrau Regina wendete das Gesicht ab.

„O Ludolf," sprach die Matrone, „wohl hältst du Ordnung

im Haus. O Ludolf, Ludolf, laß aus der leimernen Wand, die du zwischen dir und deinem Sohn aufgericht't hast, nicht ein eiserne werden!"

„Ja, Herr Ratmann," sprach Ehrn Hahn, „Ihr könntet's wahrlich in dieser Angelegenheit genug sein lassen; Euer Sohn, der tapfere Rottmeister —"

„Ist ein wackerer Mann!" rief Herr Erasmus Alberus begeistert, „ein leuchtend Exemplum und sein Name ein Loblied in jedem Mund. Stolz solltet Ihr sein, solchen trefflichen Sohn zu haben, Ratmann Horn. Was bedürfet Ihr noch der Zeugnisse für ihn? Habt Ihr nicht gesehen und mit Euern Ohren gehöret, wie die Herren in vergangener Nacht auf dem Neuen Markt ihn lobeten, und wie Herr Kindelbrück von ihm sprach? Und sein Verhalten in vergangener Nacht im Kampf und Aufruhr, ist es nicht preisenswert?"

„Sehet, das leugne ich!" rief der Ratmann. „Grad sein Verhalten in verflossener Nacht hat mir recht klärlich bewiesen, daß der alte Geist noch übermächtig in ihm ist. Wer hat den Aufruhr zum Ausbruch gebracht? Wer ist schuld daran, daß die Flammen so verderblich emporschlugen? Markus Horn ist's und kein andrer. Kann's mir schon denken, wie's ihm rot und dunkel vor den Augen ward, als er diesen Adam Schwartze zu Gesicht bekam. Seinen Aufschrei hab' ich gehört, und der Klang seiner Stimme gellt mir noch in den Ohren. Wohl mag mein Sohn diesen argen Mann hassen und verfolgen bis in den Tod; aber das Heil seiner Vaterstadt darf er nicht dabei auf das Spiel setzen, und solches hat er getan. Wer kann dawider reden?"

Mit flammenden Augen erhob sich die sonst so stille und schweigsame Jungfrau, daß alle mit Staunen und Wunder auf sie blicken mußten.

„Ich rede dawider!" rief sie. „Dawider rede ich und sage: Was sollte werden aus dieser Stadt ohne diesen Geist? Nur

das Blut, das warm durch die Adern rollet, wird auch freudig verstürzet. Saget Ihr nicht selbst, da sei im Rat keine Hand kühn genug gewesen, sich zu erheben gegen die Bösen und die Falschen? Wie wollet Ihr denn die Feinde innen, die Feinde außen niederschlagen? Nein, Mutter, zupfet mich nicht am Ärmel; es ist eine Zeit, wo auch die Unmündigen Zungen bekommen und die Steine auf den Gassen schreien; — nur allzu lang hab' ich in Furcht und Bangen geschwiegen und nur nächtens durch Weinen dem Herzen Luft gemacht. Ich will nicht mehr weinen, und daß mir das Herz nicht breche, will ich reden. Winket mir nicht, Herr Ratmann, frei sag' ich Euch ins Gesicht, Euer Handeln wider Euern Sohn ist ein töricht Handeln, und diese Stadt Magdeburg würden sie nicht in der weiten Welt Unseres Herrn Gottes Kanzlei nennen, wenn es Euch gegeben wäre, nach Euerm Willen und Sinn die Herzen zu beugen und die Hände in Fesseln zu schlagen! Ihr wollet wohl, daß man einstens von Euch spreche wie von dem alten Heiden, so seinem Sohn den Kopf abschlagen ließ, wie in des Vaters Druckerei man meinete? Hütet Euch, daß Gott nicht Eitelkeit und Strenge abwäge gegeneinander, und daß nicht die Wage hinüberschwanke zur ersten. Ja, blickt mich nur an, als sei der Blitz vor Euch niedergefahren; der gute Gott im hohen Himmel ist mein Zeuge, daß ich Euch verehret und gefürchtet hab', wie nur ein Mensch verehrt und gefürchtet werden mag. Aber nehmet diese meine Worte zugleich als Zeugnis, daß aus dem weichsten Ton ein harter Stein wird. Ja, blicket nur so starr mich an, Ihr schrecket mich nicht, obgleich ich nur ein armes, schwaches Mädchen bin. Die Herzen der Jungfrauen müssen hart werden und ihre Worte scharf in solcher Zeit, und Ihr werdet die Regina Lottherin nicht mehr zwingen durch ein Augenzwinkern oder ein leises Wort! Ja, Herr Ratmann, haltet Euern Sohn nur fern von Euch und rühmet Euch in Euerm Herzen darum; ich sage Euch, tausend und abertausend arme

kleine Kinder und viele tausend angstbedrückter Mütter und Jungfrauen in dieser großen Stadt gedenken in ihren Gebeten des Markus Horn, der so gut für sie streitet auf der Mauer und im Feld. Und der Frauen und der Kinder Worte wird der gute Gott erhören; aber den starren Vater wird er richten, wie derselbige gerichtet hat. Weinet nicht, Mütterlein, ich kann nicht anders, es muß alles heraus, zu lang hab' ich's in der Brust verschlossen gehalten; ich weiß es ja, nun wird der harte Mann mich auch verstoßen aus seinem Haus. O Mutter, Mutter, rechnet's mir nicht zu, ich kann nicht anders, und ich — will nicht anders, und auf Adam von Bamberg brenn' ich selbst das Feuerrohr ab, wenn ich ihn erschau' vor meinem Fenster!"

Noch einmal faßte die Jungfrau die zitternde sprachlose Matrone in die Arme und küßte sie heiß und heftig, dann ging sie mit festen Schritten gegen die Tür. Ebenso sprachlos wie die Frau Margareta standen die Männer, und es war, als wanke der Ratmann auf seinen Füßen. Beide Hände streckte er gegen das Mädchen aus, als wolle er es zurückhalten; aber sie bemerkte es nicht und schritt aus dem Gemach. Durch die Stadt wirbelten dumpf die Trommeln, welche das Kriegsvolk nach dem Neuen Markt zusammenriefen, alle Gassen waren mit wilden, regellosen Haufen angefüllt, und auch die Schöneeckstraße wurde in diesem Augenblick vollständig erfüllt von dem tobenden Getümmel durchmarschierender Knechte aus den Springerschen Rotten.

„Um Gott, laßt die Maid nicht gehen!" schrie der Doktor Alberus am Fenster in heller Bestürzung. „Jungfer Regina, um Gotteswillen — nicht unter das Volk!"

Der Tochter des Nachbars nach eilte der Pfarrherr von Sankt Ulrich, aber es war schon zu spät. Die Jungfrau trat schon von den Treppenstufen der Haustür hinab in die Gasse und befand sich bereits mitten unter den wüsten Gesellen. Der Doktor Erasmus mochte wohl mit Recht einen Angstruf aus-

stoßen; im höchsten Grade gefährlich war's für ein Weib, jetzt diesem bereits wieder halb betrunkenen Gesindel in den Weg zu treten. Kränkung durch Wort und Tat mußte gewißlich die Folge davon sein. Seltsamerweise geschah aber der Regina Lottherin nichts dergleichen. Fest und stolz schritt sie quer durch die wilde, verluderte Bande; ihre durch Tränen blitzenden Augen gen Himmel richtend, schien sie vom Irdischen nichts mehr zu sehen und zu hören. Nach rechts und links wichen die aufgeregten Söldner mit stumpfem Staunen ihr aus, den Nächsten blieb die letzte Strophe des Gassenhauers, welchen sie brüllten, im Halse stecken. Es bildete sich eine Gasse vor der Jungfrau, und unangetastet erreichte sie das väterliche Haus. Kein schlechtes Wort, keine gemeine Redensart traf ihr Ohr, der überwältigende Eindruck dauerte noch fort, als die Reihen sich längst wieder hinter dem Mädchen geschlossen hatten, und tief bewegt kehrte der Pfarrherr von Sankt Ulrich zu den betäubten Eheleuten und dem Doktor Alberus zurück.

In seinem Sessel saß der alte Ratmann, hatte den Kopf in die Hand gestützt und schien in das tiefste Nachdenken versunken. Die Frau Margareta saß neben ihm und warf durch ihre Tränen von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf den Greis. Der Doktor Alberus stand kopfschüttelnd am Fenster und folgte sogleich dem Winke des Geistlichen, als dieser zu ihm trat und flüsterte:

„Lasset uns gehen, Herr Doktor. Es wird am besten sein, wenn wir die beiden allein lassen."

Der Doktor nickte, und leise schritten die beiden Herren hinaus. Auf dem Vorplatz faßte Herr Erasmus nach der Hand des Pastors:

„Habt Ihr jemals so etwas gehört? Bei allen Mächten, dieses Kindes Rede könnte einen König vom Thron werfen, könnte allein den römischen Kaiser Karolus den Fünften in den Staub drücken! Wie sie diesen Burschen und von dem Träbern-

freſſen heimgekommenen verlorenen Sohn, dieſen Meiſter Markus lieben muß! Bei allen Mächten, Ehrwürden, habt Ihr jemals ſolch ein Wetterleuchten aus Weiberaugen geſehen?!"

Erſt eine Viertelſtunde ſpäter bemerkten die beiden frommen und gelehrten Herren, daß ſie, ſtatt über die Widerwärtigkeiten der Stadt Magdeburg, ſich immer noch über Jungfrau Regina Lottherin unterhielten. Ein lieblicher Zauber hielt beide befangen, bis die häßliche Wirklichkeit von neuem auch über ſie hereinbrach, und ſie inne wurden, daß in der Viertelſtunde, während welcher ſie ſich über Regina Lottherin unterhielten, in der Kanzlei unſeres Herrgotts die Ereigniſſe ſich ſehr zum Böſen weiter entwickelt hatten.

Mit zitternden Fingern berührte die Frau Margareta Horn die Schulter ihres Eheherrn, der immer noch die Augen mit der Hand überſchattete und ſtumm und in ſich zuſammengeſunken da ſaß.

„O ſprich zu mir, Ludolf! Sie hat nicht gewußt, was ſie ſagte; vergib ihr — du weißt nicht, wie's um ein liebend Frauenherz beſtellet iſt. Es war nur die Liebe, die brennende Liebe, ſo aus ihr ſprach. Zürne der Armen nicht, du weißt nicht, in welchem Schmerz ſie jetzt liegen wird; ich aber weiß es, und — Ludolf, o Ludolf, horch, horch, wie des Volkes Getös zunimmt — o Gott, iſt das nicht ſchrecklich, daß in ſolcher Stund, wo man alles, was man lieb hat, an ſein Herz zuſammenraffen möcht', daß in ſolcher Stund alles auseinander fällt, und niemand einen hat, an welchem er ſich halten kann?"

Die Hand nahm der Greis von den Augen und richtete ſich in die Höhe:

„Iſt es denn wahr? Hat ſie denn recht? Der Frauen und Kinder Gebet um den Markus Horn wird Gott erhören; aber den harten Vater wird er richten, wie derſelbige gerichtet hat?! Wie richt' ich denn meinen Sohn? Was war das? Was war das? Weib! Margareta, ſag mir, ob ſie recht hat; es iſt mir,

als sei mir auf wilder See das Steuerruder zerbrochen; ich fühl' den Boden fest unter meinen Füßen, und doch glaub' ich nicht mehr, daß er mich sicher trägt. Margareta, Margareta, geh, hole mir das Kind — Margareta, ruf die Regina Lottherin zurück — nein, nein; nicht doch; ruf sie nicht; ich will zu ihr gehen, sagen will ich ihr —"

Ein gellendes Geschrei durchklang in diesem Augenblick die Schöneeckstraße, händeringende Weiber stürzten an den Häusern hin oder warfen sich in höchster Angst in die Türen. Schüsse krachten, erst vereinzelt, dann in schnellster Folge vom Breiten Weg her. Ein Laufen und Rennen, ein Brüllen, Heulen, Stoßen, Drängen und Treiben in allen Gassen, auf allen Plätzen! In hellen Flammen loderte die Empörung des Kriegsvolkes auf; Herr Erasmus hatte recht gehabt, diese Versammlung auf dem Neuen Markt, diese halbe, zögernde Bewilligung der Forderungen des mißvergnügten Volkes war, wie immer in solchen Fällen, sehr zum Übeln ausgeschlagen. Das Blut mochte den Bewohnern von Magdeburg in den Adern erstarren bei dem Anblick, den mit einem Male ihre Stadt darbot.

Auch in das Haus des Ratmanns Horn flüchteten wehrlose Weiber und waffenlose Bürger und hoben, als Herr Ludolf zu ihnen hinaustrat, die Hände:

„Herr Ratmann, Herr Ratmann, rettet, helft! Verloren ist die Stadt! Alles würgen die Meuterer, und alles schlägt sich zu ihnen. Sie brechen in die Häuser! Gott schütze uns! Über geht die Stadt! Gott schütze das arme Magdeburg!"

In diesem Lärm des erschreckten Volkes fand der Ratmann seine frühere Sicherheit wieder. Nach Kräften sprach er den Frauen Mut ein, den Männern gab er Waffen, damit sie im Notfall das Haus verteidigen konnten. Dann trat er, ohne auf das Flehen der Gattin zu achten, in seiner Amtstracht hinaus in die Gasse, um im Notfall sein Leben hinzugeben für die Gemeinde, starrköpfig, tapfer und treu wie ein römischer

Senator aus der ersten Zeit der Republik. Einen Blick warf er nach dem Hause des Freundes Lotther hinüber und vergewisserte sich, daß die Druckergesellen und der Meister Kornelius in Abwesenheit ihres Herrn nichts versäumten, das Gebäude in Verteidigungszustand zu setzen. Feuerröhre und Harnische sah er an den Fenstern und den alten Kornelius mit einem gewaltigen Schwert in der Haustür. Reginen erblickte er aber nicht und hätte doch im Innersten viel darum gegeben, wenn er der Jungfrau hätte zuwinken können.

Die Schöneeckstraße war in diesem Augenblick vollständig menschenleer, und schnell gelangte der Ratmann auf den Breiten Weg; aber bei dem Anblick, der ihm hier vor die Augen trat, entsank der Stab fast seinen Händen. Da wälzten sich Haufen mit Haufen und Haufen gegen Haufen; da raste die wütende, sinnlose Söldnerschaft der Stadt gleich einem reißenden Tier, welches von der Kette losgebrochen ist. Die Haken wurden gegen die Luft, gegen die Fenster oder die Widersacher losgebrannt. Über Dampf und Qualm, Speerspitzen, Schwertern, Hellebarden schwebten die Fähnlein; aber nicht in der Hand der Fähnriche, sondern der losen Buben, welche sie mit Gewalt den Fähnrichen aus den Quartieren gerissen hatten. Alle drei Banner der städtischen Knechte waren in der Hand der Meutmacher und wehten der Rebellion voran.

In dem Moment, wo der Ratmann Horn auf den Breiten Weg trat, wurde ein Haufe verzweifelt sich wehrender Bürger die Straße hinabgedrängt, und im nächsten Augenblick fand sich Herr Ludolf mitten im Getümmel und unter den Füßen der Menge. Er wäre verloren gewesen, hätte ihn nicht eine starke Hand emporgerissen und ein kräftiger Arm ihn unterstützt. Dem wackern Sebastian Besselmeier eigneten Arm und Hand, und ohne der schmerzhaften Stöße und Tritte, die er bereits erhalten hatte, zu achten, wandte sich der Ratmann sogleich an den Geschichtsschreiber des magdeburgschen Krieges:

„Was ist denn geschehen? Um Christi willen, Meister, Meister, das ist ja schlimmer, viel schlimmer, als der böseste Traum es vormalen könnt'!"

Wild und verzweifelt lachte der sonst so ruhige Meister: „Ist das nicht lustig? Ist das nicht für Gottes Wort gekriegt? O Jammer und Bosheit! Wie es angegangen ist? In Wüterei und Schwindelgeist, wie es kommen mußt'. Gedräut haben sie im Ring, und wie es recht war, hat sie der Oberste nach ihrem Gebühren geheißen: Laurer, Hudler, Schelme und Bösewichte! Hui, da war des Teufels Gespinnst fertig, Aufzug und Einschlag. Nun können wir die Hefen des Zornes saufen; 's ist ein Wunder, daß die Tore der Stadt dem Feind nicht schon sperrangelweit aufstehen!"

„Und niemand mehr, der ihnen wehret!? Und keine Hilfe, kein Einsehen, kein Donner, so zwischen sie schlage!"

„Wohl halten sich noch auf dem Domplatz und im Rathaus kleine Scharen der ehrlich Gebliebenen, und Euer Sohn drunter. Und viele gute Bürger sind in Waffen; aber alles ist zerstreut und nirgends ein Sammeln in der mörderischen Gefahr!"

„Und die Führer, die Hauptleute, der Oberst Alemann?"

Des Ratmanns Stimme verhallte im Getöse; der Meister Sebastian ward im Gewühl von seiner Seite gedrängt; nach dem Altstadtmarkt, nach dem Rathause wogte der Aufruhr, und ward ein Wirbeln und Kreisen daselbst, einem Meerstrudel vergleichbar.

Auf das Rathaus hatten sich der Oberst Ebeling Alemann samt den Musterschreibern gerettet, vor der ersten Wut des Volkes mit Lebensgefahr durch Christof Alemann und Markus Horn geschützt. Auf dem Rathause und um das Rathaus drängte sich alles, was es mit der Stadt hielt, zusammen, und das: „Rette die Stadt, schütze die Stadt!" mischte sich hier auf das wildeste mit dem: „Nieder mit der Stadt! Herunter mit dem Jungfernkranz! Vivat Kurfürst Moritz!" —

Heillosester Unfug wurde überall in der Stadt ausgeführt; zu den Meuterern schlugen sich „ungezogene Bürgerskinder, lieffen mit jhren Wehren, ein jeder zu seinem Fähnlein, nach mittage umb 1 Uhr. Und wo sich etliche Fähnriche nicht wolten finden lassen, und die Thüren versperreten, do dreweten sie, die thür in drümmer und den Wirt in stücken zu zerhawen — — do schlugen sie um, daß jeder Knecht müsse dabey sein; oder wo man einigen im Losament fände, den wolten sie als einen Schelmen in Stücken zerhawen. Da geschah ein zulauffen, etliche die halb todt waren, etliche auff Krücken, etliche mit halben, etliche mit einem Beine, ein jeder wolte gern darbey sein." —

Nachricht kam zu dem Obersten Ebeling auf das Rathaus, das wütende Kriegsvolk laufe sein Haus mit Sturm an, sei auch wohl schon hineingedrungen, und niemand möge wehren.

Da raufte der unglückliche Mann in Angst und Verzweiflung sich die Haare aus und schrie nach seinem Weibe und seinen Kindern. Der Fähnrich Christof Alemann stürzte einem Rasenden gleich in das Gewühl, um wo möglich noch Rettung zu bringen. Mit zerrissenen Kleidern begegnete ihm in den Gassen die gemißhandelte Familie seines Oheims: das Haus desselben war von oben bis unten verwüstet, im Keller waren die Fässer eingeschlagen, Kisten und Kasten in den Gemächern zertrümmert; kein Fenster war mehr ganz.

Immer toller ward der Lärm. Herr Hans von Kindelbrück, der alte tapfere Hauptmann, der in sein Quartier ebenfalls hatte fliehen müssen, wurde daselbst aufgesucht, die Treppe hinabgestürzt, mit Hakenbüchsen gestoßen, mit Fäusten geschlagen und in Hosen und Wams auf die Gassen gerissen und in den Ring gezogen. Da schrie man ihm zu: „Nun haben wir es mit dir zu tun, du Schalk, du grauer Sünder! Wer hat dem Rat widerraten, nach dem Otterslebener Fang den Knechten einen Monatssold auszuzahlen? Wer hat's widerraten dem Rat nach dem Fang des Fürsten von Mecklenburg, den wir jetzo

aus seinem Gewahrsam holen wollen und mit ihm ziehen zum Kurfürsten!"

Halb bewußtlos von den grausamen Mißhandlungen lag der alte Mann und ehrliche Freund Markus Horns in dem Kreis, welchen die niederträchtigen Meuterer um ihn geschlossen hatten. Bewußtlos lag er, verlassen von jedermann in der Gasse, nachdem das schändliche Volk sein Mütchen an dem Greise gekühlt hatte. Zerstreut, abgefallen war sein Fähnlein, schwer verwundet lag sein Fähnrich Junge von München in seinem Losament; seine Rottmeister suchten bis jetzt vergeblich, hie und da ihre Rotten wieder zusammenzubringen: der einzige, dem es gelungen war, hatte auf dem Altstadtmarkt einen überharten Stand. Eine dumpfe Erinnerung hatte der alte Kindelbrück, daß sich, während er so lag, Hans Springer zu ihm niedergebeugt und grinsend gesprochen habe:

„Bigott, da han mer den Einen 'runter. Tusig blutige Tüfel, 's Geschäft und Ding gahet auch ohn das Adämle, und brauch i nit amol den Finger drum zu rühra."

Solche Erscheinung und solche Worte konnten aber auch nur ein Fiebergebild im Hirn des armen Hans von Kindelbrück gewesen sein. Schwören wollt' er nicht auf ihre Wirklichkeit, und zehn Tage nachher, am neunundzwanzigsten März, am ersten Ostertag, ist er bereits an den Folgen der ertragenen Mißhandlungen gestorben.

Hin und wider wirft uns der Geist dieser Geschichte an diesem schrecklichen Tage. Wie zum fröhlichen Feste geschmückt, verläßt die schöne Lagerfrau Johanna, strahlend in ihrem besten Putz ohne venedische Maske und spanische Gugel, mit dem Lachen der befriedigten Rache auf den Lippen, des Hauptmanns Springer Quartier hinter den Barfüßern. Sie schreitet, von einigen Knechten begleitet, durch die Gassen. Sicher und frei geht sie durch die zitternde Stadt und fürchtet heute keinen Blick, keinen Mund der Ehrbaren; Herrin und Gebieterin dünkt

sie sich heut in unseres Herrgotts Kanzlei. Gesehen wurde sie auf dem Breiten Wege, dann am Kirchhofe von Sankt Johannis; aber da ist sie verschwunden; niemand hat sie wieder erblickt. Ihre Begleitung ist von ihr abgedrängt, sie selbst fortgerissen worden von der Menge. Manch ein Leichnam schwamm an diesem Tage die Elbe hinab. Bei Rothensee zogen Knechte des Belagerungsheeres einen nackten, zerfetzten weiblichen Körper mit Haken an das Land; — wer kann sagen, ob das der Leib der schönen Cortesana Johanna von Gent vielleicht gewesen ist?

Mit wirrem, fliegendem Haar irrte der Magister Wilhelm Rhodius durch die Gassen. Zeichen sah er am Himmel und auf Erden, auf feurigen Rossen feurige Reiter in gelben und schwefelichten Panzern. Die wahnwitzigen Bilder der Apokalypse schwankten vor seinen Augen, schwarz wurde die Sonne wie ein härener Sack, und die sieben Donner redeten ihre Stimmen: los war das siebenköpfige Tier der Lästerung und das zweiköpfige Tier der Verführung. Blatt um Blatt der Offenbarung riß der tolle Prädikant aus seiner Bibel und streuete sie in die Lüfte und schrie durch die Gassen von Magdeburg, und die wildesten Gesellen wichen ihm aus. Da traf ihn vor der Lauenburg eine Kugel, welche der Feind von Diesdorf her in die Stadt schleuderte, und so starb der Magister Wilhelm Rhodius, indem er seufzte:

„Und er zeigete mir einen lautern Strom des lebendigen Wassers, klar wie ein Krystall."

Herr Flacius Illyrikus, welcher das Barett mit einer Sturmhaube vertauscht hatte, über dem schwarzen Scholarenrock einen Brustharnisch trug und ein Schwert an der Seite führte, sah den Unglücklichen fallen, eilte hinzu, doch der Tod war schneller als er, und so konnte er nur den Leichnam zur Seite tragen, daß er von der Menge nicht zertreten werde.

Noch stand Herr Flacius neben der Leiche des Schwärmers, an dem Untergang der Stadt eben so wenig zweifelnd, wie

dieser Tote daran gezweifelt hatte, als ihm, dem Illyrier, das erste Zeichen ward, daß doch noch nicht alle Hoffnung verloren sei. Aus der Ulrichstraße hervor klang mit einem Male Trommelschlag, und in geordneten Massen, vollständig gerüstet, mit schwebendem Banner, rückte die Bürgerschaft der Ulrichsgemeinde vor. Mit Bibel und Schwert schritt an der Spitze dieser rüstigen Scharen Herr Nikolaus Gallus als geistlicher Führer und Berater; neben ihm stieg als weltlicher Befehlshaber Meister Michael Lotther, der Buchdrucker; jeder Bürgerrottmeister war an seinem Platz, und Zug auf Zug fällte, im Harnisch rasselnd, die langen Spieße beim Austritt auf den Breiten Weg. Niedergeworfen wurden die ersten Haufen des Pöbels und der Meuterer, Raum gaben die übrigen. Rotte auf Rotte in ruhiger, stattlicher Ordnung zog auf, dem leisesten Wink ihrer Führer gehorchend, und bald standen über achthundert treffliche Männer in Schlachtordnung auf der Hauptstraße der Stadt. Unsäglichen Ruhm und Preis hatten sich Meister Michael Lotther und Nikolaus Hahn um die Stadt Magdeburg erworben. Sie hatten die Bürger ihres Kirchspiels, welches der Aufruhr nicht so ganz wie die andern Gemeinden überschwemmt hatte, aus ihrer Betäubung gerissen, sie hatten die ersten zwanzig, die ersten fünfzig, die ersten hundert mutfassenden Herzen zusammengebracht; von ihnen ging der erste Strahl wiederkehrender Besinnung aus.

Zu dem Buchdrucker und dem Pfarrherrn sprang Herr Flacius mit der Bitte, daß man auch ihn hierbei zum Besten der Stadt verwende. Aus allen Häusern den Breiten Weg entlang vorstürzend, schlossen sich Bürger, hoch und niedrig, den geordneten Scharen an.

„Es geht gut! Es geht gut!“ schrie der Buchdrucker, das Schwert schwingend. „Für unseres Herrn Gottes Kanzlei! Vivat Magdeburg, Magdeburg, Magdeburg!“

Tausendstimmig riefen jetzt die Scharen die Worte nach.

„Vorwärts im Namen Gottes nach dem Alten Markt, daß wir das Rathaus aus der Hand der Bösen und Falschen erretten!“ rief der begleitende Prediger von Sankt Ulrich.

„Halt, halt, Ehrwürden,“ sprach aber der kriegskundige Buchdrucker und bewies, daß in der Tat ein Feldherrngeist in ihm stecke. „Jetzt teilen wir die Armada. Ihr mit der Hälfte haltet hier, haltet Wacht vor Sankt Ulrich, daß uns zu Haus kein Schaden geschiehet, haltet uns den Rücken frei und bleibt Herren des Breiten Weges. Ich marschier' weiter mit meinen Freunden, Nachbarn und Gevattern, und deren sind wohl fünfhundert. Gottes Tod, wir wollen den eidbrüchigen Halunken und dem übrigen Gesindel auf die Köpfe fahren wie das böse Wetter.“

„Wohl gesprochen!“ sagte der geistliche Herr, ohne den Fluch des Meisters Michael zu rügen. „Hier diesen Platz halt' ich bis in den Tod. Gott schütze die Stadt!“

Ausgeführt wurde das Wort des Buchdruckers. Ein Haufe von vierhundert Mann, der aber bald auf sechshundert wuchs, schützte den Breiten Weg. Mit den übrigen Kämpfern setzte sich Meister Michael Lotther wieder in Bewegung, gegen den Altstadtmarkt anrückend. Ihm schloß sich der Magister Flacius an und vernahm nun auch noch, daß Herr Galle von Fullendorf mit tausend treugebliebenen Knechten Mauer und Wall in guter Wacht halte gegen den äußern Feind, daß eine genügende Streitkraft das Ulrichsviertel schütze, daß für das Haus des Buchdruckers der Faktor Kornelius, für das Haus des Ratmanns Horn der Doktor Erasmus Alberus ihr Bestes tun würden, daß die Weiber — er meinte die Frau Margareta und sein Töchterlein — wenn auch etwas ängstlich, doch ziemliche Herzhaftigkeit bewiesen.

Wir lassen jetzt den Meister Michael und den illyrischen Magister mit ihren mutigen Scharen vorwärts ziehen und wenden uns nach dem Rathaus.

Hier ließen sich die Sachen immer bedenklicher an. Wer sich nicht den Aufrührern angeschlossen hatte, war von dem Markt geflohen, und der Platz befand sich vollständig in der Gewalt der Meuterer; auch das städtische Zeughaus hatten sie erbrochen und beraubt; mehrere der umliegenden Bürgerhäuser waren ebenfalls bereits geplündert. Mißmutig erhob der Roland über diesem heillosen Wesen sein Schwert, schmerzlich schien der Kaiser Otto von seinem Roß auf das Gewoge herabzublicken. Von allen Seiten war das Rathaus von den Angreifern umschlossen, und keiner der darin Befindlichen wußte, wie es in der übrigen Stadt stand.

Von oben bis unten war das alte Gebäude mit Menschen gefüllt. Massenhaft hatte sich das Volk, Männer, Weiber und Kinder durcheinander, hineingeflüchtet; in den Gängen, auf den Treppen lagen, saßen und standen weinende und zitternde Gruppen; die Fenster waren mit Schützen besetzt, die Türen mit Pikenträgern, welche Markus Horn befehligte. Mit Hämmern und Äxten, mit Spießen und Stangen liefen die Meuterer die Verteidiger an. Die Büchsen krachten. Sinnbetäubendes Geschrei — Gebrüll stieg zum Himmel.

„Steht fest für die Stadt! Im Namen Gottes steht fest für die Stadt!“ ließ sich immer von neuem Markus Horns Stimme vernehmen, wie er keuchend, in namenloser Angst um die Teuren, deren Geschick er sich aufs gräßlichste ausmalte, hier fern von ihnen und doch so nah, seinen Posten behauptete. Böse Wunden schlug heut sein Schwert, stieren, wirren Auges blickte er auf die Angreifer und schlug sie nieder, der Braut, der Mutter, des Vaters gedenkend:

„Stehet fest für die Stadt! Haltet fest für die Stadt!“

„Hie für die Stadt, für die Stadt!“ schrie's plötzlich mitten unter den Meuterern, und dann rang sich bei einem Zurückweichen derselben ein blutender junger Knecht, der einen Greis halb trug, halb auf dem Boden nachschleifte, aus dem Getümmel

los. Mit letzter Aufbietung aller seiner Kräfte schleuderte Bernd Kloden den Ratmann Horn, den Vater seines Rottmeisters, diesem in den Arm, um in demselben Augenblick unter den Spießen und Kolben tot zusammenzubrechen. So schnell ging alles, daß Markus Horn sich nicht die mindeste Rechnung ablegen konnte, wie es geschah. Er konnte nur seinen ohnmächtigen Vater hinter sich werfen in die Arme Jochen Lorlebergs, um dann ebenso schnell den Kampf wieder aufzunehmen.

„Haltet aus für die Stadt! Hie Magdeburg, Magdeburg!"

Im großen Saale des Rathauses kam Herr Ludolf Horn wieder zum Bewußtsein inmitten schreckensbleicher Gesichter und verzweiflungsvoller Gebärden. Da irrte mit gerungenen Händen Herr Hans Alemann, der eine Bürgermeister, im Saale herum. Herr Ulrich von Embden, der andere Bürgermeister, saß auf seinem Amtsstuhl, finster, mit zusammengebissenen Zähnen und blickte starr nach der Decke. Ratleute, Innungsmeister, Sekretäre, alte Bürger saßen und standen ratlos umher. Der Oberst Ebeling Alemann hatte sich einer Hakenbüchse bemächtigt und feuerte wie ein einfacher Schütz aus einem Bogenfenster auf die Meuterer; seinem Beispiel folgte Herr Kaspar Pflugk, der böhmische Herr. In einem Winkel des Saales aber stand ein Mann, den man hier nicht vermutet hätte — Herr Hans Springer. Der Ausbruch der Empörung am Morgen hatte ihn wieder in seinem gewohnten Rausch gefunden. Halbbetrunken wurde er im Getümmel hin und her geworfen, hatte den Hauptmann Kindelbrück mißhandeln sehen, und während die meuterischen Knechte seinen Namen als Feldgeschrei brüllten, schleuderte die Ironie des Geschicks den armen Hänsel mit der Flut der Flüchtenden in das Rathaus, wo er nun wie in einem hohnneckenden Traum befangen stand und umherstarrte. Diese Bosheit des Fatums enthielt aber doch zugleich ein Glück für den Mann, und der Hauptmann war wenigstens klug genug, den Vorteil, der darin steckte, herauszufinden. Wer durfte

es fürder noch wagen, den Hauptmann Hans Springer der Teilnahme an dieser großen Rebellion des neunzehnten März zu bezichtigen, ihn als einen der geheimen Urheber derselben hinstellen und anklagen? Wir finden auch, daß die Vorwürfe der Chronisten um die Zeit kurz nach der Meuterei verstummen, bis sie mit dem Tode des Mannes wieder aufleben, ganz entgegen dem alten Wort: De mortuis nil nisi bene, welches übrigens auch ein dummes Wort ist, da man über einen Schuft auch nach seinem Verscheiden nicht schlecht genug reden kann.

Eine lange Zeit starrte der Ratmann Horn, in den Armen eines alten Schöffen liegend, auf die umstehenden Gruppen, auf die langen Reihen in Öl gemalter Bürgermeister an den Wänden, ehe er sich klar wurde über den Ort, wo er sich befand, und die Art und Weise, wie er hierhergekommen sei. Der Lärm des Kampfes, der Pulverqualm, der in die hohen Fenster drang und unter der Decke des Saales hinzog, taten das Ihrige, die Betäubung zu verlängern. Ein gewaltiges Schreien: „Vivat Markus Horn! Vivat Markus Horn!“ gab ihm zuerst die Fähigkeit zu sprechen wieder:

„Was ist's? Was rufen sie?“ fragte er mit matter Stimme den greisen Schöffen, der ihn auf dem Fußteppich des Ratssaales so freundlich unterstützte.

„Sie rufen Euern Sohn, der uns so gut verteidigt! Horcht nur, horcht!“

Ein neues Rufen und ein neues Krachen der Feuerröhre.

„Mein Sohn! Mein Sohn!“ murmelte Herr Ludolf. „Wieder mein Sohn! O Regina, Regina, wenn du wüßtest —“

Er schloß die Augen von neuem und fiel wieder in die vorige Bewußtlosigkeit zurück. Als er abermals aufwachte, war eine tiefe Stille rings umher, und es war dunkel um ihn; er lag auf weichen Kissen, und als er sich regte, schlug eine kleine Hand einen Vorhang seines Lagers zurück, und zwei Frauenköpfe beugten sich vor, umflossen von einem Strahl der Abendsonne.

Der Ratmann Ludolf Horn sah, daß er sich in seiner eigenen Kammer befand, daß er auf seinem eigenen Bette lag. Die beiden Frauen aber, welche sich über ihn beugten, waren sein Gemahl Frau Margareta und Regina, des Nachbars Töchterlein. Der neunzehnte März des Jahres Fünfzehnhundertundfünfzig neigte sich seinem Ende zu; — zu Ende war die große, unheilvolle Meuterei, und unseres Herrgotts Kanzlei war nicht über den Haufen geworfen worden; hoch hielt die magdeburgsche Wappenjungfrau ihr Kränzlein über alle Schrecken.

Einen Blick von unendlicher Liebe und Zärtlichkeit warf der Greis auf seine Frau und die holde Maid; das Haupt der letzteren zog er mit beiden Händen hernieder zu sich und küßte die weiße, kluge Stirn und den süßen Mund, der so bittere Wahrheiten sagen konnte.

Dann forderte der Ratmann Bericht über das, was geschehen war während seines Geistes Dunkelheit; aber wenig wußten die Frauen mitzuteilen. Noch seien alle Straßen besetzt — sagten sie — die gesamte Bürgerschaft stehe unter den Waffen; der Faktor Kornelius habe die Nachricht gebracht, Herr Albrecht von Mansfeld habe der Stadt siebentausend Gulden vorgeschossen, damit habe man einen Teil des meuterischen Volkes zufriedengestellt, einen andern Teil habe man aber mit gewaffneter Hand niederlegen müssen. Der Vater Lotther sei noch nicht heimgekehrt; dessen Lobes sei aber jedermann voll; er habe mit den Männern der Ulrichsgemeinde zuerst die Sache zum Besten gewendet; er habe das Rathaus gerettet, wo er aber jetzt sei, wisse man nicht.

„Und wo — wo ist — mein Sohn Markus?" fragte zuletzt der Ratmann, mit leiser Hand lächelnd der Jungfrau die Locken aus der Stirn streichend.

Da ward Regina Lottherin purpurrot und konnte nichts hervorbringen als:

„O Vater!"

Und die Frau Margareta legte freudig weinend dem Gatten die Arme um den Hals.

„Gehet nur, ihr Weiblein," sprach der Greis dann: „jetzt will ich aufstehen: die Püffe und Knüffe, so ich empfangen hab' im Gedräng, sind verwunden. Sorget für einen Imbiß und einen guten Trunk, daß wir, wenn der Nachbar mit seinen Lorbeeren, wenn — mein — der Rottmeister Horn kommt, zusammen anklingen auf das Heil und Glück dieser alten, guten Stadt Magdeburg."

„Aber, Ludolf, willst du nicht lieber im Bett bleiben?" rief die besorgte Matrone. „'s wird doch besser für dich sein!"

„Nein, nein," rief der Ratmann. „Ich weiß schon, was mir gut ist; ich will aufstehen. Hier vergeh' ich vor Unrast. Geht, sorget für ein Mahl und einen Becher Wein. Den tapfern Jungen, der mich zuerst aus dem Wirrwarr zog, muß ich auch haben, müssen sie mir auch bringen. Lasset mich, ihr Weiblein, ich bitte euch!"

Da die Frauen sahen, daß der Alte auf seinem Willen bestand, so verließen sie das Gemach. Da lag der Ratmann Ludolf Horn im Schein der Abendsonne noch eine Weile und hielt die Hände auf die Brust gefaltet. Er betete — für die Stadt — für alle ihre tapfern, treuen Verteidiger. Feierlich und freudig war seine Seele; er hatte solch ein Gefühl in seinem ganzen langen Leben nicht gespürt.

Dann erhob er sich und trat fest auf seine Füße, reckte sich und fühlte nichts mehr von Schwäche.

Er ärgerte sich eigentlich, daß er aus dem bösen Kampfe, in welchem so mancher gute Mann sein Blut in Strömen vergossen hatte, nur einige blaue Flecke davontrug.

„Und dazu in eine Ohnmacht fallen, wie ein Weib; ich schäme mich ordentlich vor der Lottherin!" brummte er, als er die Treppe hinabstieg. Nieder saß er im Wohngemach und erfuhr nun noch von den Frauen, daß er durch Landsknechte

ins Haus getragen sei, und Regina fügte hinzu, daß es Knechte aus des Markus Rotte gewesen seien.

„So, so, Kindlein, und du kennst wohl jeden Mann in des Knaben Rotte?“ lächelte der Alte, und wiederum errötete die Jungfrau.

Einen Becher Rheinwein trank Herr Ludolf Horn, allein beim zweiten leistete ihm schon der Doktor Erasmus Gesellschaft, zum dritten kam der Magister Flacius Illyrikus und brachte die Nachricht mit: Nur um das Zeisigbauer herum scharmützele man noch ein wenig, sonsten sei es ruhig. Bei und in dem Zeisigbauer sei aber die Grundsuppe des Übels zusammengeflossen; da kämpfe man noch mit dem Gesindel, den Spitzbuben, Gurgelschneidern und dem schlechtesten Auswurf des städtischen Kriegsvolkes; aber auch das werde bald zu Ende sein, und am besten werde man tun, wenn man Käficht und Vögel in Flammen aufgehen lasse, verloren sei nicht das Allergeringste dran.

Man unterhielt sich nun von den Erlebnissen des Tages. Jeder hatte das Seinige davon zu erzählen. Die beiden Frauen hielten sich an den Fenstern und blickten bei jedem Lärm in die Gasse, jedesmal wenn sich Fußtritte näherten, schnell hinaus; aber noch immer erschienen Markus und der Vater Lotther nicht. Nicht mit einem Male kam die große Stadt zur Ruhe; ein stufenweises Sinken der Aufregung ließ sich bemerken. Scharwachen durchzogen fort und fort die Straßen; Verwundete brachte man in Spitäler; Frauen und Kinder irrten weinend umher und suchten vermißte Gatten und Väter. Es wurde immer dunkler, und noch wollten Markus und der Meister Michael nicht erscheinen, und immer ängstlicher wurden die Mienen der Frauen.

Der Faktor Kornelius kam mit der Nachricht: eben dringe man in das Zeisigbauer, der Oberst Ebeling Alemann führe die Angreifer in eigener Person; es müsse daselbst auch Feuer

ausgebrochen sein; der Himmel werde blutrot dort hinaus. — Ein Nachbar brachte die Botschaft: auf dem Neuen Markt zahle Graf Albrecht von Mansfeld im Ring bei Fackelschein dem Volke den versprochenen Monatssold, und die Bürgermeister hätten leider Gottes doch den reuigen Meutmachern angeloben müssen, niemanden um den heutigen Tag zu strafen.

Immer einsilbiger ward die kleine Gesellschaft im Hause des Ratmanns Horn; zuletzt sprach niemand mehr. Abschied nahmen die Herren Alberus und Flacius, und so saß denn endlich Herr Ludolf mit den beiden Frauen allein, wartend in Schmerzen.

Niemand dachte daran, die Lampe anzuzünden; dicht aneinander drängten sich Frau Margareta und Jungfrau Regina, und jede suchte die eigene Bedrückung dadurch zu überwinden, daß sie der andern mit leisester Stimme Trostworte zuflüsterte. Den Greis überkamen nun doch zuletzt die Folgen des Tages; vor großer Ermattung sank ihm das Haupt zurück, und wie er sich dagegen auch wehren mochte, er schlummerte ein und schlief bald tief und fest.

So verging noch eine bange Stunde, und es war ganz und gar Nacht geworden, als der alte Mann aus tiefstem Schlafe im jähesten Schreck wieder emporfuhr. Rote Flammen tanzten vor seinen Augen, eine dunkle Mannsgestalt stand mitten in der Stube und sprach, doch der Ratmann war noch nicht imstande zu begreifen, was sie sagte. Aufgeschrien hatten die Frauen; Fackeln leuchteten in der Gasse, und ihr Schein flackerte an der Decke des Gemaches; Waffen blitzten und klirrten, schweigendes Volk drängte sich in Menge in der Schöneeckstraße und füllte den ganzen Raum zwischen den Häusern des Buchdruckers und des Ratmannes. Vor die Tür des letzteren wurde eine Bahre gebracht, und darauf lag Markus Horn mit blutigem Haupt, ohne Besinnung, unterstützt von Herrn Nikolaus Gallus, dem Prediger von Sankt Ulrich. Aus der Haustür stürzten die Frauen;

der Mann im Gemache faßte den auf den Füßen schwankenden Greis in den Arm; es war der Buchdrucker Lotther, bestaubt, geschwärzt, blutbespritzt.

„Ruhe, Ruhe, Nachbar," rief er. „Tot ist er nicht. Gott wird es ja wohl zum Besten kehren. O Markus, mein guter, tapferer Markus!"

„Mein Sohn! Mein Sohn!" schrie der Ratmann Ludolf Horn mit solchem Ausdruck wahrsten Schmerzes, tödlicher Angst, daß der Buchdrucker ganz bestürzt zurücktrat.

„Mein Sohn! Mein Markus! Ich habe ihn getötet! Wehe, wehe, er ist tot, tot!"

„Nein, nicht tot, Nachbar!" rief der Buchdrucker. „Einen tüchtigen Klaps hat er freilich weg; aber Gott wird doch nicht zulassen wollen, daß der wackre Junge dran verscheide. Beruhigt Euch, Ludolf. Kommt zu den Frauen; — sie bringen ihn schon die Trepp herauf. Ruhig, Mann, ruhig; macht die Weiber nicht noch wahnwitziger, als sie schon sind."

In das Vaterhaus wurde Markus Horn von Jochen Lorleberg getragen, Peter Rauchmaul und Veit Brachvogel; das gute Schwert trug ihm laut heulend Fränzel Nothnagel, das Pfeiferlein, nach. Auf dem Bett, von welchem sich der Vater vorhin erhoben hatte, lag nun der schwerverwundete Sohn. Es kamen Doktoren und Wundärzte, gaben aber wenig Hoffnung; der Vater und die Mutter wichen nicht von dem Lager des Kindes. Einen bejammernswerteren Mann als den Ratmann Ludolf Horn hatte die alte Stadt Magdeburg lange nicht gesehen. Regina Lottherin zeigte, so lange das Schwanken zwischen Leben und Tod dauerte, eine wahrhaft männliche Fassungskraft, sie brach erst zusammen, als das Geschick des Geliebten sich zum Bessern wendete, und kränkelte bis in den September, bis zum Ausgang der Belagerung. Sie erfuhr von ihrem Vater noch an demselben Abend die Art, wie Markus seine Wunde erhalten hatte.

Am Tag nach der Meuterei erst waren der Ratmann und

die Frau Margareta fähig anzuhören und zu begreifen, wie das Unglück sich zugetragen hatte. An diesem Tage, als dem zwanzigsten März, dem Freitag nach Judika, kamen die Pfarrherrn aller Kirchen mit den fremden Geistlichen, dem Doktor Erasmus Alberus und dem Magister Flacius, zwischen sechs und sieben Uhr abends auf das Rathaus und brachten über die Meuterei „ihren Christlichen Trost für einen ganzen sitzenden Rath". Da hat das Wort Herr Lukas Rosenthal, der Pfarrer zu Sankt Johannis, gehalten.

Das Exordium ist gewesen von dem Glück, welches Gott gegen den auswärtigen Feind der Stadt gegeben hatte, und dem Leid und Neid des Teufels, der „nun gerne durch geschehene Meuterey hat wollen was Arges stifften". Auf daß aber niemand verzage, „waren die Argumenta von der Sedition unnd Tumult der Israelitarum wider den Mosen und Aaronem".

Als der Buchdrucker Michael Lotther von diesem feierlichen Akte heimkehrte, trat seine Tochter zu ihm und sagte:

„Wollet Ihr nicht mit zum Nachbar hinüber kommen? Er verlangt nach Euch, sitzet wortlos und kümmerlich da, aber will doch jetzt hören, wie das Schreckliche geschah."

Der alte, tapfere Meister Michael seufzte tief und schwer, hing sein Amtskleid als Innungsmeister an den Nagel und folgte der bleichen Jungfrau zum armen Ludolf Horn.

„Wie geht's mit ihm?" fragte er leise und teilnehmend beim Eintritt, und der Ratmann zuckte die Achseln und sagte:

„Er ist noch immer ohne Besinnung. Seine Mutter ist bei ihm. Setzet Euch, Michael; setzet Euch, Regina. Willst du mir jetzt erzählen, Michael, wie's gekommen ist?"

„Das will ich wohl," sprach der Buchdrucker, „Ihr wißt, Ludolf, wie wir aus der Ulrichsgemeinde von der einen Seite die Meuterer und das Lumpenpack auf dem Markt umstellten, und wie der Mansfelder Graf und der Ritter von Wulffen vom Heiligengeistviertel herdrangen mit den treugebliebenen

Reisigen. Ihr wißt, wie wir durch Gewalt, und der Graf Albrecht durch Versprechungen den großen Haufen zertrennten und Euch im Rathause freimachten. Wir hatten keine Zeit, uns viel um Euch zu kümmern, und schickten wir Euch nach Hause auf den Schultern von einigen verläßlichen Gesellen. Der Markus war aber sehr besorgt um Euch und hätte Euch am liebsten selbsten in seinen Armen heimgetragen. Das ging aber nicht an; wir hatten noch ein schweres Stück Arbeit vor uns und konnten seine tüchtige Faust nicht missen. „Hiergeblieben, Markus!" rufe ich dem Jungen zu; „der Alte wird schon sicher nach Hause kommen. Den tragen jetzt vier Schneider heim." Ich wollte, das Maul wäre mir in demselben Augenblick zugewachsen. Aber das Gebrüll ging auch schon wieder los. Ein gut Teil des Galgenpacks hatte noch keine Lust, Friede zu geben; so gingen wir denn von neuem daran wie das Wetter. Die Johannisbergstraße fegten wir herunter, trieben sie in einem Knäuel übern Brücktorplatz, und die Torwache pfefferte auch wacker drein. Da warf sich ein Teil nach Sankt Gertrauden, wurde aber mit Haken, Spießen, Schwertern und Faustkolben wieder herausgeholt. In den verdammten Winkeln, Sackgassen und Katerstiegen gab's heillosen Spektakel. Aber wir machten reine Bahn, drangen vor auf die Werftstraße und trieben alles nach dem Zeisigbauer zusammen wie bei einem Kesseltreiben. Beim Goldenen Handfaß treff' ich wiederum mit dem Markus zusammen, und ich sage zu ihm: „Rottmeister, jetzt halten wir zusammen, und wenn wir meinen Herrn Vetter und Schwiegersohn in spe hier finden sollten, 's sollt' mir auch schon recht sein." Euer Sohn, Ratmann, drückt mir die Hand, daß Ihr noch die Flecke merken könnt. Er hat eben von dem vernommen, was dem Kindelbrücker geschah, und sein Zorn ist in hellen Flammen. So geht's hinein in des Teufels Brütnest. Was regnet uns alles auf die Köpfe! Gottes Tod, 's ist nicht zu sagen. Und ein Spuk wie aus der Hölle: Weiber, Hexen, halb-

nackte Dirnen mit Messern, Beilen, Knitteln! Heißes Wasser, Feuerbrände, Steine, Schemel! Kinder wie die Kobolde werfen sich Euch zwischen die Beine und beißen Euch in die Waden, wenn Ihr welche habt; große Hunde springen Euch nach dem Halse. In meinem Leben hätt' ich nicht geglaubt, daß es so etwas in dieser frommen, züchtigen Stadt, so sich die Kanzlei unseres Herrn Gottes nennen läßt, gäbe. Schritt vor Schritt dringen wir vor. In den Häusern oder Höhlen setzen wir uns fest; so kommen wir immer tiefer in diese Räuberhöhle und Hölle und überwältigen Gespenster, Kerle, Weiber, Dirnen, Kinder, Hunde, Knittel, Töpfe, Feuerbrände, Messer und alles, was uns sonsten in den Weg kommt. Des Markus Augen leuchten umher wie Blitze; wir kommen in Häuser, wo wir im Blut ausglitschen, über Leichen stolpern; wir durchsuchen eine Schenke, den lustigen Gugelfrantz, von oben bis unten, finden aber nirgends eine Spur von meinem Herrn Bamberger Vetter, Adam Schwartze, meinem Teufelsvetter; wir fragen gefangenes Gesindel aus, aber das Zeug grinst nur und weist die Zähne. Noch ein Gebäude hält sich, und dorthin zieht sich aller Streit zusammen. Nahe bei kommt Feuer aus, und die Flammen leuchten uns. In Trümmer fällt auch hier die Tür, über Bollwerke von Fässern und Hausgerät gelangen wir in das Loch. Sechs wilde Kerle werden über den Haufen gestochen und verlangen's auch nicht anders; die Treppe geht's hinauf, den Fliehenden nach. In einem Gemach finden wir noch einige Gesellen, so aus dem Fenster geschossen und den Metzgermeister Hasenreffer zu Tod verwundet haben. Die fliegen nun selbst aus den Fenstern in die Spieße, und dann kommen wir in ein ander Gemach, und da finden wir den unsauberen Verräter Adam Schwartze! Aber ich wollt' doch, ich wär' unten geblieben, daß ich ihn so nicht gesehen hätt'! Er lag schier ganz nackt, mit Stricken an Händen und Füßen bis aufs Blut geschnürt und blutig gegeißelt auf dem Boden, und ein vor Angst halb wahnwitziges Weib kauerte im

Winkel und sagte aus: vor einer halben Stunde schon sei er gestorben; geschlagen und gefesselt habe man ihn, um ihn zu bändigen, denn er sei ganz wütig und vom Teufel besessen gewesen, und die Arme habe er sich selbsten zerbissen. . . . . Indem wir so in Schauder stehen, läßt sich draußen ein Rufen hören: „Heraus, heraus, wer nicht verbrennen will!“ Das Feuer ergreift auch dieses Nest, und mit Gewalt muß ich den Markus fortziehen. Er hatt' sein Schwert fallen lassen, er war wie betäubt über das Erschauete. Das Weib und des Leutnants Leichnam ließen wir, wo sie waren. Wie wir jetzt wieder ins Freie treten, entsteht mit einem Male höllisches Geschrei; als man Anstalt macht, die Gefangenen wegzuführen, bricht wie auf ein gegebenes Zeichen der zusammengedrängte Haufen los, stürzt sich in einer Masse gegen den Ausgang nach Bartholomäus zu und sucht also zu entkommen. Da ging der Spektakel von neuem los, und die Verzweiflung des Volkes macht den Tanz nur noch wilder. Aber Markus steht in dem Gewühl, als ginge ihn jetzt die Sache nicht das geringste mehr an, läßt die Arme herabhängen und kriegt so von hinten den Schlag mit einem Fausthammer, der ihn zu Boden streckt. Was dann geschah, das —“

Der Buchdrucker brach seine Erzählung auf den Wink seiner zitternden Tochter ab; der Ratmann Ludolf Horn hatte beide Hände vor das Gesicht geschlagen und stöhnte:

„O Gott, Gott, und nimmer wird er auf Erden noch erfahren, wie lieb ich ihn gehabt habe! O Gott, Gott im Himmel, nur du kannst es ihm jetzt noch sagen, wenn du ihn droben aufnimmst in deine Gnade! O Gott, nimmer wird er erfahren, wie ich meinen Stolz auf ihn seit seiner Heimkehr mit Gewalt niedergedrückt habe. Ach wehe mir, daß ich es tat. O Markus, mein Sohn, mein Stolz und meine Liebe, gehe nicht so fort von deinem alten Vater, der dich so liebte, und dir solch ein eisern Herz und steinern Gesicht zeigte!“

Dem Buchdrucker liefen die hellen Tränen über die runzligen Wangen; in höchster Bewegung kniete Regina vor dem armen Vater Markus Horns und bedeckte mit Küssen und Tränen die zitternden Hände und flüsterte:

„Er kann nicht sterben, er wird nicht sterben; ich liebe ihn ja auch so sehr!“

Ganz spurlos ging das letzte Geschick des Verderbers der Scheuerin an den Seelen dieser Menschen in dieser Stunde vorüber!

Das achtzehnte Kapitel.

Sein Buch der Autor schließet jetzt,
Das Beste kommt zu allerletzt.
Wie unsers Herrgotts Kanzelei
Vertrug sich, ward der Dränger frei,
Ist kurz erzählt, wie es geschah,
Sit soli Deo gloria!
Gott schütz' das teure Vaterland,
Nehm' sein Geschick in gute Hand,
Segn' weit und breit das deutsche Blut,
Bring' bald uns unter einen Hut!

Markus starb nicht! Wie sich Unseres Herrgotts Kanzlei wehrte gegen den grimmigen Feind, so wehrte sich der tapfere Rottmeister Markus Horn gegen den grimmen Tod. Und wie die große lutherische Stadt Magdeburg diesmal unüberwunden blieb, so ging auch Markus Horn als Sieger aus dem schweren Kampfe hervor. Durch lange Wochen lag er freilich ohne Bewußtsein, und am dreiundzwanzigsten März, an dem Tage, wo Herr Levin von Embden von der Laube des Rathauses die gesamte Bürgerschaft der Altstadt aufforderte, all ihr Silber, es sei gelb oder weiß, der Verteidigung der Stadt zu opfern, und wo mit herrlichster Begeisterung alles Volk sich gutwillig erzeigte, an diesem Tage war der Kranke von den Seinigen aufgegeben, und Herr Nikolaus Hahn sprach die Sterbegebete an seinem Lager. In der folgenden Nacht besserte es sich jedoch wieder, und als am Donnerstag post Misericordias Domini, als am sechzehnten April, Verhandlungen und Vorschläge zur Versöhnung zwischen der Stadt und Herrn Joachim von Gerstorf in des Herzogs von Mecklenburg Herberge und Gewahrsam getan wurden, da schöpften die betrübten Seelen im Hause des Ratmanns Horn zum erstenmal unter den heißesten Dankgebeten freien Atem. Markus hatte seine Mutter und die Regina Lottherin erkannt. Am folgenden Tage erkannte

der verwundete Sohn auch seinen Vater, doch war er so matt, daß er kaum ein Wort über die Zunge bringen konnte. Solches dauerte bis Vocem jucunditatis; von da an besserte es sich zusehends mit dem Rottmeister; er fing an, einen merkwürdigen Appetit zu entwickeln, schlief durch Tag und Nacht, und die Klarheit seines Geistes kehrte mehr und immer mehr wieder. Das Jahr trat in den Frühling, in das Leben trat Markus Horn zurück.

Am Morgen des achtundzwanzigsten Mai, dem Donnerstag nach Trinitatis, blickte der Genesende, wieder einmal aus tiefem, erquickenden Schlaf erwachend, durch die halbgeschlossenen Augenlider auf ein so liebliches Bild, daß er sich eine geraume Zeit lang nicht regte, um es nicht zu stören. Zu Füßen seines Bettes saß seine alte Mutter, das offene Liederbuch Martin Luthers im Schoß, die Hände darüber faltend und mit einem stillen Lächeln auf den Lippen zu dem Vater Horn und dem Töchterlein des Nachbars Lotther hinüberblickend. Diese beiden saßen dicht nebeneinander, Hand in Hand; der Greis in einem hohen Lehnstuhl, die Jungfrau auf einem niedern Schemel ihm zu Füßen. Von Zeit zu Zeit streichelte der alte Ratmann der holden Regina die weichen Locken und flüsterte ihr ein liebkosendes Wort zu; dann legte jedesmal die Jungfrau den Finger auf den Mund und deutete mit glücklichem Lächeln auf den Kranken, und diesem traten die Tränen in die Augen, wie sie so lauschte mit zurückgehaltnem Atem. Hell und warm schien die Maisonne ins Fenster, Vögel zwitscherten in der blauen Luft, Kinderstimmen ließen sich hören. Dazwischen klang freilich leider Gottes immer noch von Zeit zu Zeit ein dumpfer Knall, oder ein Rasseln, Stampfen und Klirren in der Gasse deutete auf das Vorüberziehen waffentragender Haufen; aber was war das in dieser holden Stunde der Genesung!

Jetzt fing das aufmerksame Mütterlein doch eine Bewegung des Sohnes auf und fragte, sich vorbeugend:

„Wachst du, mein Sohn? Hast mit Gottes Hilf wieder gut geruht?“

Und die beiden andern traten an das Bett, und Markus bot beiden die abgemagerte Rechte und flüsterte:

„Dank, Dank für Eure Lieb und Güt, mein Vater! Dank, tausendmal Dank, Regina!“

Nun saßen sie alle dicht um das Bett des jungen Mannes und unterhielten sich über die Hoffnungen einer bessern Zukunft und über die Vorkommnisse des Tages, und wenn auch einmal ein Geschütz seine grimmige Stimme lauter als gewöhnlich erschallen ließ und die Fenster von dem Krach erzitterten, so achteten sie es wenig.

Es mochte wohl 10 Uhr sein, als es an der Tür klopfte, und der Buchdrucker Lotther auf den Zehenspitzen ins Gemach trat. Sein Gesicht hatte einen ernsten, bedenklichen Ausdruck, welcher dem Ratmann sogleich auffiel. Letzterer trat dem guten Nachbar deshalb entgegen und führte ihn gegen das Fenster, wo er sich von ihm etwas zuraunen ließ, worüber er erst schnell aufsah, dann die Achseln zuckte.

„Ihr könnt Euch darauf verlassen, es ist keine Täuschung: ich hab's von einem, der ihn hat fallen sehen.“

Der Ratmann trat zu dem Bett seines Sohnes zurück und sagte mit milder Stimme zu diesem:

„Markus, der Nachbar bringt eine Nachricht, welche — — wenn es dir nicht das kranke Blut in unnötige Wallung bringt — es ist nämlich einer soeben erschossen worden, so der Stadt viel Schaden zugefügt hat und noch zufügen konnte.“

Markus hatte, während die beiden Männer zusammen gesprochen hatten, verstohlen die Hand Reginas gefaßt und ihr auch zugeflüstert; jetzt ließ er die Hand und sagte wie einer, der im höchsten Glück von einer gleichgültigen Sache hören soll:

„Sprecht nur, lieber Vater, bitte, erzählet, lieber Meister; ich kann alles anhören.“

„Der Hauptmann Johannes Springer ist tot!“ sagte der Ratmann; die beiden Frauen schlugen die Hände zusammen, Markus aber blieb ganz teilnahmlos, und seine Augen hingen nach wie vor an dem süßen Gesichte Reginas.

„Er ist wirklich und wahrhaftig tot!“ erzählte der Buchdrucker mit fliegender Hast. „Ist die vorige Nacht nach seiner Art wieder saubvoll gewesen und geht heut morgen nach sieben Uhren mit seinen Trabanten ins Feld aus dem Sudenburgertor, da gehet er hin und wider bei dem neuen Rondel, wahrscheinlich um die heiße Stirn zu kühlen. Er sollt' bald kalt genug sein. In den Steinkuhlen brennt der Feind ein Stück los, und die Kugel trifft den Hauptmann am Bein, unter dem Knie, in das dicke Fleisch an der Wade. Da lag der grobe Unflat! Laufen die armen Weiber, so im Graben arbeiten, hinzu, und wie er nach Wasser schreit, bringen sie ihm ihren Kofent, ihn zu kühlen. Er stirbt ihnen aber bald unter den Händen, und wär's nach meinem Willen gangen, man hätt' das Aas draußen im Feld verfaulen lassen. Wenn man es genau bedenkt, wie's in der Welt zugehet, so muß man sich doch sehr verwundern. Da soll nun heut abend um zehn Uhr der Steckenvogt Joachim, der mit den Gefangenen untreulich gehandelt und sonsten das Regiment von sich geworfen und verräterisch Spiel gespielt hat, gehängt werden auf dem Neuen Markt. Weshalb stirbt nun dieser andere viel größere Verräter den Tod eines ehrlichen Kriegsmannes? Das begreif' ein anderer!“

„Es ist ein roher, böser, gottloser Mann gewesen, dieser Springer,“ sprach der Ratmann. „Hat unehrlich gehandelt an seinem eigenen Fleisch und Blut, seinen Kindern und Weib, hat unehrlich gehandelt an dieser Stadt, der er mit aufgerichteten Fingern schwor. Nun steht er vor einem höheren Richter, dem wollen wir den letzten Spruch überlassen. Gott schütze die Stadt!“

„Seit der Meuterei,“ sprach der Buchdrucker, „ist auch er

wie von unsichtbarer Hand geschlagen gewesen. In seinen trunkenen Zeiten hat er immer nach seinem Leutnant Adam Schwartze und seiner Beiläuferin, der Hanne von Gent, geschrien, hat sich auch sonsten greulich angestellt um das Weib, als er es nicht fand in seinem Quartier. Darüber ließe sich auch eine Geschichte erzählen: fortgelaufen ist sie dem Hauptmann nicht, denn all ihren Schmuck und alles Gold und alle Kleider hat er gefunden, sie aber nicht. Hab' schon eben gehört, der Rat wolle nun all das Gut des losen Hansen seiner Ehefrau und seinen Kindern zuschreiben."

Den Namen Adam Schwartze hatte Markus bereits wieder im halben Schlummer nachgesprochen; jetzt schlief er ganz fest, doch ein wenig unruhiger als in den letzten Zeiten. Dunkle, blutige Gestalten schwebten durch seine Träume; er sah den Leutnant Adam von Bamberg nackt, mit zerfleischten Armen, wie er ihn im Zeisigbauer gesehen hatte; er sah den schrecklichen Schützen vom Sankt Jakobsturm; er sah die schöne, wilde Johanna von Gent und den Hauptmann Hans Springer im blutigen Reigen. Auch andere Gestalten erblickte er schaudernd, Gestalten aus seinem frühern wilden Leben. Das Wundfieber kehrte ein wenig wieder, und die arme Mutter durchwachte eine neue bange Nacht, sorgte aber unnötigerweise. Die kräftige Natur des jungen Mannes überwand eben siegreich alle Folgen der bösen Wunde. Am vierundzwanzigsten Juni verließ Markus zum erstenmal das Bett und wankte, auf einen Stab und den Arm des alten Vaters gestützt, zum offenen Fenster, einen Blick in die Gasse zu werfen und einen Atemzug Sommerluft zu tun. Es war der Tag Johannis Baptistä und große Freude im Hause des Ratmanns Horn und in der alten, berühmten Lottherschen Buchdruckerei. Am Abend dieses Tages zündeten die Feinde in allen Lagern und Schanzen: in der Schelmenschanz zu Buckau, um Diesdorf, in der Blutschanze auf der Steingrube, in der Neustadt, zu Krakau, kurz überall die Jo-

hannisfeuer an und schossen all ihr Geschütz, groß und klein, dreimal ab. Die Knechte aber steckten brennende Strohbündel auf die Spieße, liefen jauchzend umher, tanzten um die Feuer, und schrien:

„Jetzt tanzen wir um Sankt Johannis Feuer, wer übers Jahr noch lebt, der hänge die Kronen auf!"

Schrieben wir hier gleich Herrn Sebastian Besselmeier, Herrn Heinrich Merkel oder Herrn Johannes und Elias Pomarius eine Geschichte dieser großen und schrecklichen Belagerung, so würden wir noch von manchem Scharmützel, manch kühnem Ausfall, mancher guten List, manch wackerm Schuß und Treffer berichten müssen. Wir tun das eben so wenig, wie wir dem feinen Politikus Herrn Mauritius auf all seinen gewundenen Wegen nachgehen können. Wir sagen nur, daß dieser Heros des Luthertums seinen Plan gegen den Kaiser, dessen Schwert er vor Magdeburg trug, jetzt so ziemlich fertig hatte. Schon hatte eine geheime Zusammenkunft zwischen ihm und dem Markgrafen Johann von Brandenburg-Küstrin zu Dresden stattgefunden, und verbunden hatten sich beide Fürsten „zur Erhaltung der Selbständigkeit und Freiheit des heiligen römischen Reiches, zum Schutze des protestantischen Glaubens und zur Befreiung der beiden Gefangenen Karls des Fünften, nämlich des guten Johann Friedrichs und Philipps von Hessen."

Das auszuführen, hatte man aber natürlich der Hilfe der Fremden nötig, und manch geheimnisvolle Botschaft lief hin und her zwischen dem Lager vor Unseres Herrgotts Kanzlei und der Stadt Paris in Frankreich.

Gegen Ende August war das Bündnis zwischen Heinrich dem Zweiten von Frankreich und Navarra und Herrn Moritz von Sachsen, des heiligen römischen Reiches Erzmareschalk und Kurfürst, zu unendlichem Schaden dessen, was man damals die deutsche Nation nannte, abgeschlossen worden, und Herr

Moritz sprach leise seinen Wahlspruch: Fortes fortuna adjuvat, welches nach seiner eigenen Übersetzung hieß:

„Vielleicht glückt's mir auch!"

An so etwas wie die Schlacht bei Sievershausen, zwei kurze Jahre nach dieser Berennung von Unseres Herrgotts Kanzlei, hat er wohl dabei nicht gedacht.

Bereits am dreißigsten August ward ein Waffenstillstand vor Magdeburg ausgerufen, und sind nach einem vorläufigen Vergleich alle Feindseligkeiten eingestellt worden.

Am vierten September kam der Herr von Heideck mit seinem Kanzler Christof Arnold zur Unterhandlung in die Stadt.

Am neunten September zogen des Rates Abgeordnete aus der Stadt zu Wolf Tiefstetters Losament in der Steinkuhle und setzten daselbst die Verhandlung fort.

Am achtundzwanzigsten September war Handlung zu Wittenberg, und die Herren von Magdeburg fuhren dahin zu Tage.

Am elften Oktober wurde dem Rat, den Schöffen, Hundertmannen und Gemeinden von der ganzen Verhandlung in der Steingrube und zu Wittenberg Bericht abgestattet, und Feinde und Freunde gingen im Feld zusammen und hielten gute Zwiesprach miteinander.

Am neunzehnten Oktober musterte und zahlte die Stadt ihre Reisige und Knechte aus.

Am dritten November ritt der Herr von Heideck wiederum in die Stadt, und wiederum zog der Rat in die Steinkuhle.

Am vierten November wurde der Vergleich unterzeichnet. Die Stadt entsagte dem Schmalkaldischen Bunde, welcher gar nicht mehr vorhanden war, zahlte dem Domkapitel, dem sie über eine Million Schaden getan hatte, 50000 Gulden, lieferte dem Kurfürsten von Brandenburg zwölf Geschütze aus und erkannte das Erzstift, Kursachsen und Kurbrandenburg zu

gleicher Zeit für ihre Herren, welches man das Tripartit nannte. Ferner versprach die Stadt, gegen den Kaiser und das Haus Österreich keinen Bund einzugehen und 50000 Gulden Kriegskosten zu zahlen.

Schleifung der Mauern und Wälle, Einnahme kaiserlicher Besatzung und Geständnis der Torheit und Strafbarkeit wurde standhaft verweigert, und ihrerseits erlangte die Stadt, was sie durch ihr Aushalten in langer Not und Bedrängung hatte haben wollen: Aufhebung der Reichsacht, kaiserliche Begnadigung der Besatzung und Bürgerschaft, Bestätigung der Privilegien und — Freiheit vom Interim und freie Religionsübung.

Sicherheit und Verzeihung erhielten die fremden Schutzgenossen bis auf den Doktor Erasmus Alberus. Er mußte, wie schon früher mitgeteilt wurde, aus der Stadt; „zu grob" hatte er es dem Kurfürsten gemacht. —

Am neunten November hält Moritz von Sachsen, nachdem die Belagerung ein Jahr und einen Monat gedauert hat, endlich auf dem Altstadtmarkt vor dem Roland. An seiner Seite hält ebenfalls zu Roß der Reichskommissarius Herr Lazarus von Schwendi. Die durch die Glocke von Sankt Johannes zusammengerufene Bürgerschaft harrt erwartungsvoll des Kommenden, in spe et metu, wie Herr Heinrich Merkel sagt.

Da treten stattlich und feierlich vom Rathaus her die Bürgermeister, Schöffen und Hundertmannen und schreiten vor bis zum Bilde Kaiser Ottos. Bis dahin reitet ihnen der Kurfürst mit seinem Gefolge entgegen, und die Schlüssel von unseres Herrn Gottes Kanzlei werden in seine Hand gelegt.

Nun spricht der Kanzler Doktor Ulrich Mordeisen der Stadt den Huldigungseid vor, und es kommen die Worte:

„Nachdem sich die Stadt nunmehr ergeben —"

Und ein unwirsch Murmeln geht durch die Menge, und vor tritt Herr Levin von Embden und ruft:

„Vertragen! nicht ergeben!"

Und der Kurfürst neigt sich mit entblößtem Haupt und spricht:

„Es ist vertragen, soll auch vertragen sein und bleiben!"

Da recken denn die Bürger und der Rat die Schwurfinger in die Luft und schwören dem Kanzler nach:

„Der römischen kaiserlichen Majestät und dem heiligen Reich, auch Euer Kurfürstlichen Gnaden gelobe und schwöre ich, daß ich der Römisch-Kaiserlichen Majestät und auf derselben sonderliche Bewilligung Euer Fürstlichen Gnaden getreu und gewärtig sein, vor Schaden warnen und ihr Bestes nach meinem höchsten Vermögen fördern und mich in allem gegen dieselben verhalten will, wie einem getreuen und gehorsamen Untertanen gebühret und wohlanstehet. Ich will auch auf hochgedachter Kaiserlicher Majestät obbemeldete Bewilligung Euer Fürstlichen Gnaden zu jeder Zeit für meinen rechten Herrn erkennen und halten, bis so lange höchstgedachte Kaiserliche Majestät und Euer Fürstliche Gnaden gemeine Stadt an andere Herrschaften weisen. Und das alles will ich nicht lassen, weder um Gunst, Gabe, Freundschaft, noch um einer andern Sache willen, alles getreulich und ohn Gefährde, als mir Gott helfe und sein heiliges Wort!"

Über diesen Eid ist die Zeit hingegangen, wie sie über so manchen andern Eid, wie sie über den Kurfürsten Moritz von Sachsen selbst ging. Gott schenke allen deutschen Städten den Geist, der im Jahr nach Christi Geburt Fünfzehnhundertundfünfzig und im folgenden Jahre so gut stritt für:

Unseres Herrn Gottes Kanzlei.

Nach all dem Sturmgeläut eine Hochzeitsglocke! Was sollte werden aus der Welt, wenn nicht nach jedem blutigen Streit um das Recht und die Ehre die Wiegenlieder der Mütter erklängen?

Wir finden, daß bereits am achten September 1553 dem Doktor juris Markus Horn und seiner Ehefrau Regina, geborenen Lottherin, ein Söhnlein geboren wurde, dessen Paten Herr Sebastian Besselmeier, der Buchdrucker Michael Lotther und Frau Margareta Hornin waren. Wir finden, daß Anno 1562 der Buchdrucker Lotther mit großem Gepränge begraben wurde. Seinen Tod hatte er sich von dem Abendtanz, welcher am Donnerstag vor Fastnacht von den vornehmsten Geschlechtern auf dem Gildehaus der Seidenkramer gehalten wurde, geholt. Mit gar keinem Gepränge wurden um Bartholomäus Anno 1565 der Ratmann Ludolf Horn und seine Ehefrau Margareta in ein Grab gelegt. Beide starben in einer Stunde an der Pest, welche um diese Zeit wieder einmal, allein in der Altstadt, nahe an fünftausend Opfer forderte.

Der Name Markus Horn erscheint noch einmal mit großen Ehren in den Verhandlungen des 26. Juni 1570 zu Halle auf dem großen Landtag.

Im August 1584 blühten die Reben in unserer lieben Frauen Weinberg zum zweiten Male und setzten neue Trauben an. Auch die Rosen und Obstbäume standen wieder in Blüte. In diesem köstlichen Herbst soll Regina Hornin sanft entschlafen sein. Genaueres läßt sich über den Tod der beiden Ehegatten nicht angeben, da die Kirchenbücher von Sankt Ulrich in dem Brand von 1631 untergingen.

Jedenfalls ist aus Markus und Regina ein wackeres Paar geworden, welches Glück und Leid erlebt, Kinder erzeugt und die Eltern begraben hat und endlich selbst in die Erde gesenkt worden ist.

So machen wir einen kurzen Schluß und setzen ans Ende die Worte, mit welchen der künstliche Meister Augustin von Brack seine Kontrafaktur der Stadt Magdeburg „jetzt im MDLI Jahr vom Römischen Reich belägert“ in die Welt sandte:

„Alles fürzumalen, was nur gemalet werden kann, were viel zu viel, auch dem, was gemalet ist, die rechten lebendigen Farben zu geben, wolte nicht allein hie über Malers, sondern auch über Redners Kunst seyn. Denn es doch nicht mehr als eitel todte Bilder unnd Buchstaben sind, welche das Leben des Handels nicht erreichen, als wie mans gegenwertig für Augen gesehen und im Hertzen gefühlet hat."

Verworrenes Leben

Novellen und Skizzen

Die alte Universität.

Der Wechsel herrscht auf Erden,
Die Formen läßt er werden
Und schwinden, wie ein Traum.
Das Gute nur und Wahre,
Was ihm auch widerfahre,
Hoch steht es über Zeit und Raum.
(Festgedicht von C. A. G. Geitel.)

I.

Glänzend stieg am wolkenlosen Himmel der Vollmond hinter dem Tannenwalde in die Höhe, ohne sich im geringsten darüber zu verwundern, daß er das kleine Harzdorf Sachsenborn noch auf derselben Stelle in seinem engen Bergtal eingeschachtelt fand, wie gestern, wie vor hundert Jahren, wie vor achthundert Jahren. Die Alten des vergessenen Waldortes hielten, von der Tagesarbeit ermüdet, Rast vor ihren Haustüren, die jungen Burschen und Mädchen durchschritten singend die Dorfgasse, die Kinder jagten einander im Spiel um die kleine Kirche und den Kirchhof, der Brunnen vor dem Gemeindehause plätscherte fort und fort. Das war immer so gewesen an solchen warmen, stillen Abenden, und es war nicht abzusehen, daß und weshalb das jemals anders sein könne und werde. Auch die Einwohner von Sachsenborn, bis auf wenige, hatten keinen Grund, über das Erscheinen des schönen Nachtgestirns sich zu verwundern, darüber zu erstaunen und Glossen zu machen.

Es lebten wenig Leute in Sachsenborn, denen daran gelegen war, daß es hinter den Bergen auch noch Menschen gab — sie hatten ja wenig oder nichts mit ihnen zu tun und genügten so ziemlich sich selbst. Zwischen harter Arbeit und dumpfer Ruhe verdämmerte das Dorf seine Tage und Jahre und war allmählich ein uralter Ort geworden, dessen Entstehen hinaufreichte

in die graueste Dämmerung germanischer Zeitrechnung. Das Dörflein hätte viel erzählen können von Jagden und Zügen und Kämpfen der Kaiser, vom großen Otto und von der schönen griechischen Theophania, vom Städteerbauer Heinrich und dem unglücklichen Heinrich, den sie als den Vierten zählen; aber das Dörflein hatte kein Gedächtnis über die „Schwedenzeit" hinaus, es hatte überhaupt keinen historischen Sinn, und es befand sich wohl dabei. —

Es war ein wunderschöner Maiabend, und daß sich bei solch klarem Mondaufgang mancherlei denken und träumen ließ, und daß es hinter den Bergen auch noch Menschen gab, wußten wenigstens zwei Menschenkinder in Sachsenborn.

Das eine derselben lehnte halb im Schatten, halb im Licht am Gitter des Pfarrgärtchens und richtete seufzend zwei glänzende braune Augen auf den stillen nächtlichen Freund am Himmelsgewölbe; das andere wandelte nachdenklich, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, im Pfarrhause selbst, auf der glänzenden Bahn auf und ab, welche der Mond quer durch das Zimmer legte. Das eine war Jungfrau Ehrhardine Cellarius, des Herrn Pastors zu Sachsenborn einziges Kind, das andere war der Pastor Adam Cellarius selbst! . . .

Weshalb mußte auch der Pfarrer sein Töchterlein hinausschicken in die weite Welt und in das Haus der alten mürrischen, kränklichen Tante auf der Jüdenstraße zu Göttingen? Weshalb mußte der junge Mann, der so weit hergekommen aus Amerika, der alten Tante in der Jüdenstraße gerade gegenüber wohnen? Weshalb mußte die alte grämliche Tante das Zeitliche segnen in dem Augenblicke, als zum zweiten Male eines jener zarten, ebenso schüchternen wie kühnen Briefchen von der andern Seite der Gasse herübergekommen war? Weshalb mußte der Papa das in der gelehrten Stadt unter den vielen Professoren und Studenten überflüssig gewordene Kind zurückrufen in das Heimatsdorf? . . .

„Ach du lieber, lieber, guter Mond, was meinst du dazu? Sprich, wo weilt er jetzt? Was treibt er? Denkt er wohl noch an mich? Hat er eine andere, eine Schönere, Klügere gefunden? Lieber, lieber Mond, wie ist's mir doch ums Herz!" . . .

Weilte das Herzchen der Tochter an diesem Maimondscheinabend des Jahres Eintausendachthundertzweiundzwanzig fern, fern von dem Pfarrdorf Sachsenborn im Harz, in der berühmten Universitätsstadt Göttingen, so befand sich der Pfarrer selbst in Gedanken in einer andern Stadt, welche einst auch eine berühmte Universität war, und wo er vor langen Jahren mit dem lange toten Bruder ein fröhliches, sonniges Burschenleben gelebt hatte. Diese Stadt war seit Jahren nicht mehr eine Universität; die alten Lehrer weilten meist nicht mehr unter den Lebenden, die alten Burschen waren zerstreut über das ganze weite deutsche Vaterland und waren meistens auch schon grau und runzlig und Männer in Amt und Würden und Hausväter, — Väter und Großväter geworden; und heute hatte die lahme Botenfrau über die Berge ein Zeitungsblatt in Sachsenborn und das Pfarrhaus hineingetragen, ein Zeitungsblatt, in welchem eine Gedächtnisfeier der toten Universität ausgeschrieben wurde, und welches die einstigen Kommilitonen, so viel ihrer kommen konnten und wollten, aufforderte, am neunundzwanzigsten Mai in dem ehemaligen Musensitz einzuziehen, um „einer reizenden Vergangenheit, die das Leben nur von der Lichtseite zeigte, auf einige Stunden wieder einen Schein von Gegenwart zu geben."

Hatte nicht der alte einstige Bursch von Helmstedt das Recht, aus dem Fenster seines Studierstübleins in den Mondnebel zu blicken und im Traum die schöne Jugendzeit und die untergegangene Julia Carolina wieder aufzubauen? Mancherlei Bilder und Gestalten zogen an diesem Abend dem Pfarrer Adam Cellarius in der Seele vorüber, helle und trübe, bis den

Beschluß eine gar finstere, traurig-unheimliche Erinnerung bildete —

„Armer Ernst! Arme Antonia!“

Das Töchterlein draußen am Hag unter den überrankenden Zweigen hatte unterdessen angefangen, ein Lied vom Scheiden und Meiden leise hinzusummen; allmählich aber war ihre Stimme, ihr selbst vielleicht unbemerkt, lauter und heller geworden und klang jetzt mit dem fernen Gesang der jungen Dorfleute wehmütig in die Mondscheingedankengespinste des Pfarrers hinein.

„Das muß ein wunderbar, wundersam Fest werden!“ murmelte er. „Wenn sie nun zusammentreten wieder einmal im Leben, all die alten Freunde, die sich beschauen und sich nicht mehr erkennen — ah, und die bekannten Straßen wieder durchschreiten, wenn auch nicht mehr so festen Schrittes und sporenklirrend wie einst, und zu den Fenstern hinaufwinken, aus denen nicht mehr die bekannten Gesichter hervorschauen! Ruhig, ruhig, Adam! Erinnere dich! Erinnere dich! Weißt du noch? Jenes Gaudeamus auf dem Kollegienplatz — dem toten Bruder gesungen, nachdem die Schläger über seinem Grabe gekreuzt worden waren? . . . Arme Antonia! Armer Ernst!“

Der Pastor von Sachsenborn hatte das Käppchen abgenommen und sprach mit bebenden Lippen ein: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern“ — ehe ein dritter Name über seine Zunge glitt. Eine Wolke zog vor den Mond in diesem Augenblicke; das Lied Ehrhardinens brach ab, tiefe Dunkelheit legte sich über das Bergtal, das Dorf Sachsenborn und das Pfarrhaus; nur der ferne Gipfel des Brockens behielt sein bläulich schimmerndes Licht.

„Ich reise! ich reise!“ sagte der Pfarrer, nach der fernen Kuppe hinüberschauend. „Nach meiner alten Universität — zu den lebenden Freunden — zu dem Grabe des Bruders!“

Die Tochter trug das Haupt zur Bruſt geſenkt und hatte die Hand feſt auf das Herz gelegt, als ſie langſam aus ihrer Laube hervortrat und auf das Vaterhaus, den ſchmalen Gartenweg entlang, zuſchritt. — —

II.

Im Hafen von Hamburg lag das wackere Schiff „The Witch of the waves", welches eben von London angekommen war, und die Paſſagiere warteten ungeduldig auf die Boote, welche ſie ans Land ſetzen ſollten. Es gab auf dem ganzen Schiff nur einen Menſchen, der ruhig und gelaſſen inmitten der Haſt und des Getümmels blieb. Etwas abſeits dem Haufen der Reiſegefährten ſtand er unbeweglich und blickte nach der nahen Stadt und der langverlaſſenen Vaterlandserde hinüber. Sein Geſicht war von fremder Sonne gebräunt, ſein Haar gebleicht vom Alter, das Auge matt und müde. Er lehnte etwas gebückt an einem Stock und war der Letzte, der langſam hinabſtieg in den Kahn, welcher ihn ans Land tragen ſollte. Erſt als er den Fuß auf den deutſchen Boden ſetzte, kam ein ſeltſames Leben in ſeine Züge, ein leiſes Zittern überlief ſeinen hagern Körper; er atmete aus tiefer Bruſt auf, lüftete dann ein wenig, wie grüßend, den Hut. Dann verlor er ſich im Wogen des Volkes und taucht in dieſer Geſchichte erſt wieder auf am Morgen des achtundzwanzigſten Mai zu der Zeit, wo ein ureinfach Gefährt, gezogen von einem abgelebten weißen, einäugigen Rößlein, auf der vom letzten Regentag aufgeweichten Landſtraße mühſam aus den äußerſten Vorbergen des Harzes ſich hervorarbeitet.

Die Sonne ſpiegelte ſich in tauſend und aber tauſend funkelnden Tröpflein, die an den Gräſerſpitzen, an den friſchen Laubblättern, an den ſtarren Tannennadeln hingen; die Lerchen ſangen hoch in der blauen Luft; tauſendfarbig, frühlingsfriſch

leuchtete und blitzte die weite grüne, fruchtbare Ebene bis zum Elmwald hin. Aus Sachsenborn ist das kleine Fuhrwerk ausgefahren; wir müssen es aber seinen Weg weiter fortsetzen lassen und uns im Geist in die wackere Stadt Königslutter versetzen, wo der deutsche König Lothar und sein Ehgemahl Richenza in der stillen feierlichen Stiftskirche begraben liegen. Lebendigstes Leben herrschte hier an diesem Morgen. Die Gassen waren voll Volks, und manch anmutig Mädchengesichtchen beugte sich aus dem Fenster und schaute hinab auf die Wagen voll alter Herren, die in das Tor von Braunschweig her rollten und auf dem Markte von den zwölf Hornbläsern der schwarzen Jäger mit der Melodie des Gaudeamus igitur begrüßt wurden. Und gezogen von zwei mutigen Rappen kam auch der Fremde, den wir in Hamburg haben landen sehen, und ließ vor dem Ratskeller halten, wo schon mancherlei freudiges Getöse laut wurde, und manch Wiedersehen mit Mund und Handschlag gefeiert wurde. Finster, das Haupt zur Brust gesenkt, stieg der Fremde die Treppe hinan, welche eben ein hochgewachsener stattlicher Herr, der ein farbiges Bändchen im Knopfloch trug und ein gewichtiger Mann im Staate war, ihm entgegen hinabschritt. Die beiden einander Begegnenden grüßten höflich im Vorbeischreiten, blickten sich einen Augenblick aufmerksamer an — dann setzten sie ihren Weg fort. Der Fremde befand sich oben auf der Treppe, der Mann mit dem Orden unten; jeder schaute, wie zweifelnd, noch einmal zurück; dann rief der eine:

„Eisenhard! Sind Sie — bist du es denn wirklich?"

Der andere rief:

„Hartriegel!" ohne etwas hinzuzusetzen; eilte aber schnell die Treppe wieder hinauf, und drei Minuten lang versperrten die beiden Jugendfreunde, welche sich da eben wiedergefunden hatten, den von allen Seiten andrängenden ehemaligen juvenes von Helmstedt den Weg. Sie hatten beide viel erlebt und viel Fragen aneinander zu tun, und die drei Minuten auf dem

Treppenabsatz reichten bei weitem nicht aus zu allen diesen Fragen und Antworten.

„Später! Später, Ludwig!“ sagte der als Siegfried Hartriegel Angeredete. „Später! ich komme einen weiten Weg her, und unaufhaltsam hat mich dieses Fest in seinen Wirbel gerissen — wider Willen! Wider Willen, Ludwig! Hundertmal hab' ich umkehren wollen, und ich habe es nicht gekonnt! Ich habe auch einen Sohn hier in dem alten Deutschland!“

Der Mann mit dem Orden drückte dem Finstern stumm die Hand und schüttelte den Kopf; aber wirklich allzu lustig läuteten rings umher die Gläser und klangen die Trinksprüche und die Begrüßungsworte der verwaiseten Helmstedter Burschen, als daß hier der Ort gewesen wäre, in diesem Augenblick das auszusprechen, was er dem fremden bedrückten Mann hätte sagen müssen. Der Regierungsrat Eisenhard gab sich so selten als möglich eine Blöße: er schwieg deshalb auch jetzt. —

III.

Auf der äußersten Spitze des Korneliusberges gegen Süpplingenburg hin liegen viele gewaltige Felsensteine, welche die Hand der Natur nicht so aufgetürmt hat, wie sie gelegen sind. Altgermanische Vorfahren haben sie so zusammengewälzt, sei es als Gedächtnismäler gefallener Helden, sei es als Altäre der bildlosen großen Gottheit, die sie im dumpfen Ahnen besser und klarer erkannten, als römische und hellenische Weisheit in all ihrer Pracht und Herrlichkeit sie faßte. Zwei Männer standen auf einem dieser Steine im roten Scheine der untergehenden Sonne und schauten tief bewegt hinab auf die unten im Tal liegende einstige Universitätsstadt Helmstedt. Einen der Männer kennen wir schon; es war der greise Pfarrer von Sachsenborn, Adam Cellarius. Der andere, mit der kurzen Pfeife im Mund und dem Knotenstock, untersetzter Statur,

ziemlich bejahrt, aber ebenfalls aller Körper- und Geisteskräfte im vollsten Maße noch mächtig, war Herold, ein Arzt in einer kleinen Landstadt, welchen der Pfarrer auf seinem Wege zur alten Universität mitgeführt hatte auf seinem Korbwägelchen. Auch zwei Jugendfreunde, traurigen Herzens inmitten des fröhlichen Volks, welches hier auf dem Korneliusberg den Zug der ehemaligen Studiosen von Königslutter her erwartete.

„Hier, hier war es! Hier lag er, und sein rotes Blut färbte die dürre Heide und das Gras!" murmelte der Pastor — „Ernst! Ernst! . . . Drunten liegt er in seinem kühlen Grabe —"

„Ruhig! Ruhig, Mann!" sagte der Arzt. „Es war ein wackerer Junge, und er führte seine Klinge gut; aber den Stoß —"

„Die arme Antonie ruht nun auch lange neben ihm — ach, Heinrich, ich wollte, ich wäre nicht gekommen!"

„Wer weiß, was ihm durch seinen frühen Tod alles erspart ist im Leben," sagte der Arzt. „Er ist in Jugendlust und Jugendkraft davongegangen, und der Tod ist ihm leichter geworden, als er uns vielleicht bald genug werden wird; es war ein ehrlicher Kampf!"

Der alte Pfarrer strich über die Stirn und wischte eine Träne aus jedem Auge. „Horch, da kommen sie!" sagte er dann.

„Wahrhaftig!" rief der Arzt. „Salvete! Salvete! Vivat, vivat Julia Carolina! Ruhig — ruhig, immer ruhig Blut, Mann! Horch, Adam — sie blasen das Gaudeamus — sie kommen! sie kommen!"

Ferne Hornmusik klang in der Tat leise herüber, und jetzt bewegte sich der lange Zug der Wagen die Landstraße daher. Das Volk von Helmstedt eilte den Kommenden entgegen, und die beiden alten Freunde blieben unter den Felsenmälern allein zurück. Drunten in der Stadt läutete die Glocke der Kollegienkirche zum Gruß der einstigen akademischen Bürger. Der Pfarrer von Sachsenborn nahm den Hut ab, und der Arzt folgte seinem Beispiel, indem er die mit einem Blumenstrauß geschmückte

graue Mütze hoch in die Luft schleuderte und geschickt sie wieder fing.

Jetzt hielt der Zug auf dem Gipfel des Korneliusberges; jetzt stiegen die Burschen aus den Wagen und ordneten sich, um Arm in Arm, umwogt von der grüßenden Philisterschar von Helmstedt, zu den Lübbensteinen hinzuziehen. Ihnen voraus schritten, einen herzerfrischenden Marsch blasend, die Hornisten. Immer näher, immer näher stieg die fröhliche Jugendzeit in den alten Studiengenossen, den beiden Freunden auf dem Felsblocke. Der letzte Schimmer der Sonne verglühte am westlichen Himmel, als unter einem jubelnden Vivat und weitschallenden Tusch der Trompeten und Hörner die letzten Studenten von Helmstedt ihre Universität begrüßten. — „Accinite, commilitones! — — effervescite, laetissimae acclamationes! Vivat, floreat Helmstadium! Vivat et floreat apud pios omnium animos Julia Carolina, vivat et floreat in aeternum!" rief eine Stimme von dem höchsten Steine in die herabsinkende Nacht hinein. — —

„Willkommen, Helmstedts Musensöhne!" stand über der Ehrenpforte am Kirchtore, durch welches die einstigen Burschen jetzt einzogen in ihre Musenstadt. Das waren die alten Straßen — das waren die alten Häuser! Tücher wehten aus den Fenstern — manch hübsch Sträußlein fiel nieder und wurde dankend aufgehoben und im Knopfloch befestigt — Hoch! Hoch, die Julia Karolina! Manch ein Bürger drängte sich in den Zug, einen wohlbekannten alten Hausgenossen erkennend und ihm freudig dringend die einstige „Kneipe" wieder zur Verfügung stellend. Wie im Traum schritten manche der Kommilitonen einher! — Die alte Zeit war wiedergekommen — grauköpfige Herren warfen Kußhände zu den Fenstern empor wie vor zwanzig, dreißig Jahren; trübe Augen wurden klar und hell, neue Kraft und Festigkeit gewannen die Füße auf dem wohlbekannten Straßenpflaster — lebendiger pochte und

klopfte jedes Herz in der Bruſt. Floreat vigeatque Helmstadium! —

Auf dem Rathauſe nahm die Bürgerſchaft die lieben Gäſte in Empfang, und ein jeder Philiſter führte die ihm zugeteilten jubelnd und frohlockend in ſein Haus. Wie ehedem regte es ſich in den Gaſſen, wie ehedem trieb es ſich über die Plätze, wie ehedem bildeten ſich Gruppen an den Straßenecken; wie ehedem lagen ja die akademiſchen ſilbernen Szepter und die Albums der Univerſität auf ihren rotſametnen Kiſſen im großen Saale des Kollegienhauſes. Die alte Univerſität war auferſtanden von den Toten für eine Nacht und einen Tag.

IV.

In einem dunkeln engen Gäßchen der ehemaligen Muſenſtadt, in einem dunkeln Hauſe, in einem dunkeln engen Stübchen, an welches ein noch engeres dunkleres Kämmerlein ſtieß, hatten der Paſtor Adam Cellarius ſamt dem Doktor Herold ein Unterkommen gefunden. Beide kannten Gaſſe, Stube und Kammer gar wohl — ſie kannten auch den kleinen blinden Spiegel und die Pfauenfeder dahinter, ſie kannten den wackligen rotgemalten Tiſch und den zerriſſenen Lehnſtuhl hinter dem Ofen. Dreißig Jahre waren bereits vorübergegangen, ſeit ſie dieſer ihrer einſtigen Studentenwohnung den Rücken gekehrt hatten — die Menſchen hatten ſich wohl verändert, Stübchen und Gaſſe aber nicht. Der Paſtor ſaß, die Stirn in der Hand, in dem alten Lehnſtuhl, der Doktor ſaß in der Fenſterbank und ſchaute hinunter in die dämmerige Straße.

„Dachte ich doch eben, der Profeſſor Beireis trabe da um die Ecke!“ ſagte der Arzt, ſeinen Platz am Fenſter verlaſſend und auf den Freund zutretend. „Brauſepulver muß ich heute abend noch nehmen, um das Blut und die Nerven zu beruhigen. Wach auf, Adam, — der Menſch kann wahrhaftig nichts für

seine Natur: du warst ein Träumer, bist ein Träumer geblieben und wirst ein Träumer bleiben."

Der Angeredete blickte lächelnd in die Höhe. „Heute mußt du mir das verzeihen, Heinrich; ich habe das Recht dazu und glaube, auch du bist bereits in denselben Fehler gefallen, den du mir vorwirfst."

Der Arzt nahm die Pfeife aus dem Munde. „Du magst Recht haben, Adam. Das ist ein seltsames Fest!" brummte er.

Jetzt schritt der Pfarrer von Sachsenborn zu dem Fenster und blickte hinaus; aber nicht hinab in die Gasse, sondern hinüber zu einem Fenster, aus welchem bereits der Schein einer Lampe in die Dämmerung und den Mondschein hinausfiel. Der Arzt trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter; ohne ein Wort zu sprechen standen die beiden alten Studenten eine geraume Zeit nebeneinander. Dann seufzte Adam Cellarius tief und sagte:

„Da wohnte sie!"

Zwei andere Männer traten in demselben Augenblick in die Gasse und hielten unter dem Hause an. Der eine stützte sich schwer auf den andern und seufzte ebenfalls gar tief und beklommen, und eine noch schwerere Last schien auf seiner Seele, als auf der des Pfarrers zu liegen.

„Da! Da!" flüsterte er, auf das erleuchtete Fenster deutend.

„Komm, komm, Siegfried!" sagte der Andere. „Du hast es gewollt — komm fort!"

„Ja, ich habe es gewollt!" murmelte der erste, und beide durchschritten langsam und schweigend die Gasse. Der Pfarrer von Sachsenborn blickte ihnen nach — er hatte durchaus keine Ahnung davon, wer da eben seinen Lebensweg wieder gekreuzt hatte; aber ein unabweisbares Gefühl der Unruhe kam plötzlich über ihn und zog ihn wieder hinunter in die Gassen von Helmstedt. Hier herrschte das fröhlichste Leben, die meisten Häuser waren festlich erleuchtet, und die Musik erschallte aus allen

von den Burschen wieder okkupierten Gasthäusern. Der Mond zog still und friedlich am Himmel dahin, und die frische Luft der Mainacht tat dem erregten alten Pastor Adam Cellarius gar wohl. Auf manchen Jugendbekannten stieß er bei seinem Gange durch die Straßen, und den Doktor verlor er bereits an der zweiten Ecke, wo derselbe in einer sehr lebendigen, lustigen Schar von Kollegen und einstigen Kommilitonen verschwand. Auf dem festlich glänzenden Ducksteinkeller aber fragte mit dem schönen Liede Houwalds eine kräftige Stimme:

„Bringt ihr zur Lust, die aus dem Becher winket,
Wie sonst noch einen frohen, freien Geist?
Begreift ihr jetzt, warum man ‚Schmollis' trinket?
Und was das tiefe Wort ‚Fiducit' heißt?"

Und jauchzend, daß es weit in die Nacht hinein klang, antwortete ein voller Chor:

„Ja! Schmollis dem ganzen Menschengeschlecht,
Und dann: Fiducit auf Gott und auf Recht!"

Lauschend stand der Pfarrer von Sachsenborn da und summte die Melodie nach, bis der Vers kam:

„Es lebe alles, was wir einst besessen,
Was uns erfüllt, begeistert und geweckt!
Es lebe, was das Herz wird nie vergessen,
Obgleich es längst ein dunkler Schleier deckt." —

Da verließ er, die Hand auf die Brust drückend, seinen Standpunkt und schlich an den Häusern hin, den Hut tief in die Stirn gezogen, um nicht noch einige Male angehalten zu werden, einsam und scheu dem Gottesacker der Sankt Stephanskirche zu, wo unter den vielen gelehrten und berühmten Männern so manches junge, früh verglühete Burschenherz und auch der tote Bruder und die arme Antonie ihren letzten Schlaf schliefen. Er hatte nicht lange zu suchen, um die grünen eingesunkenen Hügel zu finden, und lehnte bald an dem schwarzen Kreuz, welches

das Grab des Bruders bezeichnete. Er gab seinen Gedanken keine Worte, und fast hatte er auch keine bestimmten, festen Gedanken: er fühlte die wonnige Mainacht und blickte in den flimmernden Mondschein und atmete den Duft der blühenden Gesträuche und Blumen rings umher; aber er war gleich einem Traumwandler. Er vermochte nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten, schwindelnd mußte er sich auf einem der nächsten Grabsteine niedersetzen, und die Ellenbogen auf die Knie gestützt, das Haupt in die Hände gelegt, saß er lange Zeit unbeweglich da. Allmählich legten sich die Wogen seiner Seele, die Bilder, die seinen Geist durchzogen, wurden klarer und bestimmter, er konnte sie auseinanderhalten und sie dann in gewisser Reihenfolge ordnen.

Da zogen zuerst zwei junge Gesellen, lebensmutig, rotwangig ein in das Tor der alten Musenstadt. Das war lange, lange Jahre her! Grüne Laubzweiglein trugen sie an den Hüten, und alles vor ihnen und um sie her war Frühling und Sonnenschein. Zwillingsbrüder waren es — Adam und Ernst Cellarius; fast gleich an Gestalt, Gesicht und Haar; aber ganz verschiedenartig an Geist und Gemüt. Der erste still und sanft, der zweite wild und leidenschaftlich, doch treu und brav wie der mildere Bruder. In der engen, dunkeln Gasse, in dem Stübchen, welches dem Pfarrer Adam heute noch so bekannt war, warfen sie die leichten Ränzel ab, entledigten sie die kleinen Lederkoffer, die der Fuhrmann ihnen nachführte, des Inhalts, welchen die mütterliche Vorsorge und die väterliche Gelehrsamkeit ihnen hineingestopft hatte. Bald prangten an der Wand die beiden Matrikeln, durch welche die alma mater sie in die Zahl ihrer Kinder aufnahm; bald prangten die beiden Schläger über einem Paar gewaltiger Fechthandschuhe. O selige Zeit! Zeit, wo jeder Nerv, jede Muskel dem Geist gehorchte und der Geist selten etwas wollte, was nicht jeden Nerv, jeden Muskel anspannte —

„Vom hohn Olymp herab ward uns die Freude,
Ward uns der Jugendtraum beſchert."

Es war dem Pfarrer von Sachſenborn, als ob ein leiſes, wehmütiges Raunen und Klingen durch die Luft ziehe, als ob es ſich ringsum in den Gräbern rege — unwillkürlich ſchauete er auf — aber die alten und die jungen Schläfer drunten ſchliefen feſt genug; nur eine ferne Nachtigall ſang ihr Klagelied, und der weiße, leuchtende Mondnebel hob und ſenkte ſich über den Gräbern.

Des Pfarrers Geiſt war wieder in dem kleinen Stübchen in der engen Gaſſe. Manch bekannter Tritt erſchallte auf der Treppe, manch bekanntes Geſicht blickte in die Tür. Singende, jubelnde Scharen der Genoſſen zogen unter den Fenſtern vorüber und hielten und winkten und riefen:

„Weg Corpus juris, weg Pandekten,
Weg mit den theologſchen Sekten!
Weg mit der Medizinerei!
Vor ſolchen Muſen hab' ich Scheu!"

Hinaus! Hinaus! Zu Roß, zu Fuß, zu Wagen — hinaus! Hinaus in die freie Luft, in den grünen Wald! Wer kann hier atmen zwiſchen den Mauern und dumpfen Wänden? „Die Bücher vom Tiſch, Adam! Da kommt der Siegfried ſchon!"

„Siegfried Hartriegel!" ſagte der Pfarrer von Sachſenborn, und er ſenkte ſein greiſes Haupt tiefer — tiefer — tiefer. „Siegfried Hartriegel, Mörder meines Bruders und ſein Freund — mein Freund!" Leiſe, als wolle er den Namen des Schuldigen dem richtenden Gott nicht verraten, hatte der Alte dieſe Worte hingehaucht: daß ſie das Ohr desjenigen getroffen hatten, dem ſie am vernichtendſten waren, wußte er nicht. Dicht neben ihm im dunkelſten Schatten des Gebüſches ſtand der unglückliche Jugendfreund, bewegungslos, wortlos, im tiefſten Innern

vernichtet, ein alter, alter, bedauernswerter Mann! „Arme Antonie!“ sagte Adam Cellarius. „Du wareſt nicht ſchuld daran, deine klaren blauen Augen konnten nichts dafür, daß ſie die beiden verzaubert hatten! Friede deiner Aſche, Antonie!“ In herzzerreißender Beſtimmtheit und Klarheit löſte ſich ein anderes Bild aus der Mondnacht los.

Unter den Hünenſteinen auf dem Korneliusberge ſtanden Bruder und Freund einander gegenüber, während in dem kühlen, ſtillen Kollegienſaale Adam, nichts wiſſend, nichts ahnend, den Worten des Lehrers lauſchte. Dem Bruder zur Seite ſtand Herold, der Mediziner; Sekundant Siegfrieds war Ludwig Eiſenhard, der Juriſt. Die Klingen blitzten im Strahl der Abendſonne; zu kurz war der Kampf, um den Sinnverwirrten Zeit zur Beſinnung zu laſſen; mit durchbohrtem Herzen ſank Ernſt Cellarius lautlos zuſammen, und der herbeieilende Bruder fand nur noch die ſtarre, ſtumme Leiche, der man mit Mühe die im wilden Grimme feſtgepackte Waffe aus der Hand winden konnte. Lange lag Adam in einem hitzigen Fieber, das ihm die Beſinnung ganz und gar nahm. Als er wieder erwachte, wußte niemand ihm Nachricht zu geben, wo der unglückliche Siegfried geblieben ſei. Er war verſchwunden, und keiner wußte, wohin er gegangen.

„Arme Antonie!“ ſeufzte der Pfarrer von Sachſenborn. Der Fliederbuſch über dem Grabe des toten Mädchens hub an im Nachtwind leis zu rauſchen, es neigten und beugten ſich alle Blumen und ſchwanken Grashalmen — zuſammenſchauernd erhob ſich der alte Student von Helmſtedt. Mitternacht ſchlug die Glocke auf der Kirche des heiligen Stephan. —

„Gute Nacht, Ernſt! Gute Nacht, Antonie!“

Langſam, müde und gebrochen verließ der Pfarrer den Friedhof: ein anderer trat hervor, ſich über die beiden Hügel zu neigen! —

V.

Die kleine Stadt war fast ganz wieder in ihre gewöhnliche Stille zurückgesunken; die meisten Lichter und Lampen in den gastfreundlichen Häusern waren erloschen; nur selten ließ sich noch ein Schritt in den Gassen vernehmen. Aber in dem dem Pfarrer von Sachsenborn einst so wohlbekannten Duckstein-keller saß noch ein Kreis stichhaltender Zecher vor den mit Rhein-weinflaschen besetzten beiden langen, einen rechten Winkel bildenden Tischen, und unter dem Läuten der Römer klang es wehmütig in die stille Nacht hinaus:

„Fato cessit Julia,
Silent professores,
Vacant auditoria.
Sola nos memoria
Vocat auditores."

Ohne Anfechtung von außen erreichte der Pastor seine Behausung, in welche der Doktor Herold noch nicht zurückgekehrt war. Wie hätte er sich aber zur Ruhe niederlegen, Ruhe finden können? Nachdem er lange noch auf- und abgeschritten war, zog er den wackelnden Lehnstuhl hinter dem Ofen vor in die Nähe des Fensters, öffnete einen Flügel desselben, setzte sich und blickte hinaus in die stille Nacht. Der Mond hatte seine Bahn am Himmel vollendet, nur einzelne Sterne funkelten milde hie und da. Auch das Licht drüben in dem Stübchen, wo einst die arme Antonie gewohnt hatte, war lange erloschen; klar aber leuchtete das Bild der Jungfrau in der Seele des Träumenden.

„Was für eine süße, sanfte Stimme sie hatte, wenn sie drüben über ihrer Arbeit sang — und wie sie rot wurde und acht Tage ihre Gardine nicht aufgezogen wurde, als ihr Ernst die Rosenknospe hinüber ins Fenster geworfen hatte! — Alles dahin! dahin!"

Jetzt aber erhob die Phantasie ihren Zauberstab und zeigte dem Pfarrer von Sachsenborn andere Bilder: — sein eigenes

kleines Glück, welches er in einem vergessenen Bergtal in den Tannenwäldern des Harzes gegründet hatte. Sie zeigte ihm die früh heimgegangene Gattin und ihr Grabkreuz auf dem kleinen Dorfkirchhof; dann stieg das Bild der guten, schönen Ehrhardine auf, und eine Schar freundlicher, mutwilliger Geisterchen und Genien versammelte sich um den Alten, stimmte die Hörner, probierte die Pauken, und erbaulich klang dem Pastor ein Vers jenes vorhin vernommenen Festliedes auf:

„Wohlan! so lebe denn im Saft der Reben,
Wer die Dogmatik sich im Herzen fand!
Wer Exegese aus Natur und Leben
Und Homiletik lernt' im Ehestand!"

Und die ganze Gemeinde von Sachsenborn sang in weiter, weiter Ferne den Chor:

„Ja, wer die Menschen zu Menschen erzog,
Wer lehret und tröstet, der lebe hoch!"

Manche wohltätige Träne entrollte dem Auge des Greises, als ihn plötzlich eine Hand, die sich ihm auf die Schulter legte, erschreckt auffahren machte. Er hatte weder den schwerfälligen Tritt des Doktors Herold, noch das Öffnen der Tür gehört.

„Du bist noch nicht zu Bett, Adam, und sitzest so im Dunkeln?" fragte der Arzt. Seine Miene war sehr bewegt.

„Mir ist wohl so!" lächelte der Pfarrer. „Hast du das Wiederaufleben unserer Julia Carolina fröhlich gefeiert, Heinrich?"

„Nach Gebühr," sagte der Arzt und zog einen Stuhl an die Seite des Freundes. „Adam," sprach er ernst, „Adam, er ist auch hier."

Der Pfarrer erhob sich zitternd. „Wer? wer?" fragte er hastig und mechanisch, denn die Frage war unnötig.

„Siegfried Hartriegel!"

„Ah!" Der Greis sank stumm in den Lehnstuhl zurück.

„Er ist sehr zu beklagen — er ist sehr elend!“ sprach der Arzt.

„Heinrich, Heinrich — ah, weshalb mußte ich hierher kommen? Ich will fort — jetzt — gleich fort!“

„Beruhige dich, Adam! Auch sein Wille ist's nicht gewesen, diesen Ort wieder zu betreten. Es liegt schwer auf seiner Seele.“

Der Bruder Ernsts hatte die Hände gefaltet und stöhnte leise.

„Wo hast du ihn erblickt, Heinrich?“

„Er kam vom Kirchhof von Sankt Stephan! Ich habe ihn angeredet, da er mich erkannte. Ich konnte nicht anders.“

Der Pfarrer griff nach der Hand des Freundes, sprach aber kein Wort, und lang noch saßen die beiden alten Studenten stumm neben einander.

„Wir wollen zu Bett gehen, Heinrich!“ sagte dann Adam Cellarius; seine Stimme war ruhig; ruhig und heiter war sein Auge, als der Arzt die kleine Lampe angezündet hatte. — —

VI.

Sonnenschein am Himmel und auf der Erde, Sonnenschein in aller Herzen! Unter dem Geläut der Glocken zogen vom Stadthaus aus die einstigen Studenten von Helmstedt — dreihundertsiebenunddreißig an der Zahl — nach dem Juleum. Ihnen voran wurden die akademischen Szepter und die Namensverzeichnisse der Universität, seit der Stiftung im Jahre 1576 bis zur Aufhebung 1809, feierlich getragen. Mit Blumen und grünem Eichenlaub hatte man ihnen den Weg bestreut und

non omnis morietur Julia

stand über dem bekränzten Eingang des Juleums.

Der Pfarrer von Sachsenborn ging gebückt am Arm des Jugendfreundes einher — er hatte es schier vermieden, das Auge vom Boden zu erheben.

Auch Siegfried Hartriegel befand sich im Zuge, und der Regierungsrat Eisenhard schritt an seiner Seite ein in den großen Hörsaal, wo die berühmten Katheder so manches Jahr schon leer standen, und die berühmten alten Professoren, wie es den meisten schien, mit einem Ausdruck der Trauer und Wehmut aus ihren Rahmen an den Wänden auf das neu erweckte Leben herabschauten. Feierliche Stunden gingen den Festgenossen unbemerkt in dem gotischen, so wohlbekannten Raume vorüber: es wurden Reden gehalten, ernste und heitere, deutsche und lateinische, und wurde manch begeistertes Lied gesungen. Den Schluß der Parentalien bildete ein Choral, mit dessen Ausklingen die erregten Musensöhne wieder hinausströmten ins Freie, in der Sonne, der frischen Luft ihren zusammengepreßten Gefühlen Raum zu geben. Der Arzt wurde wieder von der Seite Adam Cellarius' fortgerissen; der Greis hatte wenige Bekannte getroffen, er fand sich wieder einmal allein inmitten des lebendigsten Gewühls. Er lächelte, auf seinen Stab gestützt, in das frohe Treiben hinein, ihm war so wohl, er wußte es kaum zu sagen, noch weniger es zu erklären. Vor seinen klaren Augen lebten, gingen und kamen die Gestalten der Vorzeit; der Herzog Julius zog ein mit seinem Kanzler Joachim Mynsinger von Frundeck, mit Rittern und Rossen, Grafen, Landständen und Gesandten, nach kaiserlichem Privilegium die Universität zu gründen. Im hellen, glänzenden Sonnenschein schwebte die lange, lange Reihe geistesstarker Männer vorüber, die hier gewirkt hatten: Martin Chemnitius kam und Heshusius, Georg Calixtus trat einher und Mosheim und Henke, die Theologen. Es kamen die Philosophen Johannes Caselius und Hermann Conring; — es kamen die Juristen Leyser, Eisenhart und Häberlin, Vater und Sohn gleich berühmt; — Heister und Beireis, die Ärzte, schritten hervor. Erst als der alte Pastor aus den Harzbergen an die traurige Zeit der Fremdherrschaft und an Johannes von Müller, der die

Universität auflöste, dachte, ward seine Stirn wieder finsterer, sein Auge wieder trüber. Trug nicht noch das Bild des herzoglichen Stifters im Juleum die Spuren der Vandalenzerstörung, der französischen Bayonette? Der Alte faßte den Stock fester; aber vor solch wonnigem Maienblau und Grün und Glanz hielt das finstere Grämen nicht Stand; ein Gedanke an die todesmutige, rächende Jugend, die aus den verödeten, verwüsteten Hörsälen in die Befreiungsschlachten sich stürzte, verscheuchte es. Auch der Pfarrer von Sachsenborn ließ sich von dem Strome der Menge mit hinaustragen in den allgemeinen Festjubel: die dunkeln Bilder der Vergangenheit erbleichten; mehr und mehr gewann die blühende Gegenwart ihr Recht. Der scheidende Frühling und der kommende Sommer schienen wirklich an diesem Tage im Verein ihre schönsten Schätze auf die einstige Musenstadt ausschütten zu wollen. Rund um die Stadt unter den schattigen Baumgängen wogte es. Kommilitonen und Philister schritten Arm in Arm einher und sprachen von der vergangenen Zeit, und die schönen Frauen und holden Jungfrauen hatten sich auch nicht in ihre Kämmerlein verschlossen, sie vermehrten gern und willig das bunte Getümmel. Still lächelnd wandelte Adam Cellarius einher, und manch einen herzlichen Gruß von Unbekannten hatte er herzlich zu erwidern. Nach aller Aufregung durch Altes und Neues war es still und friedlich in seiner Seele geworden; — er fürchtete sich fast nicht mehr vor jener dunkeln Gestalt, die in jedem Augenblick aus der fröhlichen Menschenmenge auftauchen konnte, um einen blutigen Schleier über alle Heiterkeit dieses seltsamen Lebenstages zu werfen. Das Töchterlein seines Wirtes hatte ihm mit dem Kaffee und ihrem Glückwunsch einen feinen Blumenstrauß gebracht, den trug er in der Hand den ganzen Morgen — dem Pfarrer von Sachsenborn war gar wohl und selig zu Mute! — —

VII.

Seitsab dem Wege und den Fußwandelnden im Schatten eines dunkeln Gebüsches auf einer verfallenden Rasenbank saß einsam und allein ein Mann, dem der Sonnenschein nicht ins Herz gedrungen war, dem jeder Ton und Laut der Lust und des Behagens ein Mißklang erschien, der kein Lächeln, keine Träne für das Fest hatte — das war Siegfried Hartriegel, der Gegner von Ernst Cellarius. Mechanisch war er dem Regierungsrat zur Feier in das Juleum gefolgt; er hatte ihn aus den Augen verloren, und nun saß er hier, finster vor sich hinstarrend. Auch er fürchtete das Erscheinen eines Gesichtes, und jeder Gedanke daran zog ihm das Herz wie im Krampf zusammen.

Aus dem Dunkel, in welchem er kauerte, hatte er die Aussicht in einen Laubgang, in welchen die Sonne ihre warmen Strahlen schräg hineinschoß. Unendliches Leben tanzte und flatterte in diesen glänzenden Bahnen auf dem schwarzgrünen Grunde; flimmernde Schatten hüpften auf dem Boden, wie der erfrischende Morgenwind mit den zarten Zweigen und Blättern, die den Bogengang bildeten, spielte und tändelte. Durch diesen Bogengang sah der Einsame das fröhliche Leben auf dem Hauptwege bunt in der Ferne vorbeigleiten; aber noch niemand der Lustwandelnden hatte diesen Seitenpfad selbst eingeschlagen. Siegfried Hartriegel hatte Zeit und Gelegenheit, seinen finstern Gedanken nachzugehen!

Er versuchte es, an seinen wackern Sohn, den zu besuchen er aus Amerika nach Deutschland gekommen war, zu denken; er versuchte es, hellere Bilder seines vielbewegten Lebens im Geiste zurückzurufen: er vermochte es nicht! Zu schwer lastete an diesem Orte die böse Erinnerung seiner eigenen Jugend auf ihm. Er hatte gestern Abend auf dem Stephanskirchhof wohl geahnet, wer der nächtliche Beter an dem Grabe der armen Antonie und des erstochenen Ernst sei. —

„Fort! fort! fort!“ rief er aufſpringend. „Er wird erſcheinen, wenn ich nicht gehe! er wird mich anſchauen — ſein Blick wird mich vernichten! O, was hat mich hierher getrieben?“

Er unterbrach ſeine wilden Ausrufe, ſei Auge wurde ſtarr, ſeine ganze Geſtalt, vorgebeugt, nahm den Ausdruck des fieberhafteſten Lauſchens an — langſam wandelte eine Männergeſtalt den Laubgang hinunter. Der Näherkommende trug den Hut in der Hand, die ehrwürdigen Silberlocken glänzten in der Sonne. —

„Adam — Adam Cellarius!“ flüſterte der Einſame, unfähig, ein Glied ſeines Körpers zu bewegen. Der alte Pfarrer von Sachſenborn hob lächelnd das ſinnende Auge vom Boden, erblickte den Fremden, ohne ihn zu erkennen und ſchritt auf ihn zu mit freundlichem Gruße. Jetzt erregte der ſtarre, unbewegliche Blick des Mannes ſeine Aufmerkſamkeit, er trat noch einen Schritt näher, dann aber im plötzlichen Erſchrecken drei zurück. —

„Siegfried Hartriegel!“ rief er, mit abwehrendem Entſetzen die Hände ausſtreckend.

Der Wiedererkannte regte ſich nicht; als aber der Bruder des toten Ernſt ſcheu zurückblickend ſich weiter von ihm entfernte, ſank er nach und nach in ſich zuſammen, bis er zuletzt bewußtlos zur Erde ſtürzte.

Tauſend widerſtreitende Gefühle regten ſich in der Bruſt des Pfarrers; — er ſtand ſtill! — Sollte er den Mörder des Bruders ſeinem Schickſale überlaſſen? Er konnte ja ihn im nächſten Augenblicke mit einer Menge teilnehmender, hilfebringender Leute, durch einen einzigen Ruf, umgeben! . . . Der Pfarrer von Sachſenborn rief nicht die Fremden zu Hilfe! Schon kniete er neben dem Bewußtloſen und hob mit zitternden Händen das Geſicht desſelben von der feuchten Erde. Er blickte in die einſt ſo wohlbekannten Züge des Jugendgenoſſen — —! Er ſah, daß Gott der Herr ſchon lange Gericht gehalten hatte, daß es nicht mehr ihm zukam, an die ungeſühnte

Schuld zu denken in diesem Augenblick. Er tat nichts und konnte nichts tun, was das Wiedererwachen des unglücklichen Siegfried gefördert hätte; er hielt das Haupt desselben an seiner Brust und betete leise; so fand ihn der Arzt Heinrich Herold, welcher schon lange ihn unter der Menge gesucht hatte! — —

VIII.

Die sinkende Sonne des folgenden Tages rötete bereits die Wipfel der Bäume längs der Landstraße, als der kleine Korbwagen, den wir bereits kennen, wiederum langsam, langsam in die Wälder und Berge des Harzes einkroch. In der eben verlassenen Landstadt hatte der Pastor Cellarius den Doktor Herold abgesetzt an der Tür seines Hauses und ihn wohlbehalten der harrenden, winkenden Gattin überliefert; er befand sich nun mit dem getreuen Knecht Hans allein auf dem Gefährt. Es war dem Pfarrer schon recht, daß die weiße Liese sich Zeit nahm und daß der brummende wackere Hans die Peitschenschnur verloren hatte: er hatte an mancherlei zu denken und viel, viel in sich zurecht zu legen. Noch hallte das letzte herrliche Gaudeamus, welches in passender Umdichtung die ehemalige Helmstedter Burschenschaft in vergangener Nacht beim Leuchten der erlöschenden Fackeln auf dem Kollegienplatze den Manen der Universität dargebracht hatte, — nach in seiner Seele; noch zitterte in leisen Schwingungen sein Herz über dem Gedanken an jenen, der in seinen Armen gestern die Augen wieder aufgeschlagen hatte, und Milde und Barmherzigkeit erfüllte sein ganzes Sein.

O glücklicher, seliger alter Adam Cellarius! —

Der Pfarrer von Sachsenborn hatte den Unglücklichen mit sich führen wollen in sein stilles Walddorf; aber es konnte nicht geschehen, und es war besser, daß Siegfried Hartriegel seinen eigenen Weg weiter zog, befriedigter, leichter denn zuvor! —

Jetzt fuhr das Wäglein ein in den Wald, dessen Vogelscharen sich bereits zur Ruhe begaben.

Kein Lüftchen regte sich; der heimatliche Tannenduft ließ sich so wohlig einatmen; mehr und mehr verschleierte sich das eben Durchlebte in der Erinnerung, und die Gegenwart in all ihrer Süße und Heimlichkeit trat wieder in ihr Recht.

Nun wartete wohl schon die gute, schöne Ehrhardine oben am Berge, wo man den Weg so weit überblicken kann, des alten Vaters. Der Pfarrer glaubte die Abendglocke seines Dorfes, welche seine Pfarrkinder von der harten, schweren Tagesarbeit zurückrief in die stillen Hütten, in weiter Ferne zu vernehmen. Alle Freuden, in die er sich die langen Jahre seines Lebens hindurch fast unbemerkt eingelebt hatte, standen leuchtend im stillen Glanz vor ihm da: das Herz drohte dem Alten zu springen! — Und länger und länger wurden die Schatten, und tiefer und tiefer sank die Sonne. Die Heimchen zirpten in den Gräben am Wege, und Dunkelheit erfüllte den Wald. Wieder stieg hinter den Bergen der Mond auf und schauete aus nach dem Herrn Pastor; blickte aber auch zugleich in das stille Studierstübchen im Pfarrhause zu Sachsenborn und sah nach, ob alles recht sei.

Horch, was war das?

Gesang einer klangvollen Männerstimme, fern im Walde, traf das Ohr des Pfarrers, er horchte und erkannte ein vielgesungenes Reiselied, welches die wandernden Studenten in mancher schönen Sommernacht, vor seinem Fenster vorüberziehend, hatten erschallen lassen.

Näher kam und näher der Gesang, und jetzt schritt einen engen, finstern Bergpfad in den Mondschein auf der Landstraße ein junger Gesell herab und nach fröhlichem Gruß dicht neben dem Fuhrwerk des Pfarrers her.

„Wohin des Weges, nächtlicher Wanderer?“ rief der Alte lustig. „Steigt auf, ich nehme Euch mit.“

„Danke, fahrender Mann!“ lachte der Angeredete. „Hab' gute Beine, will nebenher laufen.“

„Ich bin der Pfarrer von Sachsenborn; wollt Ihr Nachtquartier bei mir nehmen, junger Freund — ziehe auch her von der Universität, Kommilitone.“

„Angenommen!“ rief der andere, dem Alten die Hand aufreichend. „Eine Vertraulichkeit ist der andern wert; — heiße Hartriegel — George Hartriegel aus Tuscaloosa — United States of North-America! Doktor der Medizin, gegenwärtig Student im alten deutschen Vaterland!“

„Hartriegel?! Georg Hartriegel?!“ rief der Pfarrer. „Sein Sohn! sein Sohn — von dem er sprach!“ hauchte er kaum vernehmbar. „Ist das Deine Hand, Du da oben?“ murmelte er, zum Himmel blickend. „O, wir müssen besser bekannt werden, wir müssen besser bekannt werden!“ rief er dann laut — „ich heiße Adam Cellarius!“

Der junge Mann stand einen Augenblick zweifelnd, mit offenem Munde da; dann griff er hastig dem Knecht Hans in die Zügel: „Halt, halt, Freund! Lassen Sie mich einsteigen — o, lassen Sie mich sogleich einsteigen, Reverend!“

„Gern!“ sagte der Pfarrer, und der Deutschamerikaner schwang sich eifrig auf den Wagen und nahm Platz neben dem Alten.

„Hurra! hurra! gefunden! gefunden!“ rief er, jubelnd den Hut schwingend.

Was aber der Gesell gefunden hatte, das sollte dem Pfarrer von Sachsenborn nicht lange mehr verborgen bleiben.

IX.

Der Brunnen vor dem Gemeindehause murmelte und plätscherte wie immer; die jungen Burschen und Mädchen sangen unter der großen Linde, die Alten ruhten vor den Häusern;

die Kinder spielten; in der Holunderlaube am Gitter des Pfarrgartens saß die einsame Ehrhardine Cellarius —

„Ach lieber, lieber Mond, wenn ich doch nur wüßt', was mir geschehen ist! . . . ach Mond, Mond!"

Die gute Ehrhardine hatte vergeblich auf dem Berge den Vater erwartet und ihren Waldblumenstrauß zerpflückt, ohne daß der Trab des Rößleins, das Rollen der Räder sich hätten hören lassen.

Es war doch recht einsam und öde in dem armen, kleinen Walddorf.

Die Frösche quakten munter in die warme schöne Nacht hinein, rund um das Dorf in den Gräben und auf den Wiesen — horch, was war aber das? das war wirklich Rädergerassel und der Tritt eines Pferdes!

Nein, es war Täuschung!

Doch, doch! es war nicht Täuschung: lauter und deutlicher trafen die Töne das Ohr der Jungfrau.

„Sollte das der Papa sein, der mit dem Hans und der weißen Liese heimkehrt von seiner alten Universität?"

In der Gartentür stand die Jungfrau, als der Wagen in das Dorf einfuhr.

„O der Papa! der gute Papa! er ist's! er ist's!" jubelte sie und eilte dem Fuhrwerk entgegen.

„Willkommen, willkommen, Töchterlein!" rief der Pfarrer, und der Wagen hielt vor dem Pastorenhause zu Sachsenborn.

„Papa! prächtiger alter Papa!" rief die Tochter, dem Vater die Arme entgegen streckend. „O wie freu' ich mich, daß ich" — das Wort erstarrte ihr auf den Lippen, sie hatte den jungen Fremden erblickt, welcher auf seinem Sitze die seltsamsten Bewegungen machte, jetzt aber aufsprang —

„O Böse! Böse! wie konntest du mich so quälen — wie konntest du mir so verschwinden und dich boshaft hier verstecken zwischen den wilden Bergen?"

Der alte Pastor stand ziemlich versteinert zwischen den beiden jungen Leuten —

„Aber was ist? . . ."

„Sie sollen alles, alles wissen, Reverend! O, das ist mehr als Zufall, das ist Prädestination, daß Sie mich aufgreifen und aufpacken mußten auf der offenen Landstraß mitten in der Nacht!"

Man sah im Mondschein nicht recht, wie rot, wie purpurrot die Wangen der Jungfrau glühten. Sie zog den Alten in ihre Arme und barg das Köpfchen an seiner treuen Brust —

„Lieber, lieber Papa! . . ."

George Hartriegel bemächtigte sich der rechten Hand des Pfarrers und rief ihm ins Ohr: „Das ist ja die Ehrhardine, die ich gefunden hab' in der berühmten Stadt Göttingen, — die Ehrhardine, die mein ist und mein bleiben soll in alle Ewigkeit, wenn sie mir auch verloren gegangen war, und ich nach ihr hab' suchen müssen bis heute, bis in diesen Mondscheinabend!"

„Aber — aber so kommt doch wenigstens ins Haus, ihr seltsamen Menschenkinder! Das ganze Dorf versammelt sich ja."

Wahrlich, das ganze Dorf versammelte sich, um den heimgekehrten geistlichen Herrn zu begrüßen. Alt und jung — Männer, Weiber und Kinder drängten sich um ihn her, um ihm ein freundliches Wort zu sagen und ein freundliches Wort von ihm in Empfang zu nehmen.

„Und das ist meine liebe, schöne Braut Ehrhardine!" rief der Amerikaner, die Hand der weinenden Jungfrau fassend und sie in die Mitte des brukterischen Volkes führend. Adam Cellarius, der Pfarrer von Sachsenborn, aber tat nicht Einsprache, sondern nahm nur den Hut von dem ehrwürdigen greisen Haupte und hob die feuchten Augen zum Himmel —

„Du hast es gut gemacht, du lieber, treuer Gott da oben! dein Wille geschehe!" — —

Der Junker von Denow.

Historische Novelle.

I.

Wer am Abend des sechsten Septembers alten Stils, am Donnerstag vor Mariä Geburt im Jahre unsers Herrn Eintausendfünfhundertneunundneunzig, nach Sonnenuntergang einen Blick aus der Vogelschau über die Rheinebene von Rees bis Emmerich und weit nach Ost und West ins Land hinein hätte werfen können, der würde eines erschrecklichen Schauspiels teilhaftig geworden sein.

Schwarze regendrohende Wolken verhingen das Himmelsgewölbe, und es würde eine dunkle Nacht gewesen sein, wenn nicht der Mensch diesmal dafür gesorgt hätte, daß es auf der weiten Fläche nicht ganz finster wurde. Auf den Wällen von Rees leitete, an der Spitze seiner Hispanier, Burgunder und Wallonen, Don Ramiro de Gusman die Verteidigung der Stadt und Festung gegen das Reichsheer, welches schläfrig und matt genug der Belagerung oblag, dafür aber auf andere Weise desto mehr Lärm machte, wie es einer Armee des heiligen römischen Reichs deutscher Nation zukam. Ein fahles, blitzartiges Leuchten lag hier über der Gegend, denn wenn auch das schwere Geschütz seit Mittag schwieg, so knatterte doch das Musketenfeuer, schwächer oder stärker, rund um die Stadt fort und fort, und manch ein Wachtfeuer flackerte auf beiden Ufern des Flusses, welcher manche Leiche in seinen nachtschwarzen Fluten mit sich hinab führte in das leichenvolle Holland, wo der finstere Admiral von Aragonien, Don Francisco de Mendoza, und der Sohn der schönen Welserin, der bigotte Cardinal Andreas von Österreich die Zeiten Albas erneuerten. —

Wir haben es jedoch nur mit der rechten Seite des Rheines zu tun, wo tief in das Land hinein unter den zusammenge-

würfelten Tausenden des Reichsheeres, Hessen, Brandenburgern, Braunschweigern, Westfalen, der furor teutonicus, die sinnlose, trunkene, deutsche Furie ausgebrochen war und in Verwüstungen aller Art sich Luft machte. In allen Dörfern und Lagerplätzen Sturmglocken, Trommeln und rufende Trompeten — Geschrei und Jammer des elenden, geplünderten, mißhandelten Landvolkes — bittende, drohende Befehlshaber — flüchtende Herden, Weiber, Kinder, Kranke, Greise — Reitergeschwader, die sich sammelten, Reitergeschwader, die auseinanderstoben — brennende Häuser und Zeltreihen, und zwischen allem die Cleveschen Milizen, die „Hahnenfedern", zur Wut gebracht durch die Ausschweifungen derer, welche da Hilfe bringen sollten gegen die Ausschweifungen des fremden Feindes! Überall Blut und Feuer und Brand — ein unbeschreibliches, wüstes, grauenhaftes Durcheinander, zu dessen Schilderung Menschenrede nicht hinreicht! . . .

Lange genug hatte an diesem Abend Don Ramiro, hinter seiner Brustwehr an eine zerschossene Lafette gelehnt, hinübergeschaut nach den Laufgräben und Angriffswerken der tollgewordenen Belagerer; jetzt stieg er langsam herab von seinem Lugaus, und begleitet von zwei Fackelträgern und mehreren seiner Unterbefehlshaber schritt er durch die Gassen von Rees, dessen zitternde Bewohner jedes Fenster hatten erhellen müssen, und dessen Straßen dumpf dröhnten unter den Schritten der gegen die östlichen Ausfallspforten heranmarschierenden Besatzung.

„Francisco Orticio!" sagte der spanische Kommandant, und im nächsten Augenblick stand der Geforderte vor ihm.

„Alles bereit?" fragte Don Ramiro wieder.

Der gerüstete Führer senkte stumm den Degen und wies mit der Linken auf die Haufen der Krieger, welche jetzt alle an den ihnen bestimmten Plätzen dicht gedrängt regungslos standen. Des Spaniers Auge flog mit düsterer Befriedigung über all

dieſe im Glanz der Fackeln blitzenden Harniſche, Sturmhauben, Piken und Schwerter — er nickte. „Sie würden ſich da draußen untereinander ſelbſt freſſen, gleich den hungrigen Wölfen," ſagte er, „aber wir wollen zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau" — hier lüftete er den Hut, und alle Umſtehenden taten das Gleiche — „unſern Teil an dem Verdienſt haben, die Ketzer zu vertilgen! Erinnert Euch, Orticio, mit dem Schlage Elf beginnt das Feuer wiederum — mit dem Schlage Elf hinaus auf ſie! Spanien und die Jungfrau! die Loſung."

„An euere Plätze, ihr Herren!" erſchallte das Kommandowort Francisco Orticios — ein dumpfes Geraſſel und Geklirr der ſich aneinander reibenden Harniſche — Don Ramiro de Gusman ſchritt langſam prüfend die Reihen entlang; dann ſtieg er ſchweigend wieder zu dem Walle empor, nach einem letzten Wink und Gruß für Orticio, welcher ſein Wehrgehäng feſter zog.

„Noch eine halbe Stund! Spanien und die Jungfrau, Spanien und die Jungfrau!" ging es dumpf durch die Reihen der harrenden Krieger. — — —

Unſere Geſchichte beginnt!

„So hole der Teufel die meineidigen Schufte und meuteriſchen Hunde!" ſchrie der Hauptmann Burghard Hieronymus Rußwurmb in Verzweiflung, im Lager der dreizehn Fähnlein gewappneter Knechte, Reiſiger und Fußſöldner, welche Herr Heinrich Julius, poſtulierter Biſchof zu Halberſtadt, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg als Obriſter des niederſächſiſchen Kreiſes zufolge des Koblenzſchen Reichsabſchieds für dieſen Krieg geworben und aus aller deutſchen Herren Ländern zuſammengebracht hatte. „Iſt denn die Welt ganz umgekehrt? Es iſt zum Raſendwerden! . . . So ſchlage zum letzten Mal die Trommel, Hans Niekirche — o heiliges Wort Gottes, das iſt das jüngſte Gericht!"

Hans Niekirche aus Braunſchweig, der Trommelſchläger,

ein blutjunger Wicht, welcher einem Schneider seiner Geburtsstadt aus der Lehre gelaufen war, hatte, hierhin gestoßen, dahin gezerrt, sich fast zwischen die langen Beine seines Hauptmanns gerettet und fing nun mit zitternden Händen von neuem an, das Kalbfell zu bearbeiten; während der Hauptmann hin und her lief, mit beiden Händen das Haupthaar durchwühlend. Er hatte wohl das Recht, zornig zu sein, der Wackere! Dicht hinter sich hatte er ein geplündertes Bauernhaus, dessen Fenster und Türen eingeschlagen waren, und auf dessen Schwelle ein junges Weib mit zerrissenen Kleidern, in der im letzten Krampf zusammengekniffenen Hand ein Büschel roter Haare, leblos ausgestreckt lag. An sein linkes Bein hing sich jetzt auch noch ein arm Kindlein in seiner Todesangst, zu seiner Rechten schlug Niekirch seine Wirbel, und rings um ihn her schrie und stampfte, fluchte und drohete sein meuterisch Fähnlein und rasaunte durcheinander, wie ein aufgestört Rattennest.

„O ihr Schelme, ihr Hunde, das soll euch heimgezahlt werden!“ brüllte der Hauptmann. „Warte, Hans Diroff von Kahla, warte, Koburger, Christoph Stern von Saalfeld, an den Galgen und aufs Rad kommt ihr; oder die Gerechtigkeit ist krepiert auf Erden. Warte, du Schmalz von Gera, dein Fett soll all werden, wie eine Kerze im Feuer! O Tag des Zorns, o Hunde! Hunde!“

„Gebt Raum, Hauptmann!“ schrie ein riesenhafter Kerl, genannt Valentin Weisser von Roseneck, dem Führer den Büchsenkolben vor die Brust setzend. „Ihr seid die Verräter, die Schelme, Ihr und Eure saubern Gesellen und Euer Graf von Hohenlohe, der Holländer! Wollt Ihr uns nicht etwa über das Wasser, über den Rhein, von des Reichs Boden führen? He, sprecht!“

„Nicht über den Rhein! nicht über den Rhein! nicht vor Bommel! nicht vor Bommel!“ schrie es von allen Seiten, und weit über das Feld durch alle Tausende wälzte sich dasselbe

Wort. Der Hauptmann schlug den Kolben von seiner Brust zur Seite.

„Du wirst gehängt, wie ein Spatz, Rosenecker," schrie er.

„Ihr sollt es wenigstens nit erschauen!" brüllte der Schütz wieder, die brennende Lunte über dem Haupte schwingend. Er nahm sich nicht die Mühe, sie aufzuschrauben, das Feuerrrohr lag auf der Gabel — im nächsten Augenblick wäre der Hauptmann ein Kind des Todes gewesen, wenn nicht plötzlich zwischen dem Bedrohten und dem Drohenden ein Reiter im vollen Galopp angehalten und dem wütenden Musketierer den Büchsenlauf in die Höhe geschlagen hätte, daß der Schuß in die Luft ging.

„Der Junker! der Junker!" schrie es auf allen Seiten. „Der Junker zurück! sprecht, sprecht, was ist's? was sagt der Graf? Haben sie uns verkauft an die holländischen Juden, ihnen ihre Festung Bommel zu entsetzen? . . . Der Junker, der Junker! Nicht nach Bommel, nicht vor Bommel! nicht über den Rhein! nicht über den Rhein! In die Spieße der von Hollach!"

„Ja, schreit nur, bis ihr berstet!" zischte blau vor Grimm der Hauptmann durch die zusammengebissenen Zähne und ballte die Hände, daß die Nägel tief ins Fleisch drangen. „Schreit nur — es ist noch nicht im Topf, darin es gekocht wird — Christoph von Denow, sprecht zu den Meutmachern! sagt den räudigen Hunden Eure Botschaft!"

Der junge Reiter richtete sich hoch auf im Sattel, und alle die wilden Gesichter im Fackelschein ringsumher wandten sich ihm zu.

„Der wohlgeborene und edle Graf Philipp von Hohenlohe, unser gnädiger Feldhauptmann —"

„Nichts von dem Grafen von Hollach, dem Verräter, dem Judas!" schrien einige. „Stille! Ruhe! Hört ihn!" riefen die andern und gewannen die Oberhand, daß der Reiter fortfahren konnte.

„Der Graf läßt den Fähnlein des braunschweigschen Regi-

ments zu Roß und zu Fuß vermelden, daß ihr Begehren und Gebaren unehrlich und treulos sei, deutscher Nation zu Schimpf und Schande und großem Schaden gereiche —"

Ein allgemeines Wut- und Spottgebrüll unterbrach den Redner, der erst nach langem Harren weiter rufen konnte.

„Es sagt der Graf von Hohenlohe, daß er befehle, Generalmarsch zu schlagen vor jeglichem Quartier und auszurücken in die Linien gen Rees, auf weitern Befehl! Da kommt unser gnädigster Obrister, der Herr von Rethen."

Neues Geschrei empfing den ebenfalls im vollen Rosseslauf erscheinenden Führer, welcher den schriftlichen Befehl des Grafen mit sich führte; aber ebenfalls vergeblich durch Bitten, Drohungen, Erinnerungen an den Artikelbrief das Volk zur Ruhe zu bringen versuchte. Atemlos, zornesbleich hielt er zuletzt in dem kleinen Kreise der Hauptleute und Offiziere und der wenigen treugebliebenen Söldner. Der Junker aber befand sich, willenlos fortgerissen, inmitten des wildesten Getümmels der aufrührerischen Knechte, die von Mord und Blut sprachen, und bereits ihre Spieße senkten, ihre Feuergewehre richteten auf das Häuflein der Getreuen, welche einen Ring schlossen um die Führer und die geretteten Feldzeichen, und sich rüsteten, ihr Leben so teuer als möglich zu verkaufen.

Auch das Reiterlager hatte sich in Bewegung gesetzt, von Minute zu Minute wuchs der Tumult, und inmitten all dieser drohenden Spieße, Schwerter und Büchsen, unter all diesen scheugewordenen, ausschlagenden, stampfenden Rossen und trunkenen Männern taucht jetzt für uns eine Gestalt auf, klein und zierlich gebaut, aber trutzig und unverzagt, im Heerlager aufgewachsen, gebräunt von Wind und Wetter, abgehärtet in mancher bösen Sturmnacht am schwächlichen Lagerfeuer, ein klein Hütlein, geziert mit einer Häherfeder, auf den krausen wirren Locken, ein Dolchmesser im Gürtel, — bekannt bei Führern, Knechten und Reisigen; zu Roß, zu Fuß, zu Wagen

stets dem Heere zur Hand: Anneke Mey von Stadtoldendorf, des braunschweigschen Regiments Marketenderin und Schenkin!

„Hab' ich dich auf den Fuß getreten, Anneke?" fragte ganz kleinmütig der wilde Valentin Weisser, der eben das Feuergewehr gegen den Hauptmann hatte losgehen lassen. „Nimm dich in acht, daß sie dich nicht erdrücken, Engel-Anneke — stelle dich hinter mich, du wirst gleich dein blaues Wunder sehen."

„Nehmet Ihr Euch in acht, Rosenecker," lachte das wildherzige Kind, „Ihr spielt ein hoch Spiel diese Nacht!"

Der Riese warf einen trotzigen, lachenden Blick über die hin und her wogenden Massen. —

„Hoho, sind wir nicht unsrer genug, zu gewinnen? Nicht vor Bommel! Ju — ho! ho! nicht vor Bommel! nicht übern Rhein! Fort mit den Hauptleuten, fort mit dem Grafen von Hollach!"

In diesem Augenblick riefen wieder Hunderte von Stimmen nach dem Junker — dem Christoph von Denow. Da zuckte ein seltsamer Glanz über das Gesicht des Mädchens. Es stellte sich zuerst auf die Zehen, dann kletterte es mit katzengleicher Behendigkeit und Schnelligkeit auf einen Schutthaufen, wo sich bereits mehrere Soldatenweiber mit ihren Kindern und Habseligkeiten zusammengedrängt hatten und alle zugleich in den Lärm hineinkreischten.

„Mein Mann! mein Mann! Jesus, sie würgen sich alle! Gottes Sohn — Franz! Franz!"

„Was macht der Junker? wo ist der Junker?" rief Anneke Mey, eine Hand, welche ihr entgegengestreckt wurde, ergreifend.

„Da! da! er spricht zu denen vom vierten Fähnlein — da — da — Jesus, sie werfen den Hauptmann Eberbach nieder, und mein Mann, Jesus, mein Mann!" —

Die Augen der Armen wurden starr, mit einem Sprung war sie von der Höhe herab und stürzte sich mitten in das Ge-

tümmel; über den am Boden liegenden Hauptmann sank unter den Hieben und Stößen der Meutrer der Doppelsöldner Franz Hase von Erfurt zusammen. Vergeblich hatte sich Christoph von Denow unter die Piken und Hellebarden geworfen, mit seinem Schwert die Spitzen niederschlagend; im vollen Lauf stürzte jetzt das aufrührerische Kriegsvolk auf die Treugebliebenen und die Befehlshaber, Schüsse krachten hinüber und herüber. Ihr Messer aus der Scheide reißend trieb Anneke Mey in den Aufruhr hinein. Christoph von Denow sah sie plötzlich an seiner Seite unter den Füßen der Kämpfenden; — noch ein Augenblick, und sie war verloren, noch ein Augenblick, und er hatte sie, fast ohne zu wissen, was er tat, zu sich emporgezogen aufs Pferd; alles drehte sich um ihn her — „Mordio! Mordio!" brüllte es auf allen Seiten — — — Da — — — urplötzlich — — — blieben alle die zum Verbrechen gezückten und geschwungenen Waffen, wie durch ein Zauberwort aufgehalten in der Luft — jeder Wut- und Angstschrei erstarrte auf den Lippen — Angreifer und Angegriffene standen lautlos, bewegungslos!

Im Westen über Rees hatte sich, begleitet von einem donnerartigen Krachen, der dunkle Nachthimmel blutig rot gefärbt. Alle Geschütze auf den Wällen, alle Geschütze in den Angriffslinien brüllten los; im Lager des Reichsheeres flog ein Pulvervorrat in die Luft, dazwischen rollte, immer stärker werdend, das kleine Gewehrfeuer.

Mit einem Male hatte sich die Szene im aufrührerischen Lager vollständig verändert.

„Sturm! Sturm! Rees zu Sturm geschossen!" ging es von Mund zu Mund. „Sturm! Sturm! Gen Rees! gen Rees!"

Und als peitsche der Satan sie vorwärts, seiner Hölle zu, hatte sich plötzlich diese ganze Masse von Kriegern, Führern, Weibern, Troßknechten in Bewegung gesetzt, dem flammenden

Vulkan im Westen entgegen. Gier nach Beute, unbefriedigte Gier nach Blut trieb sie von dannen. Im wildesten Taumel, Reiter und Fußvolk und Wagen bunt durcheinander, raste sie über das Feld durch die Nacht. Im wildesten Taumel und Traum, das Schwert am Faustriemen, vor sich auf dem Sattel das Mädchen aus den Weserbergen, saß Christoph von Denow auf seinem schwarzen Roß. — —

„Sturm! Sturm! Rees zu Sturm geschossen! Vivat der Graf! Vivat der Graf von Hollach! Vorwärts! Vorwärts!"

Ein sekundenlanges Anhalten in dieser wüsten Menschenflut war eine Unmöglichkeit, ein Fehltritt, ein Straucheln der sichere Tod. Schon hörte man zwischen dem Donnern und Krachen um die Stadt den Schlachtruf der Feinde: „Spanien und die Jungfrau! Spanien und die Jungfrau!" und lauter und näher den Ruf der angegriffenen Belagerer: „Das Reich! das Reich! Vorwärts, das Reich!"

Hinein in die Atmosphäre von Blut und Feuer brauste die anstürzende Menschenmasse, und die Letzten drängten bereits die Vordersten in die angegriffenen Laufgräben, aus denen eine andere Flut ihnen entgegen wogte. Das waren die Hessischen, die schlecht bewaffneten, halbverhungerten, im Regen und Rheinwasser fast ertränkten Schanzgräber, welche dem wilden Anprall der Spanier nicht hatten widerstehen können.

„Spanien! Spanien! Spanien und die Jungfrau!" rief Francisco Orticio, sich über einen Schanzkorb in die Höhe schwingend.

„Spanien! Spanien und die Jungfrau!" wiederholten seine Krieger ihm nachdringend.

„Rette, Hessen! Rette!" schrien die flüchtigen Söldner des Landgrafen im panischen Schrecken.

„Braunschweig! Braunschweig!" brüllte es von den Höhen der Böschungen.

„Up dei Düvels!" schrie Heinrich Weber aus Schöppenstedt,

eine Fackel in der Hand mitten unter die Hessen springend. Der flammende Brand flog im weiten Bogen gegen die Spanier — ein zweiter Satz — die zu Grund, der Bergstadt im Harz, gehämmerte Hellebarde schmetterte nieder auf eine zu Cordova geschmiedete Sturmhaube: Diego Lua aus Toboso stürzte mit einem „Valga me Dios!“ tot zurück.

„Braunschweig! Braunschweig!“ brauste es dem Schöppenstedter nach, und „Braunschweig! Braunschweig!“ jubelten auch die Hessen, welche mit neuem Mut sich wandten gegen ihre Verfolger.

„Braunschweig! Braunschweig!“ rief Christoph von Denow, dem es gelungen war, sich von seinem Pferde zu werfen, welches sich auf der Böschung hoch bäumte, im nächsten Augenblick aber, von einer Kugel getroffen, zusammenbrach. Anneke Mey stand unbeschädigt auf den Füßen, doch auch sie wurde mit hinabgerissen in die Gräben, wo sie jedoch samt Hans Niekirche hinter einem Haufen umgestürzter Schanzkörbe den verlorenen Atem wieder gewinnen konnte.

Und jetzt Angriff und wütende Verteidigung, Flüche in sechs Sprachen, Todesrufe; — auf engstem Raum Vernichtung jeder Art! — Alle Hauptleute der Braunschweiger: Adebar, Maxen, Wulffen, Wobersnau, Rußwurmb, Dux, Statz, und wie sie hießen, hatten ihre Stellen als Befehlshaber wieder eingenommen und drängten tapfer kämpfend die Spanier zurück. Tapfer stritten aber auch die Spanier. Sechs Geschütze hatten sie in den hessischen Schanzen genommen und in den Rheingraben versenkt, Schritt für Schritt wichen sie zu den flammenden Mauern und Wällen der Stadt über die Leichen ihrer Landsleute und ihrer Feinde. Der Graf von Hohenlohe in vollster Rüstung mit seinen Herren führte stets neue Truppen an; Haufen auf Haufen ließ Don Ramiro de Gusman hervorbrechen.

Dicht an den Spaniern kämpfte Christoph von Denow, das

Blut rieſelte aus einer Stirnwunde, — er merkte es nicht. Anneke Mey hatte ſich mutig auf ihren Schanzkorb geſchwungen und den widerſtrebenden Niekirche nachgezogen. Sie hielt ihr Meſſer noch immer gezückt in der Rechten, mit der Linken hielt ſie den ſchlotternden Trommelſchläger am Kragen.

„So ſchlage den Sturmmarſch, Junge!“ rief ſie lachend. „Willſt' nicht? Wart, gleich fliegſt du herunter, daß ſie dich drunten zu Brei vertreten, Feigling!“

„Ja! ja! ich will!“ jammerte Hans. „Ach wär' ich doch daheim! Ach wär' ich doch zu Haus! Mein Mutter! mein Mutter!“

„Na, na, ſchlage nur immer zu, du kommſt noch davon!“ ſagte Anneke begütigend und ließ den Kragen des Armen los. „Dein' Mutter wartet ſchon a biſſel! Schau, wie luſtig das ausſieht — da, guck, ſie geben's den welſchen Bluthunden! Wär' ich 'n Knab, wie du — hei, ich wollt's ihnen auch ſchon zeigen!“ Und mit heller Stimme fing das Mädchen an zu ſingen:

„Mein Vater wollt' ein Knäbelein,
Mein Mutter wollt' ein Mägdelein,
Mein' Mutter tät gewinnen,
Des muß den Flachs ich ſpinnen — Ja ſpinnen!
Das iſt mir großes Leid!“

Immer mutiger ſchlug Hans Niekirche, durch ſeine Gefährtin aufgemuntert, ſeine Wirbel, und unter beiden Kindern vorbei drängten ununterbrochen die Scharen des Reichs vor und zurück, wie der Kampf vor- und zurückwich; bis die Spanier in die Stadt gedrängt waren, und das Zeichen zum Sammeln von allen Seiten den Deutſchen gegeben wurde. Don Ramiro hatte die Rheinſchleuſen, welche er in ſeiner Gewalt hatte, öffnen laſſen.

„Sieh das Waſſer! das Waſſer!“ rief Hans Niekirche in neuer Angſt. „Laß uns fort, Anneke, ſie wollen uns erſäufen, wie die jungen Katzen.“

Ein allgemeiner Schrei erhob sich unter dem Getümmel in den Laufgräben; schon standen manche Haufen bis an den Gürtel in der reißend schnell steigenden Flut.

„Halt, halt!“ rief Anneke Mey. „Er ist noch nicht zurück; aber — geh nur — geh — ich bleib'!“

„Und ich bleib' auch!“ schrie Hans der Trommler.

„Zurück! zurück!“ tönte es aus den rückwärts weichenden Scharen des Reichsheeres: „Das Wasser! Der Rhein! Das Wasser!“ Und immerfort donnerte das Geschütz der Spanier von den Wällen, immerfort schlugen die Kugeln verheerend in das wirre, verzweiflungsvolle Durcheinander.

Es war eine böse Belagerung — die Belagerung der Stadt Rees am Rhein: es war kein Glück, es war keine Ehre dabei zu holen.

„Der Junker! der Junker! Christoph! Christoph von Denow!“ schrie die junge Dirne auf ihrer Höhe, die Hände ringend, und das Wasser stieg und stieg. Schon waren die letzten der Haufen unter ihr vorüber, und die Toten, von den Fluten gehoben, wirbelten um sie her. Da griff eine Hand aus den Wassern nach dem Schanzkorbe, auf welchem sie stand, und ein bleiches Haupt erhob sich zu ihren Füßen: „Rette! Rette!“

„Christoph! Christoph!“ schrie das Mädchen, sie lag auf den Knien, sie faßte die triefenden Locken, sie faßte den Schwertriemen — der Junker von Denow war gerettet. Valentin Weisser, der Riese, dessen Blutdurst und Mut durch den Kampf und den Rhein bedeutend gekühlt war, brachte mit Hilfe gutwilliger Genossen den wunden Junker, die Dirne und Hans, den Trommelschläger, glücklich auf das Trockene und weit hinein ins Feld, wo die gelichteten, zerrissenen, wunden Krieger des Reichsheeres um die Wachtfeuer murrend und grollend in stumpfsinniger Ermattung lagen und die Führer bereits wieder unheimliche und drohende Worte zu hören bekamen.

II.

Trübe dämmerte der Morgen. Auf die wüste Nacht folgte ein ebenso wüster Tag. Vergeblich hatte Herr Otto Heinrich von Beylandt, Herr zu Rethen und Brembt, Leib und Leben und Seligkeit den Meuterern zum Pfande eingesetzt, daß sie nicht von des Reichs Boden weggeführt werden sollten; vergeblich hatte der Graf von Hohenlohe geflucht, gebeten und gedroht. Zwischen sieben und acht Uhr waren zehn Fähnlein des braunschweigischen Regiments aufgebrochen und aus dem Feld gezogen, Münster zu. Weiber, Kinder, Dirnen folgten jetzt dem plündernden, ehrvergessenen, eidbrüchigen Haufen durch den grauen Nebelregen. Keiner befahl, keiner gehorchte. Die einen meinten, es gehe gradaus zum Herzog von Braunschweig, ihrem Zahlherrn, nach Wolfenbüttel; andere glaubten, es gehe gegen den Bischof von Münster; die meisten aber dachten gar nichts, und so schwankte der tolle Zug, einem Betrunkenen gleich, hier vom Wege ab, dort vom Wege ab, jetzt auf ein Dorf zu, jetzt auf ein einsames Gehöft. Kleinere Banden schweiften zur Seite, oder vor und nach — fort und fort über die Heide; hier im Kampfe mit einer ergrimmten Bauernschar, dort im Hader untereinander. Der Nebel ward Regen und hing sich in perlenden Tropfen an die letzten Blüten des Heidekrauts und träufelte von den Stacheln und Zweigen der Dornbüsche. Krähenscharen begleiteten den Zug lautkrächzend, oder flatterten in dichten Haufen westwärts dem Rhein zu, wo von Rees her das Feuer der Berennung nur noch in einzelnen Schlägen dumpf grollte. Stärker und stärker ward der Regen, die blutigen Spuren der vergangenen Nacht, der Schlamm der Laufgräben mischten sich auf den pulvergeschwärzten Gesichtern, den zerrissenen, verbrannten Kleidern, den verrosteten Waffenstücken — die Männer fluchten und sangen, die Weiber ächzten, die Kinder schrieen, und Anneke Mey auf ihrem Wagen, mit einem Bierfaß beladen, hielt tröstend das Haupt des wunden Christoph von

Denow in ihrem Schoß und sprach ihm zu und verhüllte ihn, wie eine Mutter ihr Kind, mit einem groben Soldatenmantel; während Hans Niekirche zähneklappernd das magere Roß leitete, welches vor dem Karren ging. — Lange Zeit hatte der Junker wie besinnungslos gelegen, jetzt hob er den Kopf mühsam empor und strich die Haare aus der Stirn und warf einen Blick auf seine Umgebung.

„O Anneke, weshalb hast mich nicht gelassen in dem Wasser — oh! oh!"

„Still, still, lieget ruhig, Herr! Die ganze Welt ist auseinander —"

„Weshalb hast mich nicht gelassen im Lager — im Heer vor Rees?"

„Es ist aus, aus! Alles aus, sagen sie. Alles läuft auseinander —"

„Und wohin gehen wir?"

„Weiß nicht! weiß nicht!"

„Bin also so weit! Ein Spießgesell von Räubern und Mördern und landesflüchtigem Gesindel! Krächzt nur, ihr schwarzen Galgenvögel, ihr habt einen feinen Geruch, wittert den Fraß, wann er noch lustig auf den Beinen herumstolpert und den Bauergänsen die Hälse abhaut und die Rinder aus dem Stall zieht. O Christoph! Christoph! Und du könntest einen adeligen Schild führen!"

Der junge Gesell stieß solch einen herzbrechenden Seufzer aus, daß ein neben dem Karren reitender Söldner aufmerksam wurde. Er drängte sein Pferd näher heran, zog seine Feldflasche hervor und reichte sie dem Wunden zu.

„Hoho, Junker, was spinnst für Hanf? Da wärme dir das Herz, bis wir uns den Münsterschen Dompfaffen in die warmen Nester legen! Aufgeschaut, aufgeschaut, Christoffel! 's ist beschlossen, Ihr sollt unser Obrister werden!"

Der Junker machte eine unwillige Handbewegung und antwortete nicht.

„Auch gut," brummte der Reiter. „Der Satan hol' alle dieſe Maulhänger! Möcht' nur wiſſen, was die Geſellen für einen Narren an ihm gefreſſen haben. Hat den Vorſpruch gemacht geſtern beim Grafen nach ihrem Willen und ſoll den Führer ſpielen, und kann den Kopf nicht grad halten — Bah! Hätten hundert Beſſere gefunden; kann mit ſeinem Adel weder den Mantel noch die Ehre flicken. Fort, Mähre, was ſcheuſt? Dacht ich's doch, da liegt wieder einer der trunkenen Schelme im Wege. Vorwärts, Schecke, laß liegen, was nicht mehr laufen mag. Was will die Trompete? Holla, was iſt das?"

Ja, was wollte die Trompete? Auf der rechten Seite des Weges der Meuterer waren zwar von Zeit zu Zeit vereinzelte Schüſſe gefallen, niemand hatte ſie aber beachtet, weil man ſie nur den obenerwähnten Scharmützeln mit den Bauern und Hahnenfedern zuſchrieb. Jetzt aber wurde das Feuer regelmäßiger, Reitertrompeten erſchallten. Der Zug ſtutzte und hielt. Geſtalten, ſchattenhaft, tummelten ſich in dem dichten Nebel, und erſchreckte Stimmen erklangen: „Die Spanier! Die Spanier!"

„Zum Henker die Spanier; wie kommen die Spanier ſoweit über den Rhein?" brummte der Reiter, welcher eben dem Junker die Feldflaſche geboten hatte. Er lockerte aber nichtsdeſtoweniger das Schwert in der Scheide und wickelte den rechten Arm aus dem Mantel los.

„Der Feind! der Feind! die Speerreiter!" riefen die im Lauf rückkehrenden Plünderer, zu den Genoſſen ſtoßend, und einige brachten eine friſche Wunde mit zurück. Näher und näher hörte man die Trompeten und den Schlachtruf „España! España!" und dann „Hohenlohe! Hohenlohe!"

Keiner von den Meutmachern machte Miene, an dem Ge-

fechte Teil zu nehmen; aber die Musketen waren auf die Gabeln gelegt, die Lunten aufgeschroben, die Spieße gesenkt, und man hatte instinktmäßig einen Kreis um die Wagen mit den Weibern und Kindern und den Raub geschlossen.

Jetzt schienen die Spanier wieder zurückgedrängt zu werden; der Lärm des Kampfes verlor sich in der Ferne. Der Zug der Aufrührer wollte sich bereits wieder in Bewegung setzen.

„Halt, halt!" rief einer der Fußknechte, „da kommen sie wieder! Rossestrab!" Er kniete nieder und legte das Ohr an den Boden. „Viel Pferde im Galopp!" Man konnte kaum zehn Schritte weit im Nebel und Regen deutlich sehen; es waren wieder nur unbestimmte Schatten, die man nahen sah.

Ein „Halt" wurden ihnen zugerufen, und sie hielten, und eine einzelne Gestalt löste sich von dem Haufen ab. Aus dem Ring der aufrührerischen Söldner des Reichs traten ihr einige entgegen.

„Wer seid Ihr? Woher des Weges? Was für Begehr?"

Der Nahende ritt, ohne zu antworten, näher heran.

„Haltet, oder wir schießen!"

„Nur zu, eidbrüchig Gesindel; versucht, ob ihr einen ehrlichen Reitersmann trefft!"

Wilde Flüche und der Ruf „Feuer, Feuer!" ertönten, und manche Büchse wurde in Anschlag gebracht; aber dazwischen riefen auch Stimmen: „Halt, halt, das sind keine Spanier, keine Speerreiter!"

„Nein, das sind keine Spanier," rief der Reisige zurück. „Das sind auch keine Meuterer, Mörder oder Diebshalunken; — ehrliche Hohenlohesche Reiter sind's, die euch Lumpengesindel wahren sollen, daß ihr nicht dem Galgen entlauft! Glaubt's, der Graf hätte meinetwegen andere dazu schicken mögen, als uns — nehmt das Ab — Henkermahl drauf!"

„Der Graf von Hollach hat Euch geschickt?" fragte es ver-

wundert aus dem Haufen, und mancher der wilden Kerle drängte sich vor, näher an den Reitersmann.

„Zurück!“ rief dieser, „wir gehen mit euch, wie befohlen, jagen die Speerreiter, die euch die Gurgel abschneiden könnten, — man sparte nur die Stricke — und schützen das arme Landvolk vor euch Hunden. Damit holla! — na, wohin geht der Marsch?“

„Packt Euch zum Teufel, wir brauchen euch nicht!“ schrie Jobst Bengel aus Heiligenstadt. „Wer hat euch gerufen? Sagt dem Grafen, dem Holländer, unsern schönsten Dank und wir könnten unsern Weg allein finden.“

„Geht nicht! Alles auf Befehl! Kümmert euch so wenig als möglich um uns; ihr handelt nach Belieben, wir nach Befehl!“

„Aber unser Belieben ist, daß ihr euch hinschert, woher ihr gekommen seid!“ brüllte Hans Römer aus Erfurt. „Geht, oder es setzt mein' Seel blutige Köpfe!“

„Unser Befehl ist, daß wir gehen, wohin euch der Satan treibt. Am Höllentor kehren wir um, das ist der Befehl. Genug der Worte.“

Damit wandte der Hohenlohesche Rittmeister sein Roß und sprengte zurück zu seinen Reitern, welche unbeweglich auf einer kleinen Erderhöhung hielten und im Gegensatz zu dem tobsüchtigen, wüsten Gebaren der Meuterer nur leise Worte des Zorns und der Verachtung hatten.

Auf seinem Schmerzenslager hatte Christoph von Denow halbblinden Auges und klingenden Ohres den Vorgang angesehen und angehört. Jetzt mußte er auch ohnmächtiger Zeuge der wilden Reden um ihn her sein.

„Das ist solch ein falsch Spiel von dem Grafen — das ist eine Falle. Sollen uns schützen vor den Speerreitern! — Lauter Sorg und Lieb, bis sie uns den Hals zuschnüren! — Nichts von dem Grafen von Hollach! Fort mit den Reitern des Holländers! Feuer auf sie! In die Spieße! in die Spieße mit ihnen!“

„Die Rasenden! die Niederträchtigen!“ stöhnte Christoph von Denow, die Hände ringend. „Und hier liegen zu müssen gleich einem abgestochenen Schaflamme! Halt, halt, was wollen sie tun?!“

Seine schwache Stimme ging verloren in dem Lärm „fort mit Holländern, fort mit dem Grafen von Hollach!“

Mit einem Schlage setzte die ganze Masse der Meuterer im Sturmlauf an gegen das kleine Häuflein der Reiter.

„Hab's mir wohl gedacht,“ brummte der Rittmeister in den grauen Bart. „Achtung, Gesellen! Stand gehalten — das ist der Befehl. Herunter mit den Schuften, wenn sie euch nahe kommen.“

Sie griffen wirklich an. Im nächsten Augenblick war die Reiterschar umringt, durchbrochen. Die meisten sanken nach tapfrer Gegenwehr vom Pferd; nur wenige schlugen sich durch und flohen über die Heide. Zuletzt kämpfte noch ein Einzelner. Das war der tapfere alte Führer, der sich wie ein Verzweifelter wehrte. Endlich erstach ihm Balthasar Eschholz aus Berlin das Roß, und eine Kugel durchfuhr seine treue Brust.

Einige Minuten standen die Mörder wie erstarrt. Schlug ihnen diesmal das Herz? Sie wagten es nicht, die Gefallenen zu berauben, ein plötzlicher Schrecken kam über sie, wie von Gott dem Richter gesandt, und Mann und Roß und Wagen stürzten von dannen, hinein in den Nebel, der sie verschlang, als seien sie nicht wert, von Himmel und Erde gesehen zu werden.

„Das ist ein schlechter — schlechter Tod!“ seufzte der zu Boden liegende Reiterhauptmann. „Ein schlechter Tod! — In deine Hände — aber alles der Befehl — nun kann der Rat von Nürnberg mein Weib und meine Jungen auffüttern — ein schlechter Tod — Amen! Alles — der — Befehl!“

Er griff noch einmal mit beiden Händen krampfhaft in das Heidekraut — es war vorüber.

Ein Wäglein und drei Menschenkinder waren zurück geblieben beim Fortstürzen der Mörderschar. Das waren Anneke Mey

aus Stadtoldendorf, welche das Haupt des Erschlagenen stützte, das war Christoph von Denow, der auf seinem Lager das Vaterunser weiter betete, welches der Rittmeister nicht hatte zu Ende bringen können. Das war Hans Niekirche, der Trommelschläger, welcher schluchzend das Rößlein vor dem Wagen hielt! . . . . . .

III.

Nicht Leben, nicht Tod; nicht Vergessenheit, nicht Sinnesklarheit; nicht Schlaf, nicht Wachen; — alles ein wildes, wirres Chaos in dem fieberkranken Kopfe Christoph von Denows! Jetzt legte es sich ihm, einem feurigen Schleier gleich, vor die Augen, tausend Sturmglocken und der Verzweiflungsschrei einer eroberten Stadt füllten ihm Ohr und Hirn; — jetzt versank er wieder in ein endloses graues Nichts, in welchem ihn allerlei unerkennbare Schatten umschwebten; — jetzt vermochte er es wieder, sich und seine Umgebung zu unterscheiden; ohne sich klar darüber werden zu können, wer ihn von dannen führe und wohin man ihn führe. Manchmal war der Himmel über ihm grau und ihn fror, dann wieder schaute er empor in das reine Blau und die Sonne schien herab auf ihn. Manchmal glaubte er sich in einem auf dem Wasser fahrenden Schifflein zu befinden, manchmal sah er wieder grüne Zweige über sich und hörte die Vögel singen. Er gab es auf, zu denken, sich zu erinnern: willenlos überließ er sich seinem Geschick. Es zog und zuckte durch seinen Geist! — Da ist der weite, kühle Saal in der väterlichen Burg, dem einstmals am weitesten in das Polen- und Tartarenland vorgeschobenen Posten des deutschen Wesens. Durch die bunten Scheiben der spitzen Fenster fällt das Licht der Sonne und wirft die farbigen, flimmernden Schattenbilder der gemalten Wappen und Heiligen auf den Estrich. Da steht der Sessel des Ritters von Denow neben dem großen Kamine, und der Sessel und der Gebetschemel der Mutter in der Fenster-

vertiefung, da glitzern im Winkel auf dem künstlich geschnitzten Schenktisch die riesigen, wie Silber glänzenden Zinnkrüge und Geschirre. Da blickt ernst von der Wand der Ahnherr mit dem Ringpanzer auf der Brust, und manch wunderlich Gewaffen aus den Polen- und Preußenschlachten hängt an dem Mittelpfeiler, welcher den Saal stützt. . . .

Feuer! Feuer! Das ist nicht der Widerschein der Abendsonne an den Wänden. Feuer! Feuer! und das Wimmern der Burgglocken und der Schall der Sturmhörner! — Wo blieb das süße, mildlächelnde Bild der Mutter, das eben noch durch den stillen dämmerigen Saal glitt? Feuer und Sturm! Die Polen! die Polen! Allverloren! Allgewonnen! Allgewonnen!

Da taucht ein ehrliches bärtiges Gesicht auf — das ist der Knecht Erdwin Wüstemann, welcher den kleinen Christoph aus der brennenden väterlichen Burg auf den Schultern trug und rettete. . . . . Nun rauscht der Wald, nun murmelt der Bach — das ist die verlorne Forsthütte, wo der treue Knecht und das Kind hausten so lange Jahre hindurch. Die Hunde zerren bellend an der Kette, der Falk schaukelt sich auf seiner Stange. Wilde Gesellen und Weiber — fahrende Soldaten, Sänger und Studenten und demütige Juden verlangen Obdach vor dem nahen Gewitter oder dem Schneesturm. Sie lagern auf nackter Erde um das Feuer, an welchem die Hirschkeule bratet. Der Weinkrug geht im Kreise umher; Lieder erschallen! Lieder vom freien Landsknechtsleben, lutherische Lieder, Spottlieder gegen den Papst und den Türken und lateinische Lieder vom wandernden Scholarentum. Jetzt gerät der rote Heinz mit dem landflüchtigen Leibeigenen oder dem Zigeuner in Streit; die Messer blitzen, der Knecht Erdwin wirft sich zwischen die Kämpfenden — es rauscht der Wald, es murmelt der Bach, es klingt die Harfe des blinden Sängers — ah Wasser, Wasser und Waldfrische in dieser Glut, welche das Gehirn verdorrt und die Knochen versengt!

Einen Augenblick lang öffnete der Kranke die Augen, er hörte Stimmen um sich her; jemand hielt ihm einen Krug voll frischen Wassers an die heißen Lippen. Er hatte nicht fragen können, wo er sei, wer ihm helfe in seiner Not? — von neuem ergriff ihn der Fiebertraum.

Aus dem Kinde ist im lustigen Wildschützenleben ein wackerer Bub geworden. Hinaus aus dem grünen Wald zieht der Knecht Erdwin mit dem Schützling. Die Zeiten sind danach — wer kühn die Würfel wirft, kann wohl den Venuswurf werfen. Mancher gelangte in der Fremde zu hohen Ehren und Würden, der im Vaterlande kaum den heilen Rock trug. Gern kaufen Franzosen, Spanier, Holländer mit rotem Golde rotes deutsches Blut. Ho, so hattest du dir die Welt draußen vor dem Wald wohl nicht gedacht, Christoph von Denow? Hei, das waren andere Gestalten und Bilder: Städte, Klöster und Burgen; Fürsten mit Rittern und Rossen, schöne Damen, Äbte und Bischöfe mit reichem Gefolge, Bürgeraufzüge, bunte Landsknechtsrotten auf dem Wege nach Italien, nach Frankreich — für den Kaiser und wider den Kaiser!

Aus dem Reitersbuben ist ein Reitersmann geworden, welcher nichts sein nennt, als sein gutes Schwert, und welchem von den Vätern her nichts geblieben ist, als der eiserne Siegelring mit dem Wappen derer von Denow, welchen er am Finger trägt.

Immer weiter hinein in das bunte Leben, in den bunten Traum — tagelang, wochenlang im Wundfieber kämpfend zwischen Sein und Vernichtung, bis endlich eine Glocke dumpf und feierlich erklingt, eine Glocke, die nicht mehr allein in dem Gehirn des Kranken läutet!

„Wo bin ich? . . . Die Glocke, was will die Glocke?“ murmelte Christoph von Denow, die Augen aufschlagend.

Anneke Mey stieß einen Freudenschrei aus und hob das

Haupt des Junkers ein wenig aus ihrem Schoße: „Er lebt, o guter Gott, er wird leben!“

„Die Glocke! die Glocke?“

„Still, lieget still, Herr! das ist Sankt Lambert zu Münster, und da — horcht! das ist der Dom! Morgen ist der heilige Matthiastag — still, still, lieget ruhig.“

Es wurde dunkel über dem Junker; das Wäglein fuhr in diesem Augenblick durch die Torwölbung. Der Junker schloß die Augen wieder, er glaubte einen Wortwechsel zu hören, er glaubte zu bemerken, daß der Wagen hielt, Annekes Stimme erklang ängstlich und bittend dazwischen. Er glaubte ein bärtiges Gesicht über sich zu sehen und einen Ausruf des Schreckens zu hören. Der Wagen bewegte sich wieder — er fuhr aus dem dunklen Tor in das Licht der Straße hinein. — —

Das war das Gesicht des alten Knechts Erdwin, welches der Junker von Denow über sich sah, bis im folgenden Moment alles verschwand und es wieder Nacht war im Geiste Christophs. — Allmählich aber wurde diese Nacht jetzt Dämmerung; die Gedanken ordneten sich mehr und mehr. Christoph von Denow erwachte wieder zum Leben.

Er fühlte den wohltuenden Strahl der milden Herbstsonne, er vernahm die Worte der Freunde um sich her. Jetzt erzählte Erdwin der Knecht, jetzt sprach Anneke Mey, jetzt lachte Hans der Trommelschläger. Die Landschaft glitt an ihm vorüber, Städte, Dörfer, Flecken, er sah blaue Höhenzüge im Osten auftauchen und vernahm, wie ein Wanderer dem Knechte Erdwin sagte, das sei der altberühmte große Teutoburger Wald. Er schlummerte abermals ein, und als er abermals erwachte, fand er sich mitten in den Bergen, und ein Wasser rauschte seitwärts in das Dickicht. „Das Wässerlein kenn' ich,“ rief Anneke, „das ist die Else, die fließt in die Werre, und die Werre fließt in die Weser, nun sind wir der Heimat nahe.“

„Und wie ziehen wir nun, Anneke?“ fragte der getreue

Knecht Erdwin, welcher munter neben dem Wagen, den Spieß auf der Schulter, herschritt.

„Wo die Sonne aufgeht, fahren wir zu; aus dem Teutoburger Wald in den Lippeschen Wald, zuletzt wird doch mal ein Berg kommen, von dem wir die Weser glitzern sehen können. Dann sind wir zu Hause!“

„Anneke, Anneke!“ murmelte Christoph.

„O, wachet Ihr wieder, Junkerlein? geduldet Euch und lieget still, wir sind alle noch da, und der Meister Erdwin ist auch da und hat mir alles von Euch erzählt und ich ihm auch alles von Euch.“

„O Junker, Junker, seid Ihr wach?“ rief der Knecht Erdwin und schauete über den Rand des Wagens. „Das Mütterlein im Himmel muß über uns wachen, daß ich Euch grad am Tor zu Münster treffen mußt'. Von der Reichsschanze bis nach Münster bin ich kreuz und quer Euern Spuren nachgezogen. Habt mich schön in Angst und Not gebracht! Haltet das Maul, Junkerlein. Dem Herzmädel da dankt Ihr Euer jung Leben. Lasset Euch tränken und atzen und schlaft wieder ein, wir halten Euch oben, Hans und Anneke und ich!“

Christoph drückte schwach die Hand des wackern Alten, er wollte nach dem Heer fragen, nach den Meuterern, aber er vergaß es. Sein wunder Kopf ruhte noch immer an der Brust der jungen Dirne. Aus schwimmenden Augen blickte er auf zu dem braunen wildfreundlichen Gesicht über ihm.

„Ach, Anneke Mey, Anneke Mey, wohin willst du mich führen?“

„In meiner Heime ist es gar schön,“ sagte das Mädchen. „Da sind die Berge und die Wiesen so grün, da schaut die alte Burg, sie heißen sie die Homburg, herab auf das Städtel. Da sind die hohen weißen Felsen, ganz weiß, weiß — da wohnen die klugen Zwerge in tiefen runden Löchern. Das ist wahr, ganz gewiß wahr! Es ist auch schaurig da, manchmal rührt

sich der Boden, und der Wald sinkt ein in die Erde, tief tief, — und ein Wässerlein springt dann unten in dem Grund auf; das Wasser trinken die Leut nicht gern. Aber mitten in den Bergen, da ist ein kühler Bronn, der Wellborn geheißen, aus dem kommt das Wasser durch Röhren in die Stadt, und die Brunnen rauschen und plätschern immer zu. Und vor dem Burgtor ist ein klein Haus dicht an der Stadtmauer, da sitzt meine alte Muhme, die Alheit — mein Vater und Mutter sind lang tot im Lager von Lafere, wo wir mit dem französischen König Heinrich waren — und ihre Katz sitzt neben ihr, und wenn sie, ich mein' die Muhme — an mich gedenkt, so brummt und keift und bet't sie ein Vaterunser, grade weil sie mich gern hat. Schläfst noch nicht, Junkerlein? Mach die Augen zu und kümmre Dich nicht um die Welt."

Mit leiser Stimme fing das Mädchen an zu singen:

„Musikanten zum Spielen,
Schöne Mädchen zum Lieben:
So lasset uns fahren,
Mit Roß und mit Wagen,
In unser Quartier!
In unser Quartier!"

„Ach, der Wagen stößt zu hart; wisset Ihr was, Meister Erdwin? singet Ihr weiter."

„Wollen's versuchen!" sagte der Knecht Wüstemann und begann im Ton der Schlacht von Pavia das Lied von der Schlacht vor Bremen, in welche er als junger Bursch mit den Reitern des Grafen von Oldenburg gezogen war, und frisch schallte sein Baß in den Wald hinein.

„— Unser Feldherr das vernahm,
Graf Albrecht von Mansfelde,
Sprach zu seinem Kriegsvolk lobesam:
Ihr lieben Auserwählten,

Nun seid ganz frisch und wohlgemut,
Ritterlich wolln wir fechten;
Gewinnen wolln wir Ehr und Gut,
Gott wird helfen dem Rechten."

Als der Endvers kam, war Christoph wirklich eingesungen zu sanftem Schlummer, und Hans Niekirche behielt den braunschweigschen Gassenhauer, den er eben zum besten geben wollte, auf das Ersuchen des alten Erdwins für sich. Mit einbrechender Nacht wurde bei einem Köhler mitten im Forst das Nachtquartier aufgeschlagen.

„Was ist denn da draußen vorgegangen in der Welt?" fragte der schwarze Waldmann. „Ihr seid die Ersten nicht, die hier durchkommen sind und hier angehalten haben. Das ist ja auf einmal, als ob alles Kriegsvolk im deutschen Land sich hier auf den Wald niedergeschlagen hätt', wie ein Immenschwarm auf den Schlehenbusch. Ist es wahr, daß das Reichsheer auseinandergelaufen ist?"

„Es ist wahr," sagte der Knecht Erdwin düster. „Es ist aus, — alles vorbei!"

„Vorgestern zog hier ein Trupp durch, fast zehn Fähnlein stark, aber anzusehen wie ein wüst Raubgesindel, Fußvolk und Reiter durcheinander. Wollten gen die Weser und ließen sich vernehmen, sie wollten ihrem Zahlherrn, dem braunschweiger Herzog —"

„Die Braunschweiger?!" riefen Erdwin und Anneke und Hans Niekirche. „Die Braunschweiger?!" murmelte Christoph von Denow und richtete sich halb auf seinem Lager auf.

„Gehört Ihr zu ihnen?" fragte der Köhler mißtrauisch. „Nehmt Euch in acht; ich hab' einen gesprochen, der sagte, der Braunschweiger habe seine Leibguardia und Reiter die Menge abgesandt, ihnen den Weg zu verlegen. Sein Feldhauptmann, der Graf von Hohenlohe, ist auch, von Mitternacht her, gegen sie aufgebrochen. Das kann ein übel Ende nehmen!"

„Gegen die Weser sind sie gezogen?"

„Wie ich Euch sagte, Maidlein."

„Herr Gott, so müssen wir ab vom Weg!"

„Ihr gehört also nicht zu ihnen?"

„Nein! nein! nein! riefen Christoph und Erdwin und Anneke.

„Und Ihr wollt auch über die Weser?"

„In meine Heimat!" rief Anneke.

„Mit dem wunden Mann? Geht nicht, wahrlich geht nicht! Weg und Steg sind verlegt."

Alle schwiegen erschrocken und verstört einige Minuten.

„Saget doch," fuhr der Köhler dann fort, „weshalb wollt Ihr nicht bei mir bleiben im Walde, bis der Kopf des Burschen dort wieder heil und ganz ist? Hunger und Durst sollt Ihr nicht leiden. Ihr erzählet mir alles, was da draußen in der Welt vorgegangen ist, dafür geb' ich Euch Futter und Obdach. Gefällt's Euch?"

„Ihr wolltet —?"

„Gewiß will ich; ich will Euch sogar noch großen Dank schuldig sein dafür!"

„Angenommen, Landsmann!" rief der Knecht Wüstemann freudig. „Junker, nun streckt Euch lang auf Euerm Lager, und wehe dem ersten Rehbock, der mir vor die Armbrust gerät, welche ich dort an der Wand sehe."

So kamen am Tage Cornelii des Hauptmanns die vier Flüchtlinge des Reichsheeres zum ersten Mal zu Ruhe.

IV.

Dominus Basilius Sadler, der heiligen Schrift Doktor und fürstlicher Hofprediger zu Wolfenbüttel, hatte seine Predigt beendet und das Vaterunser gebetet. Unter den letzten Klängen der Orgel strömte die Menge aus der Marienkapelle in den

dunkeln nebligen Herbsttag hinaus. Man schrieb den vierten November 1599.

Was hatte das andächtige Volk? Statt ruhig und gemessen wie gewöhnlich am heiligen Sonntag ihren Wohnungen und dem Sonntagsbraten zuzuschreiten, blieben die Männer in Gruppen auf dem Kirchplatz stehen und steckten die Köpfe zusammen; selbst die Weiber waren von derselben Aufregung ergriffen. Kaum war nämlich der letzte Orgelton verhallt, so durchzitterte von der Dammfestung her ein anhaltender Trommelwirbel die stille Luft und schwieg dann einige Augenblicke. Darauf näherten sich die kriegerischen Klänge im Marschtakt, und manche der Bürger eilten ihnen, ihre Knaben an der Hand, entgegen; der größte Teil der Menge blieb jedoch zurück und erwartete die Dinge, welche da kommen sollten. „Nun geht es an! Das ist der Beginn!" hieß es unter dem Volk.

„Das ist der Gerichtswebel, Martin Braun von Kolberg," sagte ein Goldschmied, der von allem genau Bescheid wußte. „Der verkündet nun das kaiserliche Malefizrecht an allen vier Orten der Welt."

„Sie kommen! sie kommen!" hieß es unter der Menge, und eine Gasse bildete sich jetzt, um die Nahenden durchzulassen. Von der Dammbrücke her durchzog mit seinen drei Trommlern der Gerichtswebel, begleitet von einigen Hellebardierern, feierlich und langsam die Heinrichsstadt gegen das Kaisertor hin.

Wir lassen ihn ziehen und lassen das Volk seine Betrachtungen anstellen und schreiten quer über den Platz vor der Marienkapelle, durch die Löwenstraße, über die Dammbrücke an dem Schloß vorüber nach dem Mühlentorturm, dessen Eingänge von einer stärkern Wache als gewöhnlich umgeben sind. Wir führen den Leser in das obere Stockwerk des Gebäudes. Ein weites Gewölbe tut sich uns hier auf, so dunkel, daß das Auge sich erst an die Finsternis gewöhnen muß, ehe es irgend etwas in dem Raum erkennen kann. Ist das geschehen,

so bemerken wir, daß das trübe, herbstliche Tageslicht, durch viele, aber enge und stark vergitterte Fenster fällt. Die Wände entlang ist Stroh aufgeschichtet, auf welchem dunkle Gestalten in den mannigfaltigsten Stellungen und Lagen sich dehnen. Von dunkeln Gestalten sind auch einige hie und da aufgestellte Tische umgeben. Ein Kohlenfeuer glimmt in dem Kamin unter dem gewaltigen Rauchfang. Allmählich erkennen wir mehr in dem dunsterfüllten Raume: bleiche, wilde Gesichter, umgeben von wirren zerzausten Haaren, schlechtverbundene, mit blutigen Binden umwickelte Glieder. Ein leiseres oder lauteres Klirren und Rasseln von Ketten erschreckt uns; — wir sind unter den — Meuterern von Rees! Gekommen ist's, wie es kommen mußte; morgen wird der Obriste des niedersächsischen Kreises, Herr Heinrich Julius von Braunschweig, das Gericht über sie angehen lassen. Dumpf tönt der ferne Trommelschlag des um die Wälle der Festung ziehenden Gerichtswebels Martin Braun in ihr Gefängnis herüber. Lauschen wir ein wenig den Worten der gefangenen wilden Gesellen!

„Ta, ta, ta! Was das für ein Wesen ist? Sollte man nicht meinen, der Teufel sei den Kerlen in den Lärmkasten gefahren? Es gehet alles zum Schlechteren, selbsten das Trommelschlagen," sagte eine baumlange Gestalt, sich über die Genossen erhebend.

„Sollt' meinen, Valtin, wir hätten uns um anderes zu kümmern als den Trommelschlag," sagte unwirsch ein zweiter Söldner.

Valentin Weisser ließ sich jedoch nicht von seinem Thema abbringen. „Horchet nur, ist das die alte freudige deutsche Art? Aber jetzt will jeder ein Neues einbringen! Auch die Hispanier machen's so; da lob' ich mir die Italiener, die haben aufgehoben, was wir nicht mehr mochten, und ziehen mit den fünf gleichen Schlägen bis ans Ende der Welt. Topp, topp, topp, topp, topp! das erwecket das Herz zu Freud und Tapfer-

keit und hilfet zu Leibeskräften. Topp, topp, topp, topp, topp! Hüt dich Bau'r, ich komm'! — das ist's! oder —"

„Hauptmann, gib uns Geld!" fiel lachend ein Dritter ein.

„Füg dich zu der Kann!" brummte Hans Römer von Erfurt, der Schmerbauch.

„Mach dich bald davon!" sang eine schrille Stimme dazwischen.

„Hüt dich vor dem Mann!" brummte Jobst Bengel von Heiligenstadt. „Möchte nur wissen, wie lang wir noch in diesem Loch stecken sollen? Alle blutigen Teufel, ich wollt', der Blitz chlüg' gleich mitten unter uns, und nähme uns mit herauf oder herunter, ins Paradies oder die Hölle! 's sollt' mir gleich sein — 's wär' wenigstens eine Veränderung!"

„Das greuliche Fluchen ist auch nicht an der Zeit!" sagte eine ernste und finstre Stimme.

„Hilft auch zu nichts, Meister Wüstemann," grinste der Vorige wieder. „Dem Galgen entläuft man nit so leichtlich — mit Verlaub, Junker, das war nicht auf Euch gesagt." Wir folgen dem höhnischen Blick des Sprechenden. Neben dem Kamin, an die feuchtschwarze Wand gelehnt, steht Christoph von Denow, gebrochen an Leib und Seele. Er schaute starr, gradaus vor sich hin, bei den Worten Jobsts aber fuhr er auf, sank jedoch in demselben Augenblick mit einer abwehrenden Bewegung der Hand in seine vorige Stellung zurück. Die Entgegnung übernahm Erdwin Wüstemann, der drohend seine gefesselten Fäuste nach dem schon zurückweichenden Jobst ausstreckte: „Den Schädel zerschmettere ich dir an der Wand, wenn du den Rachen nicht hältst, du Sohn einer Hündin — sage noch ein Wort —"

„Auf ihn! so ist's recht!" schrien einige der Gefangenen. „Halt, halt! trennt sie!" riefen andere.

„Seid ruhig, Erdwin," sagte der Junker, „laß ihn, Alter, — er hat recht, der Strick des Hangmanns droht uns allen."

„Euch nicht! Euch nicht!“ rief der alte Wüstemann, die ihm entgegengestreckte Hand seines Schützlings fassend. „O Ihr — Ihr in diesen Banden — das Herz bricht mir darüber — o die Schurken, die Schurken!“

Ein Murren, welches bald in lautere Drohungen überging, folgte den Verwünschungen des Alten, der alle ihn Umgebenden mit allen Flüchen überhäufte, welche ihm auf die Zunge gerieten.

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn man nicht plötzlich draußen vor der eisenbeschlagenen Tür des Gefängnisses Schritte und eine befehlende Stimme vernommen hätte. Hellebardenschäfte und Musketenkolben rasselten nieder auf den Steinboden. Eine allgemeine Stille trat ein unter den Gefangenen, die Schlösser der Tür kreischten und knarrten. Sie öffnete sich, ein Gefreiter mit der Partisane auf der Schulter schritt herein mit zwei Büchsenschützen, deren Lunten glimmten. Ihnen folgte ein kleines schwarzes Männlein, welchem zur Seite, von Kopf bis zu Fuß geharnischt, der Leutnant der Festung, Hans Sivers, sich hielt. Durch die geöffnete Tür sah man den Gang angefüllt mit Bewaffneten von der Besatzung.

„Tut Eure Pflicht, Herr Notarius!“ sagte der Leutnant, und das kleine schwarze Männlein — Herr Fridericus Ortlepius, notarius publicus und des peinlichen Gerichts zu Wolfenbüttel bestallter und beeidigter Gerichtsschreiber, räusperte sich, nahm das Barett vom Haupt und entfaltete ein Papier, welches er in der Rechten trug. Ein Söldner, der eine Lampe hielt, näherte sich. Der Leutnant hob den Arm gegen die Gefangenen, abermals räusperte sich Herr Ortlepius und las dann seine Schrift ab wie folgt:

„Daß der Hochwürdige, Durchlauchtige, Hochgeborne Fürst und Herr, Herr Heinrich Julius, postulierter Bischof des Stifts Halberstadt, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, unser allerseits gnädiger Fürst und Herr, unlängst nach Besage und Inhalt des Koblenzschen Abschieds, als verordneter Kriegs-

obriſter dieſes niederſächſiſchen Kreiſes, zur Beſchützung des lieben Vaterlandes wider das tyranniſche Einfallen des hiſpaniſchen Kriegsvolkes, unter andern ein Regiment deutſcher Knechte von dreizehn Fähnlein hat werben laſſen, ſolches iſt notorium und männiglich bekannt. Sind dieſelben auch nachher von Seiner Fürſtlichen Gnaden ſelbſt gemuſtert, bewehrt, und haben ſie in derſelben perſönlichen Gegenwart in dem Ring, altem löblichem Kriegsgebrauch nach, auf den Artikulbrief geſchworen.

Ob nun wohl J. F. G. ſich gänzlich verſehen und verhofft, nachdem J. F. G. es ſo treulich gemeinet, auch dem gemeinen Vaterland zum Beſten es ſich ſo ſauer haben werden laſſen, — es würde gemeldetes Regiment ſich vermöge geſchworenen Eides, Treu und Pflicht, wie Solches ehrlichen, redlichen Kriegsleuten eignet und gebühret, verhalten haben, ſo hat ſich aber befunden, daß zehn Fähnlein von ſolchem Regiment, ohne einige rechtmäßige gegebene Urſach, wider ihre geſchworene Treu und Pflicht, J. F. G. zum ſonderlichen Schimpf, der ganzen deutſchen Nation zum ſonderlichen Spott und Hohn, dieſer Kriegsexpedition zum Nachteil, dem Feind aber zum Frohlocken mit fliegenden Fähnlein aus dem Felde gezogen ſind. Haben ihre verordnete Obrigkeit nicht bei ſich leiden wollen, auch in ſolcher Meuterei ſo lange continuiret, bis daß J. F. G., zur Erhaltung Deroſelben Autorität, ein' Ernſt zu dieſen Sachen haben tun müſſen, und ſie durch ihren damaligen Statthalter und Generallieutenant den Wohlgebornen und Edeln Grafen Philipp zu Hohenlohe, auf der Heide zwiſchen der Ucht und Barenburg, hinter dem Moor, genannt das heſſiſche Darlaten, haben trennen und zum Gehorſam bringen laſſen. Und obwohl J. F. G. damals nach Kriegsgebrauch und ſcharfen Rechten ſie zu maſſacriren und ſämtlich zu Schelmen zu machen, und über ſie als Schelmen die Fähnlein abreißen und ſchleifen zu laſſen, befugt geweſen ſein, ſo haben doch J. F. G. zu Deroſelbſt eigenen Glimpf den gelindeſten Weg für die Hand nehmen wollen und

haben sich resolviret, euch, die bestrickten Knechte, welche eines Teils bei J. F. G. als die Prinzipalisten Meutemacher angegeben sind, andernteils von ihren eigenen Spießgesellen dafür geliefert worden sind, — vor ein öffentlich Malefizrecht stellen zu lassen.

So fordere ich also auf unsers allerseits gnädigen Fürsten und Herrn gnädigen Befehl euch: Christoph von Denow, Detlof Schrader von Rendsburg, Erich Südfeld von Hannover usw. usw. — so fordere ich euch auf morgen früh um sieben Uhr, das ist den fünften November dieses Jahres Eintausendfünfhundertneunundneunzig vor kaiserliches Recht in den Ring, wo ihr gerichtet werden sollt, wie es am jüngsten Tage vor Gott dem Allmächtigen, wenn Gottes Sohn kommen wird zu richten die Lebendigen und Toten, zu verantworten ist!" — —

Fünfundachtzig Namen rief der Notarius Friedrich Ortlepp auf, und jeder der Gefangenen antwortete durch ein: „Ist hier gegenwärtig." Als die Liste zu Ende gebracht war, hob der kleine schwarze Mann noch einmal, lächelnd, die bebrillte Nase und ließ seine Äuglein wohlwollend über die Gefangenen hingleiten; dann nickte er dem Geharnischten zu, dieser winkte dem Gefreiten, welcher seine Partisane anzog, sein Kommandowort rief. Die Musketierer schulterten ihre Büchsen, und die Beamten schritten heraus aus dem Gewölbe, dessen Tür sogleich hinter ihnen wieder zufiel.

Noch einen Augenblick tiefster Stille, dann ein dumpfes Gemurmel, dann wildester Losbruch aller mächtig zusammengepreßten Gefühle und Leidenschaften der gefesselten Meuterer! Ein wildes Durcheinander, — Ausrufe des Zorns, des Hohns, der Besorgnis, der Angst, — Kettengerassel!

„O Junker, Junker!" rief verzweiflungsvoll der Knecht Erdwin, das Haupt seines jungen Herrn an seine breite Brust ziehend. „O Junker, Junker, wenn das Euer Vater erlebt hätte!"

„Ja, meine Mutter, meine Mutter! 's ist gut, daß sie

tot ist!" seufzte Christoph von Denow, die Hand über die Augen legend. — — — — — —

In den überfüllten Schenken der Stadt erschallte der tobende Gesang der zum Kriegsgericht eingeforderten Söldner und Hauptleute; viel Zank und Streit blieb nicht aus in den Gassen. Die Bürger zeigten sich nicht allzuhäufig außerhalb ihrer Haustüren, und wenn es ja einen Nachbar oder Gevatter allzusehr drängte, die Ereignisse des Tages mit einem Gevatter oder Nachbar zu besprechen und abzuhandeln, so schlich er so vorsichtig als möglich im Schatten der Hauswände dahin. Der Nebel ward dichter und dichter, je mehr die Dämmerung Besitz ergriff von Stadt und Land. Der Herzog auf dem Schloß ließ mehr Holz in den Kamin seines Gemaches werfen, und der Geringste seiner Untertanen ahmte ihm darin so gut als möglich nach. Immer unfreundlicher ward die Nacht.

Auf dem Prellsteine unter dem Torgewölbe des Mühlenturmes kauerte eine weibliche, verhüllte Gestalt. Einen grauen Mantel von schwerem, grobem Tuch hatte sie dicht um sich geschlagen, das spitze Hütlein, durch welches ein klein rundes Loch ging, gleich der Spur einer Büchsenkugel — tief in die Stirn gedrückt; ein Bündel lag neben ihr. Das war Anneke Mey aus Stadtoldendorf!

Ihr Haupt stützte sie auf beide Hände und starrte regungslos auf die schwarzen Massen des fürstlichen Schlosses, welches jenseits des Ockergrabens hoch emporragte in den dunkeln Nachthimmel, und in welchem hie und da ein erleuchtetes Fenster schimmerte. — So hatte Anneke den ganzen lieben langen Tag über gesessen, so saß sie noch, als es schon vollständig Nacht geworden war, und die Ronde sich näherte, das Tor zu schließen.

„Sitzt die Dirn da noch!" rief der Weibel. „Heda, Schätzchen, fort mit dir, daß dir das Fallgatter nicht auf den Kopf fällt. Marsch, Liebchen! weiß nicht, was du hier suchen könntest?" Anneke rührte sich nicht von ihrem Platze.

„Na, wird's bald? Nimm Vernunft an, Kind, 's gibt wärmere Nester." Damit faßte er den Arm der Kauernden, um sie in die Höhe zu ziehen.

„O lasset mich hier! lasset mich hier!"

„Hoho, geht nicht, geht nicht. Aber nun lasset doch auch einmal Euch ins Gesicht schauen. Hebt die Laterne hoch! Mädel, Kopf in die Höhe!"

Der Schein der Laterne fiel voll in das bleiche gramvolle Gesicht des Mädchens. —

„Alle Teufel, das ist ja die Anneke, die Anneke Mey von Rees her!" rief einer der Büchsenschützen sich vordrängend. „Weibel, mit der mußt du säuberlich umgehen. Fürcht dich nit, Anneke — wo kommst du her?"

„Aus dem Moor, aus dem hessischen Darlaten, Arendt Jungbluth!" sagte Anneke tonlos.

„Wo sie die Meutmacher niedergelegt haben? Ei, ei, Anneke, und du bist mit ihnen gezogen?"

„Sie sind im Wald über uns gekommen, weil sie der Graf von Hollach abgedrängt hatt' von der Weser, und sie haben den Junker aufs Pferd gezwungen, und er hat nichts anders gekonnt, er hat sie müssen führen; nun aber haben sie doch geraubt und gebrannt und sind gezogen, wo sie wollten, und wir haben müssen mit ihnen durch die Wiehenberge, ins Land Hoya. Da ist es zum Ende gekommen — da hat uns der Graf gestellt, und Hans Niekirche ist tot, ist auch nicht heimgekommen zu seiner Mutter — Gnade Gott uns allen!"

Lautlos umstanden die Söldner das junge Mädchen; endlich sagte der Weibel: „So ist es geschehen, dagegen kann keiner sagen — arm Mädel, was sitzest nur hier auf dem kalten Stein?" Stumm deutete Anneke nach dem Gefängnis im Turm über ihr; dann sagte sie: „Sie führten uns zuerst auf das feste Haus Stolzenau; nun sind wir hier zum Gericht!"

„Und der Junker, von welchem du gesprochen hast, ist da oben bei den andern?“ fragte der Weibel.

Anneke nickte.

„Das ist der Knab Christoph von Denow, von den Reitern?“ fragte wieder der Gefreite Arendt Jungbluth, welcher zuerst Anneke erkannt hatte. „Ist das dein Schatz?“

Ein leises Zittern überlief den Körper des Mädchens, sie antwortete nicht und schüttelte das Haupt und senkte das Gesicht in die Hände und legte den Kopf auf die Knie.

„Arm Kind! arm Mädel!“ murmelten die Krieger. „Aber sie kann hier nicht bleiben,“ brummte der Weibel. „Wir müssen fort, der Böse fährt uns sonst auf den Buckel!“

„Lasset mich einmal mit ihr sprechen,“ sagte Arendt Jungbluth. Er beugte sich nieder zu der Armen und flüsterte ihr zu; plötzlich stieß sie einen Schrei aus, einen Freudenschrei und stand auf den Füßen: „Wirklich, wirklich? Ihr könnt? Ihr wollt? O, Gott segne Euch tausendmal!“

„Herauf die Brücke! Herunter das Gatter! Ist's geschehen? — Fort nach der Schloßwach! — Jürgen, marsch, voran mit der Laterne!“ kommandierte der Weibel. „Anneke, Ihr gehört zu uns, niemand tut Euch was zu Leid. Marsch, marsch!“

Die Hellebarden lagen wieder auf der Schulter: inmitten der Wachtmannschaft ging Anneke Mey, und Jürgen trug außer der Laterne auch noch das Bündlein des Soldatenkindes.

V.

Eins schlug die Uhr des Schloßturmes, und die Krähen fuhren auf aus ihren Nestern und umflatterten krächzend die Spitze und die Wetterfahne, bis der Klang ausgezittert hatte.

„So geh zu ihm!“ flüsterte Arendt Jungbluth. „Um drei Uhr ist meine Wacht zu Ende, dann klopf' ich und du kommst

heraus. Nun gehab Dich wohl; des Wärtels Margaret lauert drunten am Gang."

„Dank Euch, Dank Euch!" flüsterte Anneke Mey. Die Gefängnistür im Mühlenturm öffnete sich kaum weit genug, um das schmächtige junge Mädchen einzulassen, und schloß sich sogleich wieder.

Die qualmende Hängelampe war wie ein roter Punkt in dem dunsterfüllten Raume anzuschauen; die meisten der Gefangenen schnarchten auf dem Stroh die Wände entlang, viele hatten aber auch die Köpfe auf den Tisch gelegt und schliefen so. — Dann und wann erklirrte leise eine Fessel, oder ein Stöhnen und Geseufz ging durch die Wölbung. Niemand hatte den Eintritt des Mädchens bemerkt.

Einige Minuten stand Anneke dicht an die Mauer gedrückt. Sie vermochte kaum Atem zu holen. Wie sollte sie in dieser Hölle den finden, welchen sie suchte?

Plötzlich ward es hell in ihr: anfangs leise, dann lauter begann sie das alte Lied vom Falkensteiner zu singen:

„Sie ging den Turm wohl um und um:
Feinslieb bist du darinnen?
Und wenn ich dich nicht sehen kann,
So komm' ich von meinen Sinnen.

Sie ging den Turm wohl um und um,
Den Turm wollt' sie aufschließen:
Und wenn die Nacht ein Jahr lang wär',
Keine Stunde tät' mich verdrießen!"

Von ihrem Lager richteten sich die Schläfer auf, stärker klirrten die Ketten an ihren Armen und Beinen. —

„Ei, dürft' ich scharfe Messer tragen,
Wie unsers Herrn sein' Knechte,
Ich tät' mit dem Herrn vom Falkenstein,
Um meinen Herzliebsten fechten!"

„Was iſt das? Wer iſt das? Wer ſinget hier?“ tönte es wild durcheinander. „Anneke, Anneke, Anneke Mey,“ rief die Stimme Chriſtoph von Denows dazwiſchen, und Erdwin Wüſtemann hielt das junge Mädchen in den Armen: „Hier, hier halt' ich ſie, hier iſt ſie, wie ein Engel vom Himmel mit ihrer Lerchenſtimme! O Kind, Kind, was willſt hier in dieſer Wüſtenei? Junker, Junker, wo ſeid Ihr?“

„O Anneke! Anneke!“ rief Chriſtoph von Denow.

„Vivat Anneke, Anneke Mey!“ riefen alle andern Gefangenen. „Das iſt ein wackeres Mädel! Vivat des Regiments Schenkin!“

Es fiel keine ſchnöde, böſe Rede: im Gegenteil, es war, als ob durch das Erſcheinen des Kindes jedes trotzige, wilde Herz milder geworden wäre. Man hätte ſie gern auf den Händen getragen, da ſie das aber nicht leiden wollte, ſuchte man ihr den bequemſten Platz aus und breitete Mäntel unter ihre Füße, um ſie vor der feuchten Kälte der Steinplatten zu ſchützen. Eine Bank wurde zerſchlagen, um das erlöſchende Feuer im Kamin damit zu nähren.

„So haſt du uns nicht verlaſſen, Anneke!“ rief Chriſtoph und hielt ihre beiden Hände in den ſeinigen, und der Knecht Erdwin wiſchte verſtohlen eine Träne aus den grauen Wimpern. „O, wie können wir dir je das wiedervergelten?“

„Wie könnt ich Euch verlaſſen? Und wenn ſie Euch zum Tode führen, ich geh' mit Euch!“

Sie ſaßen beieinander, Chriſtoph und Anneke, neben dem Kamin, und die Dirne ſchluchzte und lächelte durch ihre Tränen. Sie vergaßen alles um ſich her, und der alte Wüſtemann ſtand dabei, ſeufzte tief und ſchwer und ſchüttelte das greiſe Haupt:

„Jammer, o Jammer!“

Um drei Uhr krähte zum erſten Mal der Hahn, um drei Uhr klopfte Arendt Jungbluth an die Tür.

„Nun muß ich scheiden!“ sagte Anneke. „Gott schütze uns; wenn das Gericht angeht, steh' ich auf Eurem Wege, Herr.“

„Anneke, Gott lohn's dir, was du an uns tust!“

„Fahre wohl! Fahre wohl, Anneke!“ riefen die gefangenen Meuterer. „Gott segne dich, Anneke!“

Christoph von Denow schlug die Hände vors Gesicht; — die Tür war hinter dem jungen Mädchen zugefallen. Im Osten zeigte ein weißer Streif am Nachthimmel, daß der Morgen nicht mehr fern sei, und der Wind machte sich auf, fuhr von den Harzbergen nach dem deutschen Meer und verkündete dasselbe. —

Sechs schlug die Uhr des Schloßturmes; wieder schossen die Krähen aus ihren Nestern und umflatterten die Spitze, krochen aber diesmal nicht wieder zurück in ihre Schlupfwinkel, sondern ließen sich, eine bei der andern, nieder auf dem Rande der Galerie, welche nahe dem Dach, den Turm umzieht. Neugierig reckten sie die Hälse und blickten herab in den dichten weißen Nebel unter ihnen, aus welchem kaum die höchsten Giebel der Stadt und Festung hervorlugten. Trommelschall erdröhnte auf dem Schloßhofe und hallte wider von den Wällen, während eine kriegerische Musik aus der Ferne dem Weckauf der Besatzung antwortete. Auf der Festung trat die Soldateska unter die Waffen, und in der Heinrichsstadt verkündete das klingende Spiel, daß die Bürgerschaft in Wehr und Harnisch aufzog.

Von Zeit zu Zeit löste sich einer der schwarzen Vögel aus der Reihe der Genossen los und flatterte mit kurzen Flügelschlägen hinein in den Nebel, als wolle er Kundschaft holen über das Fest, welches ihm drunten bereitet wurde. Kehrte er zurück, so wußte er mancherlei zu erzählen, und freudekreischend erhoben sich die andern und wirbelten durcheinander und überschlugen sich in der grauen Luft, um endlich wieder zurückzufallen auf ihre Plätze in Reih und Glied.

Gegen sieben Uhr verflüchtigte sich der Schleier, welcher über der Stadt lag, um sieben Uhr trat alles ins Licht! Vor dem fürstlichen Marstalle waren die Schranken aufgestellt. Ein mit rotem Tuch bekleideter Tisch und ebenso überzogene Bänke für den Gerichtsschulzen und die Beisitzer standen in der Mitte. Das Volk umwogte dicht gedrängt den Platz. Jetzt zog „mit dem Gespiel" die fürstliche Leibgarde aus dem Schloßtor, den Graben entlang, und besetzte zwei Seiten der Schranken. Nach ihr rückte in drei Fähnlein die Bürgerschaft von der Dammfestung, der Heinrichsstadt und dem Gotteslager heran und schloß die beiden andern Seiten ein. Der Ring war gebildet; die Fahnen wurden zusammengewickelt und unter sich gekehrt, die Obergewehre mit den Spitzen in die Erde gestoßen, nach Kriegsgebrauch bei kaiserlichem Malefizrecht.

Abermals entstand eine Bewegung unter der Volksmenge; wieder schritt ein Zug durch die gebildete Gasse feierlich und langsam vom Schloß her. Das war der Gerichtsschulze Melchior Reicharts mit seinen einundzwanzig Richtern, Hauptleuten, Gefreiten und Gemeinen, und dem Gerichtsschreiber Fridericus Ortlepius, die allesamt paarweise in den Ring eintraten.

Zuerst ließ sich der notarius publicus nieder, zur linken Hand an dem roten Tisch. Er ordnete seine Papiere, guckte in sein Tintenfaß, rückte das Sandfaß zurecht, und der trübe Himmel und die Krähen auf dem Schloßturm schauten ihm dabei zu. Er prüfte die Spitze seiner Feder auf dem Daumennagel, das Murmeln und Murren der tausendköpfigen Menge machte einer Totenstille Platz; von dem Mühlenturm her erklang ein taktmäßiges Rasseln und Klirren und verkündete das Nahen der Gefangenen. — — — —

„O mein Gott, hilf ihm und mir!" stöhnte Anneke Mey von Stadtoldendorf, als an dem Mühlenturm die Pforte sich öffnete und die davor aufgestellte Reiterwache, die Pferde rückwärtsdrängend, das Volk auseinander trieb.

„Da sind sie! die Meutmacher! die Schufte! Da sind die falschen Schurken!“ ging der unterdrückte Schrei durch das zornige Volk. Aus der Gefängnispforte hervor glitt ein verwildertes, trotziges oder verzagtes Gesicht nach dem andern an der zitternden Anneke vorüber.

Und jetzt —

„Christoph!“ durchdrang grell und schneidend ein Schrei die schwere graue Luft, daß der Herzog Heinrich Julius, welcher an einem Fenster seines Schlosses stand und auf das Getümmel unter sich finster herabblickte, unwillkürlich den Kopf nach der Richtung hinneigte.

Da schritt er einher, der Junker von Denow, bleich, wankend, gestützt auf den Arm des getreuen Knechtes Erdwin.

„O Christoph! Christoph von Denow!“

Der junge Reiter erhob das Auge; es haftete auf dem jungen Mädchen, welches hinter der Reihe der begleitenden Hellebardierer die Hände ihm entgegenstreckte; — ein trübes Lächeln glitt über das Gesicht Christophs, dann schüttelte er das Haupt; er wollte anhalten.

„Hast doch Recht gehabt, Anneke!“ lachte höhnisch Valentin Weisser, der Rosenecker. „Waren unsrer doch zu wenig. Puh — 's ist am End einerlei — Kugel oder Strick. Vorwärts, Junker Stoffel; ich tret' dir sonst die Hacken ab!“

„Vorwärts! vorwärts!“ rief der Führer der Geleitsmannschaft — vorüber schritt Christoph von Denow. —

Im Ring aber schwuren die Richter mit aufgerichtetem Finger und lauter Stimme:

„Ich lobe und schwöre, daß ich diesen Tag und alles dasjenige, was vor diesem Malefizrecht vorkommen wird, urteilen und richten will, es sei gleich über Leib und Blut, Geld oder Geldeswert, als ich will, daß mich Gott am jüngsten Tage richten soll — den Armen als den Reichen. Will hierinnen weder Freundschaft noch Feindschaft, Gunst noch Ungunst, weder Haß, Ge-

ſchenke, Gaben, Geld oder Geldeswert anſehen, oder mich verhindern laſſen! So wahr mir Gott helfe und ſein heiliges Wort!"

Alle Beiſitzer ſaßen darauf nieder an ihren Plätzen, und nur der Gerichtsſchulze blieb ſtehen und tat eine Umfrage. Darauf verkannte er das Recht: erſtens im Namen der heiligen unzerteilbaren Dreifaltigkeit, dann im Namen des Fürſten, dem Richter und Angeklagte als Kriegsleute geſchworen hatten, zuletzt kraft ſeines eignen angeordneten Amts und Stabes, daß „keiner innerhalb oder außerhalb dem Rechten wolle einreden. Solle auch niemand einem Richter heimlich zuſprechen. Dem Profoß ſolle eine freie Gaſſe gelaſſen werden, damit er guten Raum habe, damit er deſto baß mit den Gefangenen vom Rechten ab- und zugehen möge, bei Pön eines rheiniſchen Gülden in Gold."

„Derhalben," fuhr er fort, „wer nun vor dieſem Kaiſerlichen Recht zu ſchicken oder zu ſchaffen hat, es ſei gleich Kläger oder Antworter oder ſonſten einer, der dem löblichen Regiment etwas anzuzeigen hat: die ſtehen in den Ring und klagen, wie man pflegt zu klagen und Antwort zu geben, auf Red und Widerred, wie in Kaiſerlichen Rechten der Gebrauch iſt. — Gerichtswebel, habt Ihr geſtern den Profoß, wie auch die Angeklagten fürgeboten, zitieret und geladen?"

Und der Gerichtswebel ſtand auf und antwortete: „Herr Schultheiß, ich habe ſie geſtern früh mit drei Trommeln an den vier Orten der Welt zitieret!"

Und des Regiments Profoß, Karſten Fricke, trat in den Ring, und der Gerichtswebel führte die Angeklagten hinein, jedes Fähnlein für ſich zuſammengeſchloſſen. —

VI.

„Liege ſtill, Kind," ſagte am zwanzigſten November bei Tagesanbruch auf der Hauptwache im Schloß zu Wolfenbüttel

der Gefreite Arendt Jungbluth. „Liege ruhig und schlaf weiter: der Morgen ist dunkel und dräuet Schnee. Es geht noch nicht an."

Anneke Mey hatte sich auf der harten Holzbank, erschreckt aus tiefem Traum auffahrend, in die Höhe gerichtet, bei dem Ruf der Wacht draußen, die zur Ablösung herausrief.

„Schlafe wieder ein, Anneke, ich wecke dich, wenn es Zeit ist," sagte Arendt, die Sturmhaube auf den Kopf stülpend.

„Der letzte Tag!" murmelte das Soldatenkind, und das müde Haupt sank wieder zurück auf das harte Lager, die Augen schlossen sich wieder.

„Hui, der Wind — Teufel!" brummte Arendt, als die Söldner wieder zurücktraten in die Wachtstube. „Schläft sie wieder? — Richtig! ach, ich wollt', sie verschlief' es ganz. Ruhig, Kerle — haltet eure Mäuler! Donner — ist es nicht grad, als ob der Sturm den alten Kasten einem über dem Kopf zusammenreißen wollte? Das wird das rechte Wetter sein für die da draußen im Ring, das bläst ihnen die Urteile vom Munde weg. Wie sie da liegt! ist das nicht ein Jammer? Ich wollt', sie verschlief' die böse Stund."

Wild jagte der Wind die schweren Schneewolken vor sich her und heulte und pfiff in den Gängen des Schlosses wie der böse Feind, klapperte mit den Ziegeln, rüttelte an den Fenstern und trieb die Wetterfahnen mit den Löwen auf den Turmspitzen im Kreise umher, heftiger und heftiger, wie der Tag zunahm.

Anneke Mey lag noch immer, nicht im Schlaf, sondern in stumpfsinniger Erschöpfung. Was kein Kriegszug vollbracht hatte, das hatten die letzten vierzehn Tage getan; sie hatten das Kind gebrochen, es matt und müd gemacht bis zum Tode. Vergeblich sahen sich diesmal auf ihrem Wege zum Gericht Christoph von Denow und Erdwin Wüstemann nach dem abgehärmten Gesicht ihres Schutzengels um.

„Gottlob, gottlob, sie verschläft's!" murmelte Arendt Jungbluth, sich über das Lager der Armen beugend.

Im Ring, unter dem düstern, schwarzen Himmel mit den jagenden Wolken las Friedrich Ortlepp, der Gerichtsschreiber, ein Todesurteil nach dem andern; einen Stab nach dem andern brach der Schultheiß und warf ihn auf den Richtplatz.

„Gnade Gott der Seelen in Ewigkeit. Amen!" sprach er bei jeder weißen Rute, welche zerknickt auf den Boden fiel.

Und jetzt — jetzt der letzte Spruch!

„Auf eingebrachte Klage des Profoßen, Gegenrede des Beklagten, produzierte Kundschaft und Zeugnis, ist durch einhellige Umfrage zu Recht erkannt, daß — Christoph von Denow nicht gebührt hat, sich für einen Vorsprecher bei der vorgesetzten Obrigkeit, noch für einen Hauptmann aufzuwerfen, noch die Befehle zu vergeben und auszuteilen, noch die Wacht zu bestellen. Warum er dem Profoß überantwortet werden soll, welcher ihn in sein Gewahrsam führen und ihn dem Nachrichter einantworten und befehlen soll, daß er ihn hinausführe und an den nächsten Galgen hänge und mit dem Strange zwischen Himmel und Erde erwürge, damit der Wind unter ihm und über ihn durchwehen könne, ihm zu verwirkter Strafe und andern zum abscheulichen Exempel!"

Wieder fiel der gebrochene Stab zu den andern auf die Erde.

„Gnade Gott der Seelen in Ewigkeit, Amen!"

Auf die Knie stürzten dreiundachtzig der Verurteilten: „Gnade, Gnade! Gnade ist besser denn Recht!"

Hochauf richteten sich Christoph von Denow und Erdwin Wüstemann, und der Junker hob die gefesselte Rechte zum Himmel, während der Wind seine Locken zerwühlte und die Schneewolken sich öffneten und das weiße Gestöber wirbelnd herabfuhr:

„Keine Gnade! Recht! Recht! Recht ist besser denn Gnade!"

In den Ring sprang der Profoß mit der Wache und stürzte sich auf die Gefangenen — wild und anhaltend brach das Geschrei des Volkes los, die Kommandoworte erschallten

dazwischen, die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten, aus der Erde wurden die Waffen gerissen und hoch in die Luft geschwungen, die Fähnlein entfalteten sich im Winde. Die Krähen aber schossen in einem schwarzen Haufen herab von dem Schloßturm und umflatterten krächzend die Stätte des Gerichts. Gleich dem bewegten Meer wogte und donnerte das Volk, und durch die Menschenflut kämpfte sich mit zerrissenen Kleidern, losgegangenen Haarflechten Anneke Mey.

„Christoph! Christoph! O du heiliger Gott im Himmel! verloren! verloren!"

Dem Herzog am geöffneten Fenster seines Gemachs riß der Sturm den Griff des Flügels aus der Hand, daß er klirrend zuschlug. Über den Schloßhof schritt der Gerichtsschultheiß Melchior Reicharts mit den Hauptleuten Georg Frost, Peter Köhler, Heinrich Jordans und Moritz Ahlemann nach getaner Pflicht den jungen Fürsten, Zahlherrn und Kreis-Obersten für die Verurteilten zu bitten. Fridericus Ortlepius trug „fürsichtiglich und sorgsamlich" die Akten und Protokolle. Tief in die Nacht hinein saß der Herzog mit den sechs Männern über diesen Papieren. Vierundzwanzig Todesurteile bestätigte er, und unter diesen befand sich das Christoph von Oenows. Zweiunddreißig der Verurteilten begnadigte er dahin, „daß sie zur Straf sich verpflichten sollen, im Land zu Ungarn auf dem Grenzhause Groß-Wardein wider den Erbfeind der Christenheit zu Wasser und zu Lande, in Sturm und Schlachten jederzeit, wie ehrlichen Kriegsleuten solches gebührt, sich gebrauchen zu lassen." — Siebenundzwanzig Männern wurde auf einen gewöhnlichen „Urfried" das Leben und die Ehre geschenket und sie ihrem Fähnlein wieder einverleibt. — Zweien wurde das Leben und die Ehre ohne Bedingung geschenkt. Der erste war Erdwin Wüstemann, der andere ein Söldner, genannt Klaus Rischemann von Calvörde. Alle diese Schlüsse wurden den Gefangenen noch in derselben Nacht bekannt gemacht.

VII.

Der Schnee lag hoch in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt und Festung Wolfenbüttel. Der Sturm hatte sich mit Anbruch des Tages ganz gelegt, es war wieder still und ruhig geworden, und leise träufelte es von den Dächern, denn die Luft war warm und mit Feuchtigkeit gefüllt; mit dumpfem Geräusch bewegte sich das Volk in den Gassen.

Die Fenster der Schloßkirche glänzten rötlich in die trübe Morgendämmerung herein, und feierlich erklang die Orgel und der Gesang vieler Menschenstimmen:

Allein zu Dir, Herr Jesu Christ,
Mein Hoffnung steht auf Erden. —

Im Schein der Lichter und Lampen erglänzte Harnisch an Harnisch in dem heiligen Gebäude: den Verurteilten sollte ihre letzte Predigt gehalten und das Abendmahl ihnen gereicht werden. Der junge Herzog saß in seinem Stuhl, das Gebetbuch vor sich; alle Offiziere der Besatzung waren in Wehr und Waffen zugegen, und die Wände entlang und im Schiff der Kirche drängte sich ein bärtiges ernstes Kriegergesicht an das andere. Die Vierundzwanzig, die sterben sollten, saßen auf einer niedern Bank unter der Kanzel, auf welcher der Magister Basilius im schwarzen Chorrock mit der Halskrause stand, bereit, seine Rede über die beiden Schächer am Kreuz zu beginnen. In einem dunkeln Winkel unter der Orgel stand Erdwin Wüstemann und hielt die schluchzende Anneke im Arm; um sie her knieten oder standen die vom Tode losgesprochenen Meuterer, denen man die Fesseln abgenommen hatte.

Und jetzt schwieg die Orgel und der Gesang. Das Wort des Evangelisten Lukas wurde gelesen:

„Aber der Übeltäter einer, die da gehängt waren, lästerte ihn und sprach: Bist du Christus, so hilf dir selber und uns! — Da antwortete der andere, strafte ihn und sprach: Und du

fürchtest dich auch nicht vor Gott, der du in gleicher Verdammnis bist? Wir sind billig darinnen, denn wir empfangen, was unsere Taten wert sind; dieser aber hat nichts Ungeschicktes gehandelt! — Und er sprach zu Jesu: Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst! — und Jesus sprach zu ihm: Wahrlich, ich sage dir, heut wirst du mit mir im Paradiese sein!" —

Überlaut riefen bei diesen letzten Worten des Textes einige der Verurteilten: „Das helfe uns der allmächtige Gott!" und hoben die kettenklirrenden Hände gefaltet hoch empor. Das Auge Christoph von Denows aber leuchtete plötzlich in einem Glanz, welcher darin bereits für immer erloschen schien. Hatte er eine Vision? Rief ihm eine süße bekannte Stimme von oben? Erschien ihm winkend die tote Mutter?

Christoph von Denow war zum Sterben bereit. —

„Gott, Gott, laß so nicht das Haus Denow zu End kommen!" stöhnte in seinem Winkel Erdwin, der Knecht. „Herr, schenke du ihm einen adeligen Tod! Laß diesen Kelch an mir vorüber gehen!"

„Er soll mir den Kopf zertreten und über meinen leblosen Leib weggehen, wenn er mich nicht hören will!" sagte Anneke Mey tonlos.

Und Dominus Basilius Sadler begann seine Buß- und Trostpredigt und teilte sie in die zwei Punkte:

Erstlich, wie sich der „heilige" Schächer am Kreuz in seiner letzten Not gehalten.

Zum andern, wie herrlich ihn Christus getröstet habe.

Der Himmel im Osten aber färbte sich immer purpurner, und die Lichter und Lampen der Kapelle erblaßten mehr und mehr vor dem Glanz, welchen Gott über die winterliche Welt leuchten ließ. Die Gefangenen neigten die Häupter tiefer und tiefer.

„— Euer Weib und Kinder befehlet ihr, die ihr welche

habt, Gott dem Allmächtigen, der ist der Waisen Vater und der Witwen Richter. Ist schon dieser Tod vor der Welt schmählich, so gedenket, wenn ihr euch bekehret, daß ihr Gottes Kinder seid, dann wird solch Leiden ehrlich und herrlich. Denn der Tod seiner Heiligen ist wert gehalten vor dem Herrn." —

„Einen ehrlichen Tod! o Gott, schenke ihm einen adeligen Tod!" murmelte Erdwin, der Knecht.

„So gebe Gott der Allmächtige euch allen die Gnade seines heiligen Geistes, daß ihr euer' Sünd von Herzen erkennt und euch leid sein lasset, euch im wahren Glauben zu Christo wendet und darin bis ans Ende verharret, euer' Seel in Geduld fasset, allen Menschen von Herzen vergebet und verzeihet, heut, diesen Tag, Gott eure Seele opfert und überantwortet und am großen Tag des Herrn mit Freuden auferstehet und mit Leib und Seele ewig lebet! Amen, Amen, Amen!"

Der Sand war verlaufen in der Uhr auf der Kanzel. Der Herzog verließ mit seinen Hofbeamten seinen Stuhl, Anneke Mey verschwand von der Seite Erdwins, ohne daß dieser es bemerkte; — unter den Klängen des alten traurigen Chorales: Wenn mein Stündlein vorhanden ist — wurde den Verurteilten das Abendmahl gereicht.

Nun war auch das geschehen; in die letzten Klänge der Orgel mischte sich grell und schneidend ein anderer Klang — der Schall des Armensünderglöckchens: Der Henker wartete an der Tür des Hauses Gottes!

Im langsamen Zug traten die Verurteilten und Gefangenen, von ihren Wächtern umgeben, hinaus aus der Schloßkirche, vor welcher sie die harrende Menge mit wildem Geschrei und Droh- und Schmähworten empfing. Der schwere Gang begann, in das goldne Morgenrot hinein, über den Schloßplatz, die Dammbrücke, durch die Heinrichsstadt dem Kaisertor zu. Alle Gassen, durch welche der Zug ging, waren mit herzoglichen

Reitern und den gewaffneten Bürgern besetzt, um den Andrang des Volks zu bändigen.

Vor dem Kaisertor waren die vier Galgen gebaut, woran die vierundzwanzig Leben enden sollten. Fast eine halbe Stund verging, ehe die Verurteilten unter ihnen standen. Der Ring war geschlossen auf zwei Seiten von den Hellebardierern, auf den beiden andern Seiten von den Musketenschützen, deren Röhre auf den Gabeln lagen, deren glimmende Lunten zum augenblicklichen Gebrauch aufgeschroben waren. Dicht vor dem Gefreiten Arendt Jungbluth hielten sich Erdwin Wüstemann und der Junker Christoph von Denow.

Der Alte hatte den Arm um seinen jungen Herrn geschlungen, und dieser das Haupt an die Brust des treuen Knechts gelegt. Sie sprachen leise zueinander.

„Weiß nicht, wo sie geblieben ist! weiß nicht, wo sie bleibt!“ sagte der Alte.

„Sie hat mich nicht sterben sehen wollen; — 's ist auch besser so! O schütze sie — halte sie, trag sie auf den Händen und im Herzen und verlaß sie nie und nimmer — ich will meiner Mutter von ihr sagen, wenn ich zu ihr komm'.“

„O Junker, Junker, und Euer Vater“ —

„Vergiß nicht, was du ihm versprochen hast.“

„Es wird geschehen, so wahr mir Gott helfe!“ sagte dumpf der Alte.

„Schau, es geht an — da hast du den Ring — mein Schwert liegt versenkt im Moor, es ist ein gutes, tadelloses Schwert geblieben! — Ihr sag — o Anneke! Anneke!“ Der Junker brach ab; er vermochte es nicht, weiter zu sprechen.

Unterdessen war eine Totenstille in der Menschenmenge eingetreten, die aber jedesmal, wenn die Henker einen der Meuterer des Reichsheeres von der Leiter stießen, in ein gräßliches, langanhaltendes Geheul, durch welches scharf das Wirbeln

der Trommel klang, überging. — — Dreiundzwanzig Mal hatte das Volk aufgeschrien. —

„Christoph von Denow!" rief nun der Profoß mit lauter Stimme.

Zum letztenmal lagen sich Christoph und Erdwin in den Armen.

„Lebe wohl! lebe wohl!" flüsterte der erste — „vergiß nicht!" —

„So gnade Gott mir und Euch!" schrie der Knecht Wüstemann und strich die langen greisen Haare aus der Stirn zurück. Der Junker von Denow stand am Fuße der Leiter!

Er drückte die Hand auf das Herz und setzte den Fuß auf die erste Staffel: „O Anneke, süße Anneke!"

Der Gedanke kam ihm, er würde sie erblicken in der Menge, welche wieder in unheimlichster Stille den Richtplatz bedeckte; mit einem Sprung war er oben an der Seite des Henkers, der ihn mit dem Strick in der Hand erwartete. Er stieß die Hand desselben zurück — seine Augen schweiften über all die Tausende emporgerichteter Gesichter. —

„O Anneke Mey, liebe Anneke, wo bist du? wo bist du? weshalb hast du mich verlassen?!"

Wieder streckte der Henker die Hand nach ihm aus; er hielt ein Blech, auf welchem die Worte standen „Meutmacher und Meineidiger" und wollte es dem Verurteilten an einem Bande um den Hals werfen.

„Lebe wohl, süße Anneke Mey!" flüsterte Christoph von Denow; er schlug die Hand des Henkers abermals zur Seite, klirrend fiel das Blech, die Leiter nieder, zur Erde. —

Mit einem wilden, entsetzlichen Schrei sprang Erdwin Wüstemann einen Schritt zurück, mit einem Griff riß er das Feuerrohr aus den Händen Arendt Jungbluths und an seine Wange. Der Schuß krachte — „Gnade Gott mir und Dir!"

„Dank, Erdwin — hast — Wort gehalten!" sprach Christoph

von Denow. Er schwankte — breitete die Arme aus: „Lebe — wohl — süße — Anneke!“ Der entsetzte Henker wollte ihn halten, aber im dumpfen Fall stürzte der Körper die Leiter herab in den blutigen Schnee.

Aufbrüllte die Menge und tobte durcheinander, der Ring löste sich — die Offiziere, die Beamten, der Gewaltiger stürzten sich auf den Knecht Erdwin, welcher regungslos dastand, das abgeschossene Rohr in der Hand.

Und jetzt ein neues Geschrei von der Stadt her: „Haltet, haltet!“

Ein Reiter mit einem Papier in der Hand, im Galopp ansprengend! Ihm nach ein zweiter Reiter, vor sich auf dem Pferd ein halbohnmächtiges, totbleiches Mädchen. —

„Halt, halt! Befehl, den Verurteilten Christoph von Denow zurückzuführen ins Gewahrsam!“

Anneke Mey leblos auf dem leblosen Körper des Erschossenen — Erdwin Wüstemann besinnungslos in den Armen Arendt Jungbluths — — — Trompetenschall von der Torwache; von der Stadt her eine neue Reiterschar: „Der Herzog! der Herzog! — Zu spät! zu spät!“ — — — — — —

In dem wiedergebildeten Ring hielt der junge Fürst mit seinem Gefolge; vor ihm stand barhäuptig der Profoß neben der schrecklichen Gruppe am Boden und erzählte das Vorgefallene. Als er geendet, stieg der junge Fürst ab von seinem Hengst und näherte sich dem treuen Knecht des Hauses Denow:

„Weshalb hast du das getan?“

Der Angeredete blickte irr und wirr im Kreise umher, antwortete nicht, sondern brach nur in ein herzzerreißendes Gelächter aus.

Der Herzog legte die Hand an die Stirn; — dann wandte er sich:

„Hebt doch das Kind von der Leiche!“

Der Leutnant von der Festung, Johannes Sivers, beugte

sich nieder, um dem Befehl nachzukommen. Es gelang ihm mit Mühe:

„O gnädiger Gott, tot, tot, fürstliche Gnaden!"

Ein dumpfes Gemurmel ging durch die lauschende Menge; der Fürst schritt finster sinnend einige Minuten auf und ab. Dann hob er das Haupt:

„Bei meinen Vätern, ich glaub', da ist ein bös Ding getan! leget die Dirne und den toten Knaben auf die Gewehrläufe — es ist Unsere Meinung und Wille, daß das Gericht wieder beginne. Wir sind entschlossen, selbsten im Ring zu sitzen!"

Während dieser letzten Worte hatte sich Erdwin Wüstemann langsam aufgerichtet; jetzt stand er wieder fest auf den Füßen. Der Herzog bemerkte es, er legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Ihr habet hart und schnell in unser Gericht eingegriffen. Stehet zu mir nun auch im Ring, daß die Wahrheit an den Tag kommt! Nachher, wenn's sich ausgewiesen hat, wie ich es mir zusammendenke, wollen Wir, daß Ihr die dort gen Ungarn führet als Unser Ehrbarer, Mannhafter und Getreuer! Höret Ihr, Hauptmann Erdwin Wüstemann?! Nun hebet die Leichen und rühret die Trommeln — fort! fort!"

Über der blutigen Morgenröte hatten sich die Wolken wieder dunkel zusammengezogen. Wieder sanken leise einzelne weiße Flocken herab. Sie mehrten sich von Augenblick zu Augenblick und deckten bald, einem Leichentuch gleich, die Körper Christophs und Annas, wie sie durch die Gassen der Stadt Wolfenbüttel, dem Zuge der Krieger und Bürger voran, dicht hinter dem Gefolge des Herzogs, welcher mit gesenktem Haupte vorausritt, der Gerichtsstätte am Schloß zugetragen wurden. Der alte Knecht Erdwin ging neben seinem jungen Herrn her; aber er wußte nichts davon — dunkel war es in ihm und um ihn! —

So starb der Junker Christoph von Denow eines adeligen Todes!

Aus dem Lebensbuch des Schulmeisterleins Michel Haas.

(Nach einem alten Manuskript.)

Das war am sechsten Juni Anno Christi 1697, da schritt vor seiner berühmten Baumschule auf der gräflich Waldeckschen Pachtung Wetterburg mein Herr Vater seliger gar nachdenklich auf und ab, brummte und pfiff zwischen den Zähnen und kratzte sich oft genug kopfschüttelnd hinter dem Ohr.

Hatte er allen Grund, sonderlich drein zu sehen, denn um ihn her quinkelierten und wimmelten zwölf lebendige Kinder, Büblein und Mägdlein durcheinander, im Garten; liefen ihm vor die Füße, hingen sich an seine Rockschöße und verhinderten ihn nach Leibeskräften, einen vernünftigen Gedanken zu fassen und sich ruhigen Gemütes auf den neuen Haussegen vorzubereiten, mit dem ihn seine Ehehälfte, meine liebe Frau Mutter, eben im Haus hinter den grünen Bäumen und Büschen zu beschenken gedachte.

„Das dreizehnte!" sagte er. „Das ist eine Frau! Na, Gott gebe, daß es gut ausgehe!"

Und es ging gut aus. Schlug die Glocke auf dem Turm sechs Uhr abends, und der Küster läutete eben den Feierabend aus, da entstand ein großes Getümmel im Garten des Pachthauses zu Wetterburg; die Wehemutter aus dem Dorf hielt über vierundzwanzig zappelnde Händlein und Hände vorsichtig ein schreiend Bündlein meinem Vater unter die Nase, und mein Herr Vater tat trotzdem, daß ihm das gar nichts Neues mehr war, einen kleinen Luftsprung —

„Hurra, ein Jung, ein lebendiger, dicker Jung! Vivat die Alte!"

Damit setzete er im Galopp durch den Garten, und all das Kindervolk folgte ihm mit wildem Geschrei, bis auf ein klein sechsjährig Mägdlein, welches bei der Wehemutter vor der be-

rühmten Baumschule zurückblieb und sich das schreiende Ding in den Windeln erst mit großen Augen genauer betrachtete und allerhand wunderliche Fragen darob stellete und allerlei Antwort begehrte auf Dinge, die niemand weiß. Das war mein Schwesterlein Johanna Magdalena Haasin, und ist nun lange tot, wie Vater und Mutter und alle die eilf andern Schreihälse, meine Brüder und Schwestern. Gott schenke ihnen und mir die ewige Ruhe!

Viel Tiere: Hunde, Vögel, Eichhörnchen, Katzen gab es in unserm Haus, viel Blumen blüheten vor den Fenstern, Sonnenschein und Mondenschein spielten drum her, und mein Herr Vater strich die Violin wie ein gelernter Meister. Meine Mutter aber sang ihre Wiegenlieder mit so heller Stimme, wie die jüngste Maid; obgleich sie nicht jung mehr war an Jahren, als ich das Licht dieser Welt erblickte. Meine zwölf Geschwisterlein lachten und weinten dazwischen durch alle Tonarten, und niemand wehrte es ihnen, wenn es irgend anging — — wahrlich, das war ein fröhlich Vaterhaus zu Wetterburg in der Grafschaft Waldeck! —

Anno 1702 ist mein Vater nach Rhoden in seine eigene Haushaltung gezogen, als ich grad fünf Jahre alt war.

Hüpfet mir heute noch das Herz, wenn ich dunkel mich erinnere an den lustigen Zug in diese neue Heimat. Als am vierzigsten Tage die Arche Noäh geöffnet wurde auf dem Berge Ararat und Menschen und Tiere hinaustraten in die frische Gottesluft, konnten sie nicht fröhlicher sein, als wir allesamt. Alle meine Schwestern trugen bunte Kränze von roten und blauen Kornblumen auf den blonden Haaren, alle meine Brüder schlugen mit hölzernen Löffeln den Reisemarsch an den Messingkesseln, bliesen die Gießkannen und Trichter, daß ihnen fast die Backen platzten. Hoch auf dem ersten Wagen hatte der Mutter und mir, dem Michelchen, der Vater eine schöne Laube von grünem Gezweig gemacht; drin saßen wir und hielten Ordnung über alles; denn auch die Kühe, Ziegen und Schweine wurden hinten nachgeführt, und auch die waren bekränzet nach Gebühr von dem

Knecht und den beiden Mägden, die mitzogen, weil sie nicht von unserm Haus lassen wollten.

In Rhoden bin ich vierzehn Jahre alt geworden, allda auch in die Schule gegangen und konfirmieret. Da zeigte es sich, daß ich eine große Lust hatte zu den Büchern und zum Studieren, was meinem Vater schon ganz recht war, denn keinen meiner Brüder konnte er anders als durch Schwarzbrot und Wasser und einen schwanken Haselstecken dazu bringen.

Hielt er deshalb einstmal um Weihnachten einen Rat mit dem Mütterlein, wobei ich an der Tür horchete und vernahm, daß mir zu Ostern mein Bündel gemachet werden solle, daß ich gelange an die Quelle der Gelahrtheit, mich satt allda zu trinken nach Herzenslust.

Und als der Schnee vergangen war, die Bäume und Gesträuche wieder ausschlugen, die Himmelsschlüssel und Schneeglocken wieder blüheten im Walde, da sagte ich richtig dem Vaterhaus, dem Vater, der lieben Mutter und dem Geschwistervolk Valet und zog fort, schweren Herzens, mit noch zwei Kameraden durch die junggrünen Felder und Wälder, Lippstadt zu.

Ist eine schöne Festung, Lippstadt, und kann von einer Seiten eine gute Stunden in Wasser gesetzet werden, denn der Lippefluß fließet daran her. Diese Stadt ist brandenburgisch und soll vor alten Zeiten einstmal der Graf von der Lippe sie verspielet haben an den König in Preußen bis auf eine Straße, und diese kontribuieret an Lippe-Detmold bis auf den heutigen Tag.

Ach, wie schlug mir das Herz gegen die Rippen, als ich die Türme der Stadt zum ersten Male in weiter Ferne erblickte!

Noch mehr aber schlug es mir, als ich durch das Tor einzog, und meine Wandergenossen waren auch gar stille geworden. Als wir jedoch vor der Tür des Herrn Rektoris standen und keiner wagte anzuklopfen, da tanzten uns wahrlich genug Funken und Flammen vor den Augen, und als sich endlich doch die Türe geöffnet hatte, und wir die schwarze Gestalt inmitten der

vielen Bücher vor uns erblickten, da tanzten nicht nur die Bücher und Weltkugeln und der große Ofen vor unsern Augen, sondern auch der gestrenge Herr Rektor selber mit.

Es ging aber besser, als wir es dachten in unserer Beklemmung. Auf hob der alte Herr seine bebrillte Nase, da wir uns einschoben in sein Gemach, wie die sieben Schwaben dem Hasen entgegen, und belugte uns von oben bis unten:

„Salvete juvenes!" sagte er. „Tretet näher, ihr Bürschlein. Der Längste bleibe stehen an der Tür, der Kleinste gehe dicht zu mir heran, an den Ofen mag der Mittlere treten."

Ich war der Kleinste; ich mußte dicht an den Lehnstuhl und die Seite des Alten.

„Bene!" sagte er und beschaute uns wiederum. „Germanisch Blut, caerulea pubes! Blaue Augen, blond Haar, gute Knochen; aber, aber .... eheu, lasset uns sehen, wie es stehet mit dem Lateinischen."

Schlecht genug stand es, aber es ging; und alle drei wurden wir sogar in die oberste Klasse gesetzet, und mich hatte der gelehrte Herr vor allen in seine Affektion genommen. Ihm hab' ich es zu verdanken, daß ich bald genug ein Hospitium bekam bei dem Wallmeister, allwo auch mein Informatorentum seinen Anfang nahm, indem ich allda drei wilden, bösen Jungen die Buchstaben lehren mußte.

Damit ging das Leiden an, welches ich ausstehen mußte in dieser Welt. Werde auch wohl nicht eher davon loskommen, als bis mich der Tod erlöset.

Auf der grünen Pachtung zu Wetterburg und zu Rhoden, in meines Vaters Haus, pfiff und sang alles, was den Mund aufsperren konnte, als sei es der Familie wie einem Vogelneste angeboren. Das kam mir nun gut zu statten; denn als gemerket wurde, daß ich die Vokalmusik erlernet habe, da durft ich mit ins Chor gehen, auch die Kurrende mitsingen durch die Straßen, wie unser Mann Gottes, der Doktor Martin, ja auch getan hat,

wovon das Weitere zu lesen ist in seinen Tischreden und auch anderswo. —

So ward ich sechzehn Jahre alt, da fiel das Quartanfieber auf mich und quälete mich sehr, daß ich heim gehen mußte zur Mutter nach Rhoden. Das war ein betrüblicher Weg, und noch betrüblicher war das Ende davon, denn als ich hager, bleichwangig und fröstelnd über den Zaun lugte, der um unser Gehöft ging, ob ich nicht jemand erschauen könnte von den Meinigen, da sah ich ein Licht brennen am hellen Mittag, und es stand ein kleiner, schwarzer Sarg auf dem Hausflur, der mit weißem Sand künstlich bestreuet und mit viel Blumen und Grün künstlich aufgeputzet war. Und meines Vaters Geige klang aus dem Oberstübchen so traurig herab, und kein Laut war sonst zu hören. In dem kleinen Sarg lag in ihrem weißen Kleidchen Johanna Magdalena, welche ich immer am liebsten gehabt hatte unter meinen Geschwistern, und meine Mutter hatte still das Haupt auf das Kopfende des Sarges gelehnet, und still kauerten oder standen die andern groß und klein darum herum.

An einem Maienmorgen vertraueten wir das schöne tote Mägdlein zu ewiger Morgenröte und lieblichster Auferstehung im Licht dem Grabe an, und meine Mutter mußte mich auf dem Heimwege am Arme führen, so schwach war ich von der Krankheit und dem großen Herzeleid. Mein Vater ergriff aber wiederum seine Geige, als wir heim gekommen waren, und wir alle saßen nieder im Kreis unter der großen Linde im Garten und sangen im Chor:

Alles hat ja seine Zeit,
Freud und Leid.
Gut Gewitter, böse Stunden
Werden wechselweis erfunden.
Dennoch geht es, wie Gott will,
Halte still!

Der frommen Fürstin Elisabetha Juliana von Braunschweig sei hiermit Dank dafür gesagt! —

Als ich das böse Fieber durch die mütterliche Pflege wieder los geworden war aus den Adern und Gebeinen, ging ich von neuem fort, aber nicht zurück nach Lippstadt, sondern nach Detmold auf dasiges Gymnasium, wo der Herr Rektor Hilger mit mir nach Herberhausen ging, einem adeligen Gute nicht weit von der Stadt, worauf ein Konduktor wohnte, der zwei noch kleine Kinder hatte, welche ich unterrichtete. Mußte ich denn täglich nach Detmold zur Schule gehen und auch hier zweimal wöchentlich im Chore singen; dann kam ich in die Stadt zum Herrn Oberstallmeister von Heydersteedt, allwo ich einen Junker zu informieren hatte. Zu Herberhausen aber geschahe vorher mir noch etwas, was ich erzählen muß. Hatte der Konduktor auch noch drei erwachsene Töchter, deren jüngste vor mir aufging, wie ein Sonnenstrahl an einem Regentage. Auch ich gefiel ihr, und so wurden wir vertraut, und kam es, daß ich ihr versprach, sie zu heiraten und heimzuführen als mein ehelich Weib; wann und wohin, das hätt' ich wahrlich nicht sagen können.

O törichter Einfall und närrisches Versprechen von einem jungen Fäntchen!

Wurde der Vater bald gewahr, wie es um uns stand, da er meine Schuhspange fand, wo sie nicht hingehörte. Lief er mit der verlorenen Spange zum Rektor, und gab es ein groß Spektakulum, und mußte ich derohalben fortbleiben aus der Schule und dem Chor.

Da wir nun einstmals um Mittags am Tische saßen, holte mein hospes die Spange herfür und fragte mich, ob das die meinige wäre?

„Ja!" respondebam und duckte mich, denn er ergriff seinen Zinnteller und wollte mich damit auf den Kopf schlagen. Seine Frau aber fiel ihm in die Arme und wehrete ihm. Die Töchter aber und ich flohen vom Tisch, als ob der Weih zwischen ein Hühnervolk gestoßen sei, und mein blonder Schatz weinete bitterlich genug.

Das gab mir einen Mut, und von der Tür aus sprach ich dem wütenden Haustyrannen entgegen: Es sei noch lange kein Schelmenstück um die ehrliche Liebe, und ein junger Mensch könne schon einer schönen Dirne in die Augen sehen.

Er aber schrie, wenn er mich attrapierte, wolle er mir Arm und Bein zerschlagen.

Hierbei blieb es, und ich informierte nach wie vor; meine Liebe wurde auch nicht geringer darum.

Was geschiehet?!

Es war ein Winternachmittag, der Schnee lag hoch, die Raben spazierten durch den Schnee, und meine hospita war nicht zu Hause, sondern zu einer Freundin zu einem Schwatzstündlein gegangen; der hospes rumorete auf dem obersten Boden herum, und wir versahen uns nichts Böses von ihm. In der kleinen Stuben saßen die drei Mädchen an ihren Spinnrädern, und ich am Tisch vor dem Kalender, las aber nicht darin, da er noch dazu mit nächstem zu Ende ging, und ich ihn schon ein Jahr lang kannte. Es herrschte ein heimlich Geraun und Gekicher und dazwischen ein helles Lachen hinüber und herüber, bis endlich die Räder ganz aufhöreten zu schnurren und surren. Da stand im Fenster in einem Scherben ein Rosmarinbaum, den hatte mein Liebchen gezogen, und er gehörete ihr. Ich bat um ihn, und als ich ihn geschenket erhalten hatte, da brach ich ihn und flocht eine Krone daraus und alle drei Jungfern halfen. Dann trugen wir ihn die Stiege hinauf, und ich band ihn an der Töchter Kammer mit den Zweigen, und mein Schatz schlug die Hände vor das rosenrote Gesicht und schaute durch die Finger dem zu und lachete und freuete sich. Aber wie das Feuer unter die Rotte Korah, so schlug das Unheil zwischen uns.

„Was machst du Dirn bei dem Kerl?" erschallete es hinter uns, und ein Knüttel fuhr hernieder nach rechts und links auf Kopf und Schultern, Arm und Bein, wie es traf. In die Kammer und wie-

der heraus schlug der Tyrann seine Tochter, wie ich mich auch dazwischen warf, daß ich das meiste bekäme. Endlich kriegte ich ihn beim Kragen zu packen und drückete ihn gegen die Wand, daß ihm die Augen aus dem Kopf traten, und ließ auch nicht los, als er mich auf die Nase schlug, daß das Blut hell herunterlief. Als er still war, ließ ich ihn, denn ich gedachte: er ist doch dein Herr! Mein Bündel mußte ich aber schnüren, denn hier war meines Bleibens nicht ferner. Nahm Abschied mit Tränen und watete denselben Abend noch durch den Schnee und die Nacht nach Detmold. Wohl kam mein Schatz heimlich und wollte mich zurück haben, und die hospita wäre auch damit zufrieden gewesen, aber der Rektor Hilger legte sich drein und schaffete es, daß ich zu dem Oberstallmeister kam, wie ich schon gesagt habe. Bei letzterm blieb ich ein Jahr lang, dann mußt' ich fort und ging nach Lemgo, wo sich der Weg ins Verderben vor mir auftat, breiter wie sonst nie in meinem langen Leben. Geriet ich zu einem Bäcker, namens Knöbge, einem Witwer, dessen älteste Tochter ihm den Haushalt führete. Diese hatte ein unehelich Kind von acht Jahren, welches ich informieren sollte, und ging dieses feliciter an, ging ich auch dabei hier nochmalen in die Schul und das Chor. Das war ein seltsam Leben voll viel Anfechtungen des Teufels. Ach, sind nicht die Frauensleute schuld an aller Versuchung der Menschenkinder, seit den Tagen, da Eva den Adam verführete zum Apfelbiß?

Der Welt nach hatt' ich das herrlichste Leben und aß die schönsten Kuchen, und kam das böse Weib oft des Nachts, wenn sie buken und steckte mir den frischen Zwieback in den Mund. Zu den Kleidern kaufte sie mir im Krame, was ich wollte, und schenkte mir einen Hut mit einer silbernen Spitzen. Wenn die Schulkameraden zu mir kamen, durfte ich sie traktieren nach Herzenslust, und sie saß nieder mitten zwischen uns und sang mit und schauete nach rechts und links, nach mir aber am meisten. Der alte Vater aber durfte das Maul nicht auftun und kaum zu dem Treiben

den Kopf schütteln; denn was die Tochter wollt' und tat, das war alles wohlgewollt und wohlgetan.

Da wurd' ich auch hier in Lemgo vor den Rektor zitieret. Hu, der Reden, die er mir hielt.

„Söhnlein, Söhnlein, und wenn sie dir nun etwas in den Kuchen backt, daß du nicht von ihr abkommen kannst dein Leben lang? Cave, cave, Michel Haas; Stricke sind dir geleget, und Schlingen sind dir gestellet. Gib acht, daß du nicht in die Grube fallest, aus der keine Wiederkehr und Rettung ist!"

Das ging mir wahrlich zum Herzen; aber wie war da zu helfen? Wußte der Rektor solches fast so wenig Rat als ich selbst. Das von dem Zauberwerk, welches sie mir eingeben konnt', kam mir nicht aus dem Sinn bei Tag und Nacht, und je freundlicher sie ward, desto heftiger drehete sich mein Magen um, desto mehr wandte sich mein Herz und mein Sinn von ihr. Ein Briefslein von der Mutter kam dazu und zur rechten Zeit; ich flohe wie der Joseph vor dem Weibe des Potiphar, ließ aber meinen Mantel nicht zurück, sondern brachte meine Sachen, eins nach dem andern aus dem Hause, ganz unvermerkt, bis auf den Kasten, darin sie waren. Der gehörete dem schönen wilden Weibsbild. Es war um Neujahr, als ich die Flucht nahm, und gab vor, ich und ein paar Schüler wollten aus, „stapeln" gehen.

War das eine Sitte zu der Zeit bei den Studenten zu Lemgo. Wenn man kein Geld hatte, und der Magen mehr brummete und knurrete, als nötig war, so ging man aus, ein paar Meilen von der Stadt, und sang in den Städten und auf den Ämtern bei den vornehmen Leuten das Neujahr, acht Tage lang. Dann kam man heim mit Geld und Eiern und Säcken voll allerhand guter Dinge, und das lustige Leben konnte von neuem beginnen!

Das war also ein Vorwand, gegen den kein Mensch etwas haben konnte, und so glaubte man mir auch, und zog ich ab, alle Taschen voll süßen Gebäckes, auf Nimmerwiedersehen. Alle meine Kameraden begleiteten mich mit Gesang durch die Straßen

vor das Tor; denn auf Schulen wollt' ich nun nicht wieder gehen, sintemalen mir deuchte, ich wisse alles, was man brauche zum Informieren. Am Tore ward ich der Reihe nach nochmalen geherzet und geküsset von allen, und ward mir ein feierliches Valet zugetrunken. Dann lief ich allein hinein in den dicken Nebel, der die ganze Welt umher verhing und schauete nicht über die Schulter: obgleich es mir stets war, als riefe der Böse leise und immerfort mir ins Ohr: „Narr! Narr! Narr! O Narr, Narr, Narr!"

So war ich denn auf dem Lande, und mußte zum Lohn meiner Tugendhaftigkeit beim Amtmeier zu Hündersen als Informator dreier Söhne auch die schwere Arbeit lernen, als Dreschen, Holzhauen und auf die Jagd gehen. Gefiel mir das aber so übel nicht auf das lange Stillsitzen! Es war sogar ein lustig Leben; denn der Meier hatte außer meinen Schülern auch noch drei große Töchter und einen Sohn von achtzehn Jahren, welcher auch zu Detmold auf die Schul gegangen war. Die Mägdlein waren still und gegen jedermann freundlich, und von dem Sohne lernt' ich die kleine Jagd und einen Hühnerhund abrichten. Wohl war das ein lustig Leben; aber diesmal sollte es anders kommen, als es bisher gegangen war. Sonsten waren die Jungfern zu mir gekommen; diesmal fiel auf mich die Liebe zuerst.

Ach weh, ach weh, und mein heimlicher Schatz hatte schon einem das Herz und das Wort gegeben, einem reichen Meierssohn, das ward mir zu großem Leid in der Heumahd und bei der Ernte. Da wurde ich so bleich und hager wie damalen, als mich das böse Fieber schüttelte, und doch konnt' ich nicht fort, und war es mir, als sei ich mit tausend Banden angefesselt und werde nie loskommen, bis sie mir die drei letzten Schaufeln Erde auf den Sarg würfen.

Aber ich kam doch los!

War mein Prinzipal ein sonderlicher Kauz, welcher den ganzen Tag über nicht nüchtern wurde, da er immerfort den Griff am

Wandschrank drehte. Dabei liebte er absonderlich die Musik, und die half mir davon; aber ein böses Weib mußte erst ins Spiel kommen.

Hatte mein Amtmeier einen Bruder, welchen er zu Tod füttern mußte, dieser blies die Flöte. Der Sohn spielte die Flöte Reverse oder die Hautboye; ich aber strich die Violin.

Wenn wir nun des Abends gegessen hatten, so ging die Lust an. Ein jeder kam mit seinem Instrument, die Mädchen hörten im Kreise zu, und die Knechte und Mägde drängten sich an die Tür oder die Fenster. Dann ging es los, und was auch die andern spielten, mir war's immerzu, als sei jeder Ton, den ich strich, nur für die Anna Maria bestimmt. So ging das zu, bis uns die Hände am Leibe herunter fielen; dann hatten die andern Ruhe; ich aber noch lange nicht. Ich mußte noch bis Mitternacht bei meinem Prinzipal bleiben und ihm vorsingen, — lauter lutherische Lieder. Wenn ich nun einen Gesang anfing, legte er den Kopf auf den Tisch und hub an zu schnarchen, daß die Wände erzitterten. So wie ich aber endigte, war er wach und fragte: „Ist es aus?"

Respondebam: „Ja"!

„Nun, so singet ein anderes."

Das ging nun so fünf oder sechsmal hintereinander, daß ich fast keinen Laut mehr aus der Kehle bringen konnte, und die Frau von ihrem Bett und der Kammer aus uns ein paar Narren schalt, und immer stärker brummte.

„Wollt Ihr nicht singen, so seid Ihr auch mein Präzeptor nicht!" hieß es dann, und ich mußte abermals dran, bis der Alte genug hatte und aufstand, mit mir an den Wandschrank ging, mir einen Wachholderbittern oder zwei Gutegroschen gab. Nun konnt' auch ich, heiser und müd, in die Federn kriechen.

Was geschiehet? Eines Abends im Spätherbst saßen wir wieder, ich und mein Herr, und ich sang aus voller Kehle: „Nun laßt uns Gott den Herrn" usw., der Prinzipal trompetete wie

gewöhnlich. Die Lampe hatte schon seit geraumer Zeit allerlei bedenkliche Zeichen des Erlöschens von sich gegeben, jetzt wurde es klar, daß wir im nächsten Augenblicke in tiefster Dunkelheit unsern Gesang fortsetzen mußten; endete ich deshalb mit einem kunstvollen Schnörkel, mein Amtmeier wachte auf und hob die rote Nase und die schwimmenden verschlafenen Augen in die Höhe.

Mühsam stolperte er nach der Ölkanne hinterm Ofen, fand sie jedoch nicht an dem gewohnten Platze und rief in die Kammer:

„Frau, wo ist die Ölkanne? Gib uns ein Licht für mich und meinen Präzeptor!"

„Heute nicht mehr!" klang es schrill zurück, als ob eine Eule aufgestört worden. „Marsch zu Bett."

„Also du willst nicht, Alte?"

„Nein, nein, nein, ihr verrückten Lumpen!"

„Sie will nicht, Michel," sagte mein Prinzipal und stieß mir den Ellbogen in die Seite. „Sieht Er, das ist das Vergnügen beim Freien; merk' Er's sich. Hab' bemerkt, daß Er nach meiner Ältesten schielt — da hat Er ein Exemplum, wie's mit dem Weibsvolk ist." —

„Halt den Mund, du Saufaus, und laß unsere Tochter aus dem Spiel!" kreischte es aus der Kammer. „Was hat der Hasenlant von Schulmeister mit unserm Kind zu schaffen?"

„Nichts, Alte! Also du willst uns kein Öl geben zu unserm Gesang?"

„Zum dritten Mal, nein, nein, nein!"

„Bleibe Er hier, Präzeptor," brummte mein Prinzipal und tastete im Dunkel den Weg aus der Stuben, und ich hörte ihn draußen rumoren, wußte aber nicht, was er im Sinn hatte.

Nach einiger Zeit kam er wieder und sprach: „Nun singe Er weiter: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Das ist ein passend Lied in allen Nöten."

Ich hub an und war zum dritten Verslein gekommen, als

ich innehalten mußte, von wegen eines seltsamen Geruches und Rauches, welcher allmählich die Stuben füllte.

„Singe Er nur zu, Michel Haas," grinste der Alte. „'s wird noch ärger kommen."

Und es kam noch ärger! Aus dem Singen ward ein Husten und Niesen, und mein Prinzipal hielt sich den Bauch, als aus der Kammer der Schrei kam:

„Jesus, Mann, was ist das? 's wird doch nicht brennen im Haus bei dem Sturm?"

Draußen machte der Herbstwind ein groß Getön und Getöse, schüttelte die Bäume hin und her, pfiff und heulte und fuhr in den Schornsteinen hinauf und hinunter, als wie tausend Teufel in einem Besessenen.

Mußten wir in der Stube husten und niesen, so ging das jetzt auch in der Kammer an und endete mit einem Gepolter und plötzlichen Aussprung der Meisterin aus dem Bette und mitten unter uns.

„Feuer! Feuer! schrie sie, und „Feuer! Feuer!" schrie der Prinzipal. „Feuer! Feuer!" ging es durchs ganze Haus.

„Wecke Er die Töchter! Präzeptor!" sagte mein Brotherr, und ich war die Treppe hinauf wie ein Wirbelwind; dachte aber, als ich wieder herunterkam, wahrhaftig nicht mehr daran, der Anna Maria fürderhin süße Augen zuzumachen. O je! o je! — — Das ganze Haus, Knechte und Mägde, Kinder und Katzen und alles Geflügel war unterdessen in Alarm gekommen. Nun war Licht genug da, und bei seinem Schein gingen wir dem Gestank und Rauch nach.

„Prr, prr!" machte mein Princeps und stieß mich abermals in die Seite, daß mir schier der Atem verging. „Merk' Er's sich, Präzeptor: Manneshand gehört oben." In der Küche erhob sich nämlich ein groß Geschrei, und hatte man allda auf dem Herd die Quelle des Spektakulums entdeckt.

Alle alten Besen des Hauses, drei wollene Socken und ein

zerlumpter wollener Frauenrock glimmten und qualmten darauf nach Herzensluſt, daß man durch den Rauch nicht durchſehen konnt', und der Schornſtein war fein ſorgſam verſtopft, daß ja nichts verloren ging von dem Höllenſtank.

Hu, wie fuhr die Meiſterin gleich einer giftigen Katze herum, mir und dem Herrn mit zehn ausgeſpreizten Klauen vor den Augen herum! Hu, wie ſah es aus!.... Aber mir war doch das Weinen näher als das Lachen, und da war die Anna Maria dran ſchuld und der Sohn von dem nächſten Meierhofe und die Leiter, welche an der Hauswand im Garten lehnte.

Am andern Morgen ſchnürt' ich mein Bündel und ging, obgleich der Alte meinen Geſang um alles nicht miſſen wollt', und mir alles bot, was ich nur hätt' begehren können.

Aber ich ging doch, voll Wut, Trotz, Haß und Hohn. Hatte mehr als ein Haar in der Schulmeiſterei gefunden, und was tut der Menſch nicht, wenn er halb von Sinnen gebracht iſt? Ging alſo wieder gen Detmold und ließ mich unter die Preußen annehmen als Reiter; ſintemalen der Graf Karl von der Lippe damals ein Reiterregiment kommandierte zu Königsberg. Als wir aber zum Schwören ausmarſchieren ſollten, da faßte mich Gottes Gewalt und warf mich aufs Krankenbett, daß ich lange, lange auf den Tod lag und nicht vermeinte, wieder davon zukommen. Bei mir hatte ich den Mittelknecht von Hündersen, der auch mit in den Krieg gehen wollte aus Liebe zu mir, und eine Magd vom Hofe mitgenommen hatte. Als der Graf Karl nun mit ſeinen Werbern und Rekruten abging nach Königsberg, mußte er auch mit und heulte ſehr vor meinem Bette, weil ich nicht mitgehen konnte. Gleich nachher hab' ich die Beſinnung verloren und lange Zeit nichts mehr von mir und der Welt gewußt; bis ich endlich wieder aufwachte zum Leben.

Als ich die Augen zum erſtenmal öffnen konnte, da ſah ich dunkel, daß ein alter Herr mit einer Brillen auf der Naſen vor

meiner Lagerstatt saß und ein großes Buch auf den Knien liegen hatte.

„Vater?! Herr Vater?!" rief ich, wußte nicht, wo ich war und was mit mir vorgegangen war.

Es war aber wirklich mein Herr Vater, und meine Frau Mutter war auch da und schluchzete vor Freuden, als sie merkte, daß ich noch einmal mit dem Leben davonkommen sollte.

Sie pflegeten mich wie ein Grasmückenpaar einen Kuckuck, und lasen mir erst den Text und wuschen mir den Kopf, als ich es ohne Gefahr ertragen konnte in meinen schwachen Gebeinen und Sinnen. Dann ward ich auf einen Wagen geladen und heimgeführet nach Haus, allwo sich manches in den Jahren verändert hatte.

Wie mußte ich mich verwundern, daß aus den kleinen schmutzigen Mägdlein, meinen Schwestern, solch ein Kranz blühender hübscher Jungfrauen geworden war; blond und braun, schwarzäugig und blauäugig; mit Herzensgeheimnissen welche, welche noch ohne solche!

Meine Brüder waren allesamt fort von Haus bis auf den Ältesten, den mein Vater von wegen seiner Gebrechlichkeit bei sich behalten hatte, damit er das Hauswesen führe.

Hatte aber keiner aus dem Nestlein so viel von der Welt gesehen und erlebet wie ich, das Nestküchlein, und hab' mancherlei erzählen müssen an Sommerabenden und Winterabenden; mußte jedoch auch mancherlei für mich behalten, von wegen des Schwatzens und der bösen Nachreden.

Mein Herr Vater war bei alledem doch wohl zufrieden mit mir, und wenn er mich sonst geführet und gestützet hatte, so mußte ich das nun ihm tun, und so zogen wir beide oft hinaus in die Felder, wenn der Roggen hoch und grün dastand, oder in den Wald in einen schattigen, kühlen Schlupfwinkel und redeten mit einander von der Ernte und den Schulen, auf denen ich gewesen, von dem Franzos und dem Türken und was es sonst noch Merk-

würdiges in der Welt gibt. Das dauerte dann jedesmal bis ein hell Rufen kam, oder ein paar Blitzaugen uns suchten im Korn oder im Busch, ein Schwesterlein vorsprang gleich einem jungen Reh und uns heimbefahl zur Mutter und zum Nachtessen.

Noch klang und sang die Geige des Alten; aber die Melodien waren viel ernster und langsamer geworden, und nur selten lösete einmal eine Tanzweise die frommen Choräle ab. Auch ich geigte mit und oft allein und den Alten in den sanften Schlummer herein.

Da konnt' ich wieder gar fromm und gut werden in dem stillen fried- und freudevollen Elternhaus, wo das Mütterlein über jedes Wort und Werk wachte gleich einem Schutzengel Gottes.

Aber, aber —

Gut Gewitter, böse Stunden
Werden wechselweis erfunden.
Dennoch geht es, wie Gott will,
Halte still!

Mit Anfang Winters, als die ersten Schneeflocken herabfielen, ist mein guter Vater sehr krank geworden und ist nicht davongekommen, sondern heimgegangen in die ewige Seligkeit, fromm und geduldig wie ein wahrer Christ. Ich habe immer bei ihm sitzen müssen in seiner Krankheit. Habe ihm auch die Augen zugedrücket und die Hände ineinander geleget. Da hatte es mit Gesang und lustigem Lachen und Spiel ein Ende; still und stumm saßen wir bei einander, und wenn einer sprach, antwortete oder fragte, so geschah es leise, gar leise.

Die fürtreffliche Geigen des Vaters war nun mein, und ist auch mein höchster Schatz und Trost geblieben mein ganz Leben lang. Ist ihr Ton immer schöner und lauter geworden und mir stets gewesen, als ob der Tote daraus zu mir spreche, mich warne, mir rate, mich tröste.

Als der Frühling kam, hatten wir eine stille Hochzeit im Hause; ohne Sang und Klang wurde meine älteste Schwester, die Louise,

heimgeführet, und als sie auszogen, zog ich mit, ließ sie aber am nächsten Kreuzweg und fuhr allein wieder hinein in die weite Welt, war aber nunmehro ein Mann geworden, der alles eher dunkler als heller sah. Hat mich damals auch zum erstenmal die grausame Melancholey gepacket, von welcher ich späterhin noch zu reden haben werde.

So kam ich nun zuerst auf das adelige Gut Sülbeck als Informator, allwo ich wieder fleißig die Jagd exerzierete, zumalen es allda überaus schöne Jagden und Hunde gibet. Blieb hier ein volles Jahr und wurde frisch und munter; dann aber kam die seltsamlichste Zeit meines Lebens, deren ich gedenken muß bis an meinen sanftseligen Tod.

Hatte mein Herr eine Schwester im Hildesheimschen, welche einen Herrn von Bock zum Mann hatte. Diese Schwester wollte er auf Ostern besuchen, fragte mich auch, ob ich mit ihm gehen wolle.

Antwortete ich natürlich von Herzen: „Ja!"

Da wir nun zu dieser Reise Geld brauchten, so fischten wir in der Marterwoche einen Teich und fuhr ich dann mit einem Fuder Fische — vierpfündige Karpfen — nach Paderborn, hatte aber, als ich daselbst ankam, keinen einzigen lebendigen Fisch mehr.

Der Wirt, bei welchem wir einkehrten, hieß Deuvel, und war ein Schlaukopf, so dick er war. Schüttelte er den Kopf und sagte:

„Sehe wohl, Er ist ein junger Mensch und versteht den Fischhandel nicht. Geschwinde mit den Fischen vom Wagen! Ich will Ihm eine kleine Stube mieten, da lege Er die Fische alle aufs Stroh und reibe ihnen die Ohren und Kiefern mit Harn, so bleiben sie rot."

Solches geschah, und ich ließ sie darauf ausrufen und ausbieten, das Pfund für vier Groschen. Da kamen wohl die Leute, besahen und berochen die Fische, wollten aber nicht daran, obgleich es in den Fasten und schöne Karpfen waren. Ich ließ

sie zum zweiten und dritten Male ausschreien für drei Groschen und zwei Groschen, da wurde ich einen Teil los, meistens an die Juden. Ich behielt aber noch viele auf die Rückreise. Der Knecht, der Kutscher und ich fraßen nichts als Fische; wo wir in ein Wirtshaus einkehrten, gaben wir nichts als Fische; der Wirt in Paderborn nahm lauter Fische für das, was wir und die Pferde verzehret hatten. Das war eine Lust! Ist mir der Geruch und Geschmack heute noch nicht wieder aus Mund und Nasen gekommen.

Als wir nun wieder zu Hause ankamen, fragte der Herr sogleich, ob's gut abgelaufen sei, und ich fing mein Lamento an. Schlug der Herr die Hände über dem Kopf zusammen und fluchte nach Noten und ohne Noten. Half's aber zu nichts; denn wo hätten wir in der sandigen Senne oder Heide das Wasser hernehmen sollen, die Tiere zu tränken?

Und die Reise war festgesetzt und sollte es fortgehen, ob es bog oder brach.

Weil wir von unserm Fischzug am Freitag Abend nach Haus kamen, so konnte die Abfahrt erst auf den ersten Ostertag losgehen, und bat die gnädige Frau unterdessen himmelhoch, mich dazulassen, denn man könne nicht wissen, was in unserer Abwesenheit passieren könne. Sagte also auch der Herr zum Kutscher, er wolle allein reiten, er solle nur zwei Pferde satteln. Wie das geschehen, wollte er seine Stiefeln anziehen, wollte aber einer nicht an, wegen Inkommodierung des Podagra, fluchte der Herr gewaltig und schrie dem Kutscher wiederum zu:

„Zum Teufel, nur immer mit der Kutsche heraus, mit Geld oder ohne; Präzeptor, mache Er sich nur fertig, Er gehet doch mit, und wenn Er auch tausendmal die Fische hat krepieren lassen!"

So fuhren wir ab und kamen in der Nacht, wie grade die Osterfeuer brannten und sämtlich Volk darum hertanzte, an unsern Ort. Wenig Freude hatten wir aber davon, denn der Herr von Bock war ein unsinniger Mensch, und die Frau mußte allzuviel von ihm ausstehen, welches denn den Bruder dermaßen verdroß

und zu Herzen ging, daß er vom Tisch aufstund und nach seinem Degen lief. Der tolle Bock fürchtete sich aber nicht, sondern warf die Teller nach uns. Als dem Streit nicht gewehret werden konnte, gingen wir fort und ließen ihn in der Stuben allein, konnten aber alles sehen, was er machte. Hielt er Papier an das Licht, lief damit in der Stube hin und her und rief: er wolle die Geister vertreiben.

„Schulmeister, lauf und krieg sie!" schrie er mir zu, schmiß auch die Gläser entzwei, und wollte sich niemand an ihn machen, denn er sah aus, wie ein wilder, wütender Löwe.

Der Frauen Bruder ärgerte sich so sehr, daß er eine heftige Blutstürzung bekam, welche vom Abend bis an den Morgen dauerte, gegen welche auch kein Hausmittel helfen wollte. Endlich mußte ich um Mitternacht nach Gronau zu einem berühmten Feldscher reiten. Sprach dieser: „Wenn er so lange geblutet hat, so kann ich ihm nicht mehr helfen, ich will ihm jedoch einige Pulver mitgeben; solche kann der Herr mit Brunnenwasser einnehmen und zusehen, wie es dann mit ihm gehet."

Stillete sich nach besagten Pulvern wirklich das Bluten, und als es ein wenig besser geworden war, eilte er, daß er nach Haus käme.

Hatte ich derweilen auch ein hitziges Fieber bekommen, und mußte mich mein Herr dalassen. Da kann man sich leicht vorstellen, wie es mir nahe ging, bei dem tollen Menschen zu bleiben, dem keiner trauete. Es versprach mir zwar mein Herr, mich abzuholen, wenn ich wieder besser sein werde, allein bei dem Versprechen blieb es, und nachher blieb ich auf vieles Bitten bei der Frau von Bock. Davon will ich nun erzählen!

Diese Frau war eine rechte Kreuzträgerin; denn 1. hatte ihr Vetter, der Schatzrat, welcher auch auf dem Hofe wohnte, ihren Mann lange Zeit ins Zuchthaus setzen lassen, in der Beschuldigung, daß derselbe ihm die Scheuer in Brand gesteckt hätte; 2. hatten sie ihr ihre beiden Söhne heimlich, als sie einmal in

Hildesheim war, weggenommen und sie in königlichem Schutz nach dem lutherischen Kloster Ilfeld bringen lassen. War sie nämlich katholisch, und hatte man vorgegeben, sie wolle auch ihre Kinder katholisch machen. Der Herr von Bock war lutherisch; z. war sie mit ihrem Vetter, dem Schatzrat, in einem schweren Prozeß, weil er sie vom Gute haben wollte. —

Wie nun der Mann neun Jahre im Zuchthaus gewesen, supplizierte sie so viel, daß sie ihn endlich los bekam und tat sie ihn nach Hildesheim zu einem Doktor, daß er ihn heile von seiner Melancholey. Er war nämlich vorher ganz klug und gescheit und in seiner Jugend ein Page am Hofe zu Rudolstadt gewesen.

Wie er nun einige Wochen bei dem Doktor gewesen ist, läuft er auf und davon, und wußte kein Mensch ein Jahr lang, wo er geblieben war, half auch alles Suchen und Aufbieten nichts. Endlich kehret er zurück und wird angehalten zu Lauenstein, ist umher mit lauter Lumpen und Stroh behangen und trägt einen langen Bart. Wie ein Mensch sieht er nicht mehr aus.

Der Amtmann läßt ihn setzen und fragt ihn, was er für eine Kreatur sei, kriegt's heraus, und die Frau ist gleich in der Kutschen hin, nimmt Zeug mit, ihn zu kleiden, daß sie ihn ordentlich und anständig heimführen könne.

„Bist du da, Fieke?" fragte der Tolle, als er sein arm Weiblein siehet, und sie fällt aus einer Ohnmacht in die andere, fasset sich jedoch in Gottesfurcht, läßt ihm den Bart abscheren und führet ihn mit sich heim, und alle Kinder aus Lauenstein laufen ihr nach und schrein:

„Der wilde Mann! o der wilde Mann!" —

Nach diesem kam ich dahin, und dauerte es wohl ein Jahr, ehe daß ich mich in den Unklugen konnt' schicken.

Hier war nun Gottes Hilfe und Herzhaftigkeit von nöten, denn wir hatten noch ein Gut, eine Stunde ab, da ging der Tolle alle Werkeltage hin, machte Teiche und Gruben im Garten und auf dem Hofe, daß er alles ruinierte. Es floß zwar ein kleines Bächlein

über den Hof, allein er machte lauter tiefe Löcher, daß man nicht gehen und stehen konnte.

Wenn man ihn fragte: „Was will Er da einsetzen?"

Antwortete er: „Heringe!" und dabei blieb er.

Nun stand er in diesen Löchern den ganzen Tag nackt und bloß, sowohl im Sommer als im Winter, und konnte ihn kein Mensch davon abbringen.

Das war ein Spektakul für die ganze Welt.

Wohl warf ich Dornen und Glasscherben in die Gruben, gedachte, er solle solches in die Füße treten; allein das war alles vergebens, denn er hatte eine Haut von Stahl und Eisen.

Endlich brachte ich ihn doch durch Gottes Hilfe von dieser Arbeit ganz ab und will erzählen, wie es zuging. Wir ließen durch drei Hildesheimsche Invaliden den Zehnten und unser Korn ausdreschen. Wie nun die Drescher am Mittage bei Tische saßen, spricht der eine zur Frau: „Madame es ist ein Jammer und Schade, daß Sie einen solchen Herrn hat, sollte man den nicht vom Graben abbringen? Wie siehet er vom Dreck aus?!"

Spricht die Frau: „Hundert Taler will ich dem geben, der das kann."

Da steht ein Invalide auf und sagt: „Ich will hingehen, ihm dräuen und ihn an den Tisch rufen."

Geht er hin und bringt ihn wirklich her, wie wir mitten im Essen waren.

Schreit der Herr: „Fieke, hast du dem Kerl befohlen, daß er mich so ausmachen sollte?" Will auch der Frau an den Leib und siehet drein zum Erschrecken. Da gedachte ich: nun ist's Zeit; sprang auf, griff ihn und hielt ihn fest im Sessel; er aber ertappete meine Haare und griff drein, daß es mir rot und grün vor den Augen ward, und ich ihn zur Erde werfen mußte. Da kam die Frau, machte meine Haare los, und ich ließ ihn aufstehen, sagte auch: Nun solle er gar nicht mehr graben! Ging hin und nahm ihm Spaten, Schubkarren und alles vom Teiche weg.

Da ging das rechte Unglück erst an im Hause, und dauerte es fast acht Tage, ehe daß er sich ergab. In der Küche warf er einen Pott in den andern, und trug ich immer eine Flinte, die ich auf der Kammer hatte, mit mir, drohete, ihn damit zu schießen, daß ihm der Dampf aus dem Halse käme. War sie jedoch nicht geladen, half's aber dennoch!

In den Nächten schlief ich bei ihm, und er gab mir in der ersten mit dem Daumen eins in die Seite, daß mir der Atem stehen blieb.

Ich lag stille, schlief aber die ganze Nacht nicht, dachte immer: Wenn er das nochmals tut, mußt du ihn angreifen! — Ich wußte ja, daß ich durch Gottes Hilfe sein Meister sei.

Schenkte auch der liebe Gott, daß er sich endlich drein gab. Saß er vor der Haustür in der Sonne und sahe recht traurig aus, fragte auch, als ich zu ihm trat: „Was soll ich denn hier machen, wenn ich nicht graben soll?"

Da erzählte ich ihm, der König von Engelland habe all sein Grabzeug abholen lassen, und das glaubte er, und kam er nicht wieder zu seinen Heringslöchern.

Fleißig mußten wir aber dabei Obacht geben, daß der Schatzrat, unser Feind, nichts vorzubringen hatte. Was ich da ausgestanden habe, steht nicht alle zu beschreiben, weil der Schatzrat auch mich pervors vom Hofe haben wollte, daß er seine bösen Absichten desto besser ausführen könne.

Als ich nun einsten mit dem Knecht und dem Herrn nach der Wiese war, Gras für die Pferde zu holen, kamen wohl zwanzig Kerle mit Flinten und großen Knütteln von der Stadt uns entgegen: die ließen den Knecht passieren, mich und den Herrn schlugen sie, daß ich den Himmel nicht sehen konnte.

Die Flinte nahmen sie mir auch ab.

Als das der Herr sah, sprang er auf und nach dem Wagen, faßte die Sense, mähete um sich und rief: „Laßt mir den Menschen los! laßt mir den Menschen los!"

Gedachte ich in meiner Angst: „Ach, wenn doch Gott gäbe, daß er einen in die Beine hauete."

Allein sie nahmen ihm die Sense und schlugen wieder auf uns zu und traktierten uns mörderlich.

Dann führeten mich drei von ihnen in Arrest mit sich fort.

Wie das die Frau oben auf der Stub alles gesehen und gehöret, daß sie mich in Arrest gebracht, läuft sie gleich und fragt den Amtsschreiber, ob er mich gefänglich hätte.

„Nein," sagte er. „Sie waren wohl mit ihm da, allein ich meliere mich nicht in der Herren von Böcke ihre Sachen."

Drauf kam die Frau über die Leine geschiffet und holte mich und die drei ein, schalt und hieß mich mit ihr kommen. Solches tät ich. Die Kerls aber liefen voraus und erzählten das dem Schatzrat.

Wie die Frau und ich auf den Hof wollten, ließen sie die Frau ein, mir aber schlugen sie die Tür vor der Nase zu.

Die Frau rief mir durchs Schlüsselloch zu, ich solle in die Stadt gehen und mich verbinden lassen, und des Schatzrats Töchter lagen im Fenster und beschimpften mich und lachten, weil ich vor Blut keinem Menschen mehr ähnlich sahe.

Indem kam der Justitiarius Sander die Straße herunter und wollte auf dem Hofe zu Tisch gehen und schrie:

„Kerl, was stehst Du hier?"

Schickte mich durch den Gärtner und Jäger abermals in Arrest, und saß ich im Loch bis es ganz dunkel war; wurde mir auch gesagt, nach Hannover unter die Soldaten solle ich, und wollten sie mir die Knöpfe von den Hosen schneiden, damit ich nicht ausreißen könne. Aber ich bat vom Himmel zur Erden, dieses mir nicht anzutun.

Am Abend kam ein Befehl von der Regierung, mich dieses Mal wieder los zu lassen, allein ich solle mich nicht in der Herren von Böcken ihre Angelegenheiten mischen, und der Schatzrat ließ mir dabei sagen, ich möge ja nicht wieder auf den Hof kommen,

oder das Donnerwetter solle mir auf den Hals fahren. So hinkte ich denn am Abend nach unserm andern Gute, und die Frau kam auch dahin. Am andern Tage gingen wir zu einem Advokaten, welcher mich besahe und sagte: ich wäre nicht menschlich, sondern viehisch traktieret, er wolle mit mir auf die Regierung gehen und mich zeigen.

Dieses geschah. Lange standen wir, und wollte uns kein Mensch anhören, sehen und sprechen; bis daß der Kanzler und die andern Hofräte zu Tisch gehen wollten. Da wies mich der Advokate dem Kanzler; aber der fuhr mich an: ich sei ein unruhiger Kopf, wolle hauen und stechen und keinen Frieden geben; — ließ mich stehen, und mußte ich damit vorlieb nehmen; weil der Kanzler und der Schatzrat so zu sagen wie Hand und Handschuh waren.

Als ich mit der Frau wieder heim kam, waren Knechte, Pferde samt allem Ackergeschirr fort vom Hofe, und ein elendes Leben hub für uns an.

Die Hühner und anderes Vieh wurden uns allgesamt totgeschossen und über die Tür geschmissen mit den Worten:

„Da freßt, ihr Schelmenvolk!"

Als nun der Advokate diese Grausamkeit an Menschen und Viehe sahe, appellierte er nach Wetzlar, und da ich auch den Herrn von Bock hatte so weit gebracht, daß er in die Kirche und zum heiligen Abendmahl ging, so wurde das Attestat vom Herrn Pastore mit zu den verschickten Akten geleget.

Dauerte also kein Jahr, da kriegten wir ein trefflich Urteil, uns alles wieder zu liefern und uns unturbieret zu lassen, bei Straf von so und so viel zehn Mark lötigen Goldes.

Das trieb durch, hatten wir von da an Fried und Ruhe, wurden sogar in einigen Jahren gute Freunde mit dem Schatzrat und seinem Anhang.

Blieb ich also zwölf Jahr in dieser Stadt bei der Frau von Bock, und es war ein schöner und nahrhaftiger Ort. Allein wie sich allerhand Laster und Untugenden herfür täten, mußte der

liebe Gott ihn strafen mit dreimaligem Feuer, so daß fast die ganze Stadt und die Kirche eingeäschert wurden und es viel arme Leute gab.

Wenn ich alles erzählen sollte, was bei meiner Zeit darin geschehen, müßte ich wahrlich noch viel Bogen Papier hieran heften, denn es verging fast keine Woche, daß nicht Pasquillen an den Schandpfahl geschlagen wurden; Ehemänner mit Eheweibern, vornehme Jungfern mit gemeinen Knechten, und mußten einsmal alle die Frauen, so darauf stunden, dem Schinderknecht fünf Reichstaler geben fürs Abreißen.

Da hatte der Herr Pastor genug zu tun, daß er von der gottlosen Stadt zu predigen hatte. Suchte ich auch endlich fortzukommen, meiner unsterblichen Seele wegen.

Es fügte sich einmal, daß ich nach Hause reisete, meine alte Mutter zu besuchen, da traf ich auf dem Wege einen bekannten Mann von Bergheim, allwo der Graf von Waldeck wohnete. Dieser Mann sagte mir: Wenn ich anitzo keinen Herrn hätte, so könnte ich wohl bei dem Grafen als Hofverwalter ankommen, da er keinen hatte und einen suchete.

Lust hatte ich, dieses zu probieren, ging also mit ihm zum Grafen. Da wurden wir gleich einig, und mußte mir der Herr Sekretarius die Instruktion allen Verhaltens gleich mitgeben, auf sechs Bogen geschrieben.

Als ich heim kam, sagte ich meiner Frau den Dienst auf, die aber wollte nicht dran und sprach:

„Nehme Er sich in Acht; bei so großen Herren zu sein, ist gefährlich; — sie haben allzu lange Finger, und ist nicht gut mit ihnen Kirschen essen!"

Das wurmte mich mehr, als ich mir merken ließ. Kratzete mich wohl ein Vierteljahr lang hinter den Ohren darob. Aber der Graf wollte nicht ablassen, schickte deswegen zu meiner Mutter und ließ anfragen, ob sie nicht wisse, wo ich wäre?

Sie sagte dem Boten: ich wäre im Geiste dagewesen und des

Abends, als sie schon wäre zu Bett gewesen, zu ihr auf die Stube gekommen. Da hätte sie gesagt: weshalb ich denn so spät käme, und ich hätte geantwortet: ich könne nirgends in der Welt bleiben und Ruhe finden. Sagt sie darauf: ich solle mich ausziehen und ins Bett kriechen, welches auch geschehen sei; aber ich hätte den Rock ausgezogen und auf den Stuhl geworfen, daß die Knöpfe geklappert hätten. Dann, erzählte sie, sei ich wieder aus dem Bette gestiegen, habe die Tür aufgemacht und sei die Treppen hinaufgegangen zu der Kammer, wo ich sonsten geschlafen.

Meine Mutter aber ruft meiner Schwester, die noch im Hause bei ihr war: „Stehe auf, dein Bruder, der Schulmeister ist gekommen und die Treppe hinaufgegangen. Stecke ein Licht an und sieh zu, wo er bleibt.“ Meine Schwester, Gott hab' sie selig! — tut das; aber ich bin nirgends zu sehen und zu hören. — — —

Dieses alles kommt vor den Grafen, welcher daraus schließt, daß ich möchte krank sein und nach Haus verlangen; er läßt also den Dienst noch eine Zeit offen, und der Herr Sekretarius muß denselben so lange verwalten.

Was geschiehet?

Wie die Braunschweiger Messe im Frühling ist, kommt ein Kaufmann aus meiner Heimat und siehet mich im Wirtshause.

„Mein Gott,“ schreit er, „was macht Er hier? Der Graf hat Ihn aller Orten suchen lassen. Warum will Er nicht dahin? Weiß Er nicht, daß mit so großen Herren nicht gut zu spaßen ist? Mache Er ja, daß Er mit mir gehe, wenn ich wieder zurückkomme.“

Nun war nichts mehr zu machen; ich schnürte mein Bündel, nahm Abschied und ging zur Mutter heim mit meinem Kaufmann.

Wie das der Graf erfuhr, schickte er den Kutscher mit zwei Pferden und ließ mich abholen nach dem Schlosse Bergheim. Da wurde mir die Instruktion nochmalen vorgelesen und der Eid mir abgenommen in Gegenwart der Lakaien, Kutscher, Reitknechte und Vorreiter. Mußten sie mir alle die Hand geben zum Zeichen, daß sie mir gehorsam sein wollten.

Ein Lakai wollte nicht dran, denn er sagte, er stünde unter dem Hofmeister von Heugel und ich hätte ihm nichts zu befehlen.

Da meinte der Sekretarius: „Je schlimmer Hund, je ärger Flöh! Kehre Er sich nicht dran; wenn Er ihn um acht Uhr noch im Bette findet, so schlage Er ihn heraus nach Noten, Schulmeister!"

Die Lakaien waren lauter Schneider.

An diesem Orte bin ich zwei und ein halb Jahr gewesen; aber ich war zu hitzig, dachte wunder, was für eine Kreatur ich sei, prügelte den alten Kalefaktor, daß sie ihm zwei Tage den Buckel einschmieren mußten, und die Herrschaft lag leider Gottes im Fenster und sah den ganzen Lärm an. Da ward mir aufgesagt, und kriegte ich meinen Abschied Knall und Fall.

Weil ich aber einen ziemlichen Vorrat an Geldlohn und Sportuln gesammelt hatte, so ging ich mit Freuden, gab auch einen Valetschmaus im Wirtshause: da wurde mit der Haushälterin und den Jungfern brav getanzt bis an den hellen, lichten Morgen.

Lieber Gott, man wird doch nicht eher klug als bis man alt wird.

Wie ich nun so plötzlich aus dem Dienst gekommen war, so ließ ich mich das in dem Augenblick nicht kümmern, da ich, wie gesagt, des Geldes genug hatte; dachte also, einmal auch mein eigener Herr zu sein und begab mich nach Mengeringhausen zu meiner ältesten Schwester, welche den Feldscher Thiele zum Mann hatte. Hätten sie Trompeten und Pauken gehabt, so würden sie mich damit empfangen haben, weil deren aber nicht vorhanden waren, so machten sie es auf andere Weise, und das Herz hüpfte mir heute noch vor Freuden, wenn ich daran gedenke.

War ich selbsten aus einem Haus voll Kinder entsprossen, so kam ich jetzt wieder in eins; und glaube ich, der liebe Gott muß es doch mit uns, der deutschen Nation, recht gut meinen und noch vielerlei mit uns im Sinne haben, weilen er also herrlich dafür sorget, daß die Art nicht ausgehet, sondern vielmehr davon immer

mehr wird auf der grünen Erden; trotz aller grausamen Kriege, Seuchen und andern Ungemachs, so er uns schicket, uns väterlich zu strafen für unsere Sünden.

Da war ich zu Mengeringhausen unter den vielen Kindern auch lieb Kind, und taten sie mir alles, was sie mir an den Augen absehen konnten — alt und jung. Da informierte ich nicht allein im Abc, sondern ich lehrte das kleine Volk auch viele andere feine Dinge, als da sind: Pfeifen zu schneiden aus den Weidenästen, zu blasen auf dem Buchenblatt, Windmühlen und Wassermühlen zu bauen und so fort, tausenderlei. Da hatte ich immer den ganzen Schwarm an den Rockschößen hangen und gedachte oftmalen dabei mit Tränen in den Augen an meinen seligen Herrn Vater, dem es ebenso gegangen war im vergangenen siebenzehnten und diesem achtzehnten Jahrhundert; hatte er aber noch dazu den Jubel, daß es sein eigen Völklein war, welches ihn umschwärmte, wie die Bienen den Weisel.

Als das Geld zu Ende, war es auch für mich mit dieser Lust am Ende. Mußte ich wieder hinaus in die Dienstbarkeit Pharaonis und kam auf ein adelig Gut am Solling, dem großen Walde, als Informator zweier Junker und dreier Fräulein.

Weil nun hie die Gelegenheit so sehr günstig war, und Wald und Wild in Menge, so ward ich auch hier wieder ein Nimrod und gewaltiger Jäger. Kam aber dadurch in eine böse Sache.

Da liegt in den Bergen das alte hochberühmte Kloster Amelungsborn, aus welchem aber die Cisterzienermönche schon lange ausgetrieben sind, sintemalen es nun lutherisch ist. Gar hübsch sieht es aus den Bäumen herab in das tiefe Eichental, welches sich dicht unter der Kirche hinzieht, und durch welches der Forstbach fließet.

Dahin zog es mich oft aus alter Anhänglichkeit an das gelehrte Wesen, denn dazumalen war die Klosterschule noch nicht verleget, sondern hatte noch einen großen Ruf und Zulauf. Kannte ich bald manche der Lehrer daselbst und fast alle die Sti-

pendiaten oder Schüler, und war ganz gut bei den letztern angeschrieben. Wurde heimlich bestellt zu jedem Gelage und hielt bei jedem Willkommen- und Valetschmaus mit, habe auch manchen derer Herren Primaner aus mancher Klemme geholfen durch Rat und Tat.

Die Klostergüter waren zu einem Klosteramt zusammengestellt, und saß damals daselbst ein gar böser Amtmann, welcher mich nicht leiden konnte und einen Tag seines Lebens für jedes graue Haar gegeben hätt', welches er mir hätte machen können. Hassete er auch die Schüler wie die Mauseplage, und lebeten er und die Schule im ewigen Zank und Hader unter einander, taten sich auch zuleid, was sie nur konnten, und spielten einander Possen nach Herzenslust.

Nun begab es sich einstmalen, daß ich mit dem Hühnerhund und der Büchse an einem Nachmittag im heißen Sommer, als die Sonne sich schon neigte, durch den Wald strich und an nichts dachte, bis ich auf einmal die Glocke der Klosterkirche über mir läuten hörete. Da fiel mir denn ein, meinen Scholaren noch einen Besuch abzustatten und kletterte bergauf, den alten Türmen zu. Wie nun der Böse immer seine Hand im Spiele hat, so wollte er auch jetzt, daß mir auf meinem Wege an der Klostermauer der Amtmann mit seiner Frau und dem Gerichtshalter begegnete. Als mich der Amtmann ersah, fing er an, Feuer und Flammen zu speien und schrie mir entgegen:

„Da ist der Wilddieb, der Halunke! Was tut er hier zu jagen?"

Griff mir an den Hals, wollte mir die Büchse abnehmen, den guten Hühnerhund damit zu erschießen; rief auch nach seinen Knechten, sie auf mich zu hetzen. Ich erwehrete mich aber seiner und rannte in den Krug, verrammelte mich gegen die Knechte in der Wirtsstuben und ließ den Schülern sagen, sie möchten kommen und mich erlösen aus der Belagerung. Dauerte auch nicht lange, so hörete ich die Schulglocke gehen, aber nicht langsam wie

gewöhnlich, wenn es zum Essen oder Gebet gehet, sondern schnell und mächtig, als sei Feuer ausgebrochen, oder der Franzos ins Land gefallen. Dann kam ein großes Geschrei und Blasen in Waldhörner und Kuhhörner, und gleich darauf wimmelte es rundumher von meinen Schwarzröcklein, die bewaffnet waren mit allem, was ihnen in die Hände gefallen war. Waren auch im nächsten Augenblick der Amtmann und seine Gesellen und Knechte vertrieben, und drang das lustige Getös durch Tür und Fenster zu mir herein.

Da ging es: „Bruderherz!" hin und „Bruderherz!" her, und war eine Lust, daß die Wände erzitterten. Damalen war der Abt und Rektor ein grausam gelehrter Herr und ein großer Mathematikus, welcher bei jedem Lärmen Laden und Türen verschloß, um nicht aufgestöret zu werden. Die übrigen Lehrer ließen sich auch nicht blicken, weil es doch nichts geholfen hätte; — lacheten auch wohl heimlich ins Fäustlein, weil sie, wie schon gesagt, ebenfalls allesamt dem Amtmann nicht grün waren, bis auf den einen Kollaborator, der ein Verhältnis hatte mit einer Tochter vom Klosteramt, sie aber zuletzt doch nicht kriegte.

Da hatte ich denn in ein schön Wespennest gestört und sah wieder einmal, daß es viel leichter ist, ein Spektakulum anzufangen, als dasselbe zu bändigen.

Meiner Büchse hatte sich das wilde Volk sogleich bemächtigt und schoß damit aus dem Fenster, daß es donnerte. Dazu wurde getrunken und gesungen, und zuletzt ein großer Zug formieret aufs Kloster. Half's auch nicht, ich mußte mit und ward vor des Amtmanns Fenster geführet und ihm mit Hohn und Lachen gezeiget. Darauf ging's ins Konviktorium, allwo urplötzlich ein Stück Rotwildbret zum Vorschein kam, welches ich nicht geschossen hatte, bei meiner Seelen Seligkeit. Auch das wurde bekränzet dem Amtmann vorgeführet und dazu: Jo triumphe! gerufen und wieder geschossen und wieder in die Waldhörner und Kuhhörner gestoßen. Nachher ging ein großes Essen an, und was wir nicht be-

zwingen konnten, mußte der Hühnerhund fressen, welcher mager hineinkam ins Kloster und fett wie eine Schnecke hervorging. Konnte ich nicht eher ihnen entwischen, als bis keiner der lateinischen Scholaren sich mehr auf den Füßen halten konnte. Da stahl ich mich von dannen und kam bei Nacht und Nebel wieder heim, und schlief einen wüsten Schlaf darauf.

Die Sache war damit jedoch noch lange nicht am Ende, sondern es entstand ein großer Prozeß daraus; sintemalen der Klosteramtmann mich nun beim Fiskal als einen Wilddieb und Friedensbrecher angab. Behauptete er, er hätte mich in der Setzzeit in der Fürstlichen Wildbahn angetroffen und schob das Stück Rotwild auch auf meine Kappen.

Ich war aber ganz unschuldig daran, wollte es jetzt, wo kein Hahn mehr darnach krähet, wohl gestehen, wenn ich's getan hätte. Waren es die Schüler gewesen; denn es gab unter denselben perfekte Jäger, welche sich vor nichts fürchteten und dem Teufel unter die Nase lachten. Kam ein Befehl derowegen an mich, zur Inquisition mich in Wolfenbüttel zu stellen, dacht' aber: wenn du dahin gehest, kriegen sie dich beim Leibe und setzen dich, daß du nie wieder loskommst.

Denn die Revierförster waren mir ebenfalls allesamt nicht gut und hießen mich dito einen Wilddieb und eine Kanaille. So muß die Unschuld Angst und Not ausstehen in dieser bösen Welt! —

Blieb also weg und wurde zum zweiten Male zitieret; kam ihnen aber auch jetzt nicht. Wie das nicht helfen wollte, zitiereten sie nach dem Amt Wickensen, blieb ich abermals aus wie das Röhrwasser; bestellten sie mich dann nach dem Amt Forst an der Weser, und ich ließ sie zum vierten Male warten auf mich.

Wie sie sahen, daß sie mich auf diese Weise nicht kriegten, schickte der Amtmann von der Forst seinen Vogt zu meinem Herrn und ließ alle meine Sachen mit Beschlag belegen.

Ich ließ mich weislich nicht dabei sehen, und lachte mein gnä-

diger Herr und ſagte dem Vogt: „Ich bin dem Menſchen nichts mehr ſchuldig, weiß aber, daß er eine alte Geige und eine Flöte hat, wenn ihr die haben wollt, ſo will ich ſie euch mitgeben.“

Da ging der Kerl mit Schelten und Fluchen, und dauerte dieſes Weſen wohl zwei oder drei Jahre, koſtete auch ein Ziemliches, welches aber alles mein gnädiger Herr austät und hat es mir nicht angerechnet.

Als der Kanzleibote zum letzten Male kam, war der Herr eben nicht zu Haus, wohl aber ich, und ward ich ſo wütend ob all der Schererei, daß ich den Befehl unbezahlt zurückgab. Als nun mein Herr nach Haus kam, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: „Michel Haas, das hat Er ſchlimm angefangen, nun wird die Guarde gewiß kommen und Ihn vom Hofe holen; nun kann ich Ihm nicht weiter helfen. Sehe Er zu, daß Er aus dem Lande und über die Grenze kommt; ich will Ihm ein Schreiben an meine Freunde im Lippeſchen mitgeben.“

Riß alſo aus und kam auf meines Herrn Betrieb zum Dr. Jaſter in Lauenſtein als ein Informator und Amanuenſis. Hier konnte ich die Kopialgebühren wohl auf vierundzwanzig Taler jährlich bringen, denn der Herr mit vielen Prozeſſen überhäufet war, die ihm alle gut ausſchlugen.

Lauenſtein iſt ein Flecken, und iſt auch ein Amthaus darin. In dieſem Flecken liegt eine lutheriſche Kirche, „Spiegelberg“ genannt, nebſt einem Kirchhof, worauf die meiſten Leichen aus dem Ort begraben werden. Bei dieſer Kirche ſtehet ein Armenhaus, worin einige alte Weiber wohnen und totgefüttert werden. Wenn nun jemand ein Anliegen hat, es mag ſein, was es wolle, ſo gehet derſelbe zu den alten Weibern, gibt ihnen Geld oder Flachs, Wachs, Speck, Würſte oder dergleichen und offenbart ihnen ſeine Not. Nun gehen die alten Weiber in die Kirche, beten eifrig: „O Du großer Gott erhöre“ uſw. und wiederholen das wohl dreimal. Unter dieſem Gebet ſoll ſich nun in der Kirchen etwas eräußern und hören laſſen mit Klopfen auf die Stühle; und muß

man sich verwundern über die vielen Krücken, so in dieser Kirche stehen. Sollen in den katholischen Zeiten viele Wunder darin geschehen sein, und ist auch die Mutter Gottes in ziemlicher Größe auf dem Altare zu sehen.

Nach diesem war ich auf dem Eichsfelde als Verwalter bei einem adeligen Herrn, der ein Subjektum wunderlichen Humores war. In der Nacht lag er alle Augenblick im Fenster und schrie: „Diebe, Diebe auf dem Hof! Verwalter heraus, was tut Er in dem Bett — sehe Er nach der Scheuer und dem Boden! Diebe! Diebe!"

An einen ruhigen Schlaf war dabei nicht zu denken, und frage ich nun, was machte die Unruhe dieses Herrn?

Responsio: Am Morgen der — Branntewein und am Nachmittag der Wein!

Die beiden hatten ihm schön das Gesicht und die Nase mit Rubinen besetzet. Macht' ich, daß ich fortkam, und geriet ins Paderbornsche, wieder auf einen adeligen Hof.

O wehe, hier kam ich an, wie das Schwein in des Juden Haus!

Alles rundumher, mein Herr und sein ganzes Haus war erzkatholisch, und durfte ich weder die zwei Kinder informieren noch den Hof verwalten, weil der Hof einen katholischen Verwalter hatte. Konnte also wieder weiter nichts tun, als mit auf die Jagd gehen. Ich, der Jäger und der Kutscher speisten am Rabentische; man konnte wohl sagen am Rabentische, denn es wurde nicht gebetet, auch der Tisch nicht gedecket, und alles Geschirr war hölzern, wurde auch manch liebes Mal nicht ausgewaschen. Die Gemeinen auf dem Hof waren wie die Schweine und hatten sonderliche Naturen an sich.

Hier wäre ich krepieret, wenn es Gott nicht anders geschicket hätte. Es kam aber einmal ein fremder Jäger dahin, dem erzählte ich meine Not und sagte ihm: ich sei so lange Jahre bei vornehmen Herren gewesen, aber so schlimm wie hier, wäre es mir in meinem ganzen Leben nicht gegangen. Da kam's heraus, daß dieser fremde

Jäger eine Stelle wußte als Informator bei einem Patricius zu Oerlinghausen.

Das war mir eine fröhliche Botschaft.

Kam ich auch richtig in meinen vorigen Charakter zurück und speiste mit dem Herrn am Tische. Hier hatte ich gute Tage; aber brach auch ein großer Jammer über mich los, weil hier der liebe Gott mich mit dem malo hypochondriaco heimsuchte. Und wenn ich an diese Krankheit gedenke, so gehet mir ein Grauen über den ganzen Leib; denn dabei kann in der ganzen Welt kein Mensch einem helfen und einen trösten. Lief ich in der größten Höllenangst nach Paderborn zu den Jesuiten und meinte durch ihre Vorbitte etwas Linderung zu haben. Sie behielten mich auch einige Tage und traktiereten mich recht gut, lagen mich dabei an: ich solle katholisch werden, davon würde sich die große Pein wohl geben. Allein ich antwortete: ich hätte nicht im geringsten irgend einen Skrupel an meiner Religion, könne das also nicht und werde es nie tun. Da gaben sie mir einen Brief an einen Dorfpastor, meinten, derselbe sollte mich persuadieren, weil er ein eigen Ingenium dazu habe. Lief ich also mit dem Briefe durchs Land, war der Pastor aber zu allem Glück nicht zu Hause, als ich bei ihm ankam, und übergab ich das Schreiben an seine Haushälterin, ging wieder aus dem Dorf und saß trübselig nieder an einen Zaun, stützete den Kopf auf beide Hände und schluchzete, daß ich beinahe das Herz gebrochen hätte, vor großem Weh und schrecklicher Angst.

Da hörte ich den Trab eines Pferdes daher kommen, regte mich jedoch nicht, bis ich merkete, daß der Reiter mir nahe war und vor mir anhielt.

Schauete ich auf und stand mit einem Satz auf den Beinen; denn auf dem Schecken saß mein guter Freund und Dutzbruder, mit welchem ich studieret hatte auf der Schule zu Detmold, der Sohn von dem Meierhof zu Hündersen, allwo ich, wie ich schon erzählet hab', jede Nacht meinen Prinzipal in den Schlaf singen

mußte, und allwo ich das süße Liebchen gefunden hatte, welches nichts von mir wissen wollte, und das ich mit Schmerz verlassen hatte in der Nacht, wo mein Prinzipal die hospita und das ganze Haus aus den Betten räucherte.

Wie viele, viele Jahre waren seitdem hingegangen, und doch erkannten wir uns sogleich wieder, und mit einem Freudenschrei sprang das Bruderherz von seinem Pferd und fassete mich in die Arme:

„O Michel Haas! Der Michel Haas! Das Häslein! Das Schulmeisterlein!" schrie er, und ich rief: „O Hans, Hans, wo kommst du her?"

Er besah mich von dem Kopf bis zu den Füßen und schüttelte das Haupt. Griff mich an der Hand und sprach: „Nun gehe du mit mir; denn ich freue mich, daß ich dich gefunden habe." So ging er neben mir, und ich folgete ihm wie im Traum, und der Schecke ging langsam am Zügel nach. So führte er mich gen Stapelage, wo er auf einen Hof gefreiet hatte.

Ach, da mochten vergebens unterwegs die Vöglein in den Bäumen und Büschen lustig ihre Stimmen erschallen lassen, jeglich Geschöpf, so Gott geschaffen hat auf Erden, fröhlich sein: mir war alles schwarz verhänget wie eine Totenkammer, in welcher ich umging und keinen Ausweg finden konnt.

„Wohnet nicht weit von uns ein berühmter Nachweiser und Kristallengucker, den sollst du fragen," sagte mein Freund, „der hat schon vielen geholfen!"

So sprach er mir auf alle Weise Mut ein und tröstete mich, so gut er es vermochte.

Als wir uns aber seinem Heimwesen näherten, wurde er stiller und immer stiller und ließ das Maul immer mehr hängen. Ich sagte ihm das auch; aber er wollte nichts davon wissen. Erfuhr ich bald genug, was ihm auf der Seele lag.

Als wir dem Gehöft zu Stapelage nahe kamen, da vernahm ich ein groß Geschrei wie von zwei bösen Weibern, welche sich in

den Haaren liegen und die Augen auskratzen. Und es war auch richtig damit.

Mitten auf dem Hof ſtanden zwei Frauen, die eine hager und dürr, die andere kugelrund; hatten die Arme in die Seite geſtemmt und fauchten einander an, gleich zwei giftigen Katzen.

Kratzte ſich mein Freund jämmerlich hinter dem Ohre und ſeufzete aus tiefem Herzen:

„Ach Gott, ſie ſind wieder dran! Ach du lieber Himmel!“

Wir ſtanden hinter dem Zaun und ſahen dem Weſen zu und höreten, wie es hinüber und herüber ging, — ein Ekelname immer ſchlimmer als der andere. War es mir dabei, als müſſe ich die Dicke kennen und ſann hin und her, wer es wohl ſein möge; bis der Bruder ſchrie:

„Jetzt — na ja — nun haben ſie ſich wieder! Frau! Anna Marie! Wollt ihr auseinander!“

„Anna Marie?!“ rief ich und ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und wußte in dieſem Augenblick nichts mehr von meinem malo hypochondriaco.

Sie war es! Ach du lieber Gott; — ſie war es wirklich! Und ich ſchüttelte mich und ſprang meinem Dutzbruder nach, zwiſchen die beiden Furien, die ſich eben beim Halſe genommen hatten und ſich über den Hof zogen, daß alles Getier: Hühner, Gänſe, Enten, Schweine, Hunde und Katzen ſchreiend nach allen vier Weltgegenden hin Reißaus nahmen. Ich faſſete die Dicke und der Freund die Dürre. So zogen wir ſie von einander. Ach du heiliger Gott, da ſiehet man recht, was es mit den Weibern und der Liebe zu einer ſchönen Jungfrau iſt! Da ſiehet man recht, was aus der Schönheit und Sanftmut und Stillheit werden kann mit den Jahren!

Was für Augen machte mein früherer Schatz, als ihr geſagt wurde, wer ich ſei! Sie ſchien mich gar nicht ungern zu ſehen und erzählte mir: ſie ſei eine junge Witwe, und hatte viel zu ſchwatzen von den alten Zeiten. — Ja, ja, die alten Zeiten! Jetzt hätt' ich

mir nicht mehr um sie die Augen aus dem Kopf geheult und die Haare ausgerauft. Ich ging fürsichtig um sie herum, wenn sie mir in die Nähe kam, und sie kam öfter in meine Nähe, als mir lieb war und ich aushalten konnte.

Der Freund hätte sie gern vom Hof gehabt auf die gute Manier, und tat alles, damit er uns zusammenbrächte; sagte auch, es sei gar kein übel Weiblein in ihren guten Stunden und sehr gut gegen die Hypochondrie; — sie habe dazu auch ein artig Geld und Gut und wisse zu kochen, zu braten und zu backen, wie es nur das Herz verlange. Aber ich wollte nicht daran, und so ließ er mich und fügte sich seufzend drein, daß er sie neben seinem Hausdrachen behielt. Und als die Doktores, die ich fragte, sagten, gegen meine häßliche Krankheit könne nichts helfen, als der berühmte Brunn zu Pyrmont, so lieh er mir aus alter Freundschaft, ohne daß sein Weib es merkte, eine Pistolette und fragte mich: ob ich damit wohl auskommen könne zu Pyrmont?

Respondebam: „Ja!" nahm Abschied, reisete ab, und brauchte drei Wochen lang die Kur und das Bad und wurde allmählich besser, aber nicht ganz gesund.

Diese gefährliche Krankheit zu beschreiben, ist kein Mensch im stande; denn sie gehet vom Leben zum Tode, wenn man sich nicht fest an Gott hält und seine getane Sünde herzlich beichtet und bereuet, wie David, Manasses, Jeremias usw. auch getan haben. Ohne Gottes Beistand kann sie kein Mensch ein Jahr lang aushalten. Der gelehrten Leute gibt es viele, die damit behaftet sind, und haben sich auch manche selbsten ums Leben gebracht. Gott behüte uns dafür, denn es ist eine böse Anfechtung des Teufels.

O, du lieber Gott im Himmel, nimm dich doch aller schwermütigen und angefochtenen Leute an und richte ihr blödes und zaghaftes Herze auf. Wische ihre Tränen ab und ergötze ihre Seelen und stehe immer bei dem armen menschlichen Geschlecht! —

Mit erleichtertem Herzen fuhr ich wieder aus in die Welt und

kam zum Leutnant Schmidt, der ein Freigut hatte mitten in der Senne und der Wildnis; wo man nichts als wilde Pferde und Wild zu schauen bekam, wo die Menschen gar selten waren. Das war ein Örtlein für mich und mein krank Gemüte!

Die Senne erstreckt sich weit umher, und die gemeinen Bauern, so darinnen wohnen, leben einzeln — bald hie, bald da — haben oft gar keine Stuben, sondern liegen beim freien Feuer und sehen aus wie die Tatarn, deren sich auch viele bei ihnen aufhalten.

Immen gibt es genug allda, und summet und brummet die ganze Heide von ihnen, wenn sie in der roten Blüte stehet. Oft wird ein weiter Landstrich in Brand gesteckt, der Futterheide wegen, die dann frisch wieder ausschläget. Wehet bei solchem Feuer der Wind, so hat man den Heerrauch, und ist der Lippesche Wald dieser Feuer wegen mit einem tiefen breiten Graben umzogen. Vor dem Wald liegen die Wildwächter, welche danach sehen müssen, daß das Wild und die Pferde nicht über die Grenze gehen, weil sie sonst von den Paderbornschen weggeschnappt werden. —

Wie ich nun eine lange Zeit an diesem Ort gewesen war, deuchte es mir unmöglich, länger in der Einöde und Wildnis es auszuhalten; denn wenn ich ein Vögelchen singen hört', klang's mir immer ins Ohr: „Ach, wie kommst du hier her? Michel Haas, wie, wie, wie kommst du hierher? Michel, Michel, mach, Michel, daß du fort kommst, Michel!"

Zog also von dannen, wieder unter die Menschen und kam in die neue Mühle bei Markoldendorf, wo ich vier Söhne zu informieren bekam. Hatte allda der Mühlen- und Biergäste wegen genug Zeitvertreib; denn die Schenke war erst eingerichtet, und das alte Sprichwort: In neue Nester legen gern die Hühner — traf hier wieder ein. Da ich keine eigene Stube zum Informieren hatte und kein Sonntag kam, wo nicht Musikanten allhier aufwarteten, so wurde mir diese Unruhe zuviel. Ging derowegen nach Eschershausen zum Herrn Gerichtsschultheiß Laurentius, welcher mich recht gut kannte und mich auch annahm als Prä-

zeptor seiner Kinder; und durch seine gute Rekommendation kam ich dann nach Esbeck an der Leine zum gewesenen Hüttenmeister Herrn Schottelius, allwo ich noch bis dato bin.

So habe ich nun mein Leben in der Fremde hiemit beschrieben, und das nicht mit kitzelndem Herzen und lachendem Munde; sondern eingedenk der Sünden, so ich in meiner Jugend getan. Mein Vater ist tot, meine Mutter ist tot, alle meine Geschwister sind tot, bis auf einen Bruder, von dem niemand weiß, wo er geblieben.

Es möchte wohl jemand gedenken, ich sei ein Landläufer gewesen, weil ich so viele Herren gehabt; aber man richte nicht sogleich, und ein jeder, der wohl steht, sehe zu, daß er nicht falle! Bin nun allgemach hoch in die Jahre gekommen und danke meinem Gott, daß er mich bis hierher hat kommen lassen und mich nicht weggenommen hat in der Jugend oder in der Hälfte meiner Jahre, und so gilt, in spem beatae resurrectionis, bis heute noch das Verslein der frommen Frau Herzogin Elisabetha Juliana:

Alles hat ja seine Zeit,
Freud und Leid.
Gut Gewitter, böse Stunden
Werden wechselweis erfunden.
Dennoch geht es, wie Gott will,
Halte still!

Wer kann es wenden?

Eine Phantasie in fünf Bruchstücken.

Das erste Bruchstück.

O welche Nacht! Dunkel und doch sternenvoll — unsäglich köstlich in ihrer duftenden, murmelnden, rauschenden Frische, nach dem heißen, sengenden Tage. Es gleitet der schwarze Fluß in die Nacht hinein, dem Norden zu, wo auf dem Horizont ein fahles Leuchten liegt, einer Feuersbrunst gleich, und doch nicht eine Feuersbrunst; sondern nur der glühende Atem einer großen Stadt.

Das Schilf säuselt am Ufer; von Zeit zu Zeit schnellt ein Fisch über die Wasserfläche empor, oder eine unterwaschene Erdscholle rutscht und schlägt klatschend herab. Ist das wirklich Wasser, was da vorbeigleitet; oder ist es giftige schwarze Lava, die irgendwo im Süden aus der Erde quoll?

Taucht die Hand hinein. Es ist kühl, es tröpfelt, es blitzt auch ein wenig — man weiß nicht recht in welchem Licht — es ist Wasser!

Nun denkt euch, wir lösten einen Kahn ab von jener alten Weide, und setzten uns, und zögen die Ruder ein, richteten die Augen auf jenen Schein im Norden, und ließen uns hinabtreiben ihm entgegen — anfangs langsam, dann schneller und immer schneller, der Zaubermuschel gleich, in welcher das Märchen seine Kinder den Strom des Lebens hinabführt.

Hinter uns liegt schon der hohle, dickköpfige Weidenbaum mit seinem zerzausten Haarwuchs, hinter uns liegt die Ecke des Kiefernwaldes. Schneller! schneller!

Ein schlafendes Dorf — ein einsamer Wandrer mit einer Laterne auf einem Feldwege — eine Windmühle mit ruhenden Flügeln — wieder ein Gehöft, diesmal zur linken Seite — ein bellender Hund — eine schlagende Glocke — eine Fabrik mit hohem Schornstein! Vorüber! vorüber!

Noch einmal weit ins Land hinein leise nickende Kornfelder, duftende Wiesen voll schlummernder Schmetterlinge und Vögel und aufspringender Blütenknospen — o noch einmal einen frischen Atemzug! — Vorüber! vorüber!

Abermals eine Biegung — näher und heller und heißer der Atem des Ungeheuers Stadt — der zusammengedrängten Hunderttausende.

Unter einer Eisenbahnbrücke durch, über welche und unsere Köpfe fort eben das rasselnde, keuchende Ungetüm mit den feurigen Augen saust. — Vorüber! vorüber!

Nun allmähliches Aneinanderrücken der Menschenwohnungen — Fabriken, deren Herdfeuer nie ganz erlischt — phantastische Maschinen und Gerüste schwärzer gegen den schwarzen Nachthimmel sich abmalend — Schutthaufen, Trümmerhaufen, wie von einer zerstörten Stadt, und doch nur Zeichen einer lebendigst sich dehnenden! Jetzt lange, unbeholfene Kähne: Holzkähne, Kohlenkähne, Apfelkähne; — Schornstein an Schornstein — weite betürmte Gefängnisse, Kasernen, Bahnhöfe — Reihen niedriger Häuser, welche allmählich immer höher und gewaltiger werden — Häusermassen — Gaslichter in langen, glänzenden Reihen die Flußufer entlang — Brücken, Paläste, Kirchen — — Hinein, hinein aus der stillen, friedlichen, wonnigen Sommernacht, hinein in diese große, große Stadt — hinein in diese kleine Geschichte!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Röschen Wolke war tot, und Heinrich Knispel wachte an ihrem Sarge, die alte Marianne saß, mit der Schürze vor dem Gesicht, am Herde, dessen Feuer erloschen war; der Leutnant war gegangen, die schwarzbemäntelten Träger zu bestellen, und Felix van Hellen war fort in die weite Welt — niemand wußte, wo er war.

Nun will ich euch erzählen von Röschen und Heinrich und den andern! Von Heinrich Knispel aber will ich euch zuerst erzählen. —

Das erste Licht, welches auf ihn und seine Geschichte fiel, war ein sehr trübes und drang durch ein halberblindetes Kellerfenster in einer der engsten, dunkelsten, menschenwimmelndsten Gassen der Stadt, wo dem schreienden, dickköpfigen Geschöpf — Heinrich Friedrich Karl Knispel — die erste Lagerstatt in einem alten, dienstunfähigen Marktkorb zugerichtet war.

Von den Toten und den Leuten, welche man nicht kennt, soll man, einem alten Wort zufolge, nichts als Gutes sprechen: von den ersteren aus Rücksicht, von den letzteren aus Vorsicht. Da Knispels Vater zu den letzteren, und höchst wahrscheinlich auch zu den ersteren gehört, so will ich wenigstens einen Mittelweg einschlagen und gar nicht von ihm reden und schreiben, zumal da eine dunkle Seite der Weltgeschichte gewiß nicht dadurch weiter erhellt werden würde.

„Die Mutter ist immer bekannt!" sagt das Corpus juris; ich kann Gutes von ihr sagen und außerdem hinzufügen, daß sie bis zu ihrem Tode eine geborene Knispel blieb, es zu einem hohen Alter brachte, und sich in ihren letzten zwanzig Lebensjahren durch einen nahrhaften Handel mit den einfacheren Bedürfnissen der menschlichen Existenz: Brot, Butter, Milch, Käse und Schwefelfaden, erhielt.

Wie viel kommt doch in diesem Erdenleben auf die Wiege an, in welcher man einst gelegen hat! Heinrich Knispel erfuhr das.

Es war gar kein übles Lager für den „Balg", wie ihn seine Mutter gewöhnlich titulierte; — warm, weich, geräumig, ganz zum Gliederstrecken und -recken gemacht, und ganz vortrefflich geeignet, von früh an mit der größten Bequemlichkeit einen reichen Schatz von Erfahrungen aller Art zu sammeln.

Schien die Sonne, und war's nicht gerade harter Winter, so wurde besagter Korb am Henkel gefaßt und mit seinem Bewohner die Treppe hinauf ans Licht des Tages getragen, dicht an die Hauswand niedergesetzt und der öffentlichen Ehrlichkeit

anvertraut. Welch ein Platz, um Beobachtungen über alle sozialen Verhältnisse anzustellen! Aber auch, was für ein gefährlicher Platz!

Ein Gewitter bricht herein. Es donnert und blitzt. Der Regen rauscht in Strömen nieder. Alle Dachrinnen plätschern, alle Rinnsteine quellen über!

„Himmel, der Junge ist vergessen! Jesus, wo ist der Junge? Geschwind der Junge herein!"

Ist er fortgespült? Ist er bereits in einen der unheimlichen Abzugskanäle hinabgeschwemmt? Haben ihn die Ratten schon?

Nein — er ist gerettet. Polizeimann Maulmann schleppt ihn eben, halbertränkt, in den Keller hinab; Polizeimann Maulmann hält der Madame Knispel eine gewaltige Rede; Polizeimann Maulmann zieht gewaltig den Kürzern in der darauffolgenden Disputation. —

Wie viele Hunde beriechen den Korb des jungen Weltbürgers, um darauf ihr Mißfallen, ihre Verachtung auf unzweideutigste Weise kundzugeben?! Wie viel Straßenjungen kitzeln den armen Kleinen mit Strohhalmen unter der Nase, oder treiben ihren Spaß auf andere Weise mit ihm?! Wie viel schlechte und gute Witze werden von den Vorübergehenden über Korb und Kind gemacht?!

Ist es nicht Tatsache, daß die Mutter Knispel zu ihrem Graus entdeckte, daß ein spekulatives altes Weib denselben Korb und dasselbe Kind zu einer Appellation an die Barmherzigkeit und das Mitleid eines hohen Adels und verehrungswürdigsten Publikums machte; indem es, allen Polizeiordnungen entgegen, daneben niederkauerte und mit einem Blick auf die kleine offene Hand des Kindes die eigene schwarze, knöcherne Pfote ebenfalls offen hinstreckte?!

Ja, soll nicht sogar einmal der teuflische Anschlag gemacht worden sein, den Korb samt dem Vogel zu stehlen und letztern zu den furchtbarsten, geheimnisvollsten Zwecken zu verwenden?! —

Die Mama Knispel war jedoch eine resolute Frau, die, wenn irgend eine Gefahr am Straßenhorizont aufstieg, und sie nicht grade allzusehr im Dunkeln beschäftigt war, mit lautem Kriegsgeschrei aus der Kellertür aufstieg, den Korb ergriff und mit ihm blitzschnell wieder verschwand. Und eine gute Mutter war sie auch, ließ ihren Sprößling wahrhaftig nicht verhungern, sondern zog ihn, zwischen Püffen und Knüffen und andern Liebkosungen, die jedes andere Kind vernichtet haben würden, zu dem dicksten Bengel heran, welcher jemals, seit Erschaffung der Welt, in einem Marktkorbe lag.

Der Junge gedieh nach Möglichkeit, gab schon frühzeitig Zeichen eines etwas irrlichtartigen Geistes kund, bis es ihm eines Morgens, im schönsten Sonnenschein, von welchem je ein Dichter ein großes Ereignis hat beleuchten lassen, gelang, durch eine gut berechnete Bewegung seinen Korb umzuwerfen und sich mit Kissen, Decken und Milchnäpfen fast bis in die Mitte des Sauregurkengäßchens zu rollen. Durch ein ungeheuerliches Geheul machte er diese Tat der Welt bekannt und blieb, mit Händen und Füßen strampelnd, liegen, bis seine Mutter herausstürzte, ihn aufhob, den Korb mit einem Fußtritte vor sich her hinabschleuderte in den Keller, und ihm, mit ihrem jungen Knispel auf der Schulter, lachend und brummend nachfolgte.

Hiermit endete der erste Lebensabschnitt Heinrichs, denn nach solcher Emanzipation war der Korb eine Unmöglichkeit und sah zu solchem Zweck das Tageslicht nicht wieder. Eine kurze Zeit noch fristete er durch Mehlschmuggel und Hintergehung der hochlöblichen Mahl- und Schlachtsteuereinnahmen ein kümmerliches Dasein, bis er zuletzt, lebenssatt, in den Flammen einen schönen Tod starb, ohne sich jedoch wie ein Phönix darin zu verjüngen. Holzasche ward aus ihm, wie aus dem Menschen Pottasche wird, nach des alten Professors Blumenbach berühmtem Katheder-ausspruch.

Die nächste Lebensperiode Heinrich Knispels war ein dämmer-

haftes Gemisch von Treppheraufkriechen und Treppherunterrollen, ein intensives Streben, durch eigene Kraft hinauf in die frische Luft und die Freiheit des Sauregurkengäßchens zu gelangen: auch das brachte er fertig!

Eines Tages war er auf der höchsten Stufe der Treppe angekommen und polterte — nicht wieder herunter, sondern kroch mit freudeglänzenden Augen an den nächsten Rinnstein, wo er sogleich seinem Zeitvertreib harmlos sich hingab, bis das Vergnügen in eine Tracht Prügel und somit in ein unerquickliches Ende auslief. Einen großen Gedanken brachte aber der Junge von diesem seinem ersten selbständigen Ausfluge in seine mütterliche Behausung mit herunter, den Gedanken, daß Keller und Gasse, Sklaverei und Freiheit etwas von einander sehr Verschiedenes seien, und daß der Mensch eigentlich für das letztere, für Gasse und Freiheit bestimmt sei und nicht für Keller und Sklaverei.

Heinrich Knispel hatte seinen Beruf erkannt!

Es war ein schöner, ein edler Beruf, — welchen man sich, wie Millionen und aber Millionen von Beispielen beweisen, bis zur äußersten Grenze menschlichen Willens und Wollens hingeben kann, — ein Beruf, dem sich alle Mitglieder unseres erdgeborenen Geschechts, die Weisesten und Klügsten vielleicht am häufigsten, widmen, — es war der Beruf — dumme Streiche zu machen! ...

Der erste dumme Streich, welchen Heinrich Knispel machte, war der, daß er seiner Mutter zu entlaufen strebte, ein Versuch, welcher von den übelsten Folgen für ihn war; denn Leonore Knispel verstand in den meisten Dingen dieses Lebens keinen Spaß, und solches pietätloses Gebaren, wie das ihres Söhnleins, ging ihr mit Recht über allen Spaß. Im siebenten Jahre seines Erdendaseins war es, wo Heinrich die vollgiltigsten Beweise davon erhielt und sich zu Gemüte zog.

In der Armenschule seines Bezirks lernte der Bursche notdürftig Lesen und Schreiben und überdies von seinen Mitschülern

mancherlei andere Dinge, welche nicht auf dem Lehrplane standen. Was ging es Knispels Mitschüler an, daß es ein Ministerium des Kultus gab, welchem sie ins Handwerk pfuschten.

Während dieser schönen Zeit war Heinrich Knispel ein so schmierig-zerrissenes Exemplar der Gattung Straßenjunge, als es sich eine elegante junge Dame, von Meisterhand gezeichnet, auf ein Blatt ihres Albums wünschen konnte. Aber der Kern dieses Murillo in natura war gut; Knispel mordete nicht, brach nicht die Ehe und bestahl nur ein ganz klein wenig seiner Mutter Obstvorräte. Er bekam Prügel genug und Essen genug, und konnte so viel frische Luft schnappen, als ihm die Sauregurkengasse und ihre Umgebung zukommen ließen. — Heinrich Knispel war einer der Glücklichen dieser Welt, zumal da er nicht darüber nachdachte, sondern lieber in den Rinnsteinen wühlte, Mühlen und Dämme baute und die Nachbarn und Nachbarinnen ärgerte.

Mit vollendetem vierzehnten Lebensjahre trat der jugendliche Taugenichts in die große von Bruder- und Schwesterliebe überfließende Gemeinschaft der Christen und trug bei dieser feierlichen Gelegenheit einen auf dem Trödelmarkt gekauften Frack, welcher ihm freilich bedeutend zu weit, dafür aber auch, was die Schwänze anbetraf, bedeutend zu lang war. Sein Haupt zierte ein hoher Hut, welchen er recht gut mit einem zweiten jungen Katechumen hätte teilen können. Er fühlte sich auch sehr unbehaglich in diesen Symbolen erlangter Männlichkeit und Selbständigkeit, und verkaufte sie sofort am folgenden Tage um ein Billiges.

Das schlug aber der mütterlichen Liebe beinahe den Boden aus; wenigstens war die nächste Folge davon, daß Heinrich mit seiner Erzeugerin ein sehr ernsthaftes Gespräch hatte, von welchem wiederum die Folge war, daß der verlorene Sohn sein väterliches Erbe, das in garnichts bestand, und seine mütterliche Aussteuer, welche aus drei neuen Hemden, drei Paar Strümpfen, einem Kamm und verschiedenen andern unnötigen Kleinigkeiten zusammengesetzt war, in ein buntes Taschentuch mit dem Bildnis

des alten Fitz packte; ein Papier mit zwei Käsen und einem Hering, eine alte Brieftasche mit seinem Geburtsschein, Taufschein, Impfschein und Konfirmationsschein in die Rocktaschen schob, — so ausgerüstet die Kellertreppe hinaufstieg, um sein Glück allein in der Welt zu versuchen und sobald als möglich am Galgen zu enden, wie seine Mama, mit dem Zipfel ihrer blauen Kattunschürze am rechten Augenwinkel, ihn fest versicherte.

Das für Frack und Hut gelöste Geld hatte der gute Sohn freilich nicht herausgegeben, wohl aber zerdrückte auch er zwei Tränen der Wehmut in den Augen. Es wies jedoch später diesen Ausdruck tief menschlichen Gefühles als eine Fabel und bodenlose Verleumdung von sich ab und behauptete stets, diese Tränen seien nicht in Folge geistiger, sondern körperlicher Aufregung entstanden, denn die Mutter habe bei ihrer Abschiedsumarmung einen solchen Ruck an seinen Nackenhaaren getan, daß er den Mann wohl sehen möchte, welchem an seiner — Knispels Stelle nicht zumute gewesen wäre, als röche er an die schärfste Zwiebel.

Wir sind nicht befugt, das zu glauben! Heinrich Knispel war ein Humorist, welcher seine eigenen Seelenschönheiten so viel als möglich versteckte, und sie in seltenen Momenten höchstens nur ahnen ließ. —

„Gut," sagte er, „da sind wir! Da ist das Hühnchen ausgekrochen."

Noch einen letzten Blick warf er hinab in das dunkle Gewölbe, wo er den Traum der Kinderjahre geträumt hatte.

„Das war stark! . . . na, möge es der Alten gut gehen; — sie war freilich schlimm genug und zog keine Glacéhandschuhe an, wenn sie einem was zu — sagen hatte; aber — — ach was — — 'n Abend, Mutter! Lebe Sie wohl, und halte Sie Ihr Versprechen von wegen der Viktualien jeden Sonnabend, auf daß es Ihr wohlgehe, und Sie lange lebe auf Erden."

„Adje, Heinrich! — Mach's gut; brauchst nur vorzugucken;

verhungern sollst du nicht, wenn du auch ein Erzschlingel und Taugenichts bist."

Bis der Sohn in einem kleinen Trabe hinter der nächsten Straßenecke verschwunden war, blickte ihm das mütterliche Auge nach. Dann tauchte die riesige, buntbebänderte Haube der wackern Frau nieder, um in dieser Geschichte nicht wieder zum Vorschein zu kommen. — — — —

Unmöglich ist es uns, Herrn Heinrich Knispel von jetzt an auf allen seinen Irrfahrten zu begleiten. Sie laufen allzusehr im Zickzack und würden uns vielleicht auch auf manches allzu schlüpfrige Terrain führen, auf welchem unsere Feder ausgleiten und den leider Gottes an ihr befestigten Schreiber dieses mit sich hinabreißen könnte in den schauderhaften Abgrund öffentlicher Mißliebigkeit.

Hüten wir uns daher wohl, und lassen wir den Burschen erst in einem Zeitpunkt wieder erscheinen, wo er der Staatsmoral und der Moral des „sichern Bürgers", sowie auch der Irritabilität der holden Bürgerin gegenüber auf unserm Versenkungsapparat emporschnellen kann, wenn nicht rein, so doch wenigstens gesäubert und gewaschen von mancherlei Dingen, welche ein Leben, wie das seinige, notwendigerweise ihm anhängen mußte. —

Ja, Röschen Wolke ist tot, und Felix war in der weiten Welt, und Heinrich Knispel wachte allein an Röschens Sarge.

Nun will ich euch erzählen von Röschen Wolke.

Im Zaubergarten glänzen die bunten Lampen; es drängt sich das Volk vor der hellerleuchteten Eingangstür und durch die Gartengänge. Rauschende Musik, Lachen und Jubel ertönt aus dem Sommertheater; es wird eine neue Lokalposse gegeben, und der Schauspieler Emil Wolke ist ein großer Liebling des Publikums, welches den Zaubergarten besucht.

Von Zeit zu Zeit hört man über all den harmonischen und unharmonischen Lärm ein lauteres Wort der Darsteller — die Baßstimme des edeln Vaters oder den kreischenden Diskant der

ersten Liebhaberin, worauf dann gewöhnlich ein unendliches Getöse, Hurrageschrei und Gebrüll erfolgt: „Bravo! heraus! Da capo! bravo! bravo!“

Der Jasmin und der spanische Holunder stehen in Blüte und bilden duftige Lauben und Verstecke. Liebespaare und anderes wandelt hier und kann sich hier verbergen. Scharen junger Leute drängen sich daran vorüber; — Gelächter aller Art — o wie lacht die Welt doch so verschieden! — erschallt überall. Kinder jagen einander im Spiel, der Springbrunnen spielt lustig mit der Messingkugel, welche in seinem Strahl auf und nieder tanzt; es wird aus Bolzenbüchsen nach dem Herzen der Regimentstochter oder nach dem Apfel auf dem Haupte von Tell junior geschossen.

Hinter dem bretternen Theater, tief im Schatten eines dichten Fliedergebüsches, in welches nur ein unbestimmtes Leuchten der Gasflammen und buntfarbigen italienischen Laternen fällt, sitzt eine Frau, an welche sich ein Kind — ein kleines Mädchen von zwölf Jahren schmiegt. Ein junger Bursche, wohl sechzehnjährig, im gelben Sommeranzug lehnt daneben.

Wenn ein vollerer Lichtstrahl auf diese stille Gruppe inmitten des Getöses fiele, so könntet ihr sehen, wie bleich das abgehärmte Gesicht der Frau war, wie müde das Auge, wie unheimlich es zuckte über die feinen Züge. O, schwiege doch nur einen Augenblick die Trompete, der Brummbaß und die Hoboe, so könntet ihr vernehmen, wie schwer und mühsam der Atem der Frau war, so könntet ihr Seufzer hören und unterdrücktes Schluchzen.

Aber Glockenspiel, Trompete und Brummbaß lassen sich nicht irren! — Horch, die Stimme hinter der dünnen Bretterwand, welche die geschminkte, ölgetränkte Welt der possenhaften Ausgelassenheit von der Welt der Wirklichkeit trennt! Warum zuckt die bleiche Frau zusammen? —

Wie das Publikum wiehert und brüllt:

„Wolke! Wolke! Wolke heraus!“

Händeklatschen und wahnsinniges Fußgestampf:
„Bravo! bravo! bravo, Wolke!"

Das schlaftrunkene Kind erhebt sein müdes Köpfchen: „Sie rufen den Papa!" Die Mutter zieht es fester an sich und spricht ihm leise zu und drückt es wieder an sich; unruhig rückt der junge Bursche auf seinem Platze hin und her.

Immer lauter wird die Stimme auf der Bühne; immer stärker duften die Fliederbüsche rund umher. Ach, nicht sie sind es, welche die Frau betäuben, Kopf und Herz ihr schwindeln machen: die Stimme ist es! die Stimme auf der Bühne!

Das Geschrei und Gelächter der Menge war schuld daran!

O Geduld, Hermine Wolke! Nur noch eine kurze Zeit Geduld, und die Posse ist aus — aus, aus. Es neigt sich zu Ende, Hermine! Drücke dein Kind nicht so fest an dich — die Wasser steigen, und vergebens klammerst du dich an dieses junge Leben, welches du in die Welt geboren hast. Los die Hände, arme Hermine, arme Mutter! Noch eine Woge dir über das Haupt, noch ein Schmerzerzittern, und alles ist vorüber — vorüber! . . . Alles ist gut, und das Trauerspiel des Lebens, welches die Stimme da auf der Bühne für eine Posse ausgeben möchte, ist zu Ende! — —

Und rascher und heiserer wird die Stimme auf der Bühne:
„Bravo, bravo; Wolke heraus, heraus!"

Emil Wolke, noch einmal trittst du vor an die Lampen, die Arme auf die Brust gekreuzt, dreimal dich verbeugend; der Vorhang fällt. Weißt du gewiß, Emil Wolke, daß es eine Posse war, was du da spieltest, Emil Wolke?

„Es ist aus," sagt der erbsengelbe Jüngling zu der kranken Frau, welche sich erhebt. „Bleiben Sie ruhig sitzen, ich will gehen, ihn zu holen."

Die Frau versucht zu lächeln und nickt. Eilfertig springt Heinrich Knispel davon, den Schauspieler zu ertappen, ehe er zu einem der Schenkstände gelangt, von wo er nicht so leicht zu

entführen sein würde. Er erwischt ihn auch richtig und ergreift ihn am Schoß seines weißen Sommerrockes.

„Holla, Herr Wolke?"

„Sieh da, der Musikant. Meine Frau auch da, Knispel?"

Heinrich deutet über die Schulter: „Sie sitzt mit dem Kind und wartet auf Sie, Prinzipal."

„Gleich, gleich — komme gleich."

„O Herr Wolke, wenn Sie doch jetzt mitkommen wollten?! Röschen —"

„Jawohl, jawohl; ich komme im Augenblick." Und er warf dabei seitwärts verlangende Blicke.

„Ach, Prinzipal, Röschen wartet —"

„Geh zum Teufel, ich komme gleich!" schreit Wolke mit dem Fuße aufstampfend. „Hat man denn keine Minute Ruhe?"

Fort ist er von Knispels Seite; dieser ballt die Faust in der Tasche und nimmt die Mütze ab, als ob es ihm zu heiß werde. Dann seufzt er tief und zieht die Achseln in die Höhe:

„Hab's mir wohl gedacht — arme Frau!"

Wehmütig, scheu schleicht er zurück und denkt nach über eine kleine Notlüge, welche ihm aber auf dem kurzen Wege durchaus nicht einfällt, wie sehr er sich auch den Kopf reibt.

Stumm sitzt er nieder an Hermines Seite, wühlt verlegen in seinen Taschen und macht zuletzt seinem Kummer dadurch ein wenig Luft, daß er ein Joujou hervorzieht und dasselbe in einem Mondstrahl auf und abschnurren läßt. Die Frau fragt nicht, sondern senkt nur das Haupt noch ein wenig tiefer.

„Nun will ich zum Papa gehen!" sagt Röschen, und ehe die Mutter die Hand ausstrecken kann, das Kind zurückzuhalten, ist es leichtfüßig davongeeilt.

„Heinrich," sagt die kranke Frau kaum hörbar, „Heinrich, versprich mir etwas."

„Alles, alles, Frau Hermine!"

„Bleibe ihm zur Seite — meines Kindes wegen — wenn ich tot bin."

„O Frau . . . Frau —"

„Willst du das mir versprechen, mein guter Junge? Willst du dich meines Kindes annehmen, wie du kannst?"

„Ich will," schluchzt Heinrich Knispel. „Ich will alles, was Sie wollen — o Gott! sprechen Sie doch nicht so!"

Hermine Wolke greift nach seiner Hand und drückt sie mit ihrer fieberhaft heißen: „Dank, Dank, Heinrich! Sei treu und gut, so kannst du dir das Himmelreich verdienen an dem, was du für mich und mein Kind tust, wenn ich nicht mehr bin . . . Da kommt er!"

Und er kam, geführt von seiner Tochter. O wie schwankend war sein Gang, wie verglast sein Auge!

Er wagte es, sich auf den Arm zu stützen, welchen ihm sein Weib bot. Sie, die Sterbende, führte ihn den langen Weg, der ärmlichen Wohnung zu, und Heinrich Knispel ging langsam mit dem Röschen, Hand in Hand, hinter den beiden Gatten her; er, welcher in Emil das größte Genie, in Hermine das Ideal verehrte.

Das andere Bruchstück.

Wenn der große Strom eingegangen ist in die große Stadt, bleibt er nicht lange so rein und schön, wie wir ihn draußen kennen zwischen Berg und Wald, Wiese und Ackerfeld. Was der Mensch ergreift zu seinem Gebrauch und Nutzen, dem drückt er nur allzuleicht den Stempel der Häßlichkeit, der Entweihung auf.

Da zweigt sich ein unheimlicher Seitenkanal ab vom Hauptarm und verliert sich in eine dunkle Gasse, gebildet von himmelhohen Gebäuden, engen Höfen, Pfählen, Füllplätzen, Färbergestellen. Ein faules, elektrisches Leuchten spielt hie und da auf

der breiartigen Flut, ein Duft von Moder, Verwesung und Tod erfüllt die Luft; und doch liegt die Sommernacht so wonnig, unschuldig und schön über der Welt, und die Sterne glimmern und flimmern über den phantastischen Schornsteinen und dem zerbröckelnden Mauerwerke, wie sie draußen auf die stillen Wälder und Wiesen herablächelten.

In dem höchsten Stockwerk eines der Gebäude, welche an den Kanal stoßen, leuchtete schwach ein Licht durch zwei Fenster, welche durch keinen Vorhang verhüllt waren. Das Lämpchen, welches den schwachen Schein gab, stand inmitten eines öden, leeren Gemaches auf einem wackelnden Tisch, an welchem zwei Männer saßen.

Wüst und leer war das Zimmer!

Die Wände, einst mit weißem Kalk übertüncht, hatten längst ihre natürliche Lehmfarbe wiedergewonnen. Der Gips des Fußbodens war geborsten, das Aussehen der wenigen Gerätschaften kündigte lange, lange Dienste an bei den verschiedensten Besitzern. Ein zerborstener Spiegel und eine kolorierte Lithographie, Seidelmann als Mephistopheles darstellend, bildeten den ganzen Schmuck der Ausstattung. Ein schlechtes Bett stand in einem Winkel, und eine verschlossene Tür führte in eine kleine Kammer.

Wenden wir uns jetzt zu den beiden Männern, vor denen auf dem Tische die qualmende Lampe neben einer halbgeleerten Flasche stand!

Da ist zuerst der Hagere, welcher das Kinn auf die abgemagerte Hand stützt und stier in die Flammen des Lichtes blickt. Er ist mit einem abgeschabten, schlotternden Rock bekleidet, schlotternden Beinkleidern und schlechten Stiefeln, welche ihm ebenfalls zu weit zu sein scheinen. Alles schlottert an dem Manne; der Körper in den Kleidern und der Geist in dem Körper!

Die zweite Gestalt ist ganz das Gegenteil der ersten. Alles ist an ihr ein wohltuendes Ausgefülltsein; selbst die kleinen zwinkernden Augen scheinen kaum Platz in ihren Höhlen zu haben.

Die Backen müssen, nach menschlicher Berechnung, unbedingt nach der nächsten Mahlzeit platzen; die Ärmel an den Ellbogen des erbsengelben Rockes sind bereits geplatzt; die Knöpfe der Weste sind aus ihren Knopflöchern gesprungen. Dem Manne war jedenfalls sehr warm zumute.

„Wo Wolke friert, schwitzt Knispel!" stand ohne Zweifel in dem großen Hauptbuche, welches in doppelter Buchhaltung über den alten Erdball und alles, was daran hängt, von Anbeginn ab, gehalten wird.

„Bin ich kein Künstler, Knispel?" rief der Schauspieler Emil Wolke, den Arm ausstreckend. „Rede, sprich, antworte, Mensch! Bin ich kein Künstler, kein großer, mächtiger Künstler?"

„Das sind Sie, Prinzipal. Ein großer Mann sind Sie, aber schreien Sie nicht so, Sie wecken das Röschen."

„Ja, ich bin ein Künstler. Wenn Hamlet tot auf der Bühne liegt, schreite ich unter dem Gefolge des Fortinbras blechklirrend hervor und stütze mich im Hintergrunde, über den gefallenen Hoheiten, malerisch auf den Schild. Ich bin unter dem Volk, welches eindringt in das Haus des Musikanten Miller, oder welches sich um die Leiche Valentins des Soldaten sammelt. Bei jedem bestimmten und unbestimmten Geschrei, Jubel oder sonstigem Geräusch bin ich beteiligt. Ich putze die Krone und klopfe die Motten aus dem Hermelinmantel; ich hole aus der Requisitenkammer, Nummer 630, den Schädel Yoricks des Spaßmachers. Ich bin ein Künstler, ein großer Künstler!"

„Ganz meine Meinung, Herr Wolke."

„Wie der Held schreit und strampelt und weitbeinig über die Bretter schreitet! Horch, jetzt greint die holde Ophelia! Wie die geschminkten Hofdamen, welche nun auftreten sollen, grinsen und Zweideutigkeiten und Haushaltungsgeschichten zum besten geben! Wie häßlich sie sind! Nun wendet der Regisseur den Rücken: Durchlaucht will eine neuengagierte Grazie in der Nähe

sehen — wer wehrt es mir, jetzt den Pappschädel zwischen den Füßen zu rollen — ha, ha, ha, — und einen Blick, zwischen den Beinen Hamlets durch, auf die da draußen vor den Lampen zu werfen? . . . Und ich bin doch ein Künstler! Ihr Männlein und Weiblein, ahnet ihr nicht, daß ich hier sitze und mir die Stirn wund schlage mit der geballten Faust? Heraus, heraus, Dämon! Heraus Wurm, welcher du im Hirn nagst und bohrst, bis die armselige Fiber Lebenstrieb durchgefressen ist, und ein Theaterschuß aus der Theaterpistole der Geschichte ein Ende macht."

„Prinzipal — Herr Wolke! Herrje, werden Sie nicht verrückt!" rief ängstlich Knispel, aber der andere hörte und sah nicht mehr, und seine Stimme wurde nur noch lauter und kreischender.

„Hollah, da wechselt die Szene — eine Posse! Posse! Wie der Narr schwitzt! Ist dir die bunte Schellenkappe eine so schwere Last? Recht, nimm sie ab und wirf sie mir zu! Lege dein ernsthaft borniertes Alltagsgesicht wieder in die gewohnten Falten, du Tor, welcher du glaubst, den Narren spielen zu können. Hier, ihr, hier sitzt der wahre Narr, der echte Narr, der Urnarr! — Hier, ihr bunten Weiberchen und Männerchen vor den Lampen! Hier hier, du hohler Phrasenmacher, welcher du ein Dichter sein willst — auf deine Gesundheit, Schatz! auf dein Wohl, alter Trommelhans —"

„Prinzipal, erlauben Sie mir —"

„Ruhig da, — es ist nicht wahr, wenn er von Vaterlandsliebe spricht! Wer glaubt daran? Etwa ich?"

„Herr Wolke, erlauben Sie —"

„Ehre, sagt der Graukopf? Glaub ihm nicht, Heinrich Knispel, er hat nur das große Wort, wie wir alle."

„Aber, Herr Wolke —"

„Liebe? . . . was meint das junge Weib damit? O ja, meine Mutter hat mich geboren und gesäugt, sie war eine brave Frau; und mein kleines Mädchen liebt mich auch, und sie — sie — die

Tote — Himmel und Hölle, hier, Herr, Ihre Narrenkappe — nehmen Sie — seien Sie ihrer würdig! O Hermine, Hermine! arme, arme Hermine! . . . Er nennt mich einen Esel und geht — o Gott, wer doch ein Esel wäre, ein Esel mit einer fixen Idee, einer fixen Distelidee! Welche Wonne, ein Esel zu sein, wie du, Heinrich, und der Intendant, und der erste Liebhaber und —"

Dem Trunkenen strömten die hellen Tränen über die Wangen; Knispel aber nahm ihm die Flasche fort und sagte begütigend:

„Ja, ich bin ein Esel, Prinzipal! Das ist mir von frühester Jugend an verkündigt; mein Vater, welchen ich gar nicht kannte, hat es gewiß gesagt, und von meiner Mutter und dem Armenschullehrer weiß ich es gewiß. Sie haben Recht, wie immer, Prinzipal; aber nun lassen Sie auch das Schreien. Ihr weckt das Röschen und das dürft Ihr nicht, das leide ich nicht."

Ach, das Röschen wachte schon lange und lauschte den wirren Worten des Vaters, und dachte an die tote Mutter, und drückte fest die Hand auf den Mund, um nicht in ein lautes Weinen auszubrechen. Ganz still lag es, das feine Gesichtchen fest in die Kissen gedrückt; begraben in der Flut der herabrollenden dunkeln Locken.

Über den Schauspieler Wolke aber schien mit dem Einspruche Heinrichs und der mehr und mehr vorrückenden Nacht eine andere Stimmung zu kommen. Sprechen mußte er, das war ihm jetzt Lebensbedingung, aber die fast irrsinnige Aufgeregtheit machte der tiefsten Wehmut und Zerknirschung Platz, und mit leiserer Stimme fuhr er fort, indem er mit der irrenden Hand durch die langen spärlichen Haare griff, und einen scheuen Blick hinter sich und über die Öde der Wohnung warf:

„O, es ist ein erbärmliches Leben, Heinrich Knispel! Es ist der Jammer und die Angst, und nicht der Rum, was mich faseln macht; — achte nicht darauf, Heinz! Weißt du nicht, daß ich sie getötet habe? Weißt du nicht, daß ich ihr Mörder bin?

Weißt du nicht, daß ich sterben muß an den Gedanken an ihre Schönheit, Güte und Herrlichkeit?"

Heinrich Knispel hatte den Kopf schwer auf beide Hände fallen lassen; ein Seufzer entrang sich ihm, welcher aus tiefster Seele kam. —

„Und was soll aus dem Kinde werden?!"

„Sie sollten zu Bette gehen, Meister," sagte Heinrich, ohne aufzuschauen. „Im Sonnenschein sieht sich alles besser an; ich hoffe, wir machen noch eine Prinzessin aus ihr, eine Prinzessin, die in Gold und Seide geht. Legt Euch zu Bett, Prinzipal, es ist sehr spät oder vielmehr früh, auch ich muß heimgehen."

„Armes Kind, armes kleines Röschen," murmelte dumpf der Schauspieler. „O Hermine, was soll aus unserm Kinde werden, wenn du da droben nicht dich ihrer annimmst?"

Das schwere Haupt des Redenden sank allmählich herab auf die Brust, die Augen schlossen sich, er schlief so ein, und seine gänzliche Hilf- und Haltlosigkeit trat dadurch noch greller und abschreckender hervor.

Knispel starrte ihn, in seine eigenen Gedanken versunken, wohl eine Viertelstunde lang an, bis eine Glocke in der Ferne schlug, und er, einem feisten, erschreckten Murmeltier gleich, auffuhr.

Er legte dem Schauspieler die Hand auf die Schulter: „Meister! Herr Wolke, wachen Sie auf!" Ein grunzendes Gestöhn antwortete ihm.

„Prinzipal, so hören Sie doch!"

„Geh zum Teufel, Hund!" schrie der Erwachte aufspringend. Er wußte weder, wo er sich befand, noch was er tat. An beiden Schultern hatte er den entsetzten Knispel gepackt und schüttelte ihn mit einer Kraft, welche man seinen schwächlichen Armen nicht zugetraut haben sollte.

„Wer gibt dir das Recht, mich zu wecken, wenn ich schlafen will? Sprich, du feixendes Schmierkäsegesicht, willst du aus

dem Fenster, oder willst du lieber die Treppe hinunter? Die Kehle schnüre ich dir zu, du Dickkopf!"

Der Paroxysmus schüttelte den kranken Mann hin und her, und Knispel hatte genug zu tun, sich ihm zu entziehen, als plötzlich eine ängstliche Stimme das Gemach durchzitterte. Angreifer und Angegriffener drehten sich blitzschnell, und die Hände des Schauspielers ließen den Rockkragen Knispels. In der offenen Kammertür stand bleich, erschreckt, zitternd — Röschen Wolke im leichten Nachtgewand und streckte die gefalteten Hände bittend aus:

„Papa! o, lieber Papa!"

Der Schauspieler griff an die Stirn und zitterte fast noch mehr, als sein Kind.

„O, lieber Papa, tue ihm nichts zuleide! Bitte, bitte!"

Mit welchen unbeschreiblichen Glotzaugen Heinrich Knispel die liebliche, zarte weiße Gestalt anstarrte! Wie der Schauspieler in den fernsten Winkel des Gemaches zurückwich!

„O Röschen," — seufzte Knispel. „Erkälte dich nicht, Röschen; wir spielen ja nur Komödie!"

„Ja, es ist nur ein Spaß," murmelte Wolke. „Geh zu Bett, Kind, — es tut mir leid, daß wir dich aufgeschreckt haben. Ich studierte nur eine neue Rolle an dem Jungen da."

Das junge Mädchen schritt leise zu dem Vater hin: „Bitte, Papa, sei nicht böse, daß ich gekommen bin — ich habe wohl nur geträumt."

„Ja, ja, Herz! Geh nur wieder in dein Nestchen! der Heinz kann sich auch nach Haus packen, und ich will auch schlafen."

Wie das Kind gekommen war, so verschwand es auch wieder, gleich einer holden, süßen Erscheinung, und Knispel trat wieder zu dem Schauspieler und sagte:

„Morgen früh komme ich zurück. Seien Sie ohne Sorgen, Prinzipal, das Geld finden wir schon. Nun geben Sie mir den Hausschlüssel, damit Sie mich nicht die steilen Treppen hinunter

zu begleiten brauchen; es ist genug, wenn einer von uns beiden den Hals bricht. Ich finde meinen Weg gut genug im Dunkeln."

„Gute Nacht, Heinrich," sagte mit müder Stimme Emil Wolke. Noch einmal blickte ihn Knispel verstohlen an, dann ließ er ihn, wie es schien, zweifelnd und mit geheimem Widerstreben.

„Schließt doch das Fenster, Meister!" flüsterte er noch in der Tür. „Die Nachtluft und die Dünste des Grabens drunten taugen nichts. Schlaft wohl, Meister."

Jetzt hatte sich endlich die Tür hinter ihm geschlossen, und man hörte, wie er vorsichtig draußen auf dem dunkeln Vorplatz nach dem Treppengeländer tappte. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe die Haustür erklang und Heinrich Knispel wohlbehalten in der Gasse angelangt war.

Der Schauspieler aber lehnte noch immer am Fenster. Der Nachtwind erfrischte ihn nicht; die funkelnden Sterne waren für ihn nicht da. Ihm war alles finsterste Finsternis, und schwül, schwül war die Luft, welche er atmen mußte.

Und es kam über ihn, daß er die Kunst geliebt und den goldnen Kranz der Ehre verloren habe; daß er sein Weib geliebt und es unsäglich elend gemacht habe; daß er sein Kind liebe und —— o, es kam über ihn in dieser bösen Stunde, wo Herz und Hirn betäubt waren, daß er ein jämmerlicher Schwächling, ein blutloser, herzloser Feigling sei. Der Schweiß perlte ihm in großen Tropfen auf der Stirn; die Hand, mit welcher er sie trocknen wollte, zitterte mehr denn je! Wieder suchte er die Flasche, in der dumpfen Ahnung, daß für ihn nur in dem Nichtwissen von sich und der Welt Ruhe zu finden sei; — wieder wankte er zurück zu dem offenen Fenster. O, wie schwül, schwül, wie gewitterschwül die Nacht! . . . Er wußte nicht mehr, was er tat, wo er sich befand; er war nur eine sich regende, aber geistlose Masse, welcher selbst der Instinkt des Tieres fehlte. Kein Fünkchen freien Willens mehr zwischen ihm und dem Richter — dem großen Richter! —

Was schreckte Röschen Wolke in ihrem dumpfen Halbschlaf

zusammen? Warum richtete sie sich auf im unerklärlichen Schauder und Entsetzen?

„Papa, Papa! Lieber Papa!"

Nichts antwortete dem leisen Ruf des Kindes. Es horchte — kein Laut — Dunkelheit und tiefste Stille umher — nur in weiter Ferne bellte ein Hund, rollte ein Wagen. Die große Stadt schlief, und der Vater schlief — schlief! —

Der Kopf des jungen Mädchens sank wieder zurück auf das ärmliche Kissen: „Er wird zu Bett gegangen sein — fort ihr bösen, häßlichen, schrecklichen Träume!"

Von neuem schlummerte Röschen ein, und in dem andern Gemache erlosch die Lampe, und der kalte Lufthauch des nahenden Morgens zog scharf durch das offene Fenster. In diesem Fenster aber, auf der Brüstung war Blut, — Blut von einer verwundeten Hand, und der eine Flügel hing zerbrochen und aus den Angeln gerissen herab. Zersplitterte Glasscherben bedeckten den Boden.

Ein Körper schlug nieder — es ist wohl eine halbe Stunde her — in den schmutzigen, schwarzen Kanal, tief unter dem Fenster. Ein kurzer Todeskampf — der Schauspieler Emil Wolke war ein Spiel der moderhaften Flut, welche seinen Leib langsam fortschob, in den breitern Flußarm hinein. Langsam, langsam trug ihn dieser weiter, unter dunkeln Brückenbogen hin, an den Häuserwänden hin, vorüber an den schwarzen Torf- und Holzkähnen. Jetzt vorbei an den Mauern des Königsschlosses, jetzt im tiefern Schatten einer Kirche, weiter — langsam, langsam, aber unaufhaltsam, wie die ebenso trübe Flut des Lebens den Lebendigen trug — weiter, weiter, jenem Pfeilerbau entgegen, welcher vor dem Austritt des Flusses aus der Stadt alles das auffangen soll, womit die Stadt das reine Element besudelt und geschändet hat.

Erwache, Röschen Wolke! Es geht ein roter Schimmer über die Dächer. Goldner und goldner färben sich die ziehenden Wol-

ken — der Morgen kommt, erwache, Röschen Wolke! Schon glüht alles im Strahl der jungen Sonne! — Der Morgen golden und rot und lebenbringend ist gekommen! Was bringt er dir, Röschen Wolke?

Das dritte Bruchstück.

Hell schien die Sonne in das Gemach, welches wir in der dunkeln Nacht betraten. Hoch stand sie am Himmel, und stundenlang schon kämpfte die große Stadt um ihr täglich Brot, als Röschen Wolke noch immer im tiefen Schlaf lag. Ein verirrter Strahl der Sonne spielte um das nackte, rosige Füßchen, welches unter der Decke vorlugte.

Jetzt kam ein leises Pochen an die Tür, wurde aber lauter, als niemand hörte und antwortete.

„Herr Wolke!"

Erwachend richtete sich Röschen auf.

„Papa, Heinrich ist da!"

Auch jetzt regte sich nichts in dem Zimmer, und schnell sprang das junge Mädchen von dem Lager, kleidete sich eilig an, sprang in das Wohngemach und blickte erstaunt umher. Das Bett ihres Vaters war leer und unberührt. Verwundert blickte das Kind durch die Tür:

„Guten Morgen, Heinrich! Wo mag der Papa sein? Er ist nicht hier."

„Guten Morgen, Röschen!" schallte es zurück. „Ist er schon ausgegangen?"

„Ich weiß nicht, Heinrich. Ich bin eben erst aufgewacht durch dein Klopfen und Rufen."

„Eben erst aufgewacht, Röschen? Langschläferin!... Aber... aber Röschen, die Tür ist ja von innen verschlossen, der Papa kann nicht ausgegangen sein."

Einen erschreckten Blick warf Röschen Wolke zurück, dann drehte sie schnell den Schlüssel, und Knispel stürzte herein — sein Blick haftete auf dem zerbrochenen Fenster, und das Auge Röschens folgte ihm. Beide stießen zu gleicher Zeit einen Schrei des Entsetzens aus.

„Was ist das? was ist das?"

Knispels strohfarbene, kurzgeschorene Haare strebten steilrecht in die Höhe, als er die Blutspuren in der Fensterbank und auf dem Fußboden erblickte; die Augen quollen ihm mehr als je aus dem Kopfe. Als er sich aus dem Fenster beugte, geschah das mit dem Gefühle, als werde er da unten etwas Schreckliches, namenlos Furchtbares entdecken; aber er erblickte nichts. Ruhig schlich die grüngelbe Flut in der Tiefe dahin, Reflexe des Sonnenlichtes spielten auf ihr, und nur eine tote Katze drehte sich grade unter dem Fenster langsam im Kreise. Röschen Wolke sah und hörte nicht mehr. Sie hatte ein dumpfes Bewußtsein, daß plötzlich viele Menschen, Männer und Weiber, um sie her waren — aber weshalb sie da waren und die Hände zusammenschlugen und durcheinander sprachen, wußte sie nicht.

Jetzt waren auch Männer in Uniformen dazwischen, die Rumflasche wurde von dem Tische genommen, und Tinte, Feder und Papier darauf zurecht gelegt. Ein Herr, mit einem bunten Kragen auf dem Rocke, setzte sich und schrieb, fragte wieder und schrieb wieder. Andere Leute kamen und zeigten Zettel und verlangten Geld; und die Sonne stieg während dem immer höher am blauen Himmel.

Der schreibende Herr nahm jedesmal, wenn er das Röschen ansah, kopfschüttelnd eine Prise. Jetzt schien er fertig zu sein, denn er nahm seine goldne Brille ab und putzte sie sorgfältig mit seinem schönen, gelben, seidenen Taschentuche.

„Was soll aus dem jungen Mädchen werden, bis das Sachverhältnis klar ist?" fragte er.

Da sprach Heinrich Knispel leise zu ihm, und der Herr sah anfangs sauer drein, nickte aber zuletzt.

„Liebes, liebes Röschen, jetzt geh mit mir, bitte!" sagte Heinrich zu dem Kinde Hermines.

Er nahm leise und zart ihre kalte, leblose Hand und zitterte dabei gleich einem Espenlaub. Er führte sie aus dem unheimlichen Gemache, welches die Fremden überschwemmt hatten.

„Er ist gefunden — angeschwemmt am Unterbaum," sagte jemand auf dem dunkeln Vorplatze.

Schwindelnd, sinn- und herzverwirrt standen die beiden jetzt in der sonnenhellen, lebendigen, geräuschvollen Gasse. — —

Heinrich Knispel sah jünger aus, als er war. Heinrich Knispel hatte schon viel erfahren im Leben, und seine kleine, glänzende, nichtssagende Nase in allerlei Dinge gesteckt, deren Kenntnis manchem Minister des Innern zu wünschen wäre. Obgleich er niemals über die Grenzmark seiner Vaterstadt herausgekommen war, so wußte er doch innerhalb dieses Kreises gut genug Bescheid.

Wohl hatte er schon öfters an jener gewaltigen Schleuse, welche den Fluß zwingt, das Verschluckte wieder herauszugeben, dem Auffischen jener häßlichen Zeugnisse unserer sozialen Zustände beigewohnt. Den Selbstmörder und den Gemordeten, das verlorene Weib und das neugeborene Kind hatte er unter den Stangen und Haken der Schleusenwärter auf und niederschaukeln gesehen, hatte auch wohl die ans Land gezogene Leiche bis zu jenem niedrigen Nebengebäude der Anatomie begleitet, wo sie aufbewahrt wurde, bis irgend eine Menschenseele nach ihr fragte, oder bis sie, verlassen von der Welt, dem ewigen Prozeß verfiel, welchen die Natur geht auf ihren geheimnisvollen Wegen in der Erzeugung des Lebendigen. Knispel wußte, wo sich das befand, was, gestern abend noch, der Schauspieler Emil Wolke war, deshalb schrie er:

„O Gott, ist das ein Traum oder nicht?"

Deshalb hielt er an dem nächsten Brunnen den Kopf unter

den hervorsprudelnden kalten Strahl, zum Gelächter aller derjenigen, welche nicht wußten, daß Heinrich Knispel kein Gegenstand des Lachens und Spottes sei.

„O Prinzipal, Prinzipal! O Teufel, Teufel — ein so großer Künstler! O Himmel, i i ich wollte, Röschen, wir beide schliefen ein und wachten erst wieder auf, wenn ein Jahr vorüber ist, oh, oh, oh Röschen, liebes Röschen!"

Da stand inmitten der eigentlichen Stadt ein großes, altersschwarzes Haus, welches vor ungefähr zweihundert Jahren der Generalleutnant van Hellen erbaut hatte, in einer Zeit, wo der Handel und Verkehr noch nicht diesen Teil der Stadt erobert hatten, wo es überhaupt hier noch keinen Handel und Verkehr, sondern nur Soldaten, finstere, orthodoxe Theologen, gedrückte, ängstliche Kleinbürger und einen strengen, wunderlichen König gab. An beiden Seiten des Torweges dieses Hauses trugen zwei mohrenhafte, weibliche Personifikationen des Mißmutes mit verbissener Wut den schwerfälligen Balkon, welcher sich vor den Mittelfenstern des ersten Stockwerks hinzog. Der untere Teil des Gebäudes war zu Läden eingerichtet. Durch diesen hohen Torweg und die gewölbte Flur gelangte man auf einen großen Hofraum, in dessen Mitte der Brunnen sich befand, welcher durch sein Gekreisch so oft den Professor Homilius in seinen tiefsinnigen Spekulationen störte, bis er sich an jenem ewig denkwürdigen Tage auf den Weg machte, das Lachen zu erlernen. Viele Treppen und Türen führen auf diesen Hof, auf welchen hinaus auch die Fenster des Redaktionsbureaus des Chamäleons schauen; und wenn in dem Vorderhause mancherlei Geschöpfe sich eingenistet haben, so ist in den Hintergebäuden ihrer Zahl Legion. Nicht jedermann kann es erschwingen, so viel Miete zu zahlen, als er wohl möchte!

Auf dem Flur dieses Hauses langten Heinrich und Röschen in demselben Augenblick an, als ein elegantes Kabriolett, welches ein junger, hübscher Mann sehr geschickt lenkte, ebenfalls in den

Torweg einfuhr und die beiden Kinder zwang, sich dicht an die Wand zu drücken.

Hugo van Hellen hieß der Lenker des stattlichen, stampfenden, schnaubenden Pferdes. Einen flüchtigen Blick warf er auf das junge, bleiche Mädchen und den wunderlichen Begleiter, dann warf er den Zügel dem kleinen Bedienten zu und sprang die breite Treppe hinauf.

„Nun gib mir deine Hand — ach, sie ist so kalt — du weißt, Röschen, nun müssen wir hoch hinauf," sagte Knispel, und so schritt er quer über den Hof als der Beschützer des schönsten Mädchens der großen, großen Stadt.

Wahrlich ging es hoch hinauf, im rechten Flügel der Hofgebäude, durch ein ohrenbetäubendes Gewirr von Tönen und Klängen der verschiedenartigsten Beschäftigungen — hoch, höher bis zur höchsten Höhe. Mühe kostete es auch dem Heinrich, ehe er das Schlüsselloch seiner Tür fand; aber war es auf dem Gange dunkel, so war es desto heller in dem seltsamen Aufenthaltsort, den er sich zurecht gemacht hatte, und wohin er das Röschen führte.

Fast geblendet wurde das Auge durch den Glanz des Tages, welcher ungehindert durch das schlechte Dachfenster fiel, das mit dem Fußboden einen beinahe spitzen Winkel bildete. Was eine Künstlernatur nur aufbieten konnte, war aufgeboten, das Gemach zu schmücken und zu verschönern. Die weiße Kalkwand war mit unendlichen Sternen, Rosetten und Nachahmungen von Tier- und Menschengestalten, ausgeschnitten in buntem Glanzpapier von allen Farben, überklebt, daß das Auge von dem Wirrwarr fast schwindlig wurde. An der Tür waren einige Drahtsaiten künstlich über zwei Brettchen gespannt, und an Pferdehaaren hingen darauf drei bis vier Stückchen eines tönernen Pfeifenrohrs herab, welche beim Öffnen oder Zuschlagen der Tür ein anmutiges Geklimper hervorbrachten — höchlichst ergötzlich dem

Anfertiger und Erfinder dieses genialen Musikinstruments. In dem spitzen Winkel neben dem Bett stand ein Koffer, in welchen wir lieber nicht hineinsehen wollen; seine äußere Erscheinung war brillant, denn Heinrich hatte ihn selbst bemalt. Dieser Koffer diente zugleich als Sessel, wenn die beiden Stühle und das Bett besetzt waren. Über dem Bett hielt sich auf einem kleinen Brette ein einzelner Teil eines Theaterlexikons auf, ein Exemplar des Don Carlos und ein sehr zerlesenes Buch: Knallerbsen, oder: Du sollst und mußt lachen! — Anekdoten von Schulze und Müller, Louis Napoleon, Manteuffel, Saphir, Rossini, Napoleon dem Großen und Friedrich dem Großen. Außerdem befand sich noch auf diesem Brett eine Manuskriptrolle, die blutdürstigen Worte enthaltend, welche der große Mime Maulbrecht in den Räubern von Mottenburg grimmig hervorzustoßen hatte. Heinrich Knispel war berufen gewesen, diese Worte dem Publikum zum besten zu geben, als den großen Mimen kurz vor dem Auftreten der Distriktspolizeikommissär herausrief — Heinrich Knispel trennt sich bis an den Tod nicht von seiner Rolle! Ein Exemplar der Polizeiordnung gab es auch in dieser originellen Bibliothek, und Knispel hat als ein gewiegtes Mitglied und „ausgetragenes Kind" der menschlichen Gesellschaft seinen Daumen auf mehreren Blättern des inhaltvollen Schriftstückes abgedruckt. Worauf fällt der Mensch nicht, wenn ihm der Vollmond auf das Kopfkissen scheint und er nicht einschlafen kann? —

Ein kleiner Ofen, dessen dunkle Höhle jetzt als Speisekammer diente und welcher eine Spirituslampe samt einigem Blechgeschirr trug, stand neben der Tür. Kleistertöpfe, Farbentöpfe, Papptafeln, bunte Papierschnitzeln und ähnliche Gegenstände bedeckten den Tisch. Auf dem dreibeinigen Schemel lag die Geige, welche Heinrich in so manchem Vorstadttanzsaale strich. Vier Vogelbauer hingen an den Wänden, und ihre kleinen Insassen begrüßten das Röschen und ihren eintretenden Lehrmeister mit einem

luſtigen Auszwitſchern deſſen, was ſie von dem letzteren gelernt hatten.

„Da wären wir!“ ſagte der Herrſcher dieſer wunderlichen Welt und ſetzte das kleine ärmliche Bündel, welches Röschens Habſeligkeiten enthielt, nieder und ſchob dem jungen Mädchen den beſten Stuhl hin, den er aufweiſen konnte. Die Geige legte er vom Schemel auf das Bett, fiel ſelbſt auf den Schemel nieder, nahm ſeinen ſtrohgelben Haarwulſt zwiſchen beide Fäuſte, und ſo — brachen beide Kinder in ein lautes Weinen aus. — So ſaßen ſie den ganzen Tag! — nicht im eigentlichen Nachdenken über das, was geſchehen war, ſondern im dumpfen, ſchmerzvollen, wirren Brüten, einem Zuſtand des Halbtraumes, wie ihn ein urplötzliches Unglück über den Menſchen bringt.

Und das Abendrot verglomm, und die Sterne kamen hervor; da kam über den Knispel ein abſonderliches Geſicht. Die tote Hermine ſchwebte wie ein weißer Schatten im Mondlicht heran, hob die Hand, als mahne ſie ihn an ein Verſprochenes, und energiſch nickte Heinrich und ſchluckte krampfhaft ſeine Tränen hinunter; gleich dem Schatten eines Nachtwandlers ſchritt Emil Wolke, der Schauſpieler, über die Dächer und glitt dunkel der toten Hermine nach.

„Nun ſchau einmal auf, Röschen!“ ſagte Heinrich Knispel leiſe. „Es wird Nacht, nun will ich gehen, und du ſollſt einſchlafen. Was hier zu finden iſt, damit kannſt du machen, was du willſt! du mußt dich heute begnügen — morgen wollen wir für alles beſſer ſorgen.“

„O Heinrich, Heinrich!“

„Na, na, ach weine nicht ſo, liebes Röschen — hier ſind die Vögel, die werden dich morgen früh wecken; eine weiße Maus werde ich dir auch mitbringen, und wenn du eine Schildkröte haben willſt, ſo groß wie deine Hand, ſo brauchſt du es nur zu ſagen —“

„O Heinrich —“

„Hier ist der Glockenzug," sagte Knispel und holte aus dem Winkel eine Blechröhre mit einem Mundstück. „Ein Sprachrohr! Schau mal meinem Finger nach, dort, siehst du jenen Giebel im Mondschein, vor welchem das Dach hinläuft? Paß auf, da wohnt Fritz Motte, welcher die Klarinette bläst, da werde ich diese Nacht bleiben. Paß auf! Mo o otte! Mo o otte!"

Eine Gestalt erschien auf den Ruf in dem erwähnten Fenster, stand im nächsten Augenblick weitbeinig auf dem Dach und schwang eine schwarzrotgoldene Fahne im Mondschein.

„Siehst du, da ist er, Röschen! Du bist nun wie eine Königin und hast zwei Hofmarschälle, welche dem Teufel die Nase grün färben, wenn du es verlangst. Klingle nur, wenn du mich brauchst Jetzt aber muß ich nach dem Kolosseum und Tänze kratzen. O Gott, Gott! O Röschen, Röschen, ich wollte —"

Und seine Geige aufgreifend, stürzte Heinrich Knispel davon, die Treppe hinunter auf die Gasse, und Röschen Wolke blieb mit ihrem schmerzenden Herzen und Kopf allein zurück.

Durch Mondlicht und Schatten der Nacht und viel Getümmel der Straßen galoppierte Heinrich, die Geige unter dem Arm, und rechnete im Laufen an den Fingern:

„Kolosseum macht acht — Elisium macht sechzehn, Walhalla macht einen Ganzen — Zigarren nur geraucht, wenn sie geschenkt sind — Donnerhallo — Vogelabrichten — Botenlaufen — jetzt wird's mir erst klar, daß ich schon lange ein reicher Kerl sein könnte! — O Röschen, Röschen — macht vier — macht acht — o Prinzipal, so ein großer Künstler — macht sechzehn — bon, 's wird eine nette Sparbüchse, Frau Hermine! Vierspännig soll sie fahren, Frau Hermine!"

So trabte der Heinrich über den Naschmarkt und schwang die Mütze zum Monde empor:

„Voran Heinrich, Henri, zeig, daß du ein ganzer Kerl bist; hungere und durste und sammele Schätze auf Erden, hurra!"

Herr Hugo van Hellen aber, auf dem Diwan liegend, die Hände

unter dem Kopfe, die Beine der Decke entgegengestreckt, zerkaute in diesem Augenblick eine Havannazigarre über den Gedanken an einen sehr übel angewandten Tag.

„Zum Teufel, wer mochte das niedliche Frauenzimmer sein, welches der drollige Kauz heute morgen mit sich schleppte? Ah bah — ah — oh —"

Das Blut schoß ihm, seiner verrückten Lage wegen, dabei immer mehr in den Kopf, und er fuhr erst nach einer Stunde mit einem ärgerlichen Ausruf empor, als er sich noch im tiefen Dunkel wiederfand und nach der Glocke auf dem Tische suchen mußte, um nach Licht zu schellen.

Der Herr von Jüdenberg, welcher dann kam, um ihn in seinem Wagen irgendwohin mit sich fortzuführen, geht mich nicht das geringste an!

Das vierte Bruchstück.

Wer kann es wenden?

Die halbe Nacht bin ich an dem linken Ufer des großen Flusses auf und ab gegangen und habe darüber nachgedacht: wer es wohl wenden könne?

Wer kann es wenden? Wer kann es wenden?

Der weiße Genius des Todes lehnt sich über den Gräbern, um welche diese Geschichte sich aufrankt, traurig auf seine umgestürzte Fackel.

Es ist lange vorbei, und nichts mehr daran zu ändern!

Ist nicht das menschliche Leben wie die Anordnung der Tausend und eine Nacht, wo eine Geschichte immer die andere einschließt, und wo der Henker, der Tod mit dem Richtschwert, hinter dem Vorhang lauscht und den Wink des Gebieters erwartet?

Grinse nur, laß nur die blanke Klinge funkeln; wir reiben doch die Wunderlampe und den Zauberring, und die dienstbaren

Geister erscheinen: Luftschlösser und Zaubergärten bauen sich auf und schwinden wieder.

Wer konnte es wenden?

Schau, dort steigt der Mond empor! Ach, wie er in seliger Frechheit und vollwangiger Gleichmütigkeit herablächelt auf das arme Geschlecht der Menschen!

Wer konnte es wenden?

Die halbe Nacht schritt ich durch die Weidengebüsche und sah die Flut dunkel zur Seite fortschießen, dem Weltmeere zu, und heim kam ich mit den Worten des griechischen Tragikers auf den Lippen:

Wir sollten bei der Feier des Gelags
Das Haus bejammern, wo ein Kind das Licht
Der Welt erblickte; denn wie mannigfaltig sind
Des Lebens Übel! Doch wer durch den Tod
Die schweren Mühen nun geendet hat,
Dem sollten Freunde freudig segnend folgen.

Im Kolosseum erstickten die Musikanten auf ihrer Tribüne fast im Dunst und Qualm, die Kronleuchter erloschen fast; aber drunten im weiten Saal wirbelte und drehte es sich fort und fort, sinnverwirrend, sinnbetäubend.

Nur noch mechanisch strich Heinrich Knispel, mit fast erlahmter Hand, seine Geige, und mancher der Kameraden blies mit geschlossenen Augen in sein Instrument. Kreischende, wilde Stimmen übertäubten das Gegrunze des großen Basses, und selbst die Pauke übertönte nur zeitweise dumpf den Lärm.

Immerzu, immerzu! Krankheit, Arbeit, Not, Schande — wer denkt daran? Wer kümmert sich um das drohende „Morgen?" Immerzu, immerzu, bis das Auge nicht mehr sieht, das Ohr nicht mehr hört, bis in übermäßiger Erschöpfung alle Glieder versagen.

Noch ein Aufflammen der wilden Lust; dann urplötzliches Zusammensinken. Die Gasflammen erlöschen, bis auf wenige

hier und da zerstreute Lichter. Zerstreute Lichter, daß die Schwindelnden den Weg nicht verlieren, daß die Polizei sehen und aufmerken kann.

Vorbei!

Stöhnend, fluchend, gähnend packten die Musikanten in ihrer Höhe ihre Instrumente zusammen und stiegen auf dunkeln Hintertreppen hinab in dunkle, übelduftende Höfe und gelangten durch schmutzige Hintertüren in die dunkeln, schmutzigen Gassen, wo der Schnee zerfahren und zertreten war.

Es war bitterkalt; matt leuchteten die weißen Dächer durch die Nacht, es drohte noch mehr Schnee. Knispel war der letzte, welcher, die Geige unter dem Arm, auf die Straße hinausgelangte.

„Drei Uhr!" seufzte er. „Ach, meinetwegen hätte es bis an das Ende der Welt fortgehen können. O Gott, es ist mir alles einerlei."

Am nächsten Brunnen setzte er den Schwengel mechanisch in Bewegung und hielt seiner Gewohnheit nach den Mund an die Röhre, den im Laufe der Nacht verschluckten Tabaksqualm und Staub so gut als möglich hinunterspülend, ehe er seinen Weg fortsetzte.

Jahre waren vergangen, seit er das verwaiste, heimatlose Röschen in seiner wunderbaren Dachkammer untergebracht. Jetzt wohnte es schon lange nicht mehr darin.

Als der treue Heinrich vor seiner Tür ankam, regte sich schon manches Zeichen des Lebens wieder in den Hintergebäuden des großen Hauses. Eine Mädchenstimme war wach, und ein Hammer erwachte soeben und klopfte lustig herum an einer Wiege, die heute auf jeden Fall fertig werden mußte.

Der Morgen war da, aber das Vorderhaus hatte noch einige Stunden der Ruhe vor dem Hinterhause voraus. Das war sein Privilegium. Es erwachte erst, als Knispel seit geraumer Zeit schnarchte und die Zappelpolka im Traume weiterspielte. All-

mählich schüttelte nun es auch den Schlummer ab, die Läden öffneten sich, Besen und Federwedel waren lustig im Gange; Diener und Mägde rannten und klapperten treppauf, treppab, oder begrüßten sich auf den Vorplätzen. Aus den Zimmern Hugos van Hellen klang ein silbernes Glöckchen; aber auch Hugo van Hellen wohnte nicht mehr in diesen Zimmern, nicht mehr in diesem Hause, welches ihm nicht mehr gehörte. Er war ja in der weiten Welt, niemand wußte wo, und das silberne Glöckchen stand auf dem Nachttischchen der reichen Bankierswitwe, welche hier eingezogen war, nachdem die Gemächer lange genug leer gestanden hatten und in den Zeitungen ausgeboten worden waren.

In dichten, undurchdringlichen Nebel eingehüllt erschien der neue Tag, der Schnee in den Gassen verschlang jeden Laut, und alles Leben der großen Stadt glich nur einem unbestimmten Schattenspiel.

Gestern war eine große Gesellschaft bei der reichen Witwe versammelt gewesen. Man hatte gegessen und getrunken, Fräulein Klotilde hatte gesungen, und ein berühmter Virtuose hatte sie auf dem Flügel begleitet; zuletzt — gegen Mitternacht — hatte man philosophiert und Geistergeschichten erzählt, von Hugo van Hellen gesprochen. Das letztere Thema ließ man jedoch als ein zu unheimliches bald genug fallen, zumal Baron von Jüdenberg, welcher am meisten davon hätte wissen können, hartnäckig schwieg. Die Gesellschaft trennte sich in der Stimmung, in welcher sich eine Gesellschaft, die so viel Musik gemacht, Unsinn geschwatzt und Geld verloren und gewonnen hatte, zu trennen pflegt. Noch war das Fortepiano geöffnet, noch standen die Sessel um die Spieltische, noch lagen zerstreute Spielkarten auf dem Fußboden umher, und grau schaute der Morgen durch die niedergelassenen Fenstervorhänge in die Gemächer, die einst Hugo van Hellen bewohnt hatte, wie er in das schiefe Dachfenster Heinrich Knispels lugte.

Der Musikant hatte sich angekleidet auf sein Lager geworfen und lag noch immer im unruhigen Traume, ängstlich bewegten sich seine Hände, abgerissene Worte und Sätze kamen aus seinem Munde:

„O Röschen, du solltest es nicht tun — o bitte, bitte, liebes Röschen! — — Frau Hermine, Frau Hermine, o Gott, Gott — zürne nicht, Röschen, ich will auch — das Wasser, das Wasser — hier, hier — Jesus — er ist tot — Röschen ist tot, Röschen Wolke — O Frau Hermine, o Röschen Wolke!"

Der Schläfer richtete sich mit einem Angstruf in die Höhe. Die Tür seiner Stube hatte sich geöffnet, in der grauen, kalten Morgendämmerung stand eine Gestalt regungslos vor ihm, und er starrte sie an, mit weit offenen Augen und gesträubten Haaren.

Manche hatten den Schatten gesehen, welcher durch das Haus van Hellen glitt, über den Hof; den Schatten, der jetzt vor dem Bette Heinrich Knispels stand. Niemand hatte ihn anzureden, aufzuhalten versucht. Sie hatten sich alle vor ihm gefürchtet und waren scheu zur Seite gewichen, als er in den großen Torweg aus dem Nebel hervortrat, über den Hof schlich und langsam, langsam die Treppe hinaufstieg, im Hinterhaus.

Noch immer bimmelte an Heinrich Knispels Tür das Glockenspiel, wie vor Jahren; aber es klang diesmal häßlich, ironisch, fast wie bitterer Hohn; nicht wie gewöhnlich nur naiv, abgeschmackt und dumm.

Und die Schattengestalt sank jetzt langsam in sich zusammen und kniete nun auf dem Boden, und Heinrich stand auf den Füßen und schrie:

„Röschen Wolke?! Du? Du? o Röschen Wolke, Röschen, bist du es? Wo kommst du her?"

„Weiß nicht, Heinrich — mir ist so kalt, und geträumt habe ich so lange, lange."

Wie ein Besessener fuhr Heinrich Knispel umher, steckte, was ihm von brennbaren Gegenständen in die Hände kam, mochte es sein, was es wollte — in seinen Kanonenofen.

„O Röschen, gleich soll das Feuer brennen! o liebes Röschen, nun bist du wieder da — nun ist alles wieder gut — wie sind deine Hände so kalt — jetzt schließe ich die Tür zu und die ganze Welt ab, o weine nicht, weine nicht, Röschen — was kümmert uns die Welt da draußen?“

„Wenn es nur nicht so dunkel wäre, — ich habe die Sonne so lange, lange nicht gesehen, Heinrich, und meine Mutter auch nicht: — es ist ein großes Wunder, daß ich in der Nacht den Weg nicht verloren habe. —“

„O Röschen, die Sonne wird wiederkommen; horch, nun brummt das Feuer! Weißt du, nun sollst du dich aufs Bett legen, und ich will einen Kaffee brauen, derweilen du dich wärmst. Du weißt, ich verstehe es.“

„Venedig ist eine schöne Stadt, aber man muß immer in schwarzen Kähnen fahren, die sehen aus wie die Särge; es ist da so viel Wasser, und im Wasser ist auch mein Vater umgekommen. Ich habe so viel weinen müssen in Venedig, Heinrich.“

„Ach Röschen, laß das Venedig! Wie du noch ein ganz kleines Kind warst und ich ein kleiner Bursche, habe ich dich oft mit zu Bette gebracht, das will ich nun wieder tun.“

Und zart und sanft hob der Musiker, wie eine Mutter ihr Kind, die Unglückliche vom Boden auf und legte sie auf sein Bett. Er zog ihr die nassen, zerfetzten Schuhe aus, er hüllte ihr seinen Rock um die eisigen Füße, und sie ließ alles willenlos mit sich geschehen. Sie trank auch von Heinrichs vortrefflichem Kaffee und versank dann in einem tiefen, tiefen Schlaf, aus welchem sie erst gegen Abend erwachte. Den ganzen Tag, während sie schlief, saß der Musikant und hielt fest die Augen auf sie gerichtet. War sie es denn wirklich? Es war ihm so weh ums Herz, und alle Augenblicke mußte er sich an der Nase zwicken und sich die Stirn reiben, um die Überzeugung nicht zu verlieren, daß er wirklich noch Heinrich Knispel, der Musikante, sei und die Kranke, Bleiche da auf seinem

Lager das kleine Röschen Wolke, welches ihm einst die Frau Hermine anvertraut hatte.

Wer konnte es wenden!

Gern hätte der treue Heinrich sich vom Gegenteile überzeugt, aber er brachte es nicht zustande, wie er auch grübelte den ganzen langen, lieben Tag hindurch aus der grauen Morgennebeldämmerung bis in die nebelhafte Dämmerung des Abends, bis die hohen Spitzbogenfenster der katholischen Kirche sich zur Abendmesse erleuchteten und ihren Schein über die weißen Dächer warfen, bis Röschen Wolke erwachte, als die Orgeltöne und der Gesang leise herüberdrangen.

Sie richtete sich auf und horchte. Dann faßte sie die Hand Heinrichs.

„Nun ist mein armer Kopf wieder klar," sagte sie. „O Heinrich, ich habe gesündigt, schwer gesündigt und bin gestraft — unsäglich gestraft. Der gute Gott verzeiht, wenn er gestraft hat: Heinrich, du mußt mir auch verzeihen! Sag mir, daß du mir verzeihst, sonst kann ich nicht sterben, und ich möchte so gern sterben. O Heinrich, gegen dich habe ich am schwersten gesündigt; schwerer als gegen mich und Gott."

„Nein, nein, du hast nichts getan gegen mich; ich bin nur zu dumm gewesen, ein zu großer Esel und Pinsel und habe mich abfassen und auf dem Schub zurückbringen lassen, weil ich keinen Paß hatte und kein Geld und nur die Geige. Jeder andere hätte ihnen ein Schnippchen geschlagen und wäre durchgekommen und hätte dir folgen können bis an der Welt Ende, und hättest nicht weinen dürfen da unten am Südpole, wo es so heiß ist, daß die Menschen ihre Häuser am liebsten ins Wasser bauen, weshalb da auch kein Mensch, wie ich, in einem Keller geboren werden kann. Gib dir also gar keine Mühe weiter, dich zu quälen. Heute schreiben wir den zwanzigsten Februar, da ist es nun bald vorbei mit dem Winter; ich habe dich wieder, die andere Welt geht uns nichts an, und du sollst einmal sehen, wenn es erst wieder

Frühjahr ist und Sommer und alles grün ist, so wird es dir auch sein, als ob du nur geträumt habest. Du kannst glauben, mir ist schon ganz so!"

Röschen Wolke antwortete nicht. Sie hatte das Gesicht weggewandt von dem Sprechenden und es in den Kissen vergraben. Heinrich Knispel vernahm nichts als ihr leises Schluchzen, welches nun auch ihn in ein bitterliches Weinen ausbrechen ließ. So überhörten beide ganz und gar ein Klopfen an der Tür, die sich nun öffnete und eine Gestalt einließ, welche in der Dunkelheit weiter nicht zu erkennen war, die aber mit einer ehrlichen, rauhen Stimme „guten Abend" sagte, weshalb der Musikant auch sogleich aufsprang, mit dem Ärmel über die überströmenden Augen wischte und rief:

„Herr Leutnant Ringelmann! Guten Abend, Herr Leutnant."

„Da bin ich!" sagte dieser Herr Leutnant Ringelmann und präsentierte sich, als Knispel mühsam seine Lampe angezündet hatte, als ein alter, militärisch aussehender Herr, mit grauem Schnauzbarte, und gekleidet in einen dunkelblauen bis an das Kinn zugeknöpften Rock.

„Ich wollte sie mitnehmen!" sagte der Leutnant, setzte sich auf den Stuhl, welchen Heinrich soeben verlassen hatte, und brummte ein: „Oh, oh, oh!" als er das Röschen in seinem Elende erblickte.

„Wie? wo? was?" rief Knispel. „Wen mitnehmen? Ich —"

„Das da — Röschen Wolke — Halunke! — Na, na, nicht wütend werden, Musikante, 's ist schon alles recht — hab' ich etwa dich gemeint, he? — — Hält eine Droschke da unten vor der Tür, hier ist ein dicker Mantel von der Alten für das Röschen! — — Eingewickelt — Treppe hinunter holterdipolter — 'rein in den Räderkasten, vorwärts alte Mähre — Bonifaziusvorstadt, Grüngässel Nummer sechs — alles in Ordnung, abwarten und Tee trinken!"

Der Leutnant Ringelmann hatte den kleinen Hugo van Hellen oft genug auf den Armen getragen. Er war der Freund und

Waffengenosse seines Vaters, des Majors van Hellen, gewesen. Er konnte wahrhaftig nichts dafür, daß der Bengel ein „Lump" und eine „Kanaille" geworden war.

„Nicht weinen, kleines Röschen, kleines Fräulein Rosalie," sagte er. „Donnerwetter, ich werde doch dafür sorgen, so viel an mir liegt, daß ein alter Kamerad, der lange genug im Grabe umgedreht gelegen hat, endlich einmal wieder auf dem Rücken zu liegen kommt? Na nu, fängt der Musikante auch noch an zu heulen und zu musizieren. Schwerenot, hätte die Alte nicht den lahmen Fuß, wahrhaftig, ich wäre schön zu Hause geblieben und hätte sie geschickt, als der Laffe, der Jüdenberg, vor einer Stunde angefahren kam und bewies, daß doch noch nicht ganz Hopfen und Malz an ihm verloren sei, und erzählte, die Rosalie sei wieder da; er habe sie gesehen gestern in der Nacht, und sie habe weder Haus noch Hof —"

„Holla," schrie hier aber Heinrich Knispel. „Hören Sie, Herr Leutnant, etwas sind Sie doch schief gewickelt! Hier ist das Röschen Wolke, und hier bin ich, Heinrich Knispel, meines Zeichens ein Bummler und Musikant, der auch Vögel abrichten kann und noch mancherlei, was bezahlt wird, und solange ich noch da bin, ist auch noch einer da, welcher, na, ja, welcher — da — ist und —"

„Schon recht, mein Junge; aber du bist ein Esel, und die Alte hatte ganz recht, wenn sie meinte, das Röschen wäre am besten in der kleinen grünen Stube aufgehoben, vor welcher der Kirschbaum steht. Also — Mut gefaßt, Röschen — Bonifaziusvorstadt, Grüngässel Nummer sechs — abgemacht! Keine Widerrede, ihr verdammtes Volk, ihr widerspenstigen, widerborstigen, widerhaarigen Kreaturen!"

Der Alte redete sich allmählich in eine große Aufregung hinein, denn er sah schon ein, daß es ihm noch große Anstrengungen kosten würde, viel Beredsamkeit und süße Worte, viele tröstende, ermahnende, aufmunternde Vorstellungen. Endlich siegte er. Eine Droschke fuhr hervor aus dem großen Torwege

des großen Hauses, welches einst der Familie van Hellen gehört hatte, und darin saßen der Leutnant Ringelmann mit dem Röschen und dem Knispel. Es war sehr warm geworden, und ohne daß es regnete, plätscherte und goß es in Strömen von den Dächern; man merkte es gar wohl, daß der Winter nicht lange mehr seine Herrschaft behaupten werde.

Gegen neun Uhr hielt der Wagen in der Bonifaziusvorstadt vor einem kleinen Hause, aus dessen niedrigen Fenstern der Lichtschein gar hübsch und einladend durch das kahle Gezweig des kleinen Gartens, welcher sich davor hinzog, leuchtete. —

Das letzte Bruchstück.

Es war eine schöne Nacht, eine Frühlingsnacht voll Mondschein und Blütenduft. Auf der Straße erklang ein Lied, welches heimkehrende junge Fabrikarbeiter angestimmt hatten, und in weiter Ferne die abgerissenen Musikklänge eines öffentlichen Gartens dazwischen. Die Grillen zirpten im Grase, und Käfer und Nachtschmetterlinge summten und umflatterten geheimnisvoll Busch und Baum.

In der Bonifaziusvorstadt hatte das Mauerwerk noch nicht alles Grünende und Blühende verschlungen, wenn es auch auf dem besten Wege dazu war, da ja noch viel weiter hinaus schon die Gegend von einem Netz imaginärer Straßen, Plätze, Kirchen, Rat- und Krankenhäuser und Gefängnisse überspannt war. Arme Leute oder zurückgezogene Kleinbürger wohnten in der Bonifaziusvorstadt, Schenken, Kaffeehäuser, Vergnügungslokale für die untern Volksklassen gab es hier im Überfluß. Still, sehr still an den Wochentagen, den Tagen der Arbeit, war es hier laut und sehr lebendig an den Sonn- und Feiertagen.

Das Haus des Leutnants Ringelmann unterschied sich in keiner Weise von seinen Nachbarn. Es war zwei Stockwerke

hoch, die Fensterscheiben waren spiegelblank und glitzerten im Mondschein wie Silber, die Läden waren grün, ein kleiner Garten befand sich an der Vorderseite und ein größerer an der Hinterseite.

Die Haustür stand offen, und ein blendendweißer Spitz hielt Wacht auf der Schwelle; ein großer schwarzer Kater ging eben leise und bedächtig die Treppe hinauf in das obere Stockwerk. Eine ältliche Frau stand mit untergeschlagenen Armen in der Küche vor dem Herde und blickte nachdenklich in das zusammensinkende Feuer. In dem Garten hinter dem Hause standen in dem weißen Mondschein, welcher auf dem reinlichen Kieswege lag, zwei Männer, ebenso tief in Gedanken, wie die alte Haushälterin am Herde.

„Es wird morgen einen schönen Tag geben," sagte endlich der Leutnant Ringelmann. „Die weiße Rose hier sieht auch aus, als ob sie noch in dieser Nacht aufbrechen wollte."

„Ja, es wird morgen einen schönen Tag geben," sagte Heinrich Knispel der Musikant, und dann schwiegen beide wieder.

Durch das Laubwerk des Kirschbaums, dessen Krone grade vor dem Fenster des grünen Stübchens im zweiten Stock sich ausbreitete, schien auch der Mond, und wie die Blätter und Blüten leise erzitterten, so bewegte sich auch das zierliche Schattenspiel auf dem Fußboden des grünen Stübchens und auf der Bettdecke Röschen Wolkes, welche still, regungslos, mit weit offenen Augen und gefalteten Händen dalag auf ihrem Lager. Das Röschen hatte so viel Zeit zu sinnen, und jetzt legte es die magere, durchsichtige Hand an die Stirn und sann nach über ein altes Lied, welches einst die Mutter gesungen hatte. Endlich fand sie es, und auch die trübe Melodie kam ihr wieder:

Es hat geschneit die ganze Nacht,
Bis an den grauen Morgen;
Es hielt eine traurige Totenwacht
Mein Herz in Not und Sorgen.

Sie bewegte die Lippen, aber es kam kein Laut darüber:

Es hielt mein armes Herze Wacht
Wohl über der toten Liebe;
Es hat geschneit die ganze Nacht,
Bis an den Morgen trübe.

Ja gestern war die Erd so grau,
Die Welt war abgestorben;
Nun legte das Tuch die Leichenfrau,
Man merkt nicht, was verdorben.

Wie kam sie darauf in der wonnigen Frühlingsnacht? Ach, sie war krank, krank zum Sterben. Sie griff in das Schattenspiel der zitternden Blätter auf ihrer weißen Decke und lächelte, und dann kam ihr ein anderes Lied, eine andere Weise:

Die Nacht, die Nacht ist still und mild,
Nun kommt der Morgen bald!
Mein Herz, mein Herz ist krank und wild —
So reit' ich durch den Wald.

Und neben mir und hinter mir
Und vor mir drängt das Heer;
Aus Blut und Flammen kommen wir,
Es rasselt Schild und Speer.

Ja gestern in der blutgen Schlacht,
Im hellen Sonnenschein;
Da hat mein Herze wohl gelacht,
Da mocht' gesund es sein!

Sie schloß die Augen, als sie die Lippen weiter bewegte:

Die Nacht, die Nacht ist still und lind,
Im Osten wird es licht.
Die Stirne küßt der Morgenwind,
Das Herz, das Herz zerbricht!

Als der Mond hinter die Bäume herabgesunken war und Dunkelheit das Gemach angefüllt hatte, schlief das Röschen

schon längst wieder und erwachte auch nicht, als die Haushälterin noch einmal vorsichtig den Kopf in die Tür steckte und nach dem Lager der armen Kranken hinhorchte.

Und drunten vor der Haustür nahm der Musikant Abschied von dem Leutnant, der dann auch zu Bett ging, wie die alte Marianne und der weiße Spitzhund. Nur der schwarze Kater trieb noch sein Wesen und saß zuletzt oben auf dem Giebel des Daches, putzte sich ruhig und selbstzufrieden den Schnauzbart und hielt nur von Zeit zu Zeit aufhorchend ein. Die braune Wanduhr in der Hausflur pickte fort und fort und schwang ihren Pendel hin und her; sonst war alles stumm und still die ganze Nacht hindurch, und die ganze Nacht hindurch wurde es auch für keine Zeit ganz dunkel, sondern es blieb stets eine halbe Dämmerung, so daß der treue Heinrich recht gut seinen weiten Weg nach Hause finden konnte.

Er fand ihn aber schlecht und schwankte hin und her, gleich einem Betrunkenen, und murmelte:

„Und ich habe sie lieb, lieb, lieb! und sie stirbt! O Frau Hermine! o Frau Hermine! ich wollte, ich wäre ein schlechter Mensch und hätte mich dem Trunke ergeben, wie der Prinzipal, der kein schlechter Mensch war, sondern ein großer Künstler und sehr klug, und welcher sehr wohl wußte, was dem Menschen am besten ist! O Röschen Wolke, wenn du stirbst, — und du willst sterben — so — — o Röschen, liebes Röschen."

Er begegnete gottlob auf seinem Wege wenigen Menschen, und die wenigen, welche ihm entgegen kamen, wichen ihm scheu aus. So erreichte er glücklich seine Wohnung, kroch aber nicht in sein Bett, sondern stieg in die Brüstung seines Fensters, wo er sich niedersetzte, die Knie bis an das Kinn in die Höhe zog, mit großer Geschicklichkeit so sich auf einem Körperteile, welchen Goethe nennen darf, ich aber nicht, drehte, wodurch er die wieder losschnellenden Beine auf das Dach brachte. So blieb er sitzen, das Haupt auf die Knie gelegt, und verrenkte die Arme und Hände,

bis zum ersten Grauen des Morgens, umschlichen und anmiauzt von den Katzen, umsurrt von den Fledermäusen, schlaflos, mit halb gebrochenem Herzen, lächerlich genug und erhaben in seinem Schmerze wie die Schönsten, Edelsten, Besten. —

Und es ward ein schöner Tag! Und es war noch dazu ein Sonntag! Es war alles in der besten Ordnung am Himmel und auf der Erde.

Der erste, welcher in dem Häuschen in der Bonifaziusvorstadt erwachte, war der alte Dompfaff vor dem Fenster des Leutnants. Er weckte den Stieglitz, und beide setzten das Morgenkonzert lustig zusammen fort, und hell und fröhlich zwitscherten und flöteten die freien Vögel draußen in der Luft, auf den Bäumen und in den taunassen Gebüschen drein. Um fünf Uhr stand der Leutnant bereits im Garten, die Morgenpfeife im Munde, und begann seinen Morgengang durch die engen Gänge und sah nach, ob seine Blumen ausgeschlafen hatten. Auch Hund und Katze waren wieder da, ohne daß man wußte, woher sie gekommen waren; hartnäckig faßten sie Posto in der Küche zur Seite der Marianne, in der Küche, wo alles Geschirr blinkte und blitzte im Morgensonnenscheine. Keine geistige Macht auf Erden hätte sie bewogen, die alte Haushälterin und den Milchtopf aus den Augen zu lassen. Mit Mirabeau und der Constituante wären sie nur der Gewalt der Bajonette oder richtiger des Kehrbesens gewichen.

Um sechs Uhr, weniger zehn Minuten, schaute Knispel, auf den Zehen sich hebend, über das Staket, und der Leutnant ging, den Riegel wegzuschieben und ihn einzulassen. Nachdem sich der Soldat und der Musikant begrüßt hatten, und der erstere nach einem fragenden Blicke Heinrichs nach dem Fenster des grünen Stübchens gesagt hatte: „O das Röschen schläft noch — sie schläft noch lange;“ — beschäftigten sich beide damit, einige übermütige Rosenzweige, welche sich in der Nacht losgerissen hatten, wieder an ihre Stäbe festzubinden. Die Pfeife erlosch dem Leut-

nant dabei, und er schritt gravitätisch in das Haus und in die Küche, sich eine glühende Kohle zu holen; und Heinrich Knispel stand unterdessen mit dem Rücken an den Kirschbaum gelehnt und starrte zu dem Fenster von Röschens Schlafkämmerchen hinauf. Die Bienen waren schon lange fleißig und flogen von Blüte zu Blüte; — in der Ferne läutete eine Glocke — nicht eine Kirchenglocke, denn die erwachten erst später; sondern eine Glocke auf einem Bahnhofe: ein langer Wagenzug mit vielen Hunderten von Menschen fuhr da eben ab, in die weite Welt hinaus.

Nun deckte die Marianne ein weißes Tuch über den kleinen runden Tisch unter der Holunderlaube, brachte den Kaffee, welchem der Leutnant mit Hund und Kater folgte, und alle setzten sich zum Frühstück nieder.

„Um acht Uhr wird sie erwacht sein; dann bringe ich ihr eine Tasse Milch," sagte die Alte.

„Und ich rufe ihr einen guten Morgen zu ihrem Fenster empor und spiele ihr ein funkelnagelneues Stück auf der Geige — langsam und traurig, wie sie es liebt," sagte der Musikant.

„Und ihren Blumenstrauß bring' ich ihr," sagte der Leutnant. Und jetzt läutete wirklich eine Kirchenglocke in der Ferne, und andere folgten ihr, — um acht Uhr stimmte Heinrich seine neue Weise an, und der alte Soldat und die Marianne schritten leise die Treppe hinauf und klopften an Röschen Wolkes Tür.

Es war wirklich ein schönes Stück, welches Knispel spielte, er wandte alle seine Kunst an, seine Sache so gut als möglich zu machen: er malte es sich ja während des Geigens aus, wie ihn das Röschen anlächeln und ihm die Hand geben würde, nachher, wenn sich das Fenster öffnete und er hinaufgerufen wurde. Das Fenster öffnete sich auch, und die Marianne beugte sich heraus und winkte; aber der treue Heinrich stieß einen Schrei aus, als er das Gesicht der Alten erblickte und schleuderte seine Geige weit von sich. —

Röschen Wolke lächelte ihm wohl noch zu; aber es gab ihm nicht mehr die Hand; — Röschen Wolke war tot! — noch nicht lange — vielleicht eine Stunde, vielleicht drei Stunden — wer wußte es?

Heinrich Knispel hatte sich über sie geworfen und schrie auf im wildesten Schmerze, die Marianne weinte, und der Leutnant, der auf seinen Schlachtfeldern so viele Tausende von toten Männern gesehen, hatte solch ein armes, schönes, totes Mädchen noch nicht gesehen und weinte auch.

Zerbrochen lag des Musikanten Geige unter der weißen Rose, die wirklich in dieser Nacht aufgebrochen war; und der Spitzhund kam und beroch die Geige und wunderte sich, daß dieses Holz durch sein Getön ihn so hatte ärgern können.

Ja, Röschen Wolke war tot, und Heinrich Knispel weinte an ihrer lieblichen Leiche, und Hugo van Hellen war irgendwo in der weiten Welt!

* * *

Ist das wirklich eine Geschichte? — Ich glaube nicht! Aber es ist so geschehen, und niemand konnte es wenden. Ich gehe gern am Abend bis tief in die Nacht an den Ufern des großen Flusses, wenn die Flut so dunkelschwarz und geheimnisvoll vorbeifließt, und nur hie und da es funkelt und blitzt für einen Augenblick, um sogleich wieder in noch tiefere Finsternis zu erlöschen. Ich fürchte mich dabei fast, gleich einem törichten Kinde, ich, der ich, wenn die Sonne scheint, so nüchtern und verständig sein kann. Der große Fluß aber und der enge Weg zwischen den Weidenbüschen haben es mir angetan. Es ist eigentlich ein verbotener Weg zwischen diesen Weiden; deshalb treffen mich auch so oft die taufeuchten Zweige ins Gesicht; lebensmüdes und gaunerisches Gesindel streicht zumeist hindurch: die einen, ihrem Leben ein Ende zu machen; die andern, ein elendes Leben zu fristen.

O was schwatzt der schwarze Fluß in der schwarzen Nacht!

Freilich nur bruchstückartig ist, was er erzählt, aber er erzählt gut. Wenn ich mich aus seinem Banne heraus gerettet habe in den Lichtkreis meiner kleinen Lampe und aneinander reihe, wie ich es vermag, was ich hörte unter den Weiden, so schaue ich oft genug scheu über die Schulter, und die Schatten in den Winkeln erschrecken mich und mein eigener Schatten mir zur Seite an der Wand, der so höhnisch nickt. Dann schwöre ich es wohl ab, wieder hinauszugehen zu dem fließenden Wasser; aber — aber — wer kann es wenden? — dem Zauber bin ich verfallen, und das, was ihr leset auf diesen Blättern ist eine Folge von dem Zauber, einem bösen, bösen Zauber. —

Ein Geheimnis.

Lebensbild aus den Tagen Ludwigs XIV.

1. In der Gasse Quincampoix.

Wenn man bedenkt, was für wunderliche Geschichten in dieser Welt tagtäglich geschehen, so muß man sich sehr wundern, daß es immerfort Leute gegeben hat und noch gibt, welche sich abmühten und abmühen, selbst seltsame Abenteuer zu erfinden und sie ihren leichtgläubigen Nebenmenschen durch Schrift und Wort für Wahrheit aufzubinden. Die Leute, die solches tun, verfallen denn auch meistens — wenn sie ihr leichtfertig Handwerk nicht ins Große treiben und was man nennt große Dichter werden, — der öffentlichen Mißachtung als Flausenmacher und Windbeutel, und alle Vernünftigen und Verständigen, die sich durch ein ehrlich Handwerk ernähren, als wie Prediger, Leinweber und Juristen, Bürstenbinder, Ärzte, Schneider, Schuster und dergleichen, blicken mit mitleidiger Geringschätzung auf sie herab, und das mit Recht!

So sage ich denn reu- und wehmütig confiteor, confiteor; — mea culpa, mea culpa! so beginne ich denn meine — wahre Geschichte.

Es war in dem durch die Seeschlacht von La Hogue für das Glück und den Glanz des französischen Königs und Volkes so unheilvollen Jahre 1692. Viel Not und Elend herrschte im Lande; in Guienne, Bearn, Languedoc und der Dauphinée starben die Menschen zu Tausenden vor Hunger; Bankerotte, greuliche Mordtaten, Aufstände waren an der Tagesordnung; — es war, als wolle es abwärts gehen mit dem großen Louis. Es regnete, und der Novemberwind fuhr in kurzen Stößen scharf über die Stadt Paris und durch die Gasse Quincampoix, welche letztere gar wüst, schmutzig und verwahrlost ausschauete. Und sah die Gasse Quin-

campoix an diesem düstern Novembernachmittag häßlich aus, so gewährten die Menschen, welche sie bevölkerten, einen noch schlimmern Anblick. War es nicht, als ob das allgemeine Unglück jedem Gesicht seinen Stempel aufgedrückt habe? — O wie verkommen erschien diese französische Nation, welche sich für die erste der Welt hielt!

Vier Uhr schlug's, als ein junger Mensch von ungefähr achtundzwanzig Jahren, hager, bleichgelblich von Gesicht, schwarzhaarig, schwarzäugig, in luftigen, ärmlichen, schäbigen Kleidern, in der Gasse Quincampoix in die Kneipe zum Dauphinswappen trat, um seine letzten Sols an eine Mahlzeit zu wenden. Stefano Vinacche hieß dieser junge Mann; ein Neapolitaner war er von Geburt, ein Abenteurer vom reinsten Wasser. Als er in die Gargotte eintrat, herrschte in derselben ein wahrer Höllenlärm; ein Sergeant vom Regiment Villequier war mit einem Kornet vom Regiment Ruffey über dem Spiele in Streit geraten, ein Perückenmacher zankte mit einem Lakaien der Prinzessin von Conti über die Frage: ob es recht sei, daß Monsieur de Pomponne, der Staatsminister, so viel einzunehmen habe, als ein Prinz von Geblüt; — andere Gäste unterhielten sich über andere Gegenstände mit so viel Lärm als möglich. Im Hinterzimmer, welches an die Kneipstube grenzte, war ein äußerst hitziger Wortkampf ausgebrochen zwischen dem Wirt zum Dauphinswappen, Claude Bullot, und seiner hübschen galanten Tochter, — kurz, alles ging drunter und drüber, und nur Margot die Kellnerin, eine Picarde, bewahrte ihren Gleichmut, blickte vom Kamin aus mit untergeschlagenen Armen in das Getümmel und gab Achtung, daß dem Sergeanten und dem Kornet jede zerbrochene Flasche, jedes zertrümmerte Glas richtig angekreidet wurden. Margot die Picarde wußte, daß im Notfall die Marechaussée in der Gaststube alles schon ins Gleichgewicht bringen würde, und was im Hinterzimmer vorging, zwischen ihrem Herrn und der Mademoiselle, machte ihr das höchste Vergnügen. —

Am Kamin legte Margot die Picarde dem Neapolitaner das Kuvert, und der Fremde war allzu ausgehungert und allzu naß, um anfangs an etwas anderes zu denken, als den Hunger aus dem Magen und die Kälte aus den übrigen Gliedern zu verjagen. Ruhig setzte er sich auf den ihm angewiesenen Platz, aß und trank, trocknete seine Kleider, bis er allgemach wieder auflebte und fähig wurde, seine Aufmerksamkeit den Vorgängen in seiner Umgebung zuzuwenden. Der Sergeant vom Regiment Villequier erhielt richtig einen Degenstoß in die Schulter, verhaftet wurde darüber der Kornet vom Regiment Ruffey; die Bürger, Lakaien, Diebe und Tagediebe zerstreuten sich mit einbrechender Dämmerung, um sich vor der Dunkelheit zu retten, oder in der Dunkelheit ihren lichtscheuen Geschäften nachzugehen. Es wurde still in der Gargotte, nur im Hinterzimmer konnte man sich immer noch nicht beruhigen. In der Tür, welche auf die Gasse führte, stand die Kellnerin Margot und blickte in den Regen und die Nacht hinaus, das Feuer im Kamine prasselte und knatterte und warf seinen roten Schein über die Tische und Bänke des weiten Gemaches, die trübe Hängelampe qualmte an der geschwärzten Decke; niemand störte jetzt mehr den jungen Neapolitaner in seinen trüben Gedanken. Mechanisch klimperte er mit den wenigen Geldstücken in seiner Tasche; — was sollte er beginnen, um nicht Hungers zu sterben, um nicht in den Gassen dieses schmutzigen, kalten, stinkenden Paris zu erfrieren? „O Neapel, Neapel!" seufzte Stefano Vinacche.

Jawohl, etwas anderes war es, eine Nacht obdachlos am Strande des tyrrhenischen Meeres, ein anderes, eine Nacht obdachlos am Ufer der Seine zuzubringen. Eine Art stumpfsinniger Schlaftrunkenheit überkam den jungen Italiener, seine Augen schlossen sich unwillkürlich, und immer dumpfer und verworrener vernahm er das Schluchzen der Mademoiselle Bullot und die kreischende Stimme des zornigen Vaters.

Aber was war das? Plötzlich schwand jedes Zeichen von Er-

müdung, von Erschöpfung an dem Italiener. Vorgebeugt saß er auf seinem Stuhle und horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit nach der Tür hin, welche in das Hinterzimmer führte. Das Wechselgespräch zwischen Vater und Tochter war dem Fremden auf einmal interessant geworden durch einen Namen, der soeben mehrere Male darin vorgekommen war.

Immer gespannter horchte Vinacche.

Hatte nicht Meister Claude Bullot, ehe ihm Monseigneur der Herzog von Chaulnes die Kneipe zum Dauphinswappen einrichtete, als Seifensieder Bankerott gemacht?

War nicht Mademoiselle Bullot ein reizendes Schätzchen, dem man schon etwas zu Gefallen tun konnte?

Hoch spitzte Stefano Vinacche die Ohren beim Namen des Herzogs von Chaulnes.

„Oho, Stefano, solltest du da unvermutet in den Honigtopf gefallen sein? Oho, Glück geht immer über Verstand, — va' piu un' oncia di fortuna, che una libra di sapere. Achtung, Achtung, Vinacche!"

Mancherlei sprach der Vater im Hinterzimmer der Kneipe zum Wappen des Dauphins. Mancherlei sprach das Töchterlein dagegen; immer fröhlicher rieb sich Stefano die Hände, bis endlich die Verbindungstür mit Macht aufgerissen wurde und Mademoiselle — éplorée in das Schenkzimmer stürzte. Hinter ihr erschien der zornige Papa, einen zusammengedrehten Strick in der Hand:

„Warte, Kreatur!"

Stefano Vinacche wußte schon längst, was er zu tun hatte. Er warf sich auf den ergrimmten Gargottier und packte seinen erhobenen Arm.

„Monsieur?!"

„Monsieur!"

„Laßt mich frei! was fällt Euch ein?"

„Ich leid's nicht, daß Ihr Mademoiselle mißhandelt; — tretet hinter mich, Mademoiselle!"

„Margot, Margot!" rief endlich der Wirt zum Dauphinswappen.

Margot erschien, stemmte aber nur die Arme in die Seite und sah der Szene zu, ohne ihrem Herrn zu Hilfe zu kommen.

„Haltet ihn, um Gottes willen, haltet ihn, er wird mich ermorden, wenn Ihr ihn frei laßt!" rief Mademoiselle Bullot.

„Seid ruhig, Schönste; er soll Euch nichts zuleide tun. Pfui, schämt Euch, Monsieur, wie könnt Ihr eine liebenswürdige Tochter also behandeln?"

„Ich frage Euch zum letztenmal, wollt Ihr mich loslassen?"

„In Ewigkeit nicht, wenn Ihr mir nicht den Strick gebt, Signor, und versprecht artig zu sein gegen die Damen, Signor!"

„Morbleu!" schrie der Wirt zum Dauphinswappen, und der Himmel weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der Eintritt eines in einen Mantel gewickelten Mannes der Szene ein Ende gemacht hätte.

Der Mantel fiel zur Erde, und Wirt und Töchterlein und Kellnerin und Italiener riefen mit einer Stimme:

„Monseigneur!"

Der Eingetretene war Karl d'Albert, Herzog von Chaulnes, Pair von Frankreich, Vidame von Amiens, ein ältlicher Mann, dem man den „großen Herrn" nicht im mindesten ansah, woran der bürgerliche Anzug durchaus nicht schuld war; ein Mann, von welchem einige Jahre später ein deutscher Schriftsteller sagte: „Er erwartet den Tod mitten in seinen Vergnügungen, er ist freigebig ohne Unterschied und von einem sehr abgenutzten Gehirne."

„Holla, das geht ja lustig her!" rief der Herzog. „Notre Dame de Miracle, und auch Vinacche dabei! Sagt mir um aller Teufel willen —"

Mademoiselle Bullot ließ ihn nicht aussprechen; sie eilte auf

den hohen Herrn zu und — warf sich an seinen Hals, schluchzend, Gift und Galle speiend:

„Monseigneur, ich halt's nicht mehr aus; Monseigneur, errettet mich aus den Händen meines Vaters! Wäre dieser edle junge Mann eben nicht dazwischengekommen, er hätte mich gewißlich zu Tode geschlagen."

„Wieder das alte Lied? Bullot, Bullot, ich frage Euch um Gottes willen, glaubt Ihr in der Tat, ich habe Euch Eurer roten Nase wegen zum Eigentümer dieses Dauphinswappens gemacht? Ich sage Euch, auf den Knieen solltet Ihr Eure liebenswürdige Tochter verehren; — notre Dame de Miracle, ich sage Euch zum allerletzten Male, behandelt Mademoiselle, wie es sich ziemt, oder —"

„O Monseigneur!" flehte Meister Claude, welcher seinen Strick längst ganz verstohlen in den Winkel geworfen hatte und katzenbuckelnd so gemein und niederträchtig aussah, wie man unter der Regierung des großen Louis nur aussehen konnte. „O Monseigneur, ich versichere Euch, sie hat's darauf abgesehen, ihren unglückseligen Vater in ein frühzeitig Grab zu bringen. Monseigneur, Ihr kennt sie nur von der einen Seite; aber ich — o Monseigneur!" —

„Still! Ihr seid ein Schurke, und Mademoiselle ist ein Engel! — beruhige dich, Kind —"

„Monseigneur, er ist zu boshaft. Monseigneur, wenn Ihr mich wirklich liebt, so laßt mich nicht in seiner Gewalt."

„Ruhig, ruhig, süßes Kind. Was ist denn nur eigentlich vorgefallen?"

Ja, was war vorgefallen?

Eine Zungenfertigkeit sondergleichen entwickelten Mademoiselle Bullot und Meister Claude Bullot gegen einander, doch haben wir mit dem Ausgangspunkte des Streites nicht das mindeste zu schaffen und brauchen nur zu sagen, daß der Herzog

von Chaulnes, obgleich er im Grunde seines Herzens dem erzürnten Papa recht geben mußte, in Anbetracht seiner zarten Stellung zu Mademoiselle sich auf deren Seite stellte. Sehr ärgerlich war der Herzog von Chaulnes! In äußerst lebendiger Stimmung war er durch die Gasse Quincampoix zum Dauphinswappen geschlichen, nun fand er statt Ruhe und Behagen, Unzufriedenheit und Streit; wo er Lächeln und Lachen erwartet hatte, mußte er Tränen trocknen; — notre Dame de Miracle, es war zu ärgerlich!

„Etienne," sagte der Herzog zu Vinacche, „Etienne, ich bin dieses Lärms müde; ich will nach Haus und du magst mit mir kommen. Meister Claude, ich versichere Euch meiner gnädigsten Ungnade! Mademoiselle, Eure rotgeweinten Augen betrüben mich sehr — gute Nacht, Mademoiselle — dazu zweihundert Louisdor im Landsknecht verloren — kommt, Etienne Vinacche, Ihr mögt mit mir zum Hotel fahren, ich habe Euch etwas zu sagen; ich habe eine Idee!"

Vergebens hing sich Mademoiselle Bullot an den Arm des Herzogs mit den süßesten Schmeichelworten und Liebkosungen. Er machte sich los, streckte dem niedergeschmetterten Wirt zum Dauphinswappen eine Faust entgegen, ließ sich von Vinacche den Mantel wieder um die Schultern legen und verließ, im höchsten Grade mißmutig gestimmt, mit seiner „Idee" die Gargotte, in welcher nach seinem Abzuge der Tanz zwischen Vater und Tochter von neuem anging, doch diesmal mit allem Vorteil auf Seiten von Mademoiselle. Meister Claude Bullot sah ein, daß er ein Esel — ein gewaltiger Esel war; demütig kroch er zu Kreuze und nahm jede Injurie, welche ihm das Töchterlein an den Kopf warf, mit gekrümmtem Rücken in Empfang.

Unterdessen wateten mühsam der Herzog und der Italiener durch den Schmutz und die Gefahren der Gassen von Paris, bis sie an einer Ecke zu der harrenden Karosse des Herzogs gelangten. Mit tiefen Bücklingen riß der Lakai den Wagenschlag auf.

„Steig hinten auf, Etienne; ich habe mit dir zu reden," sagte der Herzog und warf sich in die Kissen seiner Kutsche.

„Achtung, Stefano, jetzt mag's in deinen Topf regnen!" murmelte der schlaue Neapolitaner, und schwerfällig setzte sich die Karosse in Bewegung.

2. Gold!

Während vor dem flackernden Kaminfeuer in seinem Hotel der Herzog von Chaulnes dem obdachlosen Vagabunden Stefano Vinacche den annehmbaren Vorschlag tut, Mademoiselle Bullot, das liebenswürdige Erzeugnis der Gasse Quincampoix, zu — heiraten und dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch Monseigneur aus mancherlei ärgerlichen Verdrießlichkeiten des Lebens herauszureißen, wollen wir erzählen, wer Stefano Vinacche eigentlich war. Im Jahre 1689 war der junge Neapolitaner als Lakai im Gefolge des Herzogs, dem er zu Rom mancherlei Dienste kurioser Art geleistet haben mochte, nach Frankreich gekommen, ohne jedoch in diesem Lande anfangs die Träume, welche ihm seine südliche Phantasie vorspiegelte, zu verwirklichen. Es wird uns nicht gesagt, was ihn im folgenden Jahre schon aus dem Dienste seines Gönners trieb, und ihn bewog, sich als gemeiner Soldat in das Regiment Royal-Roussillon aufnehmen zu lassen. Wir wissen nur, daß er im Jahre 1691 dem Regimentsschneider Nicolle, seinem Schlafkameraden, einige Offiziersuniformen, welche derselbe ausbessern sollte, stahl und mit ihnen desertierte, welches Wagestück aber fast übel abgelaufen wäre. Auf dem Wege nach Paris, der Stadt, nach welcher von jeher eine dumpfe Ahnung künftiger Geschicke das seltsame Menschenkind trieb, gefangen und als Fahnenflüchtiger ins Gefängnis geworfen und zum Tode verurteilt, entging er nur durch Verwendung des Grafen von Auvergne dem Galgen. Im nächsten Jahre in Frei-

heit gesetzt, machte sich Stefano Vinacche von neuem auf den Weg nach Paris, und haben wir seiner Ankunft in der Gargotte zum Wappen des Dauphins in der Gasse Quincampoix soeben beigewohnt. —

Ei, wie wunderlich, wunderlich spinnt sich ein Menschenleben ab! Wir armen blinden Leutlein auf diesem Erdenballe wandern freilich in einem dichten Nebel, der sich nur zeitweilig ein wenig hier und da lüftet, um im nächsten Augenblicke desto dichter sich wieder zusammenzuziehen. Wir getriebenen und treibenden Erdbewohner haben freilich nur eine dumpfe Ahnung von dem, was im Getümmel ringsumher vorgeht. Warum sollten wir uns auch in der kurzen Spanne Lebenszeit, die uns gegeben ist, viel um andere Leute bekümmern, da wir doch so viel mit uns selbst zu tun haben? Über allen Nebeln ist Gott; der mag zusehen, daß alles mit rechten Dingen zugeht; der mag acht geben, daß sich der Faden der Geschlechter, welchen er durch die Jahrtausende von dem Erdknäuel abwickelt, nicht verwirrt. Nur weil sie abgewickelt werden, drehen sich Sonne, Mond, Sterne; — von jeder leuchtenden Kugel läuft ein Faden zu dem großen Knäuel in der Hand Gottes, zu dem großen letzten Knäuel, in welchem jeglicher Knoten, der unterwegs entstanden sein mochte, gelöst sein wird, in welchem alle Fäden nach Farben und Feinheit harmonisch sich zusammenfinden werden.

Da ist solch ein Knötlein im Erdenfaden! wir finden es in unsrer Erdgeschichte am Ende des siebenzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nach Jesu Geburt, wo viel Sünde, Schande und Verderbnis sich häßlich ineinander schlingen, wo Krieg und Sittenlosigkeit das abscheulichste Bündnis geschlossen haben, daß das jetzige Geschlecht schaudernd darob die Hände über dem Kopfe zusammenschlägt.

Der Erzähler aber, des letzten großen knotenlosen Knäuels in der Hand Gottes gedenkend, schlägt nicht die Hände über dem Kopfe zusammen; — den Handschuh hat er ausgezogen, mutig

in die Wüstenei hineingegriffen, einen längst begrabenen, vermoderten, vergessenen Gesellen hervorgezogen. Da ist er — Stefano Vinacche — späterhin Monsieur Etienne de Vinacche, großer Arzt, berühmter Chemiker, — Goldmacher, nächst Samuel Bernard der reichste Privatmann seiner Zeit! . . . .

„Also Etienne," sprach der Herzog von Chaulnes zu dem halb verhungerten, obdachlosen Vagabunden, „eine allerliebste Frau und eine vortreffliche Aussteuer . . . ."

„Servitore umilissimo!"

„Und, Etienne, eine Empfehlung an meinen Freund, den Herzog von Brissac. Ihr geht nach Anjou, — lebt auf dem Lande, wie die Engel à la Claude Gillot, — ich besuche Euch — stehe Gavatter —"

„Ah!" machte der Italiener mit einer unbeschreiblichen Bewegung des ganzen Oberkörpers.

„Plait-il?"

„O nichts, Monseigneur!" sagte der Italiener. „Ihr seid mein gnädigster, gütigster Herr und Gebieter." Er machte eine Verbeugung bis auf den Boden.

„Wann soll die Hochzeit sein, Monseigneur?"

„So schnell als möglich — ach!"

„Monseigneur seufzt?!" rief Stefano schnell. „Noch ist's Zeit, daß Monseigneur Sein Wort zurücknehme; Mademoiselle Bullot ist ein reizendes Mädchen; aber wenn Monseigneur die hohe Gnade haben wollte, mich wieder zu Seinem Kammerdiener zu machen —"

„Nein, nein, nein, es bleibt dabei, Vinacche; Ihr heiratet die Schöne, und ich — ah notre Dame de Miracle — ich will hingehen und sorgen, daß Madame von Maintenon und der Pater La Chaise davon zu hören bekommen. Also geht, Vinacche; bis zur Hochzeit gehört Ihr wieder zu meinem Haus. Der Intendant soll für Euch sorgen."

„Monseigneur ist der großmütigste Herr der Welt!" rief Vinacche, dem Herzog die Hand küssend. Unter tiefen Bücklingen

schritt er rücklings zur Tür hinaus, und tief seufzend blickte ihm sein Gönner nach.

Als sich die Tür hinter dem Italiener geschlossen hatte, murmelte dieser: „Corpo di Bacco, Achtung, Achtung, Vinacche, Stefano, mein Söhnchen! Halte die Augen offen, mein Püppchen! Ist's mir nicht versprochen bei meiner Geburt, daß ich vierspännig fahren sollte in der Hauptstadt der Franzosen?!"

Drinnen rieb sich der Herzog die Stirn und ächzte:

„Ach, Madame von Maintenon ist eine große Dame! Vive la messe!"

Acht Tage nach dem eben Erzählten war eine Hochzeit in der Gasse Quincampoix. Der Wirt zum Dauphinswappen Claude Bullot verheiratete zu seiner eigenen Verwunderung und zur Verwunderung sämtlicher Nachbaren und Nachbarinnen seine hübsche Tochter mit einem ganz unbekannten jungen Menschen, der nicht einmal ein Franzose war. Mancherlei Glossen wurden darüber gemacht, und allgemein hieß es, Mademoiselle Bullot sei eine Törin, welche nicht wisse, was man mit einem hübschen Gesicht und tadellosen Wuchs in Paris anfangen könne.

Da aber Mademoiselle Bullot und Stefano Vinacche mit ziemlich vergnügten Mienen ihr Schicksal trugen, so mochten Papa und Nachbarschaft nach Belieben sich wundern, nach Belieben Glossen machen. Sämtliche Dienerschaft des Herzogs von Chaulnes verherrlichte die Hochzeit durch ihre Gegenwart; Flöten und Geigen erklangen in der Gargotte zum Wappen des Dauphins. Man sang, jubelte, trank auf das Wohl der Neuvermählten bis tief in die Nacht. Zuletzt artete das Gelage nach der Sitte der Zeit in eine wahre Orgie aus; blutige Köpfe gab's, und zum Beschluß mußte der Polizeileutnant einschreiten und die ausgelassene Gesellschaft auseinander treiben. Am folgenden Tage machte das junge Paar sich auf den Weg zum Gouverneur von Anjou, dem Herzog von Brissac, einem „armen Heiligen, dessen Name nicht im Kalender steht".

Ein tüchtiges Schneegestöber wirbelte herab, als der Wagen der Neuvermählten hervorfuhr aus der Gasse Quincampoix. Auf der Schwelle seiner Tür stand der Vater Bullot mit der Kellnerin Margot, und beide blickten dem Fuhrwerk nach, so lange sie es sehen konnten. Dann zog der Wirt zum Dauphinswappen die Schultern so hoch als möglich in die Höhe und trat mit der Picarde zurück in die Schenkstube, welche noch deutlich die Spuren der Hochzeitsnacht an sich trug.

„Alles in allem genommen, ist's doch ein Trost und ein Glück, daß ich sie los bin," brummte der zärtliche Papa. „Es hätte noch ein Unglück gegeben; das war ja immer, als brenne der Scheuerlappen zwischen uns. Vorwärts, Margot! einen Kuß und an die Arbeit, mein Liebchen, auf daß das Haus rein werde."

Liebe Freunde, wer das Leben Stefano Vinacches beschreibt, der muß recht acht geben, daß er seinen Weg im Nebel nicht verliere. Schattenhaft gleitet die Gestalt des Abenteurers vor dem Erzähler her, bald zu einem Zwerg sich zusammenziehend, bald riesenhaft anwachsend, gleich jener seltsamen Naturerscheinung, die den Wanderer im Gebirge unter dem Namen des Nebelgespenstes erschreckt. Bald klarer, bald unbestimmter tritt Stefano Vinacche aus den Berichten seiner Zeitgenossen uns entgegen. Wir wissen nicht, was ihn mit seiner Frau so schnell aus Anjou nach Paris zurücktrieb; wir wissen nur, daß am neunten April 1693, an dem Tage, an welchem Roger von Rabutin, Graf von Bussy, sein wechselvolles Leben beschloß, der Papa Bullot in höchster Verblüffung die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, als er Tochter und Schwiegersohn zu Fuß, kotbespritzt, mit höchst winziger Bagage, durch die Gasse Quincampoix auf das Dauphinswappen zuschreiten sah. Der gute Alte traute seinen Augen nicht und überzeugte sich nicht eher von der Wirklichkeit dessen, was er erblickte, bis ihm Madame Vinacche schluchzend um den Hals fiel, und Stefano ihn herzzerbrechend anflehete, ihn und sein Weib für eine Zeit wieder unter sein Dach zu nehmen.

„Wir wollen auch recht artige Kinder sein!" bat Madame Vinacche.

„Und wir werden nicht lange Euch zur Last sein!" rief Stefano.

„Diable! diable!" ächzte Meister Claude Bullot, und Margot, die Picarde, gab ihm verstohlen einen Rippenstoß, daß er fest bleibe und sich nicht beschwatzen lasse.

Wer hätte aber den beredten Worten Stefano Vinacches widerstehen können? Das Ende vom Liede war, daß das junge Ehepaar mit seinen armen Habseligkeiten einzog in die Kneipe zum Dauphinswappen, und daß Meister Bullot und Margot die Kellnerin, nachdem Madame Vinacche die Schwelle überschritten hatte, seufzend sich in das Unvermeidliche fügten.

„Ach, Margot, Margot, nun sind die schönen Tage wieder vorüber!" seufzte Meister Claude, und während die Heimgekehrten im oberen Stockwerk des Hauses ihre Einrichtungen trafen, saßen am Kamin in der leeren Schenkstube der Wirt und seine Kellnerin trübselig einander gegenüber und konnten sich nur durch das weise Wort, daß man das Leben nehmen müsse, wie es komme, — trösten. Dann schlossen die beiden Parteien ein Kompromiß, in welchem festgestellt wurde, daß weder Monsieur Etienne noch Madame in die Angelegenheiten des Papas und der Kellnerin Margot sich mischen sollten, und daß sie durch ihnen passend scheinende Mittel für ihrer Leiber Nahrung und Kleidung selbst zu sorgen hätten. Wohnung, Licht und Feuerung versprachen Meister Bullot und Margot die Picarde zu liefern.

Feierlich wurde dieser Vertrag von einem Stammgast der Gargotte, dem Sieur Le Poudrier, einem Winkeladvokaten, verbrieft und besiegelt, und man lebte fortan miteinander, wie man konnte.

Da der Herzog von Chaulnes seine Verpflichtungen gegen das junge Ehepaar glänzend abgetragen zu haben glaubte, so floß die Quelle seiner Gnaden immer spärlicher und versiegte zuletzt ganz. Die Haushaltung im zweiten Stockwerk des Dau-

phinswappens mußte für Eröffnung anderer Geldquellen sorgen, zumal da noch im Laufe des Sommers ein kleiner Vinacchetto das Licht der Gasse Quincampoix erblickte. Die Not und der Zug der Zeit machten Stefano zu einem Charlatan; aber jedenfalls zu einem genialen Charlatan.

„Anima mia, laß den Mut nicht sinken, wir fahren doch noch vierspännig!" sagte er zu seiner hungernden Frau und fing an, den Nachbarn und Nachbarinnen, sowie den Gästen, welche die Gargotte seines Schwiegervaters besuchten, Mittel gegen das Fieber und andere unangenehme Übel zu verkaufen.

Allmählich verwandelte sich das Wohngemach der kleinen Familie in ein schwarzangeräuchertes chemisches Laboratorium; mit wahrer Leidenschaft warf sich Stefano Vinacche, obgleich er bis an sein Ende weder lesen noch schreiben lernte, auf das Studium der Simpla und der Mineralien.

Eine gewaltige Veränderung ging mit dem seltsamen Menschen vor; — nicht mehr war er der vagabondierende Abenteurer, der das Glück seines Lebens auf den Landstraßen, in den Gassen suchte. Tag und Nacht schritt er grübelnd einher, das Haupt zur Brust gesenkt, die Arme über der Brust gekreuzt. Wer konnte sagen, was er suchte?

Eine fast eben so überraschende Veränderung kam über das junge Weib Vinacches. Die frühere Mätresse des Herzogs von Chaulnes verehrte den ihr aufgedrungenen Mann auf den Knien, sie war die treuste, liebendste Gattin geworden, und ist es über den Tod Stefanos hinaus geblieben.

Sie konnte lesen, sie konnte schreiben: — wie viele alte vergilbte Bouquins hat sie dem suchenden Forscher, in stillen Nächten, während sie ihr Kind wiegte, vorgelesen!

Der Vater Bullot hatte nicht mehr Ursache, sich über das wilde, unbändige Gebaren seiner Tochter zu beklagen. Die eigentümliche Gewalt, welche Stefano Vinacche späterhin über die schärfsten, klarsten Geister hatte, trat auch jetzt in der engeren

Sphäre schon bedeutend hervor. Papa Claude, Margot die Picarde, Gratien Le Poudrier der Rabulist, alle Nachbaren und alle Nachbarinnen beugten sich dem schwarzen, funkelnden Auge Stefanos. Der Stein war ins Wasser gefallen, und die Wellenringe liefen in immer weitern Kreisen fort; — weit, weit über die Gasse Quincampoix hinaus verbreitete sich der Ruf Stefano Vinacches!

Unterdessen schlug man sich in Deutschland, Flandern, Spanien, Italien und auf der See. In Deutschland verbrannte Melac Heidelberg, und der Feldmarschallleutnant von Hettersdorf, der „die poltronnerie seines Herzens mit großen Peruquen und bebremten Kleidern zu bedecken pflegte", — Hettersdorf, der elende Kommandant der unglücklichen Stadt, wurde auf einen Schinderkarren durch die Armee des Prinzen Ludwig von Baden geführt, nachdem ihm der Degen vom Henker zerbrochen worden war. Aus Flandern schickte der Marschall von Luxemburg durch d'Artagnan die Nachricht vom Sieg bei Neerwinden. Roses in Catalonien wurde erobert. Zu Versailles, zu Paris in der Kirche unserer lieben Frau sang man Te Deum laudamus; aber im Bischoftum Limoges starben gegen zehntausend Menschen Hungers. Zu Lyon wie zu Rouen fiel das Volk in den Gassen wie Fliegen, und ihrer viel fand man, welche den Mund voll Gras hatten, ihr elendes Leben damit zu fristen.

Stefano Vinacche, nach einer Reise in die Bretagne, verließ die Gasse Quincampoix und das Haus seines Schwiegervaters und zog in die Gasse Bourg l'Abbé. Strahlend brach die Glückssonne Stefanos durch die Wolken. Fünf Monate war er in der Bretagne gewesen, und niemand hat jemals erfahren, was er dort getrieben, — gesucht, — gefunden hat! Zu Fuß zog er aus, in einer zweispännigen Karosse kehrte er zurück. Zwei Lakaien und ein Kammerdiener bedienten ihn in der Straße Bourg l'Abbé, wohin er aus der Gasse Quincampoix zog. Von neuem errichtete er in seiner jetzigen Wohnung seine chemischen Feuer-

herde, von neuem braute er seine Rezepte, und das Gerücht ging aus, Monsieur Etienne Vinacche suche den Stein der Weisen, und es sei Hoffnung vorhanden, daß er denselben binnen kurzem finden werde; und wieder tritt dem Erzähler der alte Gönner des unbegreiflichen Mannes, der Herzog von Chaulnes, entgegen, welcher ihm zum Ankauf von Kohlen, Retorten und dergleichen Apparaten zweitausend Taler gibt.

Im Jahr der Gnade Eintausendsiebenhundert war das große Geheimnis gefunden; — Stefano Vinacche hatte das Projektionspulver hergestellt, Etienne Vinacche machte —

Gold!

In demselben Jahre Eintausendsiebenhundert kaufte Monsieur de Vinacche aus dem Inventar von Monsieur, dem Bruder des Königs, für sechzigtausend Livres Diamanten.

3. Glück und Glanz.

Wir schauen wie in ein Bild von Antoine Watteau durch das zarte frühlingsfrische Blätterwerk zu Coubron — fünf Meilen von Paris — wo Monsieur Etienne de Vinacche auf seinem reizenden Landsitze ein glänzendes Fest gibt. Die untergehende Maisonne des Jahres Siebzehnhunderteins übergießt die Landschaft mit rosigem Schein; — Lachen und Kosen und Flüstern des jungen Volkes ertönt im Gebüsch; geputzte ältere Herren und Damen durchwandeln gravitätisch die gradlinigen Gänge des Parkes. Karossen und Reitpferde mit ihrer Begleitung von Kutschern, Lakaien und Läufern halten vor dem vergoldeten Gittertor; Monsieur de Vinacche und seine Frau sind eben im Begriff, von einem Teil ihrer Gäste, der nach Paris oder den umliegenden Landhäusern zurückkehren will, Abschied zu nehmen.

Die Dame Rochebillard, die Geliebte Tronchins, des ersten Kassierers Samuel Bernards, des „fils de Plutus", — wird

von Madame de Vinacche zu ihrer Kutsche geleitet; Monsieur Etienne befindet sich im eifrigen Gespräch mit einem jungen Edelmann, dem Sieur de Mareuil. Für fünftausend Livres will Vinacche dem Herrn von Mareuil einen konstellierten Diamant, vermöge dessen man immerfort glücklich spielen soll, anfertigen. Ein wenig weiter zurück unterhalten sich die beiden reichen Bankiers van der Hultz, der Vater und der Sohn, mit Herrn Menager, Sécrétaire du Roi und Handelsdeputierten von Rouen; — auf einem Rasenplatz tanzen einige junge Paare nach den Tönen einer Schalmei und eines Dudelsacks ein Menuett; bunte Diener tragen Erfrischungen umher, für die abfahrenden Gäste erscheinen andere; der Chevalier von Serignan, Monsieur Nicolaus Buisson, der Sieur Destresoriers, Edelleute von der Robe, Edelleute vom Degen, Finanzleute, Beamte und so weiter mit ihren Frauen und Töchtern, allgesamt angezogen von dem Glanz, der Pracht und dem großen Geheimnis des einstigen neapolitanischen Bettlers Stefano Vinacche.

Hat sich aber um Mitternacht dieser Schwarm der Gäste verloren, so erscheinen andere Gestalten. Aus verborgenen Schlupfwinkeln tauchen Männer auf, finstere bleiche Männer mit zusammengezogenen Augenbrauen und rauhen, rauchgeschwärzten Händen. Da ist Konrad Schulz, ein Deutscher, den Herr von Pontchartrain später verschwinden läßt, ohne daß man jemals wieder von ihm hört. Da sind Dupin und Marconnel, hocherfahren in der geheimen Kunst. Da ist Thuriat, ein wackerer Chemiker; da ist ein anderer Italiener, Martino Polli. Geheimnisvolle Wagen, von geheimnisvollen Fuhrleuten begleitet, langen an und fahren ab, und Säcke werden abgeladen und aufgeladen, die, wenn sie die Erde oder einen harten Gegenstand berühren, ein leises Klirren, als wären sie mit Goldstücken gefüllt, von sich geben, geheimnisvolle Feuer in geheimnisvollen Öfen flammen auf, — Wacht hält Madame de Vinacche, daß die nächtlichen Arbeiter nicht gestört werden in ihrem Werke.

Hüte dich, Stefano Vinacche! Im geheimen Staatsrat zu Versailles hat man von dir gesprochen: Monsieur Pelletier von Sousy, der Intendant der Finanzen, hat den Mann mit dem Kopf voll böser Anschläge, hat Monsieur d'Argenson aufmerksam auf dich gemacht.

Hüte dich, Stefano Vinacche! —

Wer klopft in dunkler Nacht an das Hinterpförtchen des Landhauses zu Coubron?

Salomon Jakob, ein Jude aus Metz, welcher die Verbindung des „Unbegreiflichen" mit Deutschland vermittelt.

Wer klopft in dunkler Nacht an die Pforte des Landhauses zu Coubron?

Franz Heinrich von Montmorency-Luxemburg, Pair und Marschall von Frankreich, welchen Stefano Vinacche die Kunst lehren soll, den Teufel zu beschwören.

In dunkler Nacht fährt nach Coubron der Herzog von Nevers, um sich in die geheimen Wissenschaften einweihen zu lassen.

In dunkler Nacht fährt nach Coubron Karl d'Albert, Herzog von Chaulnes, und Madame de Vinacche empfängt ihn in brokatnen Gewändern, geschmückt mit einer Cordeliere und einem Halsband im Wert von sechstausend Livres.

„Notre Dame de Miracle, wie habe ich für Euer Glück gesorgt, Allerschönste!" sagt der Herzog von Chaulnes, und die Tochter des Wirts zum Dauphinswappen verbeugt sich mit dem Anstand einer großen Dame und führt den hohen Gast und Gönner in ihren Salon, welcher den Vergleich mit jedem andern zu Paris aushält.

Stefano Vinacche trägt nicht mehr sein eignes Haar; eine wallende gewaltige Lockenperücke bedeckt sein kluges Haupt. Mit feiner Ironie sagt er, in den wallenden Stirnlocken dieser seiner Perücke halte er seinen Spiritus familiaris, sein „folet" verborgen und gefesselt.

„Notre Dame de Miracle, Ihr seid ein großer Mann, Etienne!“ sagt der Herzog von Chaulnes, und der Hausherr von Coubron verbeugt sich lächelnd:

„O Monseigneur!“

„Ja, ja, wer hätte das gedacht, als ich Euch in Italien von der Landstraße aufhob? Wer hätte das gedacht, als ich Euch durch den Grafen von Auvergne vom Galgen errettete; — Vinacche, Ihr müßt mir sehr dankbar sein.“

Stefano legt die Hand auf das Herz.

„Monseigneur, ich habe ein gutes Gedächtnis für empfangene Wohltaten. Glaubt nicht, daß das Glück und die errungene Wissenschaft mich stolz mache. Fragt meine Frau, was gestern geschehen ist.“

„Wahrlich, Monseigneur, es war eine tolle Szene. Stellt Euch vor, es befindet sich gestern eine glänzende Gesellschaft bei uns, Monsieur Despontis, Monsieur von Beaubriant und viele andere, als ein abgelumpter Mensch Etienne zu sprechen verlangt. Die Diener wollten ihn abweisen; aber Etienne hört den Lärm und läßt den Vagabunden kommen. Mon Dieu, was für eine Szene!“

„Nun?!“

„Nicolle war's, gnädigster Herr! Nicolle, meines Mannes Kamerad aus dem Regiment Royal-Roussillon!“

„Oh, oh, oh! ah, ah, ah!“ lacht der Herzog. „Dem Wiederfinden hätt' ich beiwohnen mögen. Das muß in der Tat eine eigentümliche Überraschung gegeben haben.“

„Ich fiel in Ohnmacht, und Etienne — fiel dem Vagabunden um den Hals —“

„Und die Gesellschaft?“

„Stand in starrer Verwunderung! Es war ein tödlicher Augenblick,“ ruft Madame de Vinacche klagend, doch Etienne sagt:

„Ich hatte dem Manne einst ein schweres Unrecht zugefügt,

jetzt war mir die Gelegenheit gegeben, es wieder gut zu machen, und ich benutzte diese Gelegenheit."

„Notre Dame de Miracle, ich werde der Frau von Maintenon diese Geschichte erzählen. Ihr seid ein braver Gesell, Etienne. Ah, oh, où la vertu va-t-elle se nicher? wie Monsieur Molière sagt, — sagt er nicht so?"

„Ich glaube, gnädiger Herr," meint Vinacche, die Achsel zuckend, und setzt hinzu, als eben jemand an die Tür des Salons mit leisem Finger klopft: „Da kommt Konrad, uns zum Werk zu holen. Wenn es also beliebt, Monseigneur, so können wir unsere Arbeit von neuem aufnehmen; Zeit und Stunde sind günstig, jeder Stern steht an seinem rechten Platz, und gute Hände schüren die Flamme!"

In die geöffnete Tür schaut das finstere Gesicht des deutschen Meisters Konrad Schulz:

„Es ist alles bereit!"

„Wir kommen!" sagt der Herzog von Chaulnes, mit zärtlichem Handkuß von Madame Vinacche Abschied nehmend. In das chemische Laboratorium herab schreiten die Männer.

Um den schwarzen Herd stehen regungslos die Gehilfen des großen Goldmachers. Atemlos verfolgt der Herzog jede Bewegung des Alchymisten.

Der Meister arbeitet!

Tiegel voll Salpeter, Antimonium, Schwefel, Arsenik, Quecksilber gehen von Hand zu Hand. Die Phiole mit dem „Sonnenöl" reicht Martino Polli, das Blei bringt Konrad Schulz zum Fluß; — der große Augenblick ist gekommen. Aus einem Loch in der schwarzen, feuchten Mauer ringelt sich eine bunte Schlange hervor, sie steigt an dem Beine Stefano Vinaches empor, sie umschlingt seinen Arm und scheint ihm ins Ohr zu zischen. Ein Zittern überkommt den Goldmacher, aus der Brust zieht er ein winziges Fläschchen; — im Tiegel gärt und kocht die metallische

Masse,— die Flammen züngeln, — aus der Phiole in der Hand des Meisters fällt das Projektionspulver in den Tiegel — — —

Das Werk ist vollbracht! In die Form gießt Konrad Schulz die kostbare, im höchsten Fluß befindliche Masse — nach einigen Augenblicken wiegt der Herzog von Chaulnes eine glänzende Metallbarre in der Hand. „Reinstes Gold, Monseigneur!" sagt Stefano Vinacche. —

4. Was man in Versailles dazu sagte.

Vinacche fuhr mit seiner Frau vierspännig durch die Straßen von Paris. Lange war Claude Bullot tot und erinnerte sie nicht mehr an die Dunkelheit ihrer Herkunft. In der Gasse Saint Sauveur besaß Stefano jetzt ein prächtiges Haus, wo er die beste Gesellschaft von Paris bei sich sah. Sein Leben strahlte im höchsten Glanz. Die Teilnehmer seiner wunderlichen Operationen hatte er durch Drohungen, Versprechungen, List und Überredung zu seinen Sklaven gemacht; er durfte ihnen drohen, sie bei der geringsten Auflehnung gegen seinen Willen, als Fälscher, Kipper, und Wipper hängen zu lassen. Seine Geschäftsverbindungen mit Samuel Bernard, Tronchin, Menager, mit den beiden van der Hultz, mit Saint-Robert und dem Sieur Buisson Destresoriers nahmen ihren ungestörten Fortgang. Man sah in seinen Gemächern oft fünfzehn, zwanzig, dreißig Säcke voll nagelneuer Louisdors aufgestellt. Neu geprägte Goldstücke fanden die Diener und Dienerinnen, von denen das Haus überquoll, im Kehricht, in den Winkeln, unter der schmutzigen Wäsche; — sie verkauften Stückchen von Goldbarren an die Juden, und Madame de Vinacche erschrak eines Tages heftig genug, als sie, ungesehen von ihnen, ein Gespräch zwischen ihrer Kammerfrau La Martion und einigen Lakaien ihres Mannes belauschte. —

Der spanische Erbfolgekrieg hatte begonnen. War das Geld

im Hause Stephano Vinacches im Überfluß vorhanden, so mangelte es um destomehr im Hause des Königs Ludwig des Vierzehnten. Herrschte im Hause Stefano Vinacches Jubel und Übermut, so herrschte Mißmut, Angst, Sorge und Not zu Versailles. Ein gewaltiger Umschwung aller Dinge trat in diesem früher so glänzenden Frankreich mehr und mehr hervor. Auf die Zeit des phantastischen, lebenvollen Karnevals folgte der Aschermittwoch mit seinen Grabgedanken. Zu Grabe gegangen waren die Schriftsteller und Dichter: Pascal und Franz von La Rochefoucauld ergründeten nicht mehr die Tiefe des menschlichen Herzens. Jean de Lafontaine hielt nicht mehr den lustigen Spiegel der Welt vor, Jean war „davongegangen wie er gekommen war;" — verstummt war die mächtige Leier des großen Corneille, Jean Racine hatte sein Schwanenlied gesungen und war hinabgesunken in die blaue Flut der Ewigkeit. Tot, tot, war Molière, der gute Kämpfer gegen Dummheit, Heuchelei, Aberglauben und Laster; tot war Jean Baptiste Poquelin, genannt Molière, aber Tartuffe lebte noch!

Die Heiterkeit des Daseins war erblaßt, auch die feierlichen Stimmen der großen Kanzelredner Bossuet, Bourdaloue, Flechier verstummten! König in Frankreich war der Pater La Chaise, Königin in Frankreich war Franziska d'Aubigné, die Witwe Paul Scarcons. Die Schutzherrschaft über das Land nahm man dem heiligen Michael und gab sie der Jungfrau Maria, wie man sie vorher dem heiligen Martin und vor diesem dem heiligen Denis genommen hatte. Schaffe Geld, schaffe Geld, Geld, Geld, o heilige Jungfrau Maria! Schaffe Geld, holde Schutzherrin, Geld zum Kampf gegen deine und unsere Feinde! Schaffe Geld und abermals Geld und wiederum Geld, süße Mutter Gottes! Schaffe Geld, Geld, Geld, o Schutzpatronin von Frankreich und Versailles, Marly und Trianon!

Wiederum war ein Staatsrat gehalten worden zu Ver-

sailles über die besten Mittel, Geld zu bekommen, und niemand hatte Rat gewußt; weder Pontchartrain, noch Pomponne, noch du Harlay, Barbezieux, d'Argouges, d'Agnesseau. Wohl war manche neue Steuer vorgeschlagen worden; doch ohne zu einem Resultat gelangt zu sein, hatte Louis der Vierzehnte seine Räte entlassen müssen. Verstimmt im höchsten Grade, ratlos bis zur Verzweiflung schritt er auf und ab in seinem Gemach und seufzte:

„O Colbert, o Louvois!"

Der König von Frankreich befand sich vollständig in der Seelenstimmung Sauls, des Königs der Juden, als er Verlangen trug nach dem Geiste Samuels, des Hohenpriesters.

Dazu war die Frau Marquise nach Saint Cyr zu ihren jungen Damen gefahren, und der Vater La Chaise gab einigen Brüdern in Christo in der Vorstadt Saint Antoine in seinem Hause ein kleines Fest. Armer, großer Louis! zu seinem letzten Mittel mußte er greifen, um sich zu zerstreuen; — Fagon, sein Leibarzt, wurde gerufen. In der Unterhaltung mit diesem klugen Manne ging dem Monarchen, freilich doch langsam genug, dieser trübe Oktobernachmittag des Jahres 1703 hin, und zuletzt kam auch Madame von Maintenon zurück. Der König seufzte auf, gleich einem, der von einer schweren Last befreit wird; Fagon machte seine Verbeugungen und entfernte sich, ebenfalls höchlichst erfreut über seine Erlösung.

Im klagenden Tone erzählte nun der König seiner Ratgeberin von seiner trüben Nachmittagsstimmung, von seiner Sehnsucht nach ihr, seiner einzigen Freundin, von der Dummheit der Ärzte und von der vergeblichen Ratssitzung.

„Sire," sagte die Marquise lächelnd, „ich bin Eure demütige Dienerin; die besten Ärzte sind die, welche die Seele zu heilen verstehen, was aber die Ratlosigkeit Eurer Räte betrifft, so ist hier ein Billett, welches die Mittel angibt, dem Staat Geld zu schaffen. Von unbekannter Hand wurde es mir in den Wagen geworfen.

Leſet es, Sire, wir haben ſchon einmal über den Mann geſprochen, von dem es handelt."

Der König nahm das Schreiben und überflog es.

„Vinacche?! der Goldmacher!" murmelte er und zuckte die Achſeln.

„Ich höre Erſtaunliches über den Mann," meinte die Marquiſe. „Sein Luxus geht ins Grenzenloſe. Die größten Herren Eures Hofes, Sire, gehen bei ihm ein und aus. Der Herzog von Briſſac hat mir neulich ſtundenlang von dem geheimnisvollen Menſchen geſprochen. Neulich war auch Madame von Chamillard bei mir; ſie ſteht in Verbindung mit dem reichen holländiſchen Bankier van der Hultz. Auch dieſer Mann ſoll vollſtändig überzeugt ſein, Monſieur de Vinacche habe das Projektionspulver gefunden, Monſieur de Vinacche mache in Wahrheit Gold."

„Ach, Marquiſe, von wie vielen haben wir das geglaubt!"

„Sire, wäre ich in Eurer Stelle, ich würde d'Argenſon beauftragen, dieſen Italiener etwas genauer zu beobachten."

Der König zuckte abermals die Achſeln und gab das Billett zurück.

„Wenn d'Argenſon das für nötig hält, ſo mag er ſeine Anordnungen treffen; — ich will nichts damit zu tun haben. Was beginnen Eure Fräulein zu Saint Cyr, Marquiſe?"

Nachdem der König das Geſpräch auf eine andere Bahn geleitet hatte, war es vergeblich, von neuem den verlaſſenen Punkt zu berühren; aber die Marquiſe ſchob das Billett in ihre Taſche und faßte einen Beſchluß. Am andern Tage ſchickte ſie ihren Stallmeiſter Manceau in die Gaſſe Saint Sauveur zu Vinacche, unter dem Vorgeben: er ſolle Diamanten kaufen für eine fremde Prinzeſſin. Manceau, von ſeiner Herrin beſtens inſtruiert, ließ nichts in dem Hauſe des Alchymiſten außer Augen und erzählte nachher Wunder von der Pracht und dem Glanze, die darinnen herrſchten. Pferde, Gemälde, Silbergeſchirr, Meubles, alles taxierte er, wie ein Auktionskommiſſär; auf ſeine Frage nach Juwelen antwortete

aber Vinacche, er besitze deren wohl sehr schöne, aber er handle nicht damit.

Fast schwindelnd von dem Geschauten kam der Abgesandte der Marquise nach Versailles zurück und stattete seiner Herrin Bericht ab. Einige Tage nachher wurde Stefano Vinacche selbst nach Versailles beschieden und daselbst sehr höflich und zuvorkommend von Herrn von Chamillard empfangen! Ein langes Gespräch hatten die beiden Herren miteinander, und hinter einem Vorhange lauschte die Marquise von Maintenon demselben. Aber aalglatt entschlüpfte Vinacche jeder Frage, die sich auf seine große Kunst bezog; er nahm Abschied und bestieg seine Karosse wieder, ohne daß die Marquise und Chamillard ihrem Ziel im geringsten nähergekommen wären.

„Lassen wir d'Argenson kommen!" sagte Frau von Maintenon. „Um keinen Preis darf uns dieser Mann entgehen."

Monsieur de Chamillard verbeugte sich bis zur Erde, und — d'Argenson ward gerufen.

5. Das Ende.

Und Monsieur d'Argenson streckte seine Hand aus; — es fiel ein schwarzer Schatten über das glänzende, fröhliche Leben in der Gasse Saint Sauveur; nach allen Seiten hin zerstob das Getümmel der vornehmen, reichen und geistreichen Gäste. Die Flucht nahmen die Herzöge, die Marquis, die Chevaliers, die Abbés, die Poeten. Wer durfte wagen, da zu weilen, wohin Monsieur d'Argenson den Fuß gesetzt hatte?

Aus dem Nebel ragt düster drohend die Bastille! Sie halten den Stefano Vinacche, auf daß ihnen sein köstliches Geheimnis „nicht entgehe", und — am 22. März 1704, einem Sonnabend — scharren sie ihn ein auf dem Kirchhof von Sankt Paul, unter dem Namen Etienne Durand.

Wer hat je das Genie durch Gewalt gezwungen, seine Schätze mitzuteilen?

So liest man in den Registern der Bastille:

„In der Nacht vom Mittwoch auf den grünen Donnerstag, als am 20. März 1704, morgens um ein Viertel auf zwei Uhr verschied in Nummer drei der Bertaudiere Monsieur de Vinacche, ein Italiener, in der Gegenwart des Schließers La Boutonnière und des Korporals der Freikompagnie der Bastille, Michel Hirlancle. Nach dem Tode des Gefangenen gingen die beiden Wächter, Monsieur de Rosarges davon zu benachrichtigen, und erhob sich dieser und verfügte sich in die Zelle des Sieur Vinacche, welcher sich selbst getötet hat, indem er sich gestern, als am Mittwoch, ungefähr um zwei Uhr nachmittags mit seinem Messer die Kehle unter dem Kinn zerschnitt und sich also eine sehr große und weite Wunde beibrachte. Obgleich ihm alle mögliche Hilfe geleistet wurde, konnte man ihn doch nicht retten. Da der Sterbende einige Zeit hindurch das Bewußtsein wieder erlangte, so hat unser Almosenierer sein Bestes getan, ihn zur Beichte zu bewegen, jedoch ganz und gar vergeblich. Gegen neun Uhr abends habe ich Monsieur d'Argenson von dem Unglück Nachricht gegeben, und ist derselbe in aller Eile sogleich erschienen, um zu dem Sterbenden zu reden, jedoch auch ihn hat der Unglückliche keine Antwort gegeben.

In diesem Schlosse der Bastille 20. März 1704.

Dujonca,
Königsleutnant in der Bastille."

Wohl mochte nachher d'Argenson in seinem Bericht an Chamillard von „billonage", von Kipperei und Wipperei sprechen, es glaubte niemand daran, selbst der Berichterstatter glaubte nicht daran; man brauchte nur eine Rechtfertigung dem aufgeregten Publikum gegenüber. Zu Versailles wirkte die Nachricht von dem Tode Stefano Vinacches gleich einem Donnerschlag;

der König Ludwig der Vierzehnte wurde darob eben so zornig und niedergeschlagen, wie später in demselben Jahre über die Kunde von den Niederlagen auf dem Schellenberge und bei Höchstedt. Die Frau Marquise und die Herren de Chamillard und d'Argenson hatten einige bittere Stunden zu durchleben; aber was half das? Stefano Vinacche war tot und hatte sein Geheimnis mit in das Grab genommen!

Der Witwe des Unglücklichen meldete man offiziell, ihr Gemahl sei in der Bastille am Schlagfluß verschieden; sie blieb im ungestörten Besitz aller der auf so geheimnisvolle Weise erworbenen ungeheuren Güter. Der alte Bericht, dem wir dieses seltsame Lebensbild nacherzählen, vergleicht den gemordeten Stefano mit jenem Künstler, welcher dem Imperator Tiberius ein köstliches Gefäß von biegsamem, hämmerbarem Glas überreichte. Der Kaiser bewunderte die vortreffliche Erfindung und fragte, ob dieselbe schon andern Menschen bekannt sei, welches der Künstler verneinte. Auf diese Antwort hin ließ der Tyrann dem genialen Erfinder den Kopf abschlagen und die Werkstatt desselben zerstören, damit nicht „Gold und Silber gemein und wertlos würden, wie der Kot in den Gassen von Rom."

„Par notre Dame de Miracle, Madame, Euer Gemahl war ein großer Mann," sagte der Herzog von Chaulnes zu der trauernden Witwe Stefanos, „Euer Gemahl war in Wahrheit ein großer Mann; aber einen Fehler hatte er, er war zu verschwiegen! Wie oft hab' ich ihn beschworen, mir sein großes Geheimnis anzuvertrauen, — Madame, auf meine Ehre, Monsieur Etienne war zu verschwiegen, viel zu verschwiegen."

„O Madame, Madame, die Welt ist nicht so beschaffen, daß sie ein großes Genie in sich dulden könnte!" sagte zur Frau Vinacche der Dichter Jean Baptiste Rousseau, der Freund Stefanos. „Madame, die Welt kann das Talent nur töten, und es gibt nur einen Trost:

c'est le même Dieu qui nous jugera tous!"

„Liebste Schwester," sagte der Graf d'Aubigné zur Marquise von Maintenon, „liebste Schwester, in meinem Leben habe ich noch nichts erfunden, wohl aber traue ich mir viel Geschick zu, die Erfindungen anderer Leute herauszuholen. Ihr wißt das ja; mon Dieu, weshalb habt Ihr mir nicht diese Geschichte mit dem Italiener überlassen? Das war kein Charakter für die Kunst Monsieur d'Argensons."

Die Frau Marquise seufzte, zuckte die Achseln und griff nach ihrem Gebetbuch, Mademoiselle La Caverne, ihre Kammerfrau, meldete: Seine Majestät verfüge sich soeben in die Messe. Graf d'Aubigné, welcher „sich wegen seiner Schwester Regierung einbildete, er sei die dritte Person in dem Königreiche", ließ die Unterlippe herabsinken und legte sein Gesicht in die frömmsten Falten.

„Gehen wir, mein Bruder," sagte die Marquise. „Wir wollen beten für die Seele dieses unglücklichen Monsieur de Vinacche und bitten, daß Gott uns seinen Tod nicht zurechne."

Bei der **Verlagsanstalt für Litteratur und Kunst Hermann Klemm** in **Berlin-Grunewald** ist erschienen:

Deutsches Lachen

Siebenhundert Jahre deutscher Humordichtung

Ein kurzweiliges und scherzhaftes Album deutscher Humordichtung mit vielen Hundert lustigen Reim-Episteln und launigen Versstücken

Als heilsame Arznei gegen Melancholie und Kümmernisse, sowie zur Lust und Erbauung für lachwillige Menschen zusammengetragen von

Hermann Siegfried Rehm

Mit Geleitgedichten von

Johannes Trojan und Richard Zoozmann

In feiner und ergötzlicher Weise farbenfroh illustriert mit ca. 1100 Schwarz-Weiß-Zeichnungen und 24 Kunstblättern von den besten und führenden deutschen Meistern lustsamer Zeichenkunst.

Ein prachtvoller Quartband von 548 Seiten Umfang

in mehrfarbigem Druck. Enthält mehr als 1100 schwarze und farbige Zeichnungen und Kunstblätter, darunter farbige Porträts von

Wilhelm Busch und Fritz Reuter

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage

Preis Mk. 20.—

Wer sich und den Seinen fröhliche Stunden bereiten will, dem sei dieses prachtvolle Album, dieser humoristische Familienschatz in Wort und Bild von unvergänglichem Wert, aufrichtig empfohlen. Auf 548 Druckseiten finden sich hier Schätze des deutschen Humors vereinigt, wie sie in solcher Fülle und Mannigfaltigkeit bisher noch nicht zusammengetragen wurden. Welche Seite der Leser auch aufschlagen möge, überall entdeckt er Perlen heiterer und fröhlicher Kunst, die er als stimmungerweckendes Elexier mit Behagen ge-

nießen wird. — Alle Jahrhunderte deutscher Humordichtung, von den Tagen des Walther von der Vogelweide bis auf die neueste Zeit, haben zu diesem goldenen Humorschatz ihr Bestes beigetragen. Viel Köstliches und Originelles, das mit Unrecht in Vergessenheit geraten, ist hier wieder ans Licht gebracht, insbesondere aber sind die reifsten und auserlesensten Humorfrüchte der Gegenwart dieser reichen Ernte einverleibt worden. So sind unter vielen anderen mit Beiträgen vertreten:

Wilhelm Busch, Johannes Trojan, Heinrich Seidel, Detlev von Liliencron, Rideamus, Rudolf Presber, Karl Ettlinger, Alexander Moszkowski, Julius Stettenheim, Edwin Bormann, Otto Julius Bierbaum, Gustav Falke, Oscar Blumenthal.

Den Dichtern des Humors gesellte sich eine große Anzahl der bedeutendsten Zeichenkünstler des Humors bei, die den heiteren Inhalt mit köstlichen und lustigen Bildern und Skizzen begleiteten. So sind neben Wilhelm Busch, Paul Konewka, Theodor Schloepke und anderen älteren bekannten Humoristen des Stiftes reich vertreten an modernen Künstlern: Julius Diez, Erich Gruner, Emil Preetorius, August Hajduk, Paul Scheurich, Paul Haase, Arpád Schmidhammer, H. Wilke, Stefan Krotowski, Franz Christophe, Fritz Schoen, Otto Flechtner usw. Die Zeichnungen dieser Künstler bilden an sich schon eine unerschöpfliche Quelle des Humors und bereiten jedem Leser viele Stunden des Frohsinns.

Dieses Buch darf in keinem deutschen Hause, wo Sinn für Humor, Scherz und Witz lebendig ist, fehlen. Als „Trost in Tränen" wird es niemals seine Wirkung verfehlen, und wer sich durch ein gesundes und erquickendes Lachen von den Molesten des Lebens erholen will, der greife getrost zu ihm, er wird sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht sehen. Nicht nur als anregende und erheiternde Lektüre, nein, auch als unvergleichlich kostbares Vortragsmaterial hat „Das Deutsche Lachen" eine unvergängliche Bedeutung.

Dieses goldene Hausbuch deutschen Humors ist das amüsanteste Gegenstück zum Wilhelm Busch-Album

PT
2451
A1
1913
Sec.1
Bd.4

Raabe, Wilhelm Karl
Sämtliche Werke

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY